Maassen
1902
Schütze

Die

Journalisten.

Lustspiel in einem Aufzuge

von

Et. Schütze.

Leipzig,
bei Georg Joseph. 1806.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die
Journalisten.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Hans von Rosendorn, Maier, ausser Diensten.

Minna, seine Tochter.

Hanchen, ihr Kammermädchen.

Herr von Wildeck, ein Landedelmann.

Birkenstock } Dichter und Journalisten.
Fliederbusch }

Jürge, ein alter Soldat.

Der Schauplatz ist in einer Residenz.

Zimmer.

Erster Auftritt.

Der Major. Jürge.

Der Major. (Journale vor sich) Ha ha ha ha!

Jürge. (in Erwartung, mit kurzem Lachen) Ha ha!

Major. Ueber den Husaren! Verteufelte Streiche!

Jürge. Ha ha!

Major. (aufstehend) Jürge, was lachst Du?

Jürge. Weiß schon, wenn der Herr Major lachen, ist es immer ein toll Ding.

Major. Toll und wird immer toller.

Jürge. Wieder ein Ausfall da?

Major. Ja, der Husar wollte auf ihn ein, aber husch! war er hinter dem Verhau.

Jürge. Da seh' einer den Panduren!

Major. Nun gehts an ein Plänkeln.

Jürge. Ei, er wird ihn doch nicht wegblitzen?

Major. Ja, ich dacht' es auch; aber sieh nur hier — ach! daß Du auch nicht lesen kannst!

Jürge. Herr Major, das ist ein Jammer.

Major. Bist mir im siebenjährigen Kriege immer so treulich zur Seite gewesen, und nun in dem Federkriege — es ist mir recht verdrießlich, daß Du mir da nicht folgen kannst.

Jürge. Folge ja, Herr Major, folge ja.

Major. Lauter Massacres, sage ich Dir. Mit unserm Fliederbusch wäre es bald aus gewesen; Birkenstock hatte ihn schon für todt erklärt, und meinte, daß wir füglich zu seiner Beerdigung schreiten könnten.

Jürge. Ja, Herr Major, so weit war ich; ich weiß auch, daß er uns dabei einen Leichenschmaus versprochen hat.

Major. Ganz recht; er wollte nämlich dem Seligen eine Leichenrede

halten, und sein ganzes Leben, wie er versicherte, in eine Nuß bringen.

Jürge. Da wär' ich doch curjos.

Major. Was soll nun der Husar machen, wenn der Pandur so aus dem Hinterhalte auf ihn anlegt? Er sieht ihn stehen, aber der Teufel mag da heran reiten.

Jürge. Ei, Herr Major, der Husar muß hinten herum, und muß dem Panduren in die Flanke fallen.

Major. Recht, Jürge, das thut er auch. Nämlich: hat der ihn für todt erklärt, so beweist dieser, daß jener noch nicht einmal todt, nein, daß er noch gar nicht geboren sey; und er nennt ihn deswegen eine bloße Tendenz zum Leben.

Jürge. Eine Tendenz? ha ha ha! das ist gewiß wieder ein rechter Hieb.

Major. Ja, Fliederbusch trägt doch allemal den Sieg davon, und wir haben wohl gethan, uns auf seine Seite zu schlagen. Doch bin ich begierig, was Birkenstock für eine Leichenrede auf ihn halten wird. Morgen werden wir sehen; — oder — sieh zu, daß Du mir das Blatt heute noch verschaffen kannst.

Jürge. Den Strickbeutel oder den Haarbeutel?

Major. Verwechselst Du sie noch immer?

Jürge. Wie alle Welt. Hab' ich's im Strick- oder Haarbeutel gelesen! sagen die Leute. Ich lese nun keins, aber ich verwechsele sie doch.

Major. Narr, so bleib bei dem Panduren und dem Husaren stehen. Ich will immer den Panduren nennen,

das ist der Herr Doctor Birkenstock, der den Strickbeutel schreibt. Nun geh, und verschaff mir davon das nächste Blatt.

Jürge. Vom Strickbeutel das nächste Blatt; ganz wohl. (ab)

Zweiter Auftritt.

Der Major, gleich darauf Herr von Wildeck.

Major. Immer zu, ihr Herren; neue Batterien, neue Demonstrationen, nur immer etwas Neues! Tödtet einander, gebt den Geist, nur nicht den Witz auf.

Wildeck. Da bin ich wieder vergebens die Straßen auf und ab gegangen.

Major. Neue Lectüre, Herr Bruder.

Wildeck. Find' ich Dich abermals bei dem närrischen Zeuge? Mir ist das Zanken der Gelehrten bis in den Tod verhaßt, und ich gehe den Leuten immer gern auf hundert Schritte aus dem Wege.

Major. Hast Du denn das Blatt von heute schon gelesen?

Wildeck. Verschone mich damit. — Ich wollte, ich stünde schon wieder auf meinem Acker, und sähe die Furchen hinter dem Pfluge; die wären mir lieber, als alle die müßigen, unnützen Zeilen auf dem Papiere da.

Major. Ja Du hast auch eine miserable Lectüre, denn Du siehst nur immer hinten in den Zeitungen nach den Todesanzeigen.

Wildeck. Wo anders soll ich meinen verlornen Sohn suchen?

Major. Verloren? Als wenn der, der nicht bei Papa und Mama zu Hause sitzt, gleich außer der Welt seyn mußte.

Wildeck. Aber wo? die Welt ist groß.

Major. Gleichviel, wenn er nur auf Ehre hält, und das wird er gewiß, davon ist ja selbst der Duell ein Beweis; und — wer aus einem so alten, berühmten Hause stammt —

Wildeck. Hatte ich nicht eine Freude, als ich endlich die Spur von ihm fand! Hieher ist er gegangen, das stimmt mit allen Aussagen; und doch laufe ich durch alle Gassen und Tabagien hier nun vergebens umher.

Major. Herr Bruder, mir fällt etwas ein. Laß ihn in den Haarbeutel

ſetzen; dieß Blatt wird hier am häufigſten geleſen, und iſt auch mein Lieblingsblatt.

Wildeck. Das kommt mir vor, als ob ich ſein Bild auf öffentlicher Straße aushangen ſollte.

Major. Ei, warum nicht gar. Du brauchſt ihn ja nicht bei Namen zu nennen. Gib es verblümt, als ob es ein Hiſtörchen für die Leſewelt wäre. Laß eine Ermahnung an ihn ergehen, bezeichne ihn mit ſolchen Zügen, daß er ſich nothwendig darin erkennen muß. Oder Du kannſt auch die Beſchreibung und die Ermahnung gleich in Eins bringen, etwa ſo: Mein innigſt geliebter, einziger Sohn, du vier und zwanzigjähriger Jüngling mit ſchwarzen Haaren, braunen Augen, langer Naſe; du letzte Stütze

meines Alters, von schlankem Wuchs, drei Ellen hoch, und von marzialischem Ansehn; du Abgott meiner Seele, von munterer Gesichtsfarbe, erhabener Stirn und einem ganz kleinen runden Kinn; du einzige Quelle meines Kummers, im blauen Rock, hirschledernen Beinkleidern und kurzen Stiefeln; komm endlich — endlich wieder zurück in die Arme deines dich ewig liebenden Vaters.

Wildeck. Rosendorn, Du kannst noch spotten?

Major. Ei, so mußt Du das nicht nehmen. Wenn ich auch scherze — ich meine es doch gut mit Dir. Aber in der That, es ist mein Ernst: laß ihn in den Haarbeutel setzen, der wird in jedem Hause gelesen, und wenn Dein Sohn noch hier ist, so muß er sich

nothwendig darin zu Gesichte bekommen.

Wildeck. Hm, — ich will es überlegen. (ab)

Major. Es ist doch ein alter Grillenfänger, — hat einen im Duell erstochen, und soll sich nicht unsichtbar machen; und weil er sich unsichtbar gemacht hat, so soll er auch gleich todt seyn. — Aber — wie er es nur abfassen wird! Ohne mich — das geht nicht, ich muß das Beste dabei thun. — Ich will nur lieber gleich zu ihm hinaufgehen. Post Element! da kann ich in dem Blatte auch einmal etwas von mir selbst zu lesen bekommen; aber der Teufel soll den Strickbeutel holen, wenn er mich nachher angreift. (ab)

Dritter Auftritt.

Fräulein. Kammermädchen (aus dem Nebencabinet)

Fräulein. Ach!

Kammermädchen. Drei und funfzigster Seufzer.

Fräulein. O Gott!

Kammerm. Ist auch schon da gewesen.

Fräul. O Himmel!

Kammerm. Gnädiges Fräulein, befehlen Sie etwas?

Fräul. Befehlen! — Darf ich hintreten auf den Altan des Hauses, die Hand ausstrecken und sagen: komm, du goldener Abendstern; was wandelst du draußen, was stehst du so fern?

Kam-

Kammerm. Gnädiges Fräulein, was hör' ich! Sie machen ja Gedichte.

Fräul. Gedichte — und machen sagst Du? — Kann es der grünende Rasen verwehren, wenn glühende Rosen aus ihm hervorbrechen; das Herz verwehren, wenn — — o Gott!

Kammerm. Ich wünschte, daß die acht Tage, die ich bei Ihnen bin, sich gleich in acht Jahre verwandeln könnten, damit ich so recht getrost fragen dürfte: gnädiges Fräulein, was fehlt Ihnen?

Fräul. Du hast recht. Was bei Männern Jahre braucht, das reift bei uns in wenigen Tagen. Und lebten wir auch an dem Nordpol, unsere Sonne verlöscht nicht. Uns erwärmt ein innig fühlendes Herz, und wie der Kelch

der Rose, so öffnen unsere Lippen sich von selbst zur süßen Mittheilung. Freundin, Theure, ist doch empfänglich dein fröhlicher Sinn, du sollst wissen den Grund meiner Schmerzen, zum Quell meiner Thränen führe ich dich. — Vom Himmel sank der Tag des heiligen Johannes, und Wiesenbrunn war unser Aufenthalt. Die Sonne schwamm am blut'gen Horizont, und halb verstummend sang die Nachtigall. Ich saß am Hügel, am Rosenbusch, einen traulichen Dichter auf meinem Schoß.

Kammerm. Wie? Ein Herr auf Ihrem Schoß?

Fräul. Wie fragst du doch! — der Ausdruck seines Geistes war es nur.

Kammerm. Ein Buch also.

Fräul. Ich ſah und las, für mich, mit leiſer Stimme:

Hinaus, mein Blick, hinaus ins Thal!
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenſtral
Und an der heil'gen Stille.
Da horch nun ungeſtört, mein Herz,
Da horch den leiſen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Kaum hatte ich dieß geſprochen, ſo regte ſich der nahe Hain, und laut erſcholl aus ſeinen Zweigen — der zweite Vers:

Sie drängen ſich ſo wunderbar,
Sie regen all mein Sehnen.

O ſag mir, Ahndung, biſt du wahr?
Biſt du ein eitles Wähnen?
Wird einſt mein Aug' in heller Luſt,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einſt die oft empörte Bruſt
Mir ſel'ge Ruh umfächeln?

Kammerm. Das ſprach der Vers?

Fräul. Er ſprach's; aber aus weſſen Seele? — Ach! aus der Seele eines Engels.

Kammerm. Ich erſtaune.

Fräul. Der Anklang war es unſerer Harmonien. — Wie wir uns ſahen und fanden, ſprachen und verſtanden — o wo giebt es Worte, die dieß ſchildern; Worte, worin der Geiſt nicht zum todten Körper erſtarrte! — Ach! es waren

wenig Stunden, aber Jahre lebten darin.

Kammerm. Und wer war es denn, gnädiges Fräulein?

Fräul. Damals verschwieg er seinen Namen mir; doch was ist ein Name! Was greif' ich, was halt' ich, wenn ich Gott spreche, wenn ich Himmel sage! — Ach! er verschwand; und bis zum Wiedersehen war eine lange Zeit.

Kammerm. Wie lange denn, mein Fräulein?

Fräul. Siebenzehn Tage und sieben Stunden. Ich war im Theater, schlug meine Augen auf, und — den ich erblicke, Himmel! er ist es; aber — weit, sehr weit von mir.

Kammerm. Wie weit denn, gnädiges Fräulein?

Fräul. Drei Stufen und einen breiten Abſatz. In der Bänke zweyten Abtheilung, Parterre genannt.

Kammerm. Nun, und wie näherten ſie ſich einander?

Fräul. Nähern? Ach! Wie Seel' in Seele ſich ergießt, wie Blick in Blick und Herz in Herz ſich findet; — nur der Körper, dieſes bordirte Schleppkleid der Seele, laſtete nieder an den kalten Boden. Ja, hätte dieſer Staub in Blumendüfte ſich löſen mögen, hin zu dem Geliebten wär' ich geflogen. — Beneidet hab' ich die ſchmetternde Drommete, die ſo laut zu ihm ſprechen durfte. — Die neunte Stunde ſchlug, da eilte ich zurück in meine Trauerzelle; ich eilte, ſag' ich; o Freundin, zürne mit mir.

Univ.-Bibl. München

Kammerm. Aber, mein Gott! wer

war es? Konnten Sie es denn nicht erfragen?

Fräul. Fliederbusch nennt ihn die Welt.

Kammerm. Wie? der Journalist, derselbe, der den Haarbeutel herausgibt?

Fräul. Sprich: der gern gelesene Dichter.

Kammerm. (bei Seite) Endlich hab' ich sie so weit. (laut) Fräulein, das ist schlimm, sehr schlimm.

Fräul. Ich weiß es wohl, daß ich, Hans von Rosendorns Tochter, an keine Verbindung mit ihm denken darf; aber — ihn sehen, ihn sprechen, o Freundin, auch das nicht; es ist grausam.

Kammerin. Warum denn nicht sehen?

Fräul. Im Theater, im Concert,

auf den Promenaden, überall blick' ich vergebens nach ihm. Denkt er noch an mich, lebt er noch, ist er todt! —

Kammerm. Wie kann er todt seyn, da er fast täglich ein ganzes Blatt voll schöner Gedanken herausgibt!

Fräul. Was hilft es mir? Kann ich von dem Papiere ihn nehmen, ihn von dem Blatte in meine Seele saugen?

Kammerm. (nachdem sie ein wenig nachdenkend geschienen) Gnädiges Fräulein, mir fällt etwas ein. — Sie sollen ihn sehen, ihn sprechen.

Fräul. Wann? wo?

Kammerm. Heute noch, hier.

Fräul. Mädchen, hüte Dich, eines wunden Herzens zu spotten.

Kammerm. Ei, ich weiß auch,

was Liebe iſt; aber das Schmachten iſt nicht die rechte Methode. Unternehmend ſeyn, alle Hinderniſſe überſpringen, das Aergſte wagen, das Schönſte hoffen, das iſt der Catechismus der Liebe.

Fräul. O was Du für ein Mädchen biſt!

Kammerm. Laſſen Sie mich nur machen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Der Major.

Major. Ha ha ha! Das wird ein närriſcher Aufſatz. — Kinder, ich bin jetzt auf dem Wege, ein Schriftſteller zu werden; ja, ich habe ſchon ſo wacker darauf los geſchrieben, daß mir darüber das Papier ausgehen will. (er öffnet das

Paul) Liebe Tochter, haſt Du denn das heutige Blatt vom Strickbeutel ſchon geleſen?

Fräul. Ach! Vater, wie können Sie doch daran Gefallen finden, wenn ſich achtungswerthe Schriftſteller ſo herum ſtreiten!

Major. Gefallen! — Herumſtreiten! — — Sappermeut! über das weiberliche Geſicht! Aller Appetit vergeht mir, wenn ich das Geſicht ſehe. — Immer ſäuſeln, ſäuſeln, den Kopf hangen! Aber weiß, das haben wir aus dem Bade mitgebracht; und denn das vermaledeite Leſen.

Kammerm. Herr Major, Sie leſen ja auch gern.

Major. Ja, was Kraft und Saft hat, das laſſe ich mir noch gelten;

aber — — da sieh nur — möchte ich doch lieber, daß sie mir das Haus über dem Kopf anſteckte, als daß ſie mir da wie Marzipan im Waſſer vergeht!

Fräul. O Gott! (mit verſtörtem Geſicht ins Cabinet)

Major. Wetter über das ewige Geſeufze!

Kammerm. Gnädiger Herr! haben Sie nur Geduld; bin ich nur erſt länger bei ihr, ſo ſoll ſie mir ſchon munter werden.

Major. Ja, auf dich rechne ich auch. Die Frau von Tilo ſagte: das iſt ein Allerweltsmädchen! Und auf dieſes Wort habe ich dich zu ihrer Geſellſchafterin genommen. Ich denke, die Frau von Tilo ſoll Recht haben.

Kammerm. Gewiß, Herr Major.

So habe ich z. B. heute Morgen einen recht luſtigen Einfall bekommen, und wenn der Herr Major Ihr gnädiges Ohr zu mir herabneigen wollen —

Major. Höre, fang nicht mit mir an: was ſoll hier das gnädige Ohr?

Kammerm. Nun —

Major. Merke dir: Hans von Roſendorn hat zwei Seiten —

Kammerm. Ja, ich weiß recht gut: auf der einen ſitzen die Roſen, auf der andern die Dornen. Erlauben Sie, daß ich erſt zu den Roſen komme, und die Dornen bis zuletzt laſſe.

Major. Ich bin begierig.

Kammerm. Nämlich: mein lieber gnädiger Herr, ſintemal Ihnen der Streit zwiſchen Birkenſtock und Fliederbuſch ſo viel Kurzweil macht, ſo hat es

mich heute Morgen, nachdem ich die beiden Augen aufgeschlagen, eine ganze Viertelstunde gewundert, warum Sie nur immer bei dem Schriftlichen stehen bleiben, und die Herren nicht einmal beide persönlich zusammen bringen: so gegen einander über würden sie sich doch weit besser ausnehmen, als schriftlich auf dem todten Papiere.

Major. Ei, sieh doch; charmant gedacht. Freilich! den Spaß hätte ich gern; aber wie wäre das anzufangen?

Kammerm. Ganz leicht. Sie dürften sie nur zu sich bitten.

Major. Sie werden nicht kommen.

Kammerm. Zweifeln Sie nicht, Herr Major; Dichter sind eitel; das haben sie mit uns Frauenzimmer gemein.

Major. Wenn ich ſagte, daß ich die Ehre haben wollte, den berühmten Herrn Doctor Fliederbuſch, und dann wieder, den berühmten Herrn Doctor Birkenſtock kennen zu lernen —

Kammerm. Ganz recht. Und ein gutes Glas Wein pflegen die Dichter auch nicht zu verſchmähn.

Major. Hier der Pandur, und da der Huſar! ei, das gäbe gewiß ein prächtiges Schauſpiel.

Kammerm. Und das eben könnte Ihrer Fräulein Tochter die Empfindſamkeit vertreiben, könnte ſie aufgeräumt machen.

Major. Meinſt Du?

Kammerm. Zuverläſſig. (bei Seite) Wieder einen Schritt weiter.

Major. (für ſich) Und ich könnte

auch dann meinen Aufsatz für den Haarbeutel gleich an den Mann bringen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Jürge.

Jürge. Ha hi!

Major. Nun, Jürge, was lachst du wieder?

Jürge. Ein toll Ding. Birkenstock hat unsern Fliederbusch in Holz stechen lassen. Vor seinem Strickbeutel steht er, in leibhaftiger Figur, und darunter die Worte: Er ist nicht mehr! und — wie das nun weiter heißt — einer soll's dem andern wieder sagen: Er ist nicht mehr!

Major. Wo hast du denn das Blatt?

Jürge. Iſt noch nicht fertig, Herr Major; aber mein Gevatter Benjamin hatte ihn eben vor, um ihn abzudrucken, der hat mir's erzählt. Wenn Sie ſich nur bis heute Abend gedulden wollen, dann können Sie auf dem Papiere den Spectakel ſelbſt mit anſehn.

Major. Jürge, Du ſollſt die beiden Herren zu mir bitten. Vielleicht können Sie heute am beſten abkommen.

Jürge. Alle beide — in dieß Zimmer hier?

Kammerm. Ja doch.

Jürge. Um daß ſie ſich mit einander vertragen ſollen?

Major. Warum nicht gar.

Jürge. Ah ich merke: wie etwa — das Pulpet da, das könnte Küſtrin vorſtellen, und der Tiſch hier, das wäre

Zorn-

Zorndorf. Ei, das wird eine mörderliche Schlacht geben.

Major. Es muß aber keiner vom andern wissen.

Kammerm. Erlauben Sie, Herr Major, ich will ihn schon abrichten.

Jürge. Ah! ich will meine Sache schon machen.

(beide ab)

Sechster Auftritt.

Der Major, gleich darauf das Fräulein.

Major. Gut, da werde ich mein Histörchen ins Reine bringen, und bei gelegener Zeit den Doctor Fliederbusch auf die Seite ziehn. Es soll mich wundern, was er dazu sagen wird. Der

Inhalt tragisch, die Einkleidung comisch, die Wahrheit mit dem Schein der Verstellung — das ist eine ganz neue Art zu schreiben.

Fräul. Ich weiß nicht, welche Unruhe mich umher treibt.

Major. Fräulein Honigthau, sie kann nun in Gottes Namen die Bibliothek ins Feuer werfen, denn wir lassen nunmehr die Autoren selbst kommen; sieht sie — vom Kopf durch die Hand, von der Hand durch die Feder — das ist ein weiter Transport, auf dem gar manches verloren geht. Jetzt sind wir so klug, uns die Einfälle der schönen Geister gerades Weges zu verschreiben. — Schicke Dich nur darauf an, daß Du brav mitlachen kannst; Birkenstock und Niederbusch werden gleich hier seyn.

Fräul. Fliederbuſch? — Gott! iſt es möglich?

Major. Nun, wie haſt Du Dich wieder?

Fräul. Mein Vater, romantiſch iſt die Welt.

Major. Da ſeh' einer! — Wo wäre denn hier das Bächlein, und wo die Schäferin? — Du wirſt doch nicht gar etwa meinen Wein für einen Bach anſehen wollen?

Fräul. O Vater, laß den Bach nur fließen, die Schäferin — ſie findet ſich.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Kammermädchen.

Kammerm. Stellen Sie ſich vor: als ich eben mit Jürgen in der Hand-

thüre stehe, und ihm die Complimente einpräge, kommt Birkenstock die Straße herauf.

Fräul. Wie romantisch!

Kammerm. Wenigstens kann es romanhaft werden; Jürge hat ihn angeredet, und der Doctor wird gleich ins Haus treten.

Major. So mach' Anstalt; hole vom Ungerwein herauf.

Fräul. Der Ungerwein ist nicht besungen, es müßte wohl der Rheinwein seyn.

Major. Nun, meinetwegen.

Kammerm. Also: am Rhein, am Rhein. (ab)

Major. Geh in Dein Zimmer, da kannst Du alles mit anhören.

Fräul. Ach! (ab ins Cabinet)

Major. Was es da wohl wieder zu seufzen gibt! — lachen will ich nach Herzenslust. — Ich glaube, ich höre ihn schon kommen.

Achter Auftritt.

Major. Birkenstock.

Birkenst. Herr Major —?

Major. Mein Herr Doctor, — verzeihen Sie, — ich konnte meiner Begierde nicht länger widerstehen, Sie persönlich kennen zu lernen, und endlich hab' ich das Vergnügen. Sie glauben nicht, wie viel Dank ich Ihnen schuldig bin?

Birkenst. (mit Kälte) Dank?

Major. Für so viele heitere Stun-

den, womit ſie einem alten Kriegsmanne den Reſt ſeines Lebens verſüßen.

Birkenſt. Sie lieben die ſchönen Künſte?

Major. Ueber alles, Herr Doctor.

Birkenſt. Ein Krieger — die Töchter des Friedens?

Major. Des Friedens? (er verbirgt das Lachen) In der That, ich verſichere Sie, ich liebe ſie über alles. Beſonders hat mir das Journal, das Sie herausgeben, der Strickbeutel —

Birkenſt. Bitte, Herr Major.

Major. Nein, es iſt mein vollkommener Ernſt. Ein alter Krieger ſpricht, wie er denkt. Wie allerliebſt iſt nicht die Allegorie von den jungen Enten, die auf dem Waſſer ſchwimmen, und von der Henne, die am Ufer geht! Herr

Doctor, ich denke, Sie haben darunter die Engländer und die Franzosen verstanden. Diese hier gehn auch am Ufer hin und her, und möchten über die Engländer da gern ihre Flügel ausbreiten, und die lieben kleinen Enten gern an ihr Herze drücken. Man erobert ja doch heut zu Tage nur, um andere glücklich zu machen; nicht wahr, Herr Doctor? — Daher läßt man auch gleich die Glocken läuten, die Kanonen abfeuern, und eine Deputation abmarschiren, die sich beim Sieger unterthänig bedanken muß, daß er die Güte gehabt, das Land zu erobern. Ist es nicht so, Herr Doctor?

Birkenst. Es ist so.

Major. (bei Seite) Ich weiß nicht er will gar nicht witzig werden. (laut) Ah! was ich sagen wollte — da hab

ich kürzlich ein Gedicht geleſen: der Mohnkopf betitelt. Herr Doctor, was urtheilen Sie darüber?

Birkenſt. Ja, ich habe das salva venia Gedicht auch geleſen; es iſt von einem gewiſſen Herrn Fliederbuſch. Ein elendes Machwerk, ſage ich Ihnen; abgedroſchene Gedanken, verbrauchte Wendungen, ohne alle Feinheit, ohne allen Witz, ja, ich möchte ſagen, ohne allen Sinn und Verſtand.

Major. Aber der Schluß, Herr Doctor, der Schluß iſt mir doch recht ſcharf und ſpitzig vorgekommen.

Birkenſt. Den hat er geſtohlen, ich kann Ihnen beweiſen, er hat ihn geſtohlen. — Ueberhaupt iſt ja der Herr Fliederbuſch kein Dichter.

Major. Kein Dichter? — Mein

Gott, und das ganze Publicum hält ihn doch dafür.

Birkenst. Das Publicum hat keinen Geschmack, sonst würde es meinen Alexander nicht so gleichgültig aufgenommen haben.

Major. Ihren Alexander? Doch — schon recht — gesehn habe ich ihn.

Birkenst. Und haben ihn nicht gelesen? — O das ist schade. — Da hab' ich gleich anfangs einen herrlichen Einfall gehabt; nämlich vorn habe ich den Helden abbilden lassen, wie er schon als Kind mit der Weltkugel spielt. Fiel Ihnen das nicht auf?

Major. Ich muß gestehn, das habe ich für eine gewöhnliche Holzkugel gehalten, womit er im Begriff wäre, Kegel zu schieben.

Birkenſt. Gott! ſo geht es.

Major. Hab' ich doch immer gedacht, es müßte alles klar und verſtändlich ſeyn.

Birkenſt. Bewahre! Die Poeſie iſt ein überirdiſches Weſen; dunkel, rings von Nebel umhüllt muß ſie über allen menſchlichen Verſtand dahin ſchweben.

Major. Was ſagen Sie denn aber zu unſerm berühmten Halifax, der ſo allgemein geleſen und bewundert wird?

Birkenſt. Ach! ich bitte Sie, Halifax! du großer Gott! Wenn er doch auch nur einen Vers richtig zu machen verſtünde! Ich glaube, der Menſch kann nicht ſcandiren.

Major. Aber Hartenfels.

Birkenſt. Hat keine Genialität.

Major. Werdenhain.

Birkenſt. Iſt ohne Gemüth.

Major. Nun, Herr Doctor, wen nennen Sie denn einen guten Dichter?

Birkenſt. Ach! es iſt ein proſaiſches Zeitalter.

Major. Und Sie nehmen ſich noch die Mühe? —

Birkenſt. Was mich betrift, ich dichte für die Nachwelt.

Neunter Auftritt.

Vorige. Fliederbuſch; gleich darauf Jürge mit Wein und Gläſern.

Birkenſt. Ha! Wen erblick ich?

Fliederbuſch. Wie? — Wo bin ich?

Major. Verzeihen Sie, mein Herr Doctor, daß ich ſo frei war.

Birkenſt. Nahe mir nicht, Leviathan, daß nimmer die Donner dich treffen.

Fliederb. Bin ich ein wehrloſes Kind, ſoll ich entfliehen vor dir?

Major. (für ſich) Da haben wir den Tanz.

Birkenſt. Adler, reich mir den Blitz, zerſchmettern will ich das Unthier.

Fliederb. Acht' ich das drohende Wort, fürcht' ich den dampfenden Rauch?

(der Major lacht heimlich, Färge brummt einzelne Worte für ſich nach)

Birkenſt. Kehre zurück in das Nichts, du Scheuſal nächtlicher Tiefe.

Fliederb. Hülle Dich droben in Dunſt, lächerlich-ſtolzes Phantom.

Birkenſt. Magſt Du kriechen im Schlamm, mich trägt hochfahrender Sturmwind.

Fliederb. Ei, du Lüftchen von Oſt, kühle mir ſäuſelnd die Stirn.

Major. Meine Herren!

Birkenſt. Eintracht ſühnet uns nicht, eh' gatten ſich Tiger und Bocklamm.

Fliederb. Eh' wird Feuer und Flut einig im quellenden Born.

Major. (ſchenkt ein) Jürge, präſentire.

Birkenſt. Himmliſche Sphären, verzeiht das Quaken der Fröſche da drunten.

Fliederb. Höret, es ruft: komm mit! nächtlich die Eule vom Thurm.

Jürge. (präſentirt an Birkenſtock)

Major. Bitte, lieber Herr Doctor, trinken Sie erſt einmal.

Birkenſt. (dem Weine ausweichend) Sehet das Mäuschen, es hüpft gar keck um den ſchlummernden Leuen.

Jürge. (präſentirt an Fliedertuſch)

Fliederb. Ei, das Mäuschen iſt ſtill, ſchwiege der brüllende Bär.

(er nimmt das Glas, und nun langt auch Birkenſtock zu)

Major. (mit dem Glaſe) Es leben die friedlichen Muſen!

Fliederb. (mit ihm anſtoßend) Friedekränze dein Gelock, Neſſeln jenen Birkenſtock.

Major. Gottlob, nun gehts in die Reime.

Birkenſt. (auch anſtoßend) Dir ein laut Trompetentuſch, Pereat dem Fliederbuſch!

(der Major ſchenkt wieder ein, und gibt Jürgen ein Zeichen)

Jürge. (für ſich) Ha ha! närriſche Leute die Dichter! (ab)

Major. Aber, meine Herren, warum ſind ſie denn ſo ſehr aufgebracht auf einander?

Birkenſt. Herr Magiſter, alles wollt' ich noch hingehen laſſen, aber daß Sie mich nun gar für eine Ungeburt erklärt haben, das werde ich Ihnen nie vergeben.

Fliederb. Das iſt lange nicht ſo arg, als wenn Sie mein Privatleben angreifen.

Birkenſt. Wie kann ich das? Ich bin ja todt nach Ihrer Behauptung?

Fliederb. Ja, todt für den guten Geſchmack. (trinkt)

Birkenſt. Und Sie ſind — (trinkt)

Fliederb. Hören Sie.

Major. Jetzt hat er nichts gesagt.

Fliederb. Das ist es eben, daß er mich nicht einmal eines Wortes würdig hält, und mich durch Gedankenstriche tödtet.

Birkenst. Freilich, das können Sie nicht; denn wie oft haben Sie schon in Ihrer Zeitung angelobt, kein Wort mehr um mich zu verlieren; aber — Sie können es nicht lassen, Ihre Blätter mit Verlust zu füllen.

Fliederb. Herr Major, ich weiß nicht, wie mir Ihre Einladung vorkommt.

Major. Verzeihen sie, meine Herren. Sie sind mir beide sehr achtungswerth.

Birkenst. u. Fliederb. Beide?

Major. Allerdings. Aber — um

auf

auf etwas anders zu kommen — ich hätte auch wohl Luſt, einmal meine Feder zu verſuchen. Ich habe ſogar ſchon etwas aufgeſetzt; nehmen es der Herr Doctor Birkenſtock wohl nicht übel, wenn ich mich damit an den Herrn Doctor Fliederbuſch wende, das heißt: werden Sie es auch nicht angreifen?

Birkenſt. Wenn es von Ihnen kommt, gewiß nicht.

Fliederb. Wenn es indeß meinem Herrn Collegen gerade an Stoff fehlen ſollte, ſo will ich recht gern —

Birkenſt. Bitte, Herr College.

Major. Ich könnte gleich damit aufwarten.

Fliederb. O zeigen Sie doch.

Major. Ich muß es nur noch ins Reine-bringen. Dann werde ich bitten,

daß Sie es lesen, und mir Ihr Urtheil sagen.

Fliederb. Das wird ganz von der Critik meines Herrn Collegen abhangen.

Birkenst. Sie bedürfen dessen nicht, mein Herr College.

Major. Nun — fahren sie so fort, meine Herren, und erlauben sie, daß ich mich auf einen Augenblick von Ihnen entfernen darf. (er nimmt Papier vom Pulte) Oder ich will ihnen unterdeß andere Gesellschaft herschicken.

Birkenst. Nach Belieben, Herr Major.

Fliederb. Bei der Unterhaltung eines so gelehrten Mannes —

Major. Ich bitte, meine Herren, seyn sie wie in dem Hause eines Freundes. (ab)

Zehnter Auftritt.

Birkenstock. Fliederbusch.

Beide. Ha ha ha ha!

Fliederb. Brüderchen, laß Dich umarmen.

Birkenst. Den haben wir einmal wieder recht angeführt.

Fliederb. Kein größeres Vergnügen, als so die ganze Welt zum Besten gehabt!

Birkenst. Setzen wir uns. (Sie setzen sich an den Tisch und trinken) Das Publikum soll leben!

Fliederb. Das geneigte.

Birkenst. Das verehrungswürdige!

Fliederb. Brüderchen, wenn wir in unsern Zeitungen so fortfahren, wo wollen noch alle Einfälle herkommen?

Birkenſt. Ei, wenn wir nicht weiter können, dann ſchimpfen wir. Das Publicum ſoll auch ein großer Liebhaber davon ſeyn.

Fliederb. Ich bin recht neugierig auf Dein nächſtes Blatt, worin Du mir die Leichenrede halten willſt.

Birkenſt. Ach — Wahrheit und Dichtung durch einander. Man kann es oft nicht ärger denken, als es geſchieht.

Fliederb. Ha ha! Da habe ich Dir wohl mit meiner eignen Geſchichte vorgearbeitet? Sie iſt immer toll genug.

Birkenſt. Aber, lieber Bruder, mir iſt dabei wieder recht lebhaft geworden, was ich Dir alles zu danken habe, — wie ich in der Noth ſaß, wie im erſten Jahre mein Blatt nicht gehen wollte —

Fliederb. Ja, Du schriebst zu ehrlich, zu gut.

Birkenst. Was würde aus mir geworden seyn, wenn Du nicht gekommen wärst? Mein Journal wäre längst vergessen.

Fliederb. Hab' ich Dir das nicht gleich gesagt? Wer heut zu Tage keinen Feind hat, der gegen ihn schreibt, der wird wahrhaftig übersehen.

Birkenst. Und daß Du nun diesen Feind spielen mußt, — o das ist mehr als freundschaftlich von Dir.

Fliederb. Nun, werde nur nicht sentimental.

Birkenst. Aber ich will Dir auch schon einmal eine Freude machen, und das vielleicht bald. (er sieht sich um)

Fliederb. Wir könnten es wohl noch ärger treiben, fehlt viel, eh' es einer merken ſollte.

Birkenſt. Wie wir auch auf unſerer Hut ſind; begegnen wir uns, was wir uns da für Geſichter ſchneiden!

Fliederb. Nur ſchade, daß ich mich ſo inne halten muß, es ſollte ſonſt noch mehr Spaß geben; wenn ich mich indeß einmal in Geſellſchaft wage, und das Geſpräch kommt auf Dich: Bruder, Du glaubſt gar nicht, wie ich dann auf Dich losziehe. Da hör' ich denn in den Winkeln heimlich flüſtern und lachen; die närriſchen Kauze wiſſen nicht, daß mir es dann gerade am lächerlichſten zu Muthe iſt.

Birkenſt. Viele haben mir auch geſtanden, daß ſie die gelehrten Sachen

vorne immer überschlügen, zugleich hinten zu dem Hader schritten.

Fliederb. Und bey der Gelegenheit bringen wir doch auch gewiß manche hübsche Sachen an den Mann.

Birkenst. Drei kluge Leser und hundert Bezahler — mit der Proportion können wir sehr zufrieden seyn.

Fliederb. Wir wollen leben! (sie stoßen an und trinken).

Birkenst. Aber, Bruder, wie kannst Du nur auf meinen Namen so entsetzlich viel Charaden machen?

Fliederb. Ist gar leicht. Ich kommandire: abgebrochen, vorwärts, schließt euch, rechtsum kehrt euch! und da gibt es wunderliche Figuren. — Nun freilich ist in Deinem ganzen Namen kein Buchstabe mehr, der

nicht ſchon alle Exercizien durchgemacht hätte.

Birkenſt. Ein verdammter Streich, wie uns neulich der Superintendent zu ſich bat, und uns mit einander ausſöhnen wollte!

Fliederb. Ich weiß nicht, wo der Mann hindachte!

Birkenſt. Ich hatte ſchon immer auf der Zunge, zu ſagen: Ihro Hochwürden, ich wäre ja ein ruinirter Mann.

Fliederb. Aber, lieber Bruder, ſonſt haſt Du mir von Deiner Zeitung immer hübſch vorher eine Abſchrift zugeſchickt, damit ich mich auf die Antwort gefaßt machen konnte, und nun ſind es ſchon acht Tage, daß ich nichts von Dir geſehen habe.

Birkenſt. Ja — die Communica-

tionslinie ist unterbrochen. Meine Braut, die Vermittlerin, hat die Wohnung verändert. Das giebt neue Umstände, neue Weitläuftigkeit, und wir haben Ursach, sehr behutsam zu gehen, damit niemand unser freundschaftliches Verhältniß merke; das Wichtigste habe ich selbst meiner Braut noch verschwiegen.

Fliederb. Du bist ja nun geborgen, warum heirathest Du sie nicht?

Birkenst. Erst muß ich auch Dich so glücklich sehn.

Fliederb. Ach! ich habe gar keine Hofnung.

Birkenst. Ei, — nur Muth gefaßt! — Deine Braut!

Fliederb. Unsere Geliebten! (sie stoßen an)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Jürge, mit einer Flasche Wein.

Jürge. (an der Thür) Was — —? Sackerlot, was ist das?

Birkopf. (singt) Alte Freundschaft

Fliederb. (einstimmend) Alter Wein —

Beide. Ha! da muß getrunken seyn!

Jürge. Meine Herren, das ist gar nicht recht. Warten sie, das werde ich dem Herrn Major sagen. Er hat sie gar nicht gebeten, daß sie hier auf die alte Freundschaft trinken sollen.

Fliederb. Des Streites genug. Gib her, dem Dichter den Wein!

Jürge. Das ist einmal wieder ein toll Ding.

Birkenst. Komm, alter Krieger.

Fliederb. Setze dich zu uns; kannst den Herrn Major vorstellen; hier hast du ein Glas. (sie nehmen ihn in die Mitte und setzen ihn zu mit Trinken)

Beide. Der Herr Major soll leben!

Jürge. Bedanke mich; zu viel Ehre.

Fliederb. Sitzen doch auch Apoll und Mars in einem Himmel.

Jürge. Was der Herr Major für Augen machen wird!

Fliederb. Trink, Alter, trink., Es lebe der siebenjährige Krieg!

Jürge. Zu viel Gnade. — Aber — wo ist denn der Herr Major? sie haben ihn doch nicht in die Flucht geschlagen?

Birkenst. Warum nicht? Wir nehmen es mit der ganzen Welt auf.

Jürge. Ha ha! ſie laſſen wohl ihre Verſe aufmarſchiren? Schöne Soldaten! das muß ich ſagen. Der Herr Major hat ſie mir auf dem Papiere gezeigt: ſieht aus, als wenn ſich die Wachtparade ſtellt, ein Treffen hinter dem andern, drei, vier Mann hoch, krausköpfige Kerls; da ein Quarree und hier wieder ein Quarree; und drunter geht's durch einander: das ſtellt wahrſcheinlich die Cavallerie vor.

Fliederb. Ha ha ha! Er meint die Proſa.

Birkenſt. Eine ſchöne Cavallerie.

Fliederb. Den Einfall können wir brauchen.

Jürge. Da iſt mir's denn vorgekommen, als wenn ſie immer einhauen

wollte; aber die Infanterie ist nicht dumm; lauter Quarree's!

Fliederb. Alter, willst du nicht unser Mitarbeiter werden?

Birkenst. Ja, du solltest uns helfen. (Hanchen schleicht sich durch die Stube nach dem Cabinet)

Jürge. Ha ha! Spaßhafte Herren!

Fliederb. Du mußt dir so ein Zeitungsinstitut wie ein großes Orgelwerk vorstellen, viele Pfeifen hüben und drüben, große und kleine; und wir sitzen davor und ziehen bald dieses, bald jenes Register.

Jürge. Und ich soll wohl die Bälge dazu treten?

Birkenst. Bravo! Es leben die Bälgentreter!

Fliederb. Von allen Journaliſten in der ganzen Welt!

Jürge. Bedanke mich. — Sagen ſie mir doch, meine Herren, da ſie gerade ſo aufgeräumt ſind: was iſt denn eigentlich ein Dichter? Ich habe ſo viel davon gehört; — iſt ein Dichter, ſagen die Leute; und da hab' ich mir manchen darauf angeſehen; allein, da ſind wieder andere gekommen, die haben geſagt: das iſt kein Dichter! Was iſt das? Haben ſie denn keinen Aktenſter, der ſie ordentlich einſchreibt; und weiß denn der Bürgermeiſter nichts davon?

Fliederb. Sieh hier den Herrn Doctor, das iſt ein Dichter.

Birkenſt. Bleib du nur gleich bei dieſem Herrn ſtehen.

Jürge. Was iſt das nun wieder! —

Den Henker! wer ein ehrlich Handwerk treibt, der braucht sich dessen nicht zu schämen.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Das Kammermädchen mit dem Fräulein aus dem Cabinet.

Kammermädchen. (voran) Kommen Sie, gnädiges Fräulein. — Meine Herren, werden sie auch unsere Gesellschaft annehmen?

Fräul. Ach!

Fliederb. Was seh' ich! — Minna, meine Minna! (er springt auf; sie sinken sich beide in die Arme)

Birkenst. (zum Kammermädchen) Hanchen, mein Hanchen! (sie besprechen sich darauf leise mit einander)

Jürge. (ſtarrend) Was — was —?

Fräul. Mein Eduard!

Kammerm. Mein Wilhelm!

Jürge. Nun — das iſt einmal wieder ein toll Ding.

Fliederb. Welche Ueberraſchung!

Fräul. Nach langer Trennung. —

Jürge. Ha ha! — Was ein alter Kriegsmann iſt, der bleibt auf ſeinem Poſten. (er ſchenkt ſich ein)

Fliederb. Dich find' ich hier?

Fräul. Kühner Jüngling, was wagſt du um mich!

Fliederb. Wie? das iſt dein Vater, — hier deine Wohnung? Man nannte mir ja einen andern Namen, führte mich in das Haus eines ganz andern.

Jürge.

Jürge. Immer für sich sind. Ja, ich weiß auch nicht, warum.

Fräul. Ich sollte dich hier überraschen. So hat es mein Hänchen veranstaltet. Hanchen — — wie? was seh' ich?

Jürge. Ja, was seh' ich! — Alles liebt, sind Paare sich wieder!

Flieder. Sie ist es, so wahr ich lebe.

Fräul. Wer? Ich verstehe dich nicht.

Jürge. Ich auch nicht.

Fräul. Eduard, was staunst du? Es ist mein Kammermädchen.

Flieder. Ja, das haben sie beide so verabredet. — Minna, nichts Schöneres auf der Welt, als wahre Freundschaft!

Fräul. Als treue Liebe.

Birkenst. Als die Freude der Dankbarkeit.

Jürge. Als der alte Hochheimer hier. Hoch — alle — alle hoch!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Der Major (ein Blatt Papier in der Hand)

Major. Was für Vivats? Was für Gruppen? (tritt unter sie) Teufel und Wetter!

Fräul. Ach!

Major. Was für Verbindungen? Was für Verträge?

Jürge. (aufstehend) Herr Major, Krieg am Ende, — Friede, — alles einträchtiglich nun.

Major. (zu Federbusch) Wie kön-

nen Sie sich unterstehen, meine Tochter auch nur mit dem kleinen Finger zu berühren?

Jürge. Ha! Er hat vorhin den ganzen Arm genommen.

Fliederb. Bedenk ich es recht: wer kann der Liebe gebieten? (zu ihr eilend) Sie ist mein!

Fräul. Ich bin sein.

Jürge. (halb für sich) Niemand soll uns scheiden.

Major. (tritt zwischen sie) Fort, sag ich. — Verwegene Streiche! — Doktor, wo sind die Scharmützel, wo sind die Bataillen? Was? Will man sich hier in die Winterquartiere legen? (zu Jürgen) Und du kannst das so mit ansehen? — Wie kommt das alles? Wie geht das zu?

Jörge. Weiß nicht, Herr Major. Als ich kam, da saßen sie schon ganz einträchtiglich bei einander; Alter, laß das gut seyn, sagten sie zu mir; und eh' ich's mir versah, da war, ich unter die Dichter gerathen.

Kammerm. Wein und Liebe, Herr Major, wer kennt nicht ihre Zauberkraft!

Birkenst. Oder nehmen Sie es für eine Dichterlicenz.

Major. Da hör' einer! — Dacht' ich doch erst, Mord und Todschlag würde entstehen, und nun finde ich lauter Dichterlicenzen. — Herrliche Streiche, nur schade, daß ich nicht darüber lachen kann.

Birkenst. Lachen Sie immer, Herr Major; denn Sie sehen ja nun, daß

alles Maske war, und daß wir, die wir uns zum Schein öffentlich streiten, in der That die besten Freunde sind.

Jürge. Ja, Herr Major, wir dachten, die Herren sollten —

Major. Du schweigst.

Birkenst. (auf Fliederbusch zeigend) Lernen Sie hier den edelsten Mann von der Welt kennen, ihn, der mich aus aller Noth gerissen hat; denn er schrieb, um mir Leser, und einen weitern Wirkungskreis zu verschaffen.

Flieder b. (auf Birkenstock und Hanchen zeigend) Mein — hier stehn die Edeln, — Freund und Geliebte, was thaten sie nicht um meinetwillen!

Major. (zu Fliederbusch) Und Sie schrieben bloß gegen ihn, um für ihn zu schreiben?

Fliederb. Ja, Herr Major, um die Aufmerksamkeit des Publicums zu reizen.

Fräul. O der edle Jüngling!

Major. Was da edel! — Toll, spaßhaft ist es. — Das ganze Publicum anzuführen! Ha ha ha! es geht schon, ich lache wieder.

Fräul. O Vater, mit den Edeln!

Major. Sprich nicht so albernes Zeug.

Fräul. Von diesem Jüngling laß ich nicht, auf ewig nicht.

Major. Ich weiß nicht, was ihr einfällt. — Fräulein, sie hat wohl gar ihren eigenen Namen vergessen. Soll ich sie etwa ausstreichen aus der Reihe der berühmten Rosendorns?

Jürge. (bald für sich) Ja, streichen Sie sie nur aus.

Major. In diesem Punct, dächt' ich, kenntest du mich längst.

Kammerm. (für sich) Jetzt kommen wir an die Dornen.

Major. (zu Fliederbusch) Herr, die Dichterlicenzen haben nun ein Ende, und Fräulein von Rosendorn ist wieder zurück.

Fräul. Nein, nicht zurück; verloren will ich seyn, an ihn, den Geliebten verloren.

Major. An den Geliebten? Ist sie rasend? — Tausend Sapperment! Sprich mir das Wort nicht noch einmal, oder —. Doch — um der Comödie gleich ein Ende zu machen, da, Fräulein, in ihr Gemach! ohne Widerrede!

Fräul. (ab ins Cabinet, zurücksehend) Eduard!

Fliederb. Bist doch meine Minna.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige, ohne das Fräulein.

Major. Punctum, sag' ich.

Hanchen. O lieber Herr Major, bitte für sie, bitte, bitte.

Birkenst. Bitte für ihn, bitte, bitte.

Major. Und mit euch? Was ist das? Ihr steht ja auch so bei einander. Was wollt ihr denn?

Hanchen. Nun — ich denke — uns heirathen.

Birkenst. Ein himmlisches Mädchen!

Major. So! (er steht in seinem Aufsatz)

Birkenst. Sie theilt ein Schicksal mit mir; und was hat sie nicht für

mich gethan, besonders in diesen letzten acht Tagen!

Hanchen. Nun, was war's denn weiter? Die Gesellschafterin eines Frauenzimmers werden — ist denn das so gar viel?

Birkenf. Ja, aber bloß deshalb, um dem Freunde des Freundes beizustehn, um für mich gegen ihn erkenntlich zu seyn.

Hanchen. Ei, wolltest du doch nicht eher Hochzeit machen, bis auch dein Freund glücklich wäre, und da mußte ich ja wohl.

Major. Zum Henker mit den Streichen, man kann keinen vernünftigen Gedanken fassen.

Fliedorf. Ich habe sie gesehen, gesprochen; (zu Hanchen) welchen Dank bin ich Ihnen schuldig!

Hanchen. Herr Major, belieben Sie doch zu bedenken, daß ich um meine Hochzeit kommen werde, wenn Sie diesem Herrn nicht Ihre Tochter geben. Erwägen Sie doch, daß ich bloß deshalb in Ihre Dienste gegangen bin, um diese Verbindung in Richtigkeit zu bringen.

Major. Wie? und das sagst du mir so gerade ins Gesicht?

Hanchen. Ich dachte immer, Sie liebten solche Streiche, und ich wollte Ihnen damit einen fröhlichen Tag machen.

Major. Da hör' einer an. Sie will offenbar ihren Spaß mit mir haben. Einen wildfremden Menschen, — ich weiß nicht, wo man hindenkt.

Fliederb. Sie zweifeln also noch, daß wir uns kennen, daß wir uns lieben?

Hanchen. Wie lange iſt es, daß Ihr Fräulein Tochter ſo ſeufzen?

Major. Seit wir aus dem Bade zurück ſind.

Hanchen. Lag da nicht in der Nähe ein Wäldchen, mit einem Hügel und einem Roſenſtrauch? — ſehen Sie: da ging er vorüber, und da haben ſie ſogleich mit einander eine kleine Declamirübung gehalten.

Birkenſt. Und haben ſich lieb gewonnen.

Fliederb. Und können ſich nicht wieder vergeſſen.

Hanchen. Und müſſen ſich nun einander heirathen.

Major. Tauſend Sapperment! — Jürge, bring' mir den Degen, womit ich den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht

habe, denn nun iſt es Zeit, mich in eine ernſthafte Poſitur zu ſetzen. — (Geht ab) Herr! mein Stammvater heißt Otto, und zwar Otto der Große; Roſenborn iſt nur ein Beiname, den die Familie ſpäterhin bekommen hat; und alſo werde ich meine Tochter mit keinem Journaliſten verheirathen, und wenn Sie Begriffe von Ehre hätten, ſo würden Sie ſich ſo etwas gar nicht einfallen laſſen.

Fliederb. Begriffe von Ehre? Wohlan, ſo wiſſen Sie, Herr Major, daß Sie mich verkennen. Ich bin nicht der, für den Sie mich halten, ich bin — — (er ſtockt zurück)

Birkenſt. Gott! was willſt du thun! bedenke doch!

Hanchen. Was iſt das? So laß ihn doch ſprechen.

Fliedorb. Herr Major, damit Sie sehen, daß ich als Mann von Ehre zu handeln weiß, — leben Sie wohl. (er will sich entfernen)

Major. Brav! (bei Seite) Aber den Henker! ich darf es doch mit ihm nicht ganz verderben, denn er führt eine gar spitzige Feder. (ihn zurückrufend:) Mein Herr Doctor, hören Sie: lassen Sie uns nicht so in Zorn von einander scheiden. Sehen Sie, ich hatte mir vorgenommen, diesen Aufsatz Ihren Händen zu übergeben, und da mußten uns die Liebeshändel dazwischen kommen. Vergessen wir das Vorige!

Fliedorb. Fürchten Sie nichts von mir. Ich will Ihnen beweisen, daß ich als Mann von Ehre gelernt habe, mich über alle niedere Rachsucht zu erheben.

Zeigen Sie; ist der Aufsatz gut, so soll er gedruckt, — und gelobt werden.

Major. (gibt ihm das Blatt) So; lesen Sie, und sagen Sie mir, ob er so recht geschrieben ist, und ob es klingt. — Wie? nicht wahr: tragicomisch!

Fliederb. Was — !

Major. Nun — Sie verwundern sich?

Fliederb. Ist es möglich?

Major. Nicht wahr, Sie hätten mir das nicht zugetraut?

Fliederb. Oder — ist das bloße Erdichtung?

Major. Wie man's nimmt.

Fliederb. Ich beschwöre Sie, Herr Major: Ist das Wahrheit? Ist das Erdichtung?

Major. Nun — Sie dürfen es

ja wohl wissen: — es betrifft einen gu-
ten Freund von mir. Ich habe es müs-
sen ein wenig verblümt geben; damit
nicht gleich jedermann erfährt, was in
seiner Familie vorgegangen ist.

Fliederb. Diese Aehnlichkeit, diese
Uebereinstimmung, — der Duell, die
Flucht, — die ganze Beschreibung von
Kopf bis zu Fuß, — die Zeit, alle Um-
stände! — Wie? und Gnade ist ihm
ausgewirkt? Er darf zurückkehren? —
Ich bitte Sie: in mein Journal die-
ses Blatt? —

Birkenst. Laß doch sehen.

Major. Was ist Ihnen denn?
Kennen Sie etwa den beschriebenen
Herrn?

Fliederb. Und der Vater — wie
ist sein Name?

Major. Nun — ich denke, Ihnen darf ich's wohl sagen: es ist Herr von Wildeck.

Fliederb. Wildeck!

Major. Ja, er ist in meinem Hause.

Fliederb. In diesem Hause?

Major. Ich wollte ihn vorhin bereden, herunter zu kommen, und an unserer Gesellschaft Theil zu nehmen; aber er ist von allen gelehrten Streitigkeiten ein so großer Feind, daß er Meilen weit davor läuft.

Hanchen. (im Gehen hat leise mit Birkenstock fortfahrend) Und heißt nicht Fliederbusch?

Fliederb. O warum bin ich nicht schon bei ihm? Warum ist er nicht schon hier?

Hanchen. Ich rufe ihn. (ab)

Major.

Major. Wie? So kennen Sie den jungen Herrn, den Sohn von meinem alten Universitätsfreunde?

Fliederb. Ihr Freund, sagen Sie?

Major. Freilich. Haben wir auch in unsern Leben nicht viel Briefe mit einander gewechselt; jetzt, da ihn das Unglück seines Sohnes zu mir geführt hat, ist er mir doch wieder so lieb, als hätte ich nur so eben erst zu ihm gesprochen: ich heiße Hans von Rosendorn, bleib mein Freund! — Aber sein Sohn, — wissen Sie denn, wo er sich aufhält? Er hat Händel gehabt, und hat fliehen müssen, wie Sie das alles da in dem Aufsatze lesen können. Nicht wahr, ich hab' es recht spaßhaft gegeben?

Birkenft. O dieſe Zeilen ſind nicht mit Golde zu bezahlen. Vater, Sohn, Freund und Geliebte — alle werden dadurch glücklich.

Major. Wo ſahen Sie ihn? Iſt er wirklich noch in dieſer Stadt? Ich bitte Sie, ſäumen Sie nicht, rufen Sie ihn her.

Fliederb. Sie haben ihn beſchrieben, und kennen ihn nicht?

Major. Ja, nach der Ausſage ſeines Vaters; aber — ſagen Sie, hab' ich ihn denn getroffen?

Fliederb. Zum Sprechen; und es ſollte mich wundern, wenn Sie ihn nach Ihrer eigenen Beſchreibung nun nicht wieder erkennen ſollten. (er ſtellt ſich näher vor ihn)

Major. (ihn betrachtend) Was? Ich will doch nicht hoffen! das Haar, die Augen, die Nase —

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Herr von Wildeck; Hanchen.

Wildeck. Wie? Er ist hier? — Ist es möglich! Eduard, mein Sohn!

Fliederb. Vater, mein Vater! (sie eilen sich einander in die Arme)

Major. Ist sein Sohn, so wahr ich lebe.

Wildeck. Ja, du bist es, du lebst noch.

Fliederb. Und ich darf in Ihre Arme wieder zurück?

Wildeck. Der Fürst hat dir ver-

ziehen; Gott sey Dank, ich habe dich wieder; aber viel Kummer hast du mir gemacht. O mein Eduard, wo warst du, wie ist es dir ergangen?

Major. Ja — stelle dir vor, er ist hier Zeitungsschreiber geworden, und hat mich und die ganze Stadt zum Besten gehabt.

Fliederb. (auf Wirkenstock zeigend) Hier steht mein Beschützer, mein Freund; er nahm mich auf, er zeigte mir den Ort meiner Sicherheit.

Birkenst. Ein kleiner Dienst, schon siebenfach vergolten.

Major. Denke dir: diese Herren machen sich den Spaß, Journale zu schreiben, und sich so arg einander anzugreifen, als ob sie die unversöhnlichsten Feinde wären.

Fliederb. Mein Vater, daß ich einen andern Namen führe, war zu meiner Sicherheit nöthig.

Major. Doctor Fliederbusch! ha ha ha!

Birkenst. Hänchen, es ist gelungen.

Hänchen. Das Glück vollendet, was wir angefangen.

Major. Sapperment! das Beste hätte ich beinahe vergessen. (er öffnet das Cabinet) Fräulein Tochter, kommen Sie heraus.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Das Fräulein, zuletzt Jürge.

Fräulein. Ach!

Major. Nun, seufze nur nicht noch lange; sollst ihn haben; da, nimm ihn hin.

Fräul. Eduard, iſt es wahr?

Wildeck. Wie? Unſere Kinder lieben ſich?

Major. Ja, mein Freund.

Wildeck. Sind die Herzen eins, — in Gottes Namen.

Fliederb. Hörſt du, Minna? du biſt mein.

Fräul. O mein Eduard!

Major. Sieh, mein alter Academiker, nun werden wir noch verwandt mit einander.

Fliederb. Und hier — umarme meinen Vater.

Fräul. Wie? was hör' ich!

Major. Ja, wundere dich nur.

Fräul. (zu Wildeck) Gott! — Vater, nun auch mein Vater.

Wildeck. Eine liebe Tochter! (er küßt ſie)

Major. Ist so gerade recht für deinen Herrn Sohn; er dichtet, und sie empfindelt. Nun mag sie sich ausempfinden.

Fräul. Hanchen, Freundin, meinen Dank!

Jürge. (mit dem Degen) Hier, Herr Major, bring' ich den Degen; aber er will aus seiner Scheide nicht heraus.

Major. Ach! geh mir; der Degen hat ganz Recht.

Jürge. (sich umsehend) Das hab' ich ja gleich gesagt.

Fliederb. Ja, alles ist nun Eintracht und Harmonie.

Major. Sieh, Alter, was wir nicht erleben! Komm, laß uns den alten Bund erneuern. (er küßt ihn) Ich heiße Hans von Rosendorn, bin aus

Lütkendorf, und wohne — hier gleich an der Ecke; bleib mein Freund!

Wildeck. Ja, wer hätte das damals gedacht! Gott erhalte uns dabei, uns und unsere Kinder!

Gedanken und Einfälle

über Leben und Kunst

von

St. Schütze.

Leipzig, bei J. F. Gleditsch

1810.

Vorrede.

Wenn ich mir schmeicheln darf, dass diese Aufsätze, wenigstens einem Theile nach, hier- und dahin vereinzelt, bei ihrem ersten, flüchtigen Erscheinen in den Zeitschriften keine ungünstige Aufnahme fanden, so darf ich auch vielleicht hoffen, dass sie, gesammelt und in eine gewisse Ordnung und Verbindung gestellt, geprüft und mit neuen Auf-

sätzen vermehrt, für eine ruhigere Lektüre dem Leser nicht unwillkommen seyn werden. Neben einander können sie zur Unterstützung der Ideen, die bei den meisten als herrschend zum Grunde liegen, besser, als in der Zerstreuung, sich nachbarlich die Hand bieten, sich einander erklären und ergänzen, und bei Manchem entweder würdigere Ansichten und Vorstellungen über Leben und Kunst, oder doch wenigstens Unterhaltung und Nachdenken darüber, und damit zugleich eine Annäherung zur Wahrheit befördern. Wechselnd zwischen Scherz und Ernst und ohne auf strenge Verbindung Anspruch zu machen, sind sie doch so geordnet, dass sie vom Leben zur Kunst, die

beide in ewiger Verwandtschaft und Wechselwirkung stehen, einen leichten Uebergang bilden, und von einem zum andern Stoff und Gedanken hinübertragen, wobei auch, wie ich hoffe, ein Paar historische Mittheilungen, die hier und da als Anlehnungspunkte dienen können, die eröffnete freie Betrachtung in Rücksicht des Wesentlichen nicht stören werden. Bei der so grossen Verschiedenheit der Leser, die doch alle für eine Art von Philosophie Empfänglichkeit haben, trägt vielleicht die verschiedene Form und Einkleidung, worein sich der betrachtende Geist verhüllt, am ersten dazu bei, einen Zugang zu ihnen ausfündig zu machen, und mir eine goldene Brücke zu schla

gen, worauf ich, bald so, bald anders angethan, noch öfters gern zu ihnen hinüber wandern mochte.

Weimar, d. 1. März 1810.

St. Schütze.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

	Seite
Klage des Publikums. Thema mit Variationen.	3
Kurzer Bericht über unsern Lebenswandel.	7
Sprache des Herzens. - - -	13
Ueber Gleissnerei im öffentlichen Urtheil.	19
Doktor Luther an seine Gemeinden. -	25
Der Hirsch. - - - -	30
Kriegsscenen. - - - -	32
Der Friedenstraum. - - -	40
Sonderbarkeiten. - - - -	43
Ueber Versöhnungsfeste. - - -	57
Die Freude des Wohlwollens und der Geselligkeit. - - - -	61
Ueber die Fröhlichkeit. - - -	67
Beispiel von glücklichem Humor. - -	72
Ueber das eheloſe Leben eines Frauenzimmers.	76
Wie Schönlieb sich eine Frau wünscht. -	92
Ueber die Sprachähnlichkeit zwischen dem Kaufmann und dem Moralisten. - -	98
Der Hofnarr und der Dichter. - -	105
Ueber die Idee einer allgemeinen Sprache.	118

Zweite Abtheilung.

	Seite
Ueber die Kunst.	122
Kann die Lyrik den Charakter des Menschen ausdrücken?	127
Die Familie und der Liebling, oder: das Flöten-Concert.	135
Wornach beurtheilt man Gedichte?	141
Ueber Deklamation.	148
Ueber den Ton und Inhalt der Romanze.	169
Ueber Gegensätze in poetischen Naturen.	175
Der Verkäufer deutscher Poesie.	180
Ueber den Gebrauch der Assonanzen.	186
Ueber Ossians Metrum und Sprache.	191
Ueber die Wahrheit der Dichtkunst, besonders des Mährchens.	197
Wahrheit im Leben und auf der Bühne.	206
Anständigkeiten auf der Bühne.	210
Gehören Verse auf die Bühne?	221
Ueber die Weimar'sche Bühne.	238
Beförderungsmittel der Schauspielermimik.	249
Ueber die Idee eines Kunsttheaters.	255
Sendschreiben deutscher Lustspieldichter an H. Cotta in Tübingen.	260
Schreiben deutscher Lustspieldichter an das Publikum.	265
Ueber das Komische.	278
Ueber Schiller und besonders den ersten Band seines Theaters.	297
Ueber den Werth des Oeffentlichen.	307

Gedanken und Einfälle

über

Leben und Kunst.

Klage des Publikums.

Thema mit Variationen.

[1806.]

Ich weiss nicht, woran ich bin.

Ich liebe den Frieden, aber wenn Krieg ist, mag ich gern wissen, wer Recht hat. Lange war ich französisch gesinnt, und dachte, es würde mit der Freiheit gut gehen; nun aber ist alles anders geworden, und Einer herrscht wieder über alle. Bald wird es mit den Eroberungen zu arg; doch loben es andere, und meinen, wenn wir könnten, machten wir es wohl eben so. Wem soll ich Recht geben? — Ich weiss nicht, woran ich bin.

Ich liebe die Wissenschaften, und, wenn sonst ein Buch in der allgemeinen Literaturzeitung gelobt wurde, so wusste ich, es war gut, und kaufte es. Jetzt lese ich solcher Zeitungen viele; aber was die eine lobt, tadelt die andere. Welcher soll ich glauben? — Ich weiss nicht, woran ich bin.

Ich liebe die schönen Künste, und lese gern zu meiner Erholung, besonders was Aufsehen erregt. Sonst erfuhr ich das leicht, es gab darüber nur eine Stimme, und was die ganze Welt las, das las ich auch. Jetzt werden mir eine Menge Journale ins Haus gebracht, es wird darin so vielerlei empfohlen, das doch kein Aufsehen macht. Dabei sind die Urtheile darüber immer verschieden, und wenn mich der eine ums Himmels willen bittet, das Buch zu kaufen, so warnt mich der andere davor um Gottes willen. Wem soll ich folgen? Ich weiss nicht, woran ich bin.

Das Theater liebe ich besonders, und mag gern ein Wort darüber sprechen. Sonst gab es wohl noch Stücke, die allgemein gefielen, und daher zweifelte ich nicht, dass sie gut wären. Jetzt höre ich oft, dass dergleichen Stücke grosse Fehler haben sollen, und es nur darauf anlegen, zu täuschen, und zu rühren. Doch muss ich ehrlich bekennen, sie gefallen mir noch immer, aber ich scheue mich, es mir merken zu lassen, denn es sind gelehrte, verständige Männer, die anders urtheilen, und viele sprechen ihnen nach. Ob sie Recht haben? — Ich weiss nicht, woran ich bin.

Ich liebe vor allen Dingen die Religion, und

ging sonst immer fleissig in die Kirche; aber man hat mir gesagt, dass man nicht alles glauben soll; und Prediger selbst haben mich versichert, dass man nur gut zu handeln brauche, um selig zu werden; denn das ist doch die Hauptsache. Seit der Zeit geniesse ich den Sonntag in Ruhe. Doch lese ich öfters Bücher über die Religion, und finde zu meiner Verwunderung die Nachricht darin, dass wir in Gefahr sind, Schwärmer zu werden, und dass ich meine Kinder davor warnen soll. Ich habe zwar an mir selbst davon noch nichts verspürt, doch haben sie mir bange gemacht. — Was soll ich thun? Ich weiss nicht, woran ich bin.

Ich liebe auch den Patriotismus, und habe es immer gern gesehen, dass alle zusammen halten, und ihren Fürsten ehren. Da aber die Fürsten jetzt so oft Länder wechseln, so komme ich darüber mit meinem Patriotismus ein wenig ins Gedränge. Doch — diese Wankelmuth in allen Dingen muss mich selbst schon leichtfertig gemacht haben, denn ich nehme keinen Anstand mehr, jedem Fürsten zu sagen, dass es mich freuet, unter seine Regierung zu kommen. Ich halte immer die Lampen bereit, und, wenn ich trompeten höre, illuminire ich. Es sind noch dieselben Lampen, die schon dem

vorletzten Fürsten geleuchtet haben, nur muss ich immer neues Oel dazu thun.

So kann es noch wohl dahin kommen, dass ich sage, was ich nicht glaube; behaupte, was ich nicht meine; lobe, was ich nicht verstehe; mir einbilde, was ich nicht empfinde; und thue, was ich nicht will. Was soll ich anders machen? — Ich weiss nicht, woran ich bin.

Kurzer Bericht über unsern Lebenswandel.

[1808.]

Neulich habe ich von meinem reichen Vetter in Philadelphia (von dem ich einmal zu erben gedenke) einen Brief bekommen, mit allerhand Fragen, worauf ich ihm aus der belagerten Festung Europa wirklich und wahrhaftig die Antwort schuldig bleiben müsste, wenn man nicht nach gerade anfinge, die elegante Zeitung *) auch in andere Sprachen zu übersetzen, und sie den Schiffern als Rückfracht (statt der ehemaligen schlesischen Leinwand, woraus das Papier selbst nur eine Uebersetzung ist) heimlich (d. h. auf der offenbaren See) zu übergeben, durch welche Gelegenheit ich denn hoffe, meinem lieben Vetter endlich zu Gesichte zu

*) wo dieser Aufsatz zuerst stand.

kommen. — Was aber die übrigen Leser betrifft, so beziehe ich mich zur Entschuldigung auf die vielen Liebesbriefe (Geburts- und Todesanzeigen), die noch tagtäglich in der Hamburger Zeitung vor ihren Augen gewechselt werden, und auf ihre eigene Lust, mit welcher sie solche Nachrichten hinter den gelehrten Sachen zu lesen pflegen. Also:

Lieber Vetter in Philadelphia!

Ihren Brief mit dem Fässchen Kaffee habe ich richtig erhalten *). Ich hatte eine solche Freude darüber, dass ich alle Nachbarn und Freunde zusammen rief, die denn auch gleich den Kaffee mit mir probierten und Ihre Gesundheit tranken (das Pfund kostet jetzt 1 Thlr. 8 Gr.). Beinahe hätte ich ihn gar nicht bekommen, denn die Schiffe auf dem Meere sind jetzt gleich alten Jungfern so spröde gegen uns, dass sie sich gar nicht berühren, und nur mit Gewalt nehmen lassen. Die Jungfer Christine (so hiess das Schiff) ging vor unserer Küste so lange auf und nieder, bis endlich ein Kaper kam, der sie ein wenig auf die Backen schlug,

*) Diese Formel fängt seit einiger Zeit an, wieder stark Mode zu werden.

und mit sich fort nahm *). — Nun wollen Sie gern wissen, mein lieber Vetter, wie wir leben. Ich sage schlecht, theils, weil wir kein Geld haben (wenn Sie uns welches schicken wollen, soll es uns sehr lieb seyn; Geld darf noch am ersten eingeführt werden, und Sie können künftig den Kaffee nicht besser einbringen, als wenn Sie Geld darum legen), theils aber auch, weil wir überhaupt ein schlechtes Leben führen. Ich will nur alles treu bekennen, damit Sie sehen, dass wir jetzt bei der Busse und Besserung sind (vorzüglich bei der Busse), und Mitleiden mit uns haben. Von der Kirche wollen Sie etwas wissen, und da muss ich Ihnen berichten, dass wir, nachdem wir alles darin abgeschafft haben, nicht mehr hinein gehen; ungefähr wie man so lange ein Stück Meubel nach dem andern versetzt, bis man selbst hinaus geht und nicht wieder kommt. Abgeschafft haben wir das alte Gesangbuch (und das neue nicht wieder angeschafft), die Privatbeichte (öffentliche Kollegia werden aber auf allen Universitäten schlecht besucht), das Predigen von Religion (statt des-

*) Nach der Melodie:

Lass in mein Haus dich führen,
Komm in mein Schloss mit mir.

sen haben wir die Moral eingeführt, nach der wir aber nicht handeln) und den Klingelbeutel. Die Korrende singt nicht mehr (wegen der Störung: heute mir und morgen dir), die Chorschüler stehen nur noch einzeln (manche ohne Mäntel) und die Kirchenmusik ist hier und da auch schon bis auf die Trompeten zusammengeschmolzen, die wir allein noch übrig gelassen haben, um zuweilen Herr Gott dich loben wir zu singen. Die Kirchenpassion ist nur noch selten, weil — — Johannes Eremita wird Ihnen nächstens den Grund davon sagen *), indess denken wir, nun bald wieder zu ihr heimzukehren. Von den übrigen heiligen Dingen will ich Ihnen nicht einmal sagen, denn Sie möchten sich nur erkundigen, wie lange wir nicht zum heiligen Abendmahl gewesen wären. Getauft wird noch, und Hochzeit wird auch noch gehalten, doch ersteres mehr, als das letztere, und beides ohne Folgerecht. Nach der Kinderzucht fragen Sie? Nachdem wir alle mögliche Gelehrsamkeit in die Kinder hineingepumpt haben, fangen wir an, sie wieder auszupumpen. Unsere Kinder folgen der Na-

*) Ich habe viel gelitten.

tur*) — sie haben es dabei gut, und leben wie die Herren. Ihr Verstand ist sehr gebildet. In die Kirche schicken wir sie nicht eher, als bis sie alles begreifen können, sollten sie darüber auch gar nicht hineinkommen. Daher ist neulich ein Knabe von 8 Jahren, den sein Grosspapa aus Versehen in die Kirche mitgenommen hatte, vor seinen Eltern mit der Frage erschienen, was denn das für ein Mann wäre, von dem der Prediger heute, (es war gerade Charfreitag) so viel gesprochen hätte. Lieber Vetter, ich schriebe es Ihnen nicht, wenn es sich nicht wirklich so verhielte. — Von unsern Sitten —? Ach Gott! Mamsell Ueberall geht mit offenem Busen, und Musje Valentin hat noch immer nicht geheirathet. Gespielt wird viel, gelesen auch. Klug sind wir alle gewaltig, aber mit der Ehrlichkeit will es nicht mehr recht fort, und weil keiner weiss, wie er sich auf den andern verlassen kann **), so wird alles irre und läuft bunt durch einander. Die Wissenschaften sollen indess ganz ausnehmend blühen, wenigstens wird viel geschrieben, und zwar rasch

*) Lass mich gehn auf deiner Spur,
Süsse, heilige Natur.

**) Geh du voran, hast Stiefeln an.

uns Zeug hinein, dass man glauben sollte, die Worte wären mit den Verfassern durchgegangen. Ja überall Worte, und wenig Geld. Werden Sie nur nicht böse, lieber Vetter, dass ich dieses Artikels schon wieder erwähne. Es ist nun einmal grosses Geschrei darnach *). Alle sehen wir uns einander an und schneiden Gesichter. Die alte Hantierung geht nicht mehr. Der vorige Profit bleibt aus, und die vorige Lebensart können wir auch nicht vom Halse los werden. Wenn der Kaffee alle ist, wollen wir unter die Soldaten gehn **). Was meinen Sie dazu, lieber Vetter? Ja, es bleibt uns weiter nichts übrig. Auch haben wir schon einige Kriegslieder einstudiert (frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, und dergleichen), die uns herrliche Dienste thun sollen. Und stehen uns auch dabei die Thränen in den Augen, wir drücken den Hut ins Gesicht, und — kurz und gut, lieber Vetter, Sie sollen in den Zeitungen bald mehr von mir hören. —

---

*) Hab nur Geld in deinen Beutel.

Shakespeare im Othello.

**) Und unter die Husaren gehe,
Vielleicht wird da mein Glück bestehn.

Studentenlied.

Sprache des Herzens.

1) Der Candidat.

Gnädiger Herr, in aller Unterthänigkeit wollte ich Sie hiermit um die Pfarre bitten, die Sie zu vergeben haben. Ich mache mir zwar aus Gottesfurcht und Religion nicht viel, aber es soll ein grosses Dorf und eine schöne Pfarre seyn, und da ich gewaltig in Schulden stecke, so wünschte ich mir damit zu helfen, sonst lebte ich noch gern einige Jahre so fort. Griechisch und Hebräisch verstehe ich wenig, aber ich denke, so viel dazu gehört, den Bauern etwas vorzupredigen, so viel verstehe ich auch. Dabei bin ich ein guter Gesellschafter, und wenn Ihnen zum L'hombre gerade der dritte Mann fehlt, so stehe ich jederzeit zu Diensten. Auch schiesse ich meinen Hasen, und begleite Sie auf die Jagd, wenn Sie wollen. Im Spass bin ich nicht sehr empfindlich, und wenn Sie Gesellschaft haben, so dürfen Sie mich nur rufen lassen, ich kann Teufelszeug angeben. Wein

vertrag' ich auch ganz gut, wenn es nicht zu arg kommt; ich halte immer bis auf den letzten Mann aus. In keiner Sache steh' ich zurück, ich weiss mich in die feinste Gesellschaft zu schicken. Dabei bin ich noch völlig ledig, und wenn Sie sonst eine arme Predigertochter, eine Wittwe, ein Kammermädchen oder sonst etwas haben, so kann ich immer noch heirathen wen ich will. Ich werde mich in allem bestreben, Ew. Gnaden Beifall zu erhalten, wenn Sie nur die Güte haben wollen, mir die fette Pfarre zu geben, als warum ich hiermit in aller Unterthänigkeit bitte. In tiefster Devotion ersterbe ich — Ew. Gnaden — unterthänigster Diener

Candidat Sausewind.

2) Der Erzieher.

Da ich so unglücklich gewesen bin, ein armes, jedoch honnettes Mädchen in Verlegenheit zu setzen, und ich nun auf kein geistliches Amt Anspruch machen kann: so weiss ich mir nicht anders zu rathen noch zu helfen, als dass ich ein Erziehungsinstitut errichte; ich ersuche daher die Eltern, mir ihre Kinder anzuvertrauen, was sie um so eher thun können, da ich selbst Vater bin. Ich will sie in allen Wissenschaften unterrichten, so viel kann ich noch

von der Schule her, und meine Frau kann nähen, stricken und sticken. Und was ich nicht selbst versehen kann, da habe ich einige arme Schüler, die mir helfen. Im Französischen habe ich die beste Aussprache, da ich von jeher viel mit Franzosen umgegangen bin. Es wird mir zwar viel Plackerei machen, aber Noth bricht Eisen. Ich werde mich freuen, wenn ich nur erst recht viel Kinder sehe, denn alsdann bin ich doch gewiss, dass meine Anstalt zu Stande kommt, und dass wir unser anständiges Brot haben. Vorzüglich soll es mir lieb seyn, wenn mir Auswärtige viel Pensionaire schicken, denn die passen zu meiner Wirthschaft am besten. Wir wollen mit einander leben, wie eine Familie. Da ich schon mein eigenes Kind zu erziehen habe, warum sollte ich mir nicht noch einige dazu wünschen? Es werden so manche Unkosten dadurch erspart. Und welch ein süsser Gedanke muss es seyn, wenn ich nach dem ersten und wichtigsten Geschäfte der Menschheit mich Abends hinter den Ofen setzen und sagen kann: Gottlob, der Tag ist nun auch wieder hin, und wir haben zu leben. Gründe genug für die lieben Eltern, mir recht bald ihre Kinder zu schicken, von 8, 7, 6, 5 oder auch 4 Jahren, Knaben und Mädchen, und wenn sie

auch schon 14, 15 Jahr alt sind, meine Frau hat ja die Aufsicht. Ich wohne in der Winkelgasse, im schwarzen Staar, drei Treppen hoch.

Lebrecht Nothnagel,
Lehrer und Erzieher.

3) Der Freier.

Ich bin so dreist, hiermit um Ihre Mamsell Tochter anzuhalten, denn ich habe einen Kramladen und einen Weinhandel angelegt, und muss eine Frau im Hause haben, und Geld. Wegen der Mitgift können Sie ganz ausser Sorgen seyn, denn wenn ich auch Banquerott machte, so ist das bei einem Kaufmann eine herrliche Sache, dass die Frau doch das Ihrige behält. Sie können also mit Ihrem ansehnlichen Vermögen keinen bessern Schwiegersohn finden, als mich. Ihre Mamsell Tochter kenne ich recht gut, ich bin ihr zweimal in Rosenbergs Garten begegnet und habe bei der dritten Huldigung auch auf der Harmonie schon einmal mit ihr getanzt; ich denke, dass wir recht gut zu einander passen werden, denn fleissig bin ich, und die Handlung verstehe ich auch. Es würde mich wirklich in Verzweiflung setzen, wenn Sie oder Ihre Mamsell Tochter mir diese schöne Parthie ausschlagen wollten, denn ich wüsste wirklich

nachher nicht, wo ich weiter anklopfen sollte, weil unsere kleine Stadt durch den Krieg sehr gelitten hat, und heirathen muss ich, denn ich habe Wein unterweges. Solches lege ich Ihnen hiermit ans Herz und verbleibe mit Estime und Hochachtung

Euer Edel

dienstwilliger Diener

Hurtig, *Kaufmann*.

4) Der Recensent.

Wiederum ein wichtiger Beitrag zur Technologie, ein Buch über das Schuhmacher-Handwerk. Der Verfasser ist mein guter Freund, der Inspektor Waldenhahn, dem ich die Bitte nicht abschlagen konnte, von dem Buche eine Anzeige zu machen, und ob ich zwar dasselbe nicht verstehe (weil ich diesen Theil der Kosmetik nicht ganz inne habe), finde ich doch, dass es mit einem solchen Fleiss, mit einer solchen Gründlichkeit und mit so vieler Applikation und Subtilität abgefasst ist, dass ich nicht weiss, was ich dazu sagen soll. Ich will Sie nur auf das sechste und siebente Kapitel von den Frauenzimmerschuhen aufmerksam machen, welche der Verfasser, der es doch verstehen muss, selbst für die besten und

gelungensten hält. Wenigstens darf Recensent behaupten, dass es die interessantesten sind, denn welche Zierde verleihet nicht ein netter Schuh dem niedlichen Füsschen einer tanzenden Cloris oder Aspasia, und wie leicht schwebt Charis dahin, wenn sie den Fuss in den Duft so glänzender Farben taucht! Damit, denke ich, ist das Buch genug gelobt, und ich empfehle mich hiermit zugleich allen meinen Freunden als ein Beförderer alles Guten, der gern lobt, wo er kann, aber auch den Tadel nicht verschweigt, wenn es darauf ankommt, auch andern Tribunalen seine Huldigung nicht zu versagen.

Freundlich, Rector magn.

Ueber Gleissnerei im öffentlichen Urtheil.

Schreiben meines Gönners an mich.

Mein lieber St.

Was muss ich von dir hören? Hab' ich Dir darum die Freiheit gegeben, dass Du sie zu Lug und Trug und niedrigen Schmeicheleien anwenden sollst? Ist die Welt nicht schon verkehrt genug, willst Du sie noch mehr verwirren? Sehr üble Nachrichten sind von Dir eingegangen. Sie sagen, Du liessest Dich zu allerlei Schelmstücken gebrauchen, Du wärest eine feile Trompete, ein Musikant, der Jedem aufspielte, wie er's verlangte. Wer irgend gelobt seyn wollte, der wendete sich an Dich: Schauspielerinnen kämen mit losem Halstuche, und Du müsstest ihnen ihr Spiel herausstreichen; Schriftsteller schickten Dir ihre Bücher zu, dass Du sie brav in der Welt ausposaunen müsstest; reisende Virtuosen liessen sich von Dir den Weg bereiten, und bezahlten mit Freibillets; Mah-

lerinnen, die gern in der Welt Aufsehen machen wollten, bäten sich von Dir ein süsses Lob aus; Rednerinnen rührten Dein Herz, und machten Dir allerhand (ich glaube antike) Stellungen vor; Deklamatoren wimmerten und wütheten ganz erbärmlich, damit Du nachher in den Journalen davon einen grossen Lärm erheben könntest. Das alles brächte Dir viel Geld ein, denn jedes gedruckte Lob würde noch besonders bezahlt, und von den geschenkten Büchern hättest Du schon aus allen Fächern eine ansehnliche Bibliothek beisammen. Du wärest wie ein Advokat käuflich für alle Partheien, und stelltest Dich bei jeder Sache so heilig an, als hättest Du gerade hier den rechten Schatz gefunden; würdest Du aber versucht, so wärest Du für das Gegentheil eben so entzückt, und stundest dem Feinde bei, wie vorher dem Freunde. Auf den Fall aber, dass man Deine Unwahrheit entdeckte, hättest Du immer in Worten und Redensarten eine Hinterthür offen gelassen, woraus Du entschlüpfen könntest. Fänden sich so die armen Schelme betrogen, und käme ein Virtuose mit hinkendem Fusse zurück, dann hieltest Du niemals Stand, sondern zögest Dich hinter die Gardinen. Dabei hättest Du eine so glatte, gewundene Sprache, dass Wörter

aus allen Weltgegenden, aus allen Zeiten und Wissenschaften Dir zu Dienste ständen, um ein Nichts recht hochzeitlich heraus zu putzen, und es zu einer wichtigen Sache zu machen. — Pfui! schäme Dich! Hast Du darum so viel gelernt, um jetzt eine Trödelbude damit aufzuschlagen? Hast Du darum so viele Kenntnisse eingesammelt, um für Andere Purpurläppchen daraus zu schneiden, und ihren Büchern einen goldnen Esel aufzuhängen? Ich wollte, dass Dir bei der nächsten Grimasse die Miene fest stehen bliebe, zu Deiner eigenen Schande und zur Warnung für alle Heuchler, Du nichtswürdiger Mensch! Einen Steinregen in Deine Fenster, und ein Hagelwetter auf Deinen Nacken! Ja, alle Partheien müssten sich zusammenthun, und ihre Krallen gegen Dich kehren, Du, mehr als Habicht und Geier! „Geben Sie mir die Freiheit," sagtest Du, „ich will das Reich der Wahrheit befördern," und da gab ich Dich frei, und machte Dich zu einem Apostel. Nun kannst Du leben wie ein Edelmann, und hast Deinen Willen, wie keiner; aber ich sehe wohl, die Wahrheit ist theuer, und nun auch für Geld nicht mehr zu haben. O das sind Zeiten!

Verantworte Dich, wenn Du kannst; wo nicht, so hole Dich der T—! Diess wünscht mit Leidwesen

Dein

betrübter Gönner.

Meine Antwort.

Hochzuverehrender, gütigster Gönner!

Noch zittern und beben mir alle Glieder. Ich traue meinen Augen kaum. Schrecklich, entsetzlich! Mein Pudel sieht mich an und will nicht fressen, so sehr haben Sie mich herunter gemacht. Wenn es nicht Ihre Hand wäre, so wollte ich glauben, ein Anderer hätte den Brief geschrieben. Abscheuliche Verläumdungen! Wer hat Ihnen das gesagt, wer hat sich solcher Lügen erfrecht? An wen, an mich wäre dieser Brief? Die Addresse ist freilich richtig, aber so wahr ich St. heisse, dergleichen unheilige Dinge sind mir nie in den Sinn gekommen, und mögen auf dreissig Meilen von mir entfernt bleiben. Loses Halstuch, antike Stellungen! Nein! mein allergütigster Gönner, dergleichen ist mir nie ers[illegible]en. Auch von eingeglobten Büchersammlungen weiss ich nichts. Ich stelle keine

Reisepässe aus, noch schnitze ich goldene Esel. Ich empfinde und urtheile, wie ich esse und trinke, und keine Parthei hat ein Recht daran. Du lieber Gott! ich verstehe weder Musik noch Mahlerei, wie könnte ich doch darüber urtheilen! Und Bücher gar aus allen Fächern sollte ich preisen! Allen Respect für meine Gelehrsamkeit, aber, lieber Gönner, Sie haben wirklich eine zu grosse Idee davon. Dergleichen unterstehe ich mich nun und nimmer. Auch an den Theater-Kabalen bin ich unschuldig, und sehe es gelassen mit an, wenn sie sich einander ein Bein stellen, ja ich lache wol gar darüber.

So kann ich mir denn die Sache nicht anders erklären, als dass der Brief irre gegangen, oder dass hier eine Verwechselung geschehen ist. Fragen Sie nur Ihren Korrespondenten, wie ich aussehe, und sicher wird sich ein mächtiger Irrthum offenbaren. Oder sollten Sie etwa, liebster Gönner, mir auf eine besondere Weise haben andeuten wollen, wie ich als ein freier Gelehrter leben und nicht leben müsste, und wie überhaupt ein solcher sich zu verhalten habe? Ich danke ihnen, liebster Gönner, ich habe mir alles hinter's Ohr geschrieben, und will von diesem Recepte auch Andern hiesigen Orts mittheilen.

Dass die Wahrheit theuer ist, darin haben Sie, mein höchstzuverehrender Gönner, vollkommen Recht, und niemand kann diess wohl mehr empfinden, als ich, weil ich dabei an die grosse Güte gedenke, die Sie mir bisher erwiesen haben. Wenn Sie sich indess damit trösten wollen, dass wir ja selbst dem lieben Gott eine grosse Summe schuldig sind, die wir nie abtragen, so sollte es mir sehr lieb seyn, und ich würde dann mit desto grösserer Zuversicht mich nennen

Dero

ergebensten Pflichtling,
St. S.—

Weimar, d. 1. April 1809.

Doktor Luther an seine Gemeinden.

[1806 im Januar.]

Lieben Brüder in Christo; viel Gutes habe ich vernommen von euch, seit ich von euch bin, jedoch auch viel Böses seit der Zeit. Nun aber ist mir des Argen zu viel worden, so dass ich nicht fürder schweigen kann noch mag, und habe mir es von Gott erbeten, dass er noch einmal mich lasse zu euch reden, so denn hiermit geschichet.

Es muss wohl übel bei euch stehen, und eitel verkehrtes Wesen herrschen, da christliche Brüder kommen und sagen: die Altäre des Herrn stehen verlassen; und haben mir mancherlei Grund davon gegeben, wovon mir dieses das Aergste gewesen, dass ihr gesagt: die Religion sei nur für das Volk, als gleichsam ein Zügel und Kappzaum, damit die Grossen sie möchten halten und regieren. Das ist die grösste Lästerung, so jemals ein Mund ausgesprochen wider Gott, und wenn ich noch im

irdischen Leibe wäre, könnte ich darüber in grosse Hitze und Aufwallung gerathen. So aber will ich es euch nur gelassen sagen, dass ihr Gott verläugnet, und werdet ärger wie die Heiden, die nicht unterscheiden Gott und seine Kreatur, das Geschöpf und den Schöpfer. Eure Sinne haben über euren Geist die Oberhand gewonnen, dass ihr nur geniessen mögt in der Eitelkeit, und euch einbilden, als ob alles sei ein Werk eurer Hände, und wollet nicht mehr gedenken des Herrn, der euch doch erst hat werden lassen, wie alle Dinge um euch her. So seid ihr wie die Blinden, die nur tappen und sich an das Nächste halten, und nicht wissen, was vor ihnen sei, noch über ihnen. Indess — meinet ihr wirklich, dass man nur verbleiben müsse in irdischen Dingen, und dass es schon mit der Klugheit gethan sei, so betrügt ihr das Volk, dass ihr es nicht auch so klug macht; ist aber die Religion etwas Gutes, und eine Gabe Gottes, so muss sie auch gut seyn für euch, als eine Erhebung des Gemüths, dass ihr nicht in das Irdische versinket.

So ist es denn gekommen, dass sie die Kirche mit dem Rücken ansehen und euch folgen, und also habt ihr euch selbst und ihnen das

schönste Kleinod geraubt, das sich das Herz nur wünschen kann.

Auch verkündet man schon, dass hie und da die Kirchen und Schulen nicht mehr bestehen mögen, und dass ihr euch weigert, sie zu erhalten und euch auf die Güter der Kirche verlassen wollt und auf den Fürsten; so ihr aber gebet, so soll man es ansehen, wie ein Almosen, wofür ihr noch wollet gepriesen seyn und obendrein den Himmel ererben. Schämet ihr euch nicht, dass ihr euch auf die Güter der Kirche beruft, so doch von euern frommen Voreltern herrühren, und ihr wollt nichts thun? Es fehlt nicht viel, so möchte ich gar wünschen, dass dergleichen wohlthätige Werke gar nicht da wären, weil ihr darüber unthätig werdet und lass. Und anstatt euch wegen eurer Gaben von den Kanzeln zu lobpreisen, wodurch man euch nur noch eitler macht, möchte es schier besser seyn, dass man die baufälligen Kirchen zuschlösse und über den Eingang die Worte setzte: Man soll nicht Perlen vor die Säue werfen. Ich bin es wohl überzeugt, dass ihr dann noch selbst ein heisses Verlangen danach bekommen würdet, das euch wieder zu Gott triebe, und liesset wieder Kirchen bauen und Schulen, und setztet Prediger ein, Männer von

Gottes Geist und Kraft, und thätet für die Religion nicht bloss nach dem, was eben überfliessen wollte, sondern hieltet sie werth über alles, und ginget wohl gar mit Leib und Leben daran. So aber seid ihr nicht kalt und nicht warm, und kommet weder rückwärts noch vorwärts.

Doch — ich höre ja, dass ihr mir wollet ein grosses Denkmal errichten lassen — und so muss ich ja wohl glauben, dass ihr noch Religion im Herzen habt, oder, dass ihr euch bessern wollt. Dafür will ich es auch nehmen und nicht dazwischen reden, weder mit bescheidenen, noch stolzen Worten. Mag man die Verstorbenen ehren, Andern zur Ermunterung und zum Exempel, und jetzt um so mehr, da es wohl Noth thut, dass wieder einer auftrete, der euch allen die Wahrheit sagte, welches denn Gott in Gnaden verleihen möge. So ihr es aber aus Eitelkeit thut, dass man nur euren Namen nenne, und ihr gern prunken mögt mit euren Gaben, so kann ich euch nicht verhehlen, dass die Engel, wenn sie niederfahren, das Werk zu betrachten, daran kein Wohlgefallen noch Freude haben werden. Doch will ich mir dergleichen jetzt nicht vorstellen, vielmehr Trost schöpfen, und glauben, wenn ihr ein solches Werk vollendet habt, dass ihr dann

auch wieder zu Gott euch zurückwenden, und wieder an die Denkmäler eurer Väter, nämlich an die Kirchen, euch erinnern werdet. Wollet ihr das aber nicht und lieber mit euch selbst in Widerspruch gerathen, so seid versichert, dass ich mich des Denkmals nicht annehmen, vielmehr Gott bitten werde, dass er darauf seine Blitze herabschleudern möge; denn — wie ihr wisset, habe ich selbst Fürsten und Königen nicht geschmeichelt, und bin bestanden in der Wahrheit, so denket also nur nicht, dass ich euch im Himmel noch ein Gratias singen werde, wenn ihr mir ein solches Denkmal errichtet, und nicht zugleich auch euer Herz zu Gott hinauf wendet.

Das nun sei euch zur Warnung gesagt.

Der Hirsch.

Eine Erscheinung im Herbstmanöver bei Potsdam 1804 *).

Welch ein prangendes Haupt blickt her aus nächtlichem Haine!
Ist es ein seliger Geist, lügend des Hirsches Gestalt?
Thalwärts ruft es und drängt und treibet ihn weiter und weiter;
Ist es unsterbliche Lust, Spiele des Kampfes zu schauen?
Seht, ihm schmiegt sich der Held dort nieder zur staubigen Erde;
Ehrfurcht beugt ihm das Haupt, oder vor Strafe die Furcht.
Wie? Oft kleidet sich auch in warnende Bilder die Zukunft;
Ueber ein sinkendes Haupt schreitet ein stampfender Fuss!—

*) Er traf nehmlich auf einen Husaren, setzte über Mann und Ross, und der Husar fiel zur Erde.

Nieder, empörendes Bild! Willkommener deutet der Sänger:

„Ueber dem Streitross steht schwebend ein flüchtiger Hirsch!

„Sieh, beflügelte Schaar, dein Sinnbild rüstiger Eile,

„Schnell, wie Hirsche des Hains, brechet vom Lager hervor!“

Kriegs-Scenen.

Ein Gemälde von Weimar, vom 12. 13. und 14. October 1806.

Das Unglück ist schnell über uns gekommen, es hat uns vieles, Manchem alles, aber Keinem den Muth geraubt, das Vergangene noch einmal zu betrachten, und sein Schicksal anzuschauen.

Welch Leben, welch Getümmel umwogte uns am Sonntage vor der blutigen Schlacht, welch Drängen durch alle Gassen! welch ein Gewühl von Menschen, von Streitbaren, die sich zum Kampfe rüsteten! Verliessen wir die Stadt, so sahen wir Lager an Lager sich erheben, und ein lautes frohes Geräusch scholl aus der Ferne herüber. Der Himmel aber schwieg in seinem Frieden, und lächelte dazu. Die heitere Abendröthe nahm dem kriegerischen Schauplatze seine Schrecken, und zeigte uns manch anmuthiges Bild. Auf einer Wiese öffneten sich

die Magazine, der Bäcker ging um seine Oefen, die Schmiede stand auf einem Wagen vor seinem Werkmeister halb aufgethan, und indess dieser alles schickte und zurichtete, sass neben ihm ein Schuster auf seinem Dreifuss schon in voller Arbeit. So schien es, dass jeder im Freien sein verlassenes Haus wieder herstellen wollte. Die grünen Bäume umher, der Fluss mit seiner zierlichen Brücke, die sanfte Beleuchtung dazu — alles malte den Frieden, da es doch ein Bild des Krieges seyn sollte. Marketender gingen indess durch die Scene, und vollendeten das Gemälde. — Am andern Tage gingen grosse Verwandlungen vor, die Lager brachen auf mit ihren Zelten, die Trommel wirbelte durch die Strassen der Stadt, und die Gardisten stürzten bewaffnet aus den Häusern. Zum Kampf! zum Tode! diese Empfindung bemächtigte sich aller, die ihnen nachsahen.

Am andern Morgen, am 14ten, hatte sich der Himmel plötzlich verdunkelt, ein dicker Nebel erfüllte die Luft, und lagerte sich über die Erde. Ein stiller, trüber Ernst lag auf uns, während ein dumpfer Kanonendonner aus der Ferne uns sagte, was nicht weit von uns vorging; und je stiller und dunkler es um uns war, desto mehr waren unsere Gedanken in die Ferne

gerichtet, und mit dem Getümmel der Schlacht beschäftigt. Um halb zehn Uhr trat die Sonne ein wenig aus dem Nebel hervor, die Kanonade kam näher — Schuss auf Schuss, wie auf einer Revüe — und wir erinnerten uns, dass der grosse Napoleon immer mit der Sonne zu erscheinen pflegt. Viele Wagen fuhren zur Stadt herein, die Leute stürzten auf die Strassen, kleine Detaschements kamen von der andern Seite, und ein junger Offizier voran rief: „Wo gehts nach Jena? ich will hinaus, wo der Feind ist; — nur immer ruhig, zwei Mann hoch aufmarschirt, haltet euch brav!“ — Vom nahen Gehölz hörten wir das Horn der Füseliere, wie Nothzeichen. Das ist Flucht, sagte einer zum andern, und lief in sein Haus zurück. Jetzt hielten die Wagen an im Zuge, man forschte und fragte aufs neue, und einer betrog den andern mit der Nachricht: die Preussen siegen! So dauerte die Unruhe und das Getümmel bis zwölf Uhr, als auf einmal, wie mit einem Schlage, alles todtenstille wurde. Das Schiessen hatte aufgehört, man sah sich einander verwundert an, es blieb stille, und man setzte sich zu Tische. Da nichts sich weiter hören liess, so meinten wir schon, es sei alles vorbei, als auf einmal — es war halb zwei Uhr — eine

Menge Menschen durch die Strassen stürzten, einem Auflaufe ähnlich. — Wie eine plötzliche Ueberschwemmung, die den weissen Schaum voranwälzt, so sahen wir die Sachsen mit den Preussen hereinbrechen, und durch die Stadt zum Thore hinausströmen, sich selbst einander drängend wie die Flucht, doch schneller, als sie. Welch ein Gemisch, welch ein Getümmel! Wagen, Pferde, Fussvolk, Reiter, Marketender, alles durch einander, mitten unter ihnen die Verwundeten, die Halbtodten, die Sterbenden. Schwarz von Blut das Gesicht überzogen, sah man hier einen zu Pferde, dem Teufel ähnlich, sich durch das Gedränge einen Ausweg suchen, während ein anderer neben ihm, bleich wie der Tod, auf dem Pferde hin und her schwankte. Andere sanken ermüdet an den Weg hin, und hielten ihre Wunden. Niemand sprach, eins eilte still an dem andern vorüber, nur einmal liess sich eine Stimme hören, die rief: Nun, was lauft ihr denn so? Soldaten mit und ohne Gewehr, Zerstreute aus allen Regimentern, bald einzeln, bald in stärkern Trupps, und zuletzt in Kompagnien, in Schwadronen, noch ziemlich bei einander, zogen bald mit grösserer, bald mit geringerer Eilfertigkeit, bald mehr, bald weniger gedrängt vorüber, und gaben einen

Anblick von einer solchen Unordnung, der rettungslos das Verderben folgen musste. Indem war ein Offizier beschäftigt, die Soldaten seines Regiments zu sammeln; aber man fragte sich, wozu, da die fortströmende Menge ohne Anführer, ohne Kommando, wie ein mächtiger Eisgang unaufhaltsam war und auch die Standhaftern mit sich fortriss. Drei Stunden sahen die Einwohner diesem Getümmel zu, und erwarteten mit Bangigkeit den Augenblick, wo die Feinde mit bewaffneter Hand folgen und vielleicht noch vor ihren Augen ein Blutbad anrichten würden. Endlich hatte der Zug ein Ende, er schloss sich mit einer flüchtigen Reiterei, die noch das Schwert zum Kampf gezückt hielt. Aber noch sah man keinen Feind, sondern eine Todtenstille herrschte plötzlich durch alle Gassen. Jetzt hörte man ein nahes Schiessen, und viele Kugeln flogen mit Pfeifen und Geprassel über die Stadt, einige in die Häuser. Ein jeder flüchtete sich in Sicherheit, so gut er konnte, auf den Hof, in den Keller, hinter Gemäuer. In diesem Zustande, der etwa zehn Minuten dauern mochte, wünschte man mit Sehnsucht der Feind herbei. Man freute sich, wie nach einem Ungewitter, als man die französischen Jäger mit blinkenden Helmen im

Anfluge sah. Man schickte sich an, die Sieger zu empfangen, und hielt Wein und andere Erquickungen bereit. Aber ungleich waren die Menschen in ihren Meinungen und Massregeln; während ein Theil nur an die französische Artigkeit dachte, und viel auf seine eigenen Komplimente rechnete, stellten sich die andern nur wilde Krieger vor, die alles verheeren und zerstören würden. Beide Theile benahmen sich gleich übel. Jene gaben entweder aus Feigheit gleich alles hin, auch das, was nicht begehrt wurde, oder verloren bei der ersten kriegerischen Anrede gleich alle Fassung und liefen davon. Diese hielten Thür und Thor verriegelt, bis das Haus gewaltsam erbrochen wurde, oder hatten auch schon alles liegen und stehen lassen, und sich zu den übrigen Verwandten geflüchtet. Nur die Gesetztern hielten aus, und gaben und verweigerten eben so bereitwillig als standhaft. Viele bewirtheten auch ihre Gäste, ohne noch im mindesten die grössere Gefahr zu ahnen. So wie es aber dunkler ward, nahm das Schrecken zu, das die Einwohner schon mit dem ersten Eintritte befallen hatte; und um die Furcht und das Grausen zu vollenden, brach um 7 Uhr ein helles Feuer aus, das die ganze Stadt erleuchtete. Man stürmte eine Weile,

hielt aber bald wieder inne damit. Niemand kam, um zu retten oder zu löschen, da jeder nur an das Seinige dachte, oder auch schon alles für verloren hielt. Es war ein seltener Anblick: eine brennende Stadt, die Strassen leer, die Häuser verschlossen. Das Feuer brannte wie zur Schau, hell wie ein Licht, doch ohne Zuschauer. Das Schloss gegenüber stand in dem Scheine der Flammen, wie zur Pracht erleuchtet. Nur hie und da sah man einen Menschen; der kam und ging; sonst war alles öde und still umher. Die Franzosen allein belebten einzeln, mit Laternen in der Hand, die Strassen der Stadt, und schlugen an die Häuser. Dieses Klopfen an Thür und Laden, ihr Rufen, das Geschrei von entfernten Menschenstimmen, das Heulen der Hunde — wie fürchterlich für den, der sich und seine Habe in einen Schlupfwinkel gerettet hatte, und auf den anbrechenden Tag wartete! Einige hatten sich in den Park geflüchtet, und sassen mit ihrer Angst unter einem Gesträuche, andere waren dem nahen Gehölz (dem Webicht) zugelaufen, wieder andere irrten über das Feld den Dörfern zu. Indess waren überall die französischen Offiziere bemüht, dem Unheil zu wehren, die Einbrechenden abzuhalten und der Unordnung Gränzen

zu setzen. Aber Sieger vom Schlachtfelde, die so viele Gefahren, so viele Mühseligkeiten, Hunger und Durst ausgestanden, und jetzt solls neue Sieg, Leben, Ehre und Freiheit gewonnen hatten — bei einbrechender Nacht — — es gibt hier nichts zu erklären, nur zu schildern.

Der Friedens-Traum.

[1810.]

Friede! scholl es vom Rathhause. Nun werden bessere Zeiten kommen, sagte ich. Bessere Zeiten, lieber Mann? fragte die Frau, und ging gleich so freundlich um mich herum, wie der liebe Mond um die Erde. Sind wir doch schon lange nicht recht von Herzen fröhlich gewesen, fuhr sie fort, ich hole den Rest Wein herauf, der uns von der letzten Affaire noch übrig geblieben ist. Nicht wahr? lieber Mann, du sagst doch ja, und künftig immer ja? — Ich hörte schon in der Küche die Gläser klirren, Nachbarn und Freunde traten herein, und im Hui war eine lustige Gesellschaft beisammen. Gern liess ich mir das gefallen, ass königlich, trank königlich, lachte wie ein König, und entschlief zuletzt wie ein König. Aber kaum war ich eingeschlafen, so hatte ich folgenden wunderlichen Traum.

Es kam mir nämlich vor, als wenn ich in der Kirche das Te Deum singen hörte, aber ich stand im tiefsten Negligé dabei, mitten auf dem Platz, als wenn es nur so seyn müsste. Die Leute quollen aus den Thüren hervor, und ich grüsste sie. Da trat auch meine Frau heraus, die prächtig, in Gold und Seide gekleidet war. Auf dem Kopfe trug sie eine türkische Festung, und darüber Fahnen, lange Federn aus Afrika. Um den Hals schlangen sich orientalische Perlen, in der Gegend des Herzens funkelten goldene Ketten aus Paris, und von den Schultern herab hing ein indischer Shawl. Auf griechischen Sandalen schlich sie einher, und mit tyroler Handschuhen zupfte sie an brabanter Spitzen. Ich, in die Geographie ihres Leibes vertieft, wagte gar nicht, sie anzureden, sondern schlug nur die Hände über die Brust zusammen, und verneigte mich wie ein Türke. Wie es indess im Traum häufig zu gehen pflegt — die schmetternde Friedenstrompete hatte sich plötzlich in ein reisendes Posthorn verwandelt, und ich sass hinter auf einem leichten Wagen, und fuhr zum Thore hinaus. Am Ausgange erblickte ich den Zeitungsschreiber, wie er mit gestütztem Haupte vor seiner Thüre sass. Er klagte gewaltig über Kopfschmerzen, und

schlug mit der geballten Faust bald auf die Zeitung, bald wieder an seinen Kopf, so dass ich ihm bei so fortwährender Procedur kein gutes Ende prophezeite. — Draussen kam ich über eine lange, lange Wiese, wo das Gras so hoch zu mir herauf stand, dass ich ein über das andere Mal niessen musste, wobei der Postillion jedesmal zu mir: à votre santé, sagte, ohne dass ich mich im mindesten darüber verwunderte. Er gab mir aber Bericht, und sagte, dass das lange Gras von dem neuen Düngungsmittel herrühre, das man weither verschrieben habe. — Nicht lange, so kam ich an ein Vorwerk, das der Wohnung meines Pächters sehr ähnlich sah. Es schien einer Reparatur zu bedürfen. In dem Fenster hing der Glaser, um neues Glas einzusetzen, der Tischler stand mit der Hausthür da, wie Simson in der Bibel mit dem Thorflügel der Philister, und auf dem Dache sass der Naturdichter Hiller, wie er eben Taubennester flocht; die Tauben waren dicht um ihn versammelt und schienen auf die Nester schon zu warten. Im Garten ging der Regimentstambour mit der Raupenschere, um die Bäume zu putzen. Das Stakket umher war niedergetreten, aber es stand ein Mann dabei, der einmal bei mir im Quartier gelegen hatte, und ich wunderte mich, dass

er Stacketenflicker geworden war. Die Bienen schwärmten eben, und ich bekam im Wagen manchen Stich. — Weiter hinaus auf der Strasse brannte die Sonne fürchterlich auf mein Haupt; der Postillion zeigte zwar auf einen Gärtner, der mit vielen Leuten beschäftigt war, vor uns her Bäume zu pflanzen; er fragte mich, ob wir nicht darauf warten wollten, ich sagte aber, dass es uns doch wohl zu lange währen möchte. Darum eilten wir auf ein Wirthshaus zu, wo ich untertreten konnte. Ein neuer Auftritt! Ich wurde hier zwei Jäger gewahr, die ein prächtiges Jagdhabit trugen; der Postillion sagte aber gleich, dass es keine Jäger, sondern ein Paar Schneider wären, die voriges Jahr Montirungen geliefert und die schönen Kleider sich nur zu ihrem Plaisir geschneidert hätten. Sie speisten eben in guter Ruh eine gebratene Taube, welche sie den Friedensvogel nannten. Es gefiel mir aber ganz und gar nicht, dass sie den Frieden gleichsam selbst auffassen. Sie kehrten sich indess an nichts, sondern waren sehr lustig und sangen das berlinische Lied: der Krieg ist gut! Indem trat aber der Wirth zu ihnen heran, mit einer langen, langen Rechnung. Sie machten gewaltig grosse Augen, und da sie fanden, dass das Geld nicht zureichen wollte, schnitten

sie sich einander ohne Umstände die goldenen Litzen von den Kleidern, so dass sie nachher scandalös aussahen. Ich hielt mich indess nicht lange auf, sondern, nachdem ich eine Tasse Eichelnkaffee ohne Zucker getrunken hatte, fuhr ich weiter. Am Wege lag ein prächtiges Landhaus mit böhmischen Spiegelfenstern, der Eigenthümer, ein Commissair, sah heraus und hatte seine Braut im Arm. Ich hätte die neue Anlage gern in Augenschein genommen, aber weil ich sein Kauderwälsch nicht verstand, fuhr ich weiter. — Ein breites Feld lag jetzt vor uns, aber beständig gingen Soldaten über den Weg. Entweder gehen die Soldaten zu langsam, sagte ich, oder wir fahren nicht schnell genug. Endlich, wie ich mich umsehe, hatte sich gar einer hinten auf den Wagen gestellt, ein Mann wie ein Riese. Und ehe ich ihn noch anreden konnte, reichte er mir schon seine Schnupftabaksdose hin und fragte, ob mir gefällig wäre. Ich erkundigte mich ohnmassgeblich, wo er denn hin wollte. Er aber gab kurz zur Antwort, dass er mit mir ein wenig spazieren fahren, und meine Gesellschaft geniessen wollte. Nicht lange, so zog er auch seine Pfeife hervor, und bat sich von meinem Rauchtabak aus, wofür ich denn bald nachher das Vergnügen hatte, wie

Jupiter in einer Wolke zu sitzen. Als der Rauch verschwand, war auch der Soldat fort, und der Wagen merklich leichter. — Allmälich hob sich nun der Weg, und es ward mir zu Muthe, als wenn wir bald zur Stelle seyn müssten. Halt! rief auf einmal der Postillon, und streckte mit der Peitsche seinen Arm aus, und sagte: voilà! Ich folgte seinem Fingerzeig und ward nicht weit von mir eine liebliche, halbbetribte Figur gewahr, die, von einem langen Gewande umflattert, einen Oelzweig und eine Lorbeerruthe in der Hand hielt. Ich erkannte sie augenblicklich für die leibhaftige Friedensgöttin, aber sie stand noch immer hinter dem Berge, und wollte nicht hervor. Ich sagte, sie möchte ums Himmels willen doch machen, dass sie in die Stadt käme, sie hätten schon das Te Deum gesungen, und warteten mit Sehnsucht auf sie. Ohne meine Schwester, die Abundantia, darf ich nicht kommen, gab sie darauf zur Antwort, und die ist noch unten im Thal, und kann ihr Füllhorn erst gar nicht voll kriegen. Ach! sagte ich, die Leute sind so begierig darauf, dass sie gern auch mit Wenigem vorlieb nehmen werden. Da winkte die Friedensgöttin, und die Göttin des Ueberflusses schwebte zu ihr herauf. Sie nahm die

Schwester bei der Hand, und ich folgte ihnen bis auf die Spitze des Berges, wo ganz Europa vor uns lag. Abundantia fing nun an, mit einer halb bedauernden Miene ihr Horn auszuschütten, aber — wie gross war mein Erstaunen! als sie nicht nur Münzen und Goldstücke, sondern auch Ringe, Federn, Perlen, Halsketten, Ohrgehänge und Brustnadeln zum Vorschein brachte. — Allerliebste Sachen! hörte ich auf einmal meine Frau sagen. „Wer ruft mich?“ — Willst du denn heute gar nicht aufstehen? sagte sie. Da erwachte ich endlich aus meinem Traum. Meine Frau stand vor mir, und trieb mich an, weil schon Leute gekommen wären. Und kaum hatte ich das Zimmer betreten, so erblickte ich auch die Putzmacherin, wie sie auf dem Tisch türkische Hauben, Straussfedern, Perlen, und Gott weiss, was alles, auskramte. Auf dem andern Tische lagen die Waaren des Kaufmanns. Diesen indischen Shawl muss ich haben, sagte meine Frau; betrachte doch diese brabanter Spitzen; sieh einmal diese Schwungfedern an. Nicht wahr, du sagst ja! lieber Mann, und künftig immer ja? Ich that, als wenn ich noch nicht ausgeschlafen hätte, aber sie erinnerte mich an gestern, an den Frieden, und dass bessere Zeiten kommen würden.

Und sie sind schon gekommen, setzte sie hinzu, der Pachter hat die Schuld gebracht. Sieh hier! baares blankes Gold. Wiese, Garten, Tauben- und Bienenzucht, alles, sagt er, fängt an zu gedeihen. So lass uns nun auch wieder anfangen, zu leben, wie vorhin. — Ach ja, sprach ich, nun weiss ich, was ich geträumt habe: der Friede ist es, welcher den Wohlstand bringt, aus dem Wohlstand entsteht Ueberfluss, aus dem Ueberfluss Luxus, und aus dem Luxus die Moden. Was ich im Traume gesehen habe, war also nichts anderes, als ein Kupfer zum Journal des Luxus und der Moden. Ich rieb mir die Augen, sah auf die Goldstücke und sagte: Nun denn in Gottes Namen, so kaufe nach deines Herzens Lust, damit der Friede auch über uns komme.

Sonderbarkeiten.

Die Wege durchkreuzen sich hierhin und dorthin — man begrüsst, man begegnet, man befreundet sich; man ist froh mit einander, man trennt sich wieder, und andere treten an die Stelle. Da müsst' es doch wunderbar zugehen, wenn man nicht zuweilen auf Menschen stossen wollte, von denen sich irgend etwas Merkwürdiges erzählen liesse. Und — wenn niemanden Leids damit geschieht — warum nicht auch andern öffentlich davon mittheilen? Der Schriftsteller — nämlich der unschuldige — bildet mit den Lesern eine unsichtbare Gesellschaft; er sammelt sie als seine Freunde um sich her, und sagt ihnen, was er auf seinem Herzen hat, ist es auch nur, um eine müssige Stunde angenehm mit ihnen zu verplaudern. — Wie Schatten schweben die Erinnerungen vor uns vorüber, und führen die Bilder voriger Freuden herauf. Zwei Jünglinge erscheinen mir jetzt vor andern

hier in der traulichen Dämmerung, noch vom Morgen ihres Lebens geröthet, den Becher in der Hand, winkend einer dem andern zum Genuss. Wie bedächtig, wie weise warnend dieser, wie keck und entschlossen jener, aber beide zu einerlei Schicksal bestimmt! Der sanftere mit der Eigenheit, in langen Perioden zu sprechen, und, wenn man ihm dazwischen fiel, das Uebrige hinterdrein ganz gelassen, wär' es auch mit einem Und, nachzuholen. Der lebhaftere mit Einsprache überall, und mit durchstrebendem, dreistem Widerspruch, dabei mit sonderbaren Einfällen gesegnet, die er auch, wenn es irgend thunlich war, wirklich ausführte. Die Geduld folgte dem Muthe, und so traf man beide häufig beisammen.

Zu den sonderbaren Einfällen des letztern gehörte unter andern dieser, dass er alle Jahr eine Todtenfeier anstellte, um sich der verstorbenen Freunde und seiner eigenen Sterblichkeit zu erinnern. Es geschah an einem Novemberabend. Das Zimmer war von einer schwachen Dämmerung des halb verborgenen Kerzenscheins erhellt; wir alle traten still und in schwarzer Kleidung in des Freundes Gemach, wie zu einer Leiche; nur leise wurde gesprochen, wie in dem Hause eines Verstorbenen;

in stiller Feierlichkeit setzten wir uns dann an den — reichlich mit Kuchen und Wein besetzten Tisch, wie zu einem Todtenmahle; in der Mitte brannte Spiritus mit unstät auflodernder Flamme — ein Bild des sinkenden Lebens, und in dem Scheine dieses bläulichen Lichtes sassen wir alle mit bleichen Gesichtern, wie abgeschiedene Geister. Wir sahen uns einander an, und schwiegen. Aber, sobald wir uns vom Anblick erholt hatten, huben wir an mit gedämpfter Stimme und sangen: Wie sie so sanft ruhn! Rührend und schauervoll! Darauf füllten wir die Gläser, und tranken auf das Wohlseyn der Verstorbenen. Heute leb' ich noch, war der zweite Gedanke, und — vom Tode zur Freude war ein leichter Uebergang: lauter klangen die Gläser, fröhlicher schollen die Stimmen. Doch konnte jener übermüthige Freund es sehr übel nehmen, wenn nicht alles gehörig beobachtet wurde, oder sich wohl gar ein störendes Lachen zur Unzeit einmischte. Ein Ungeweihter wurde vollends gar nicht geduldet. Doch nahm er es sehr gut auf, als sein Freund mit den langen Perioden, den er nur den alten Mann zu nennen pflegte, einst wie ein Bergmann gekleidet zu ihm herein trat, denn das erinnerte ihn nur noch mehr an das Unterir-

dische, und der Tod in Freundes Gestalt erschien ihm im mildern Lichte. — Aber — eine Sonderbarkeit blieb es doch immer, junge, muntere Leute auf diese Weise und unter diesen Bedingungen jährlich einmal auf Kuchen und Wein einzuladen. Indess fand er auch einen Grund dazu in der Ahndung seines frühen Todes. Er sah ihn immer hinter seinen Freuden lauern, wie einen Jäger, der mit tödtlichem Geschoss hinter Gebüschen schleicht. Ich sehe dich wohl, sprach er, aber ich fürchte dich nicht. Das Gefühl von einer innern organischen Verletzung war sein untrüglicher Prophet. Mit keckem Muth bewaffnet, wollte er den Tod nur mit Laune behandeln, und es gelang ihm damit bis an sein Ende. Seinen Freund traf das nämliche Schicksal, aber, wenn dieser schon früh mit seinen Bedenklichkeiten kam, so verwies er ihm seine Sorgfalt und sagte: wie stellst du dich an! Du willst schon jetzt feiern und müssig seyn? Ich muss weit eher fort als du. Pfingsten ist meine Zeit. Du überlebst mich. — So geschah es auch. Sie starben beide bald nach einander, eines frühen unverschuldeten Todes.

Ein Nebenbild zu diesem gab im Kreise der Bekannten eine alte, ehrwürdige Frau, die, ihres nahen Endes gewiss, eines Tages alle die-

jenigen zu sich einlud, die ihrem Herzen theuer waren, und dann geschmückt mit diesen Worten zu ihnen in das Zimmer trat: ich will unter meinen Freunden sterben!

Solche Erinnerungen erneuern sich dann am liebsten, wenn bei der Zurückkehr traurig merkwürdiger Tage die Frage entsteht: wie sollen wir sie feiern?

Noch merkwürdiger war mir im frühern Leben die Erscheinung eines Menschen, den ich einen moralischen Sonderling nennen möchte, denn er trieb seine Uneigennützigkeit und seine strenge Lebensart über alle Gränzen. Auf der blossen Erde zu schlafen, trockenes Brot zu essen, war ihm eine Kleinigkeit. Andern Dienste zu erweisen, ohne die geringste Vergeltung dafür anzunehmen, war Nahrung für seinen Geist. Nichts kränkte ihn mehr, als die Besorgniss, dass er stolz seyn möchte. Er lebte unter sehr dürftigen Umständen. Das Schicksal war fast in allen Stücken sehr ungerecht gegen ihn gewesen, nur einen talentvollen Geist — und Kraft zu grossen Gesinnungen hatte es ihm nicht versagt. Schon früh zeigte er sich als ein geschickter Maler, der sich selbst seine Bildung gab. Deshalb war auch sein grösstes Vergnügen, schöne Gesichter zu sehen, woran sein

Herz weiter keinen Antheil nahm. Späterhin verfiel er auf das historische und diplomatische Studium. Ohne die höhere wissenschaftliche Bildung, auf einen niedern Posten gestellt, übersah er auch von hier aus das Ganze seines Departements, und machte einen scharfsinnigen Entwurf zu einer bessern Anordnung und Eintheilung. Sein Aufsatz kam in die Hände des Ministers, der dadurch so aufmerksam auf ihn wurde, dass er verlangte, ihn näher kennen zu lernen. Er setzte sich sogleich auf die Post, in seinem schlechten Kleide, und achtete nicht auf die Erinnerung, dass er anständig vor dem Minister erscheinen müsste; er antwortete: der Minister will mich, und nicht meinen Rock kennen lernen. So viel Verstand mit so viel Unbiegsamkeit verbunden, mochte dem Minister wohl zu gefährlich oder nicht brauchbar genug scheinen. Seine Audienz blieb für ihn ohne Erfolg. Unermüdeten Fleiss besass er in dem Aufspüren antiquarischer Notizen. Mehrern Gelehrten lieferte er Beiträge dieser Art, die sich seine Arbeit gut bezahlen liessen; er selbst aber ging — aus Bescheidenheit — leer aus. Vorzüglich benutzte ihn ein Buchhändler bei der Herausgabe einer Topographie, wozu er ihm die Zeichnungen liefern musste. Dabei trug sich

nun folgender Auftritt zu, der ihn vollends zum Martyrer seiner sonderbaren Uneigennützigkeit machte. Er stand eben vor einer Kirche, mit einer Zeichnung beschäftigt, als ein gemeiner Mann ihm über die Schulter sah und fragte: was machen Sie da? Das sieht Er ja, war die Antwort. Aber haben Sie auch Erlaubniss dazu? fragte er weiter. Seiner bedarf ich nicht, erwiederte er. Der Frager ging mit Kopfschütteln fort, aber nach einer halben Stunde kam er wieder zurück, und sagte: wie lange werden Sie noch da stehen? Bis ich fertig bin. — Und wissen Sie auch, Herr, fuhr jener darauf ihn heftig an, dass das nicht erlaubt ist? Jetzt kommen Sie mit mir zum Burgemeister. Mit diesen Worten fasste er ihn beim Kragen, und schleppte ihn mit sich fort. Alles Sträuben und Protestiren war vergebens. Rufen und Lärmen erweckte den Verdacht gegen ihn, und so musste er, nicht ohne Begleitung, zum Burgemeister. Da man diesen aber nicht zu Hause traf, so fand der Ankläger für gut, ihn nach der Hauptwache zu führen. Hier bringe ich einen Verräther, sagte er: Strassen, Thore und Wälle hat er abgezeichnet, um sie dem Feinde zu überliefern. Ich kann das nicht dulden; ich bin ein Patriot. (Er war ein Kontrebandier.)

Der wachthabende Offizier durchsah die Papiere, konnte sich aber nicht recht daraus vernehmen, und glaubte deshalb mehr den Worten des Angeklagten, als des Klägers, und liess ihn gehen. Der Patriot fuhr indess fort, zu lärmen, und man beschloss, den Zeichner wiederum zu holen. Ein Unteroffizier und vier Mann mussten ihm gleich im Quickmarsch nacheilen, und am Ende des Marktes holten sie ihn ein, nahmen ihn in ihre Mitte, und führten ihn zur Hauptwache zurück. Jetzt entstand ein grosser Auflauf. Was ist das? fragte man. Sie haben einen Spion ertappt, hiess es; andere sagten: er hat gestohlen! Alle diese Urtheile musste er geduldig mit anhören. Der Offizier empfing ihn jetzt mit harten Worten, und schickte ihn zur nähern Untersuchung zum Kommandanten, wohin er gleich von der Wache abgeführt wurde. Dieser staunte nicht wenig über den Irrthum, da er sich von dem Nähern unterrichtete, er gebot dem Ankläger, seinen Eifer fürs Vaterland ein wenig zu mässigen, und entliess den unschuldigen Zeichner mit Lachen. — Dieser hörte noch lange nachher, wenn er sich, um schöne Gesichter zu suchen, unter das Volk begab, öfters sagen: das ist der, der neulich gestohlen hatte. Aber er ertrug

alles mit stoischer Gelassenheit, und es ärgerte ihn weiter nichts, als dass er, nach seinem Ausdruck, wohl ein handwerksburschenmässiges Ansehn haben müsse, weil man sich sonst dergleichen wohl nicht gegen ihn unterstanden haben würde. — Solche Vorfälle dienten nur noch mehr dazu, ihn in seinem völlig freien Eifer für die Wissenschaften zu bestärken. Tage lang war er mit Zeichnungen und mit dem Aufnehmen von Gegenden beschäftigt, ohne zu essen und zu trinken. — Betraf es vollends einen entfernten kranken Freund, — dann scheuete er nicht Weg noch Wetter, nicht Tages- noch Jahreszeit, um meilenweit ihm Arzenei und Trost zu bringen. Kurz, die Idee, zu dienen und zu nützen, ohne allen Vortheil und ohne alle Rücksicht, bloss der guten Sache wegen, hatte ihn so sehr ergriffen und so ganz durchdrungen, dass nur die ruhigern Jahre und ein besseres Auskommen ihn endlich auch für andere Freuden des Lebens gewinnen konnten. Solcher Ausschweifungen edler Art ist die menschliche Natur fähig.

Ueber Versöhnungsfeste.

Wenn Menschen sich täglich nahe sind, sich täglich einander beobachten, und in mancherlei Berührungspunkten mit einander stehen, so kann es nicht fehlen, dass mit der Zeit Misshelligkeiten eintreten, die oft weit bedeutender werden, als es ihr Anlass verdiente. An einem kleinen Orte geht diess nicht selten so weit, dass zuletzt alle Bewohner sich vereinzeln und von einander absondern. Die zu grosse Nähe macht, dass man seine Augen, statt das Ganze zu würdigen, nur auf gewisse Punkte heftet, und weil der Mensch, vermöge seiner bessern Natur, das Gute schon als etwas, das sich von selbst versteht, voraussetzt, so sind jene Punkte der Aufmerksamkeit und des Anstosses auch gewöhnlich die Fehler und Unvollkommenheiten anderer. Um sich einander wieder schätzen zu lernen und

einander lieb zu gewinnen, wäre oft weiter nichts als eine kurze Entfernung nöthig, nach welcher jeder dem andern wieder in seinem ganzen Werth erscheinen und alles das Gute der vorigen Zeit wieder in die Erinnerung zurück kehren würde. Wo diess aber nicht möglich ist, da bleibt die Wiedervereinigung nur ungewöhnlichen, d. h. solchen Ereignissen überlassen, die wieder an die allgemein menschlichen Verhältnisse und an eine höhere Abhängigkeit erinnern, als da sind Krankheiten, Todesfälle, Feuersbrünste, Niederkunften, Glücksveränderungen, oder die Erscheinung eines Verwandten aus der Ferne. Unter solchen Umständen gedenkt man wieder der vorigen Freundschaft, der Verwandtschaft, der Nachbarschaft und jeder Gemeinsamkeit, die uns mit andern verbindet. — Aber, lieben Freunde, sollten wir nicht auch selbst etwas thun können, um die vorigen angenehmen Verhältnisse mit andern von Zeit zu Zeit wieder herzustellen? Was wollen wir erst auf Unglücksfälle oder auf den Vetter von Lissabon warten? Lasst uns der Zwietracht ein jährliches Sühnopfer bringen, lasst uns durch die Idee der Gemeinsamkeit unser Gemüth in eine höhere Stimmung versetzen, lasst uns von Zeit zu Zeit die kleinen

Händel austilgen, lasst uns jährlich ein allgemeines Versöhnungsfest feiern. Der schöne Tag bricht an, auf den Thürmen läutet man mit allen Glocken, durch die Strassen wandeln die Menschen festlich geschmückt der Kirche zu, zahlreiche Versammlung, die Orgel beginnt, einmüthiger Gesang, sanfte Rührung, eine herzliche Rede, allgemeine feierliche Stille, Erhebung zu Gott, zum Verzeihen Willigkeit, zur Freude Muth; wir fühlen uns gestärkt, — Eintracht im Busen, Thränen im Auge — so kehren wir aus der Kirche zurück: frohes Geräusch herrscht durch die ganze Stadt, Wagen rollen durch die Thore, Freunde, Verwandte treffen ein, jedes Haus scheint sich zu schmücken, Fried' und Freud' ist überall. Heute gilt kein Zorn: das Gestern ist vergangen; heute gilt kein Vorwurf: der Fehl bleibt vor der Thür; heute kein Betrüben: der Tag will seine Sonne; heute kein empfindlich Gemüth: die Freude will leben im Scherz. Engel mögen dich begrüssen, glücklicher Hausvater, der du die Deinen um dich her wieder in Eintracht versammlest, und freudig ausrufst: ich habe derer keinen verloren! Die Erinnerung frohlicher Zeiten erwacht, vor ihrem Glanz schwinden die Gedanken der Trüb-

sal; nur mit Blicken strafet man den, dessen Mund das Böse berührt. — So gefeiert muss der Tag hell strahlen vor andern, und die Sonne am Abend sich rühmen, dass sie heute eine glückliche Stadt sah. —

Die Freude des Wohlwollens und der Geselligkeit.

Wie ein heiterer Frühlingshimmel nach trüben Tagen uns das Herz zur Freude aufschliesst, so wird nach ernsten, einsamen Geschäften uns wohl bei dem Anblicke guter, bekannter, uns wohlwollender Menschen, und Blick, Gruss und Rede wirkt auf uns wie ein hell aufgehender Morgen. Bei dem vollen Drange des Herzens, mit ihnen zu empfinden, zu geniessen und froh zu seyn, vergessen wir die Sorgen daheim, und hier die kleinlichen Rücksichten, die uns vielleicht ihnen zuvor ein wenig entfremdet hatten, übersehen ihre begangenen Fehler, die doch wohl nur Irrthümer waren, und verscheuchen jede leise Störung durch den wieder erwachenden Glauben an ihre Herzensgüte. In dieser neuen geistigen Berührung wird es uns so leicht, athmen wir so frei, so zufrieden, dass wir mit dem grösseren Zutrauen gegen andere auch anfangen, uns selbst rein menschlicher, edler,

besser zu fühlen; Misstrauen, Zweifel und Misbehagen, die uns aus einzelnen Zuständen herüber begleiteten, verlieren sich jetzt in das allgemeinere Bewusstseyn, dass wir gleich andern doch auch gut, und das Leben mit ihnen schön seyn möchte. Die Empfindungen anderer heben uns über unsere eigenen hinaus, wir scheinen jetzt weniger uns selbst, als ihnen anzugehören, und, indem wir freier um uns her blicken, betrachten wir uns als einen Theil eines grössern Ganzen, und sehen unsere Freuden und Leiden an das Schicksal derer geknüpft, mit denen uns Gott zu einer Zeit und an einem Orte vereinigt leben lässt. Schon, dass uns ein Haus, ein Zimmer, derselbe Kreis des geselligen Beisammenseyns zu gleichem Zwecke umgibt, zieht uns mit grösserem Vertrauen zu ihnen hin, und, indem wir gemeinsam geniessen, gemeinsam empfinden, glauben wir uns ihnen ähnlicher, als zuvor, nur ein Geist scheint uns alle zu beleben, nur ein Herz in aller Brust zu schlagen, nur ein göttlicher Arm uns alle zu umfangen. Die Heiterkeit, mit welcher wir zu andern hinblicken, und mit welcher wir vielleicht eine Wolke von ihrer Stirn verscheuchen, kehrt auf uns selbst als ein neuer, belebender Strahl zu einer noch fröhlichern Stim-

mung zurück. Kein theilnehmendes Gemüth ist so verschlossen, dass ein Blick der Freundlichkeit nicht schon hinreichend wäre, wieder von ihm einen freundlichen Blick zu gewinnen, und selbst die Miene des ernstern Mannes muss hier einer fröhlichern Gebehrde weichen. So erheitert sehen wir uns alle verschönert und verjüngt, und dem mildern, dem liebevollen Herzen geht ein besseres Leben auf. — Wohl öfters in den einsamen Stunden schwankten wir in dem Gefühl unseres eigenen Werths, jetzt aber gibt die Erfahrung und der feste Glaube, dass andere uns gern sehen, und dass wir Liebe und Zutrauen bei ihnen finden, dem Herzen neuen Muth, neue Stärke, neue Kraft zu jedem Guten. — Und so wie es uns Freude macht, Liebe zu empfangen, so ist es uns angenehm und erquickend, auch andern zu erkennen zu geben, dass wir sie werthschätzen, dass wir ihnen wohlwollen, und dass wir uns recht innig freuen, sie so glücklich, so froh, und uns ihnen so nahe zu sehen, und oft ergreift es unser Herz, ihnen zu sagen, dass wir sie lieben, und dass wir ihnen gern eine Freundschaft erweisen möchten. Wir glauben in dem Augenblick, dass es immer so seyn müsste: —

wir sollten uns öfters sehen, wir sollten öfters beisammen seyn! Diese Worte entschweben wie von selbst unsern Lippen, und begegnen dem Klange gleichgestimmter Saiten. — Froher Empfang, freundliche Bewirthung, und ein regsamer Eifer um sie her zeigen ihnen auch, dass uns in dem Gefühl des Wohlwollens selbst wohl ist. — Wenn das Herz nie zum Herzen reden, die Empfindung sich nie in ihren Busen ergiessen, unsere Gesinnungen sich nie in ihren Gesinnungen wieder erkennen, unser Gefühl sich nie an ihren Gefühlen erwärmen dürfte, o dann würde sich in uns die menschliche Natur nur halb entwickeln, unserm Frühlinge die Blüte, unserm Herbst die Frucht, unserm ganzen Leben das volle Gedeihen fehlen. Wie der Verstand durch Nachdenken, so will auch das Gemüth durch Wohlwollen, durch Liebe, durch Theilnahme und Mittheilung zärtlicher Gefühle geregt und geübt werden, und wo nicht beide sich zur vollendenden Bildung begegnen, da mag sich immerhin eine schroffe, einseitige Grösse erheben, der ganze Mensch ist es nicht, ihm mangelt das allgemein menschlich Schöne, die liebende Güte des alles umfassenden göttlichen Gemüths. Ich kann ihn nicht beneiden, jenen kalten Ueberselbstständigen, der wie ein

Felsen über andere aufragt, und verachtend herabspricht: ich bedarf eurer nicht! Ich kann ihn nicht beneiden, jenen Stolzen, der im Gefühl seiner selbst überquillt, und die Menschen unter sich nur wie Stufen zählt, um welche er höher steht, als sie. Ich kann ihn nicht beneiden, jenen Begüterten, der bei der Rechnung seines Glücks sich selbst zu einer dürren, seelenlosen Zahl erhob, mit der er nach Massgabe seines Vermögens sich über andere hinaus rechnet, und bei der kalten Anschauung der entgeisteten Summe die göttlich-menschliche Freude verlernt hat, brüderlich mit andern zu empfinden. Ich kann ihn nicht beneiden, jenen hoch gestiegenen Günstling, der seine Brust mit geheimen Entwürfen erfüllen, und hinschwebend über andere mit dem Herzen des Vertrauens von ihnen entfernt bleiben muss, wie der Adler, welcher — der Sonne zwar näher, doch in einsamen Felsklüften wohnt. — Und was soll ich von jenen hartnäckig-feindseligen Gemüthern sagen, die ihre ganze Heldenstärke darin finden, in der Feindschaft mit uns zu verharren? — Seht die finstere Stirn jenes grollenden Mannes, wie beschränkt muss sein Weltkreis, wie beschränkt sein Himmel seyn, da er, nach allen Seiten uns fliehend und meidend, seinen Blick

nicht frei erheben, und unserm Blicke nicht freudig begegnen kann! Doch — wir ertragen es nicht länger, wir reden ihn an, wir bitten ihn herüber, wir führen ihn zu unsern Freunden, zu unsern Kindern, zu unserm Gastmal. Und so sprechen wir zu ihm: Lass es doch endlich vergessen seyn! Wie lange soll es währen? — Freunde, füllt ihm den Becher; hier ist meine Hand, — nimm Hand und Becher, nimm mein Herz dazu. — Ja, er ist wieder unser, mir ist wieder wohl! — Auf, Freunde, da wir noch leben, lasst uns guten Muths und mit einander froh seyn!

Ueber die Fröhlichkeit.

Alles, was das Gedeihen des Lebens hindert und den Fortgang des Menschen in der Ausbildung seines eigenthümlichen Charakters hemmt, ist mit schmerzlichen, unangenehmen Gefühlen verbunden, da hingegen eine freie Entwickelung seines Wesens mit den Empfindungen des Wohlbehagens und der Zufriedenheit begleitet ist. Wenn dem Menschen etwas gelingt, so freut er sich, und, sind alle seine Bedürfnisse und Wünsche befriedigt, so ist er vergnügt. — Diess vorausgesetzt, sollte man schliessen, dass der Mensch durch Erlangung des Nöthigen sich sehr bald den fortwährenden Genuss des Vergnügens verschaffen könnte; aber so ist es keinesweges, sondern neue Wünsche treiben ihn immer wieder zu neuer Thätigkeit an, so dass ihm nie ein völliger Stillstand vergönnt ist. — Besteht aber sein Leben im beständigen Fortschreiten und Weiterstreben, so sollte man wieder glau-

ben, dass er im Glück auch immer weiter kommen, und dass seine Freude mit der Erlangung von Gütern sich vermehren müsste. Aber auch diess ist nicht der Fall, sondern die Freude kehrt nur nach gewissen Zwischenräumen und zur gelegenen Stunde bei ihm ein, so dass der Mensch, wenn er diess am Ende gewahr wird, sagen muss: ich glaubte immer glücklicher zu werden, aber ich habe mich betrogen; das Leben ist nur nach Augenblicken schön. — Diese Augenblicke, die noch der Greis segnet, sind jene Stunden der Fröhlichkeit, die am Ende das Glück des Lebens ausmachen. Sie sind nicht die Freude über ein erlangtes Gut, sondern ein reiner Genuss des Daseyns selbst; nicht bloss die Zufriedenheit mit unserm Zustande, nicht der Hinblick auf den gelungenen Erwerb, sondern der umfassende Besitz und Genuss aller Zeiten, wo das Vergangene wie das Zukünftige offen und heiter vor uns da liegt, die ganze Welt uns in ihrer Herrlichkeit entzückt, und wir über Zeit und Welt hinaus uns zu Gott erhoben fühlen. In diesen schönen Augenblicken ist es kein bestimmter Gegenstand mehr, der uns erfreut; unseres Glücks, wie unserer selbst vergessend, geniessen wir das Leben in seiner ganzen Reinheit und Fülle.

Und diess dünkt uns dann so natürlich, dass es keinem einfällt, uns zu fragen, worüber wir so vergnügt sind. Eine solche Stimmung, in welcher die Freude über die einzelnen Vorfälle und Verhältnisse hinaus zur Umfassung und zum Genuss des Ganzen sich erhebt, und uns die Dinge nicht mehr in Beziehung auf uns und unsern Vortheil, sondern in ihrer Vortrefflichkeit selbst und in ihrem Verhältnisse zum göttlichen Ganzen erscheinen, ist wahrhaft poetisch zu nennen. — Die Religion, die Liebe, das Anschauen der Natur, und der freie Genuss eines Kunstwerks sind ihr zunächst verwandt; diese wirken, wie sie, Erhebung des Gemüths. Man hat häufig bemerkt, dass nach einem religiösen Gesange die Freude in einer Gesellschaft sich bei weitem stärker erhebt. Alles, was den Geist zur höhern Thätigkeit aufregt, und zu allgemeinern Empfindungen auffordert, bereitet auch das Herz zur Fröhlichkeit vor, und die Heiterkeit und das Vergnügen einer Gesellschaft gelingt nie besser, als wenn ein geistiger, seelenvoller Genuss zuvor die Gemüther zu einer grössern Empfänglichkeit hinauf gestimmt hat. — Die schönen Künste sind aber deshalb der Freude verwandt, weil sie alle Dinge schön und erfreulich, zur Bewunderung

und zum Genusse darstellen. Alles, was ihnen entgegen und feind ist, hindert daher auch die Freude. Der geistlose Ernst, die Eitelkeit in ihrem Schmuck, die Ehre mit ihren kleinlichen Rücksichten, die Sorge für Hab' und Gut — wo diese Feinde der Kunst in einer Gesellschaft herrschen, da wird es ihr schwer werden, vergnügt zu seyn. So lange man sich selbst und seine Habseligkeiten nicht vergessen kann, ist man der allgemeinen Freude nicht empfänglich und der göttlichen Fröhlichkeit unwerth. Wenn man der Schönheit in der Kunst und in der Natur nicht achtet, wie will man sich der Welt erfreuen können, die ihre Vollendung in der Schönheit hat? Wie will man in Gott vergnügt seyn, wenn man nur an das Nächste denkt, das sich eben zutrug? Wie will man sich mit Blick und Gedanken frei und fröhlich erheben, wenn man nur immer den Boden seines Glücks, worauf man steht, betrachtet? — Ist es aber nicht traurig, wenn man vor lauter Reichthum nicht vergnügt, vor lauter Würde nicht fröhlich seyn kann? Ist der Stolz mehr werth, als die Freude? Gilt die Ehre mehr, als das Vergnügen? Wenn geniessen wir das Leben, im Dünkel oder in der Vergessenheit? Wenn fühlen wir uns höher, wenn wir uns

selbst nur empfinden, oder den Gott, der in uns allen lebt? — — Aber, vielleicht ist es das Unglück, das uns beugt. Ja, das Unglück ist es, wiederholen tausend Stimmen. Nun — jeder Verlust ist freilich schmerzhaft; aber betrifft er nur solche Güter, deren Besitz uns vorher nicht erfreuen konnte, so lasst sehen, was wir nun ohne sie vermögen. Je höher wir stiegen, desto mehr schämten wir uns, zu lachen; als wir reich wurden, hatten wir es verlernt, ein fröhliches Lied zu singen; ärmer und geringer mochten wir uns weit leichter erfreuen. Wohlan! so lasst Musik und Gesang wieder ertönen; eingedenk der alten Zeit lasst uns die vorigen Lieder versuchen, und über das Glück hinweg schauen, dessen Besitz, wie wir nun gewahr werden, doch bisher nicht die Kraft hatte, uns zu fröhlichen Menschen zu machen.

Beispiel von glücklichem Humor.

Als wir, so hiess es in einem Schreiben aus Magdeburg nach der letzten Belagerung — bei der Herannäherung des Feindes mitten in der Unruhe, und wegen Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, gerade in der grössten Angst waren, trat der Pastor W. aus B. (eine Viertelstunde von hier) zu uns herein, ein Mann von sanftem und frommen Sinn, der nun schon lange seine kindliche Freude an der Welt gehabt, und bei allen Glücksveränderungen weder von ihren Herrlichkeiten, noch von ihren Trübsalen seinen Muth jemals hat anfechten lassen. Hätte uns unsere eigene Noth jetzt einen Gedanken an ihn erlaubt, so würden wir gesagt haben: mein Gott, wie mag es dem Mann ergehen, der draussen vor der Stadt mit Haus und Familie den Feinden preisgegeben, und so nahe vor den Wällen, selbst dem Feuer der Batterien ausgesetzt ist! — Jetzt stand er lächelnd vor uns, und als er unsere Angst und

Unruhe sahe, gab er uns mancherlei Trost, indem er uns auslachte. Aber hören Sie, fuhr er fort, auf welche wunderliche Weise ich zu Ihnen herein gekommen bin. „Sie sehen hier diesen Hund (er hielt einen grossen Spitz unter dem Arm, den er kaum tragen konnte); der Amtmann aus H. ist da gewesen und hat meine Töchter zu sich abgeholt, dafür hat er mir diesen Hund zurück gelassen, und mir auf die Seele gebunden, ihn ja zu hüten. Diesen Spitz herein zu schleppen, hat mir ausserordentlich viel Mühe gemacht, denn meine andere Hand war mit einer gebratenen Gans belastet, die mir meine Frau als Proviant mit in die Stadt gegeben hatte. Da nämlich die Chasseurs schon bei mir eingekehrt sind — es sind ganz scharmante Leute — so musste ich vor der Küche so lange auf und ab patrouilliren, bis meine Frau die Gans, die sie in dem Schranke hatte, mir zustecken konnte. Sie wurde schnell in eine Serviette gethan, und ich liess mich glücklich damit über die Elbe setzen. Als ich aber ins Brückthor kam, so war da ein solches Gedränge, dass ich nicht wusste, wie ich mich mit Hund und Gans durchbringen sollte. Keins von beiden wollte ich gern fahren lassen, um es weder mit dem Amtmann, noch mit meiner Frau

zu verderben; ich hielt also, in der Klemme, meine Gans so hoch als möglich. Der Hund aber, der bei dem Gedränge schon mancherlei Unwillen gezeigt, und schon oft gegen mich protestirt hatte, fing jetzt an, den Braten zu wittern, und seinen Hals darnach auszustrecken. Er wäre mir gern auf die Schultern geklettert, da ich ihn aber immer fester hielt, und die Gans so hoch als möglich über ihm schweben liess, so mochte er glauben, ich wolle ihn damit vexiren, und wurde so böse, dass er mir beissend und knurrend nach dem Gesichte fuhr. Da galt es also Kunst, einen langen Hals zu machen, worin wir denn uns beide einander zu übertreffen suchten, und ich meiner Seits habe mich so tapfer gehalten, dass ich, wie Sie sehen, mit einem blauen Auge davon gekommen bin. Dabei habe ich weder die Gans, noch den Hund eingebüsst, und ich denke mich nun ganz friedlich mit ihm heute Abend darein zu theilen." — Diess alles erzählte er mit lachendem Muthe, indem er über seinen eigenen Zustand, über die Nähe des Feindes und über seine Einquartierung scherzte. „Seyn Sie ganz ausser Sorgen," fuhr er fort, „nach den Vorposten, die ich in meinem Hause habe, zu urtheilen, sind es recht schöne, artige Leute; nur

die kleine Eigenheit haben sie an sich, dass sie das kleine Geld nicht leiden können, und immer Courant fordern. Wenn Sie sich nur damit gehörig versehen, dann ist mit den Leuten recht gut fertig werden.“ — Auch meinte er, es wäre schon alles regulirt, und der Einmarsch würde in diesen Tagen geschehen. In der That hat der Mann in seinem heitern Muthe weit richtiger gesehn, als wir in der Angst, denn wie bald haben wir nicht die Belagerung überstanden! Jetzt, da die Noth vorüber ist, denken wir noch mit Vergnügen an jenen Auftritt, und der Pastor W. wird noch lange mit dem grossen Spitze vor uns stehen, und sagen: seyn Sie ausser Sorgen! — Beneidenswerthes Glück! Gern möchten wir ihm den heitern Sinn ablernen; — aber ein solches Gut ist eine Gabe des Himmels.

Ueber das ehelose Leben eines Frauenzimmers.

Liebe, gute Schwester.

Die flüchtigen, unstäten Zeilen Deines Briefs verrathen mir noch deutlicher als der Inhalt desselben die Angst und Unruhe, mit der Du ihn geschrieben hast. Ich sehe Dich in rastloser Zerstreuung den Garten auf und nieder gehn, und Blicke gen Himmel richten, als wolltest Du die gute, treue Mutter zurück rufen, deren Beistand Dir jetzt mehr als jemals entrissen ist. Alles beschwört, Alles bestürmt Dich um die Entschliessung, Hand und Herz einem Manne zu geben, der in der ganzen Stadt wegen seines Reichthums in so grossem Ansehn steht. Man nennt Dich eine Thörin, eine Widerspenstige, und prophezeit Dir ein eheloses Leben, wenn Du auch dieses Mal und auch diesem Manne Deine Hand versagen könntest; Du selbst bist der Meinung: jetzt, oder nie! — Aber, liebe

Schwester, ist es denn so gar schrecklich, ohne Mann zu leben, dass Andere Dir damit wie mit einer Höllenstrafe drohen? Sind etwa auf beiden Seiten, dort in der Ehe und hier im ehelosen Stande, die Vorzüge und Nachtheile so entschieden ungleich, dass bei einem jeden Frauenzimmer die Frage ganz überflüssig scheinen müsse, ob es nicht vielleicht besser sei, gar nicht zu heirathen? Du bist wenigstens zu verständig, als dass ich fürchten müsste, Deinem Gefühle zu nahe zu treten, wenn ich Dir bei dieser Gelegenheit geradezu meine Meinung sage, und Dir, so wie mancher Deiner Mitschwestern, den Rath ertheile, ganz unverheirathet zu bleiben. Kein Mensch kann Dich darüber anklagen, kein Mensch von Dir fordern, dass Du um der allgemeinen Bestimmung willen, der Dein Geschlecht unterworfen ist, Dich aufopfern sollst. Du gehörst Dir selbst an, und die heilige Pflicht, Gattin und Mutter zu werden, bist Du der Welt nicht so unbedingt schuldig, dass du dafür Dein eigenes Glück, dein Leben und Deine Gesundheit nothwendig hingeben müsstest. Du bist eben so gut zunächst um Dein selbst willen da, als jeder Andere, der auf das Recht, nach freier Wahl glücklich zu seyn, Anspruch macht. Es

kommt nur darauf an, ob Du auch wirklich berechtigt oder wohl gar gezwungen bist, Dich jener allgemeinen Bestimmung zu entziehen. Und hier ist es die Pflicht eines Bruders, Dich auf Deine Gesundheit aufmerksam zu machen, und Dich recht herzlich zu bitten, bei dem Mangel an völliger Kraft und Stärke Dein Leben nicht so augenscheinlich aufs Spiel zu setzen. Wie Viele fanden nicht schon den Tod, gleich in den ersten Jahren nach ihrer Verheirathung, weil ihre Körperkraft nicht hinreichte, den wichtigen Anforderungen der Natur zu entsprechen! Und wie Viele retteten aus diesem Kample nur ein siechtes, trauriges, elendes Leben! Es ist unverantwortlich, wie Aeltern ihre Kinder oft in so unvermeidlich tödtliche Gefahr stürzen, und, durch Eitelkeit bethört, die mitverschuldeten Mörder ihrer eigenen Kinder werden können. Verliert die zarte, liebliche Blume, auch wenn sie keinen Samen trägt, darum schon ihren Werth? Duftet sie nicht? Schmückt sie nicht den Garten? Soll aber von der Verpflichtung für die Erhaltung des Menschengeschlechts die Rede seyn, so ist es doch wohl weit gewissenloser, der Welt eine schwache, unglückliche

Nachkommenschaft zu schenken, als ihr dieses Geschenk ganz zu versagen? Und — ist etwa Mangel daran? oder gedeiht das Einzelne (der Mensch) durch die Menge besser? Sehen wir nicht im Gegentheil, dass durch zu enge Nachbarschaft Eins das Andere erstickt, Eins das Andere am Wachsthume, an der Entwickelung hindert? Selbst, wenn auch Alle gesund und stark wären, könnten und dürften dennoch nicht Alle sich verheirathen. Bei der jetzigen Beschaffenheit der Cultur muss die Ehelosigkeit allgemeiner werden. Aber sie ist nicht bloss für das Ganze nothwendig, sondern auch für viele Einzelne, und ein Wort für den ehelosen Stand eines Frauenzimmers (wovon bisher keiner hat hören wollen) ist jetzt vielleicht ein Wort zu seiner Zeit.

Mögen Andere das Glück des ehelichen Lebens preisen. Sie haben gerechten Grund dazu, besonders, wenn sie bereits verheirathet sind, denn es ist immer klüglich gethan, seiner Lage und seinem Stande die günstigste Seite abzugewinnen. Dagegen kann man es aber auch den Unverheiratheten nicht verdenken, wenn sie ihres Orts ein gleiches thun; und ledigen Frauenzimmern muss man um so eher dazu rathen, da das allgemeine Vorurtheil, dass sie

zur Behauptung ihres Werthes und ihrer Würde berathen müssten, sie nicht wenig beunruhigt.

Lass Dich das gar nicht kümmern, liebe Schwester. Du hast so gut das Recht, für Dich, frei und ohne die Fesseln der Ehe zu leben, als es Männern erlaubt ist, und wenn jemand im Ernst das Gegentheil behaupten wollte, so müsste er erst darthun, dass alles weiblich Geborne nur Mittel und nicht Selbstzweck sei, welches doch eben so viel hiesse, als den Frauen den Werth absprechen, der dem Menschen als Menschen zukommt. Lass uns vielmehr jetzt unsere Blicke auf die Gefahren des ehelichen Lebens richten. Was gehört nicht dazu, dass gerade zwei Menschen sich finden, oder zufällig zusammentreffen, die die Natur selbst durch Temperament, Verstand und Herz für einander bestimmt hat! Wie wenig kann hier von einer Wahl, besonders bei Frauenzimmern, die Rede seyn, da sich die Bekanntschaft gewöhnlich nur auf den Kreis weniger Menschen erstreckt! Und wieder — wenn auch die besten Menschen sich verbinden, was gehört nicht dazu, so viele Jahre in der engsten Gemeinschaft mit einander zu leben, ohne jemals Zwang oder Ueberdruss zu empfinden! Wie verschieden

sind nicht die Meinungen, Gesinnungen, Wünsche und Grundsätze der Menschen! und sehen wir nicht oft, wie die geringste Sache sie in ihren Urtheilen und Massregeln entzweit? Wie unsicher ist besonders für ein Frauenzimmer die Hoffnung auf eine glückliche Eintracht, da sie durch die Verheirathung sich des grössten Theils ihrer Freiheit begiebt! Wer sichert sie vor den Launen, vor der Willkühr und der Härte des Mannes? Und, wenn auch die Biegsamkeit ihres Charakters hinreicht, Alles gelassen zu ertragen, wer stellt ihr Herz gegen die unmoralischen Gesinnungen des Mannes, dessen Gehülfin sie nun einmal ist, in Sicherheit? Wie lange wird es ihr gelingen, ihn durch Liebe zu leiten? Ist sie nicht vielmehr in Gefahr, mit ihm in gleiche Verderbniss zu versinken? Und sollen wir diese Erniedrigung für nichts achten? —

Nicht minder beklagenswerth ist das Schicksal derjenigen Frauen, die unverständigen Männern gehorchen müssen. Was giebt es hier nicht zu besorgen, zu verhüten und wieder gut zu machen, zu sagen und zu thun, um die Ehre des Mannes zu retten oder zu erhalten! Es ist zum Erstaunen, wie eine Frau in der Gesellschaft oft bemüht seyn muss, die Schwächen

Ungereimtheiten und Sonderbarkeiten ihres Mannes zu bedecken, und immerwährend zwischen ihm und dem unbefangenen Beurtheiler zur Auslegerin und vernünftigen Deuterin zu dienen, ohne dass sie jemals eine Verbesserung seiner Thorheiten wahrnimmt. Und wenn sich diese bei Unternehmungen, bei Entschliessungen gegen sie selbst richten, was hat sie dann nicht erst zu dulden und zu tragen! Er erinnert sich vielleicht in seinem Zorn, dass er Herr sei — sie muss schweigen, muss gehorchen, und muss wohl gar das Unrathsamste geschehen lassen, das sie, wenn der günstige Augenblick der Ueberredung kommt, nicht mehr zu verbessern im Stande ist.

Hat nun eine Frau mit den Thorheiten und Schwächen eines Mannes schon solche Noth, was wird sie nicht ausstehen müssen, wenn er wirklichen Fehlern und Lastern, dem Trunke, der Spielsucht, der Schwelgerei oder der Ausschweifung ergeben ist! Und sind diese Dinge bei Männern so selten, dass jede bei ihrer Verheirathung sich davor sicher halten könnte?

Von dem Verdrusse und den mancherlei Sorgen, die sich mit der Erweiterung des Hausstandes und der Familienverhältnisse vermehren,

will ich nicht einmal reden. — Man spricht viel von dem Glücke, Kinder zu haben; aber, ohne noch besonders zu bedenken, dass sie oft auch eine Quelle des Kummers werden, verdient doch nicht minder die unsägliche Angst und Mühe, die sie der Mutter verursachen, einige Rücksicht. Und wenn diese die Reichern auch weniger empfinden, so können sie sich doch durch alle Schätze der Welt jener Besorgnisse nicht überheben, womit die mancherlei Zufälle und die Krankheiten der Kinder sie ängstigen.

Je grösser die Familie, desto grösser der Anlass zu Verlust und Schmerz; und ob auch viel Gutes sich zum Bösen gesellet, — so viel sehen wir mit Gewissheit, dass wir durch Verheirathung uns weit mehr den Einwirkungen und Angriffen des Schicksals aussetzen, als durch die Wahl des ehelosen Standes. — Allen diesen Gefahren, liebe Schwester, wirst Du nun entgehen, wenn Du die Fesseln der Ehe verschmähst. Du wirst frei, Dir selbst leben, ohne Schmerz, ohne Kummer. Die Härte des Mannes wird Dich nicht kränken, seine Laune Dich nicht beunruhigen, seine Sonderbarkeit Dich nicht in Verlegenheit setzen, und keins von seinen Fehlern oder Lastern Dich herabwürdigen. Du wirst gehen und bleiben, schlafen und

wachen, wählen und verwerfen, nicht wie ein Anderer, sondern wie Du willst, — und die Reinheit Deines Herzens verbürgt es mir, dass Du nur immer das Gute wollen, nur immer das Beste wählen wirst. Du brauchst nicht bei der Abwesenheit des Gemahls für seine Gesundheit, für sein Vermögen, für seine Ehre in Besorgniss zu schweben, nicht bei seinem Kommen ängstlich aufzuhorchen, nicht, um etwas Gutes zu fördern, erst die freundlichen Blicke ihm abzulauschen, nicht seine Schwächen zu bewachen, seine Mängel zu bedecken, seine Thorheiten auszugleichen; kurz, Du brauchst nicht erst seine Ergänzung zu seyn, sondern, was Du bist, das bist Du für Dich, zur Begründung Deiner eigenen Selbstständigkeit. Immer nur handeln, wie ein Anderer will, oder nur immer halb wollen und halb geschehen lassen, und bei jedem Wunsch erst den Wunsch des Andern befragen — ist denn doch in der That nur halbe Freiheit, halbe Selbstständigkeit, halbes Leben.

Was ich Dir aber zum grössten Vortheil anrechne, ist, dass Du nun nicht nöthig hast, Dich in die Fesseln der herrschenden Haus-, Staats- und Weltklugheit zu schmiegen, die um des irdischen Bedarfs und um äusserer Begün-

stigung willen, gegen andere lügend, lobend, schmeichelnd und bewundernd, gar bald das Herz seiner eigentlichen Würde, seiner Wahrheitsliebe und seiner unbestechlichen Tugendachtung beraubt. Wenn man das Jagen und Treiben in den bürgerlichen Verhältnissen betrachtet, wie hier Einfluss und Ansehn, Schmeichelei und Unterwürfigkeit, Trug und Verstellung einander begegnen, so scheint es, auch für den Besten, fast unmöglich, durch diese Verachlingungen sich hindurch zu winden, ohne selbst etwas von dieser moralischen Elendigkeit anzunehmen. „Ich thue es um meines Mannes, um meines Sohnes, um meiner Tochter willen. Mit dem Herrn von X. dürfen wir es nicht verderben; sein Bruder sitzt im hohen Rathe, sein Schwager hat ein Kanonikat, sein Schwiegervater ein Stipendium zu vergeben; Fritz, geh hin, und mach dem Herrn dein Compliment, und dass du ihm ja den (ungezogenen) Junker lobst!" — Das hören wir nicht selten. Und glaube ja nicht, liebe Schwester, dass Stand und Vermögen darüber erheben; im Gegentheil: je höher hinauf, desto ärger dieses Spiel!

Von allen diesen Unwürdigkeiten kannst Du, ohne Familie, Dich frei erhalten, und — wohl

muss es Dir werden, wenn Du auf diese Verwebung von Lug und Trug ruhig hinblicken kannst, ohne in sie verstrickt zu seyn. Aber das sage ich nicht deshalb, dass Du die schlechtern Menschen verachten sollst, sondern — Dein Mitleid sollst Du ihnen schenken, und, — sehen wir auf ihr Unverschulden und auf die ihnen angeborne Herzensgüte, — warum nicht auch Deine Liebe? — Wenn Du aus jenem Gesichtspunkte das Ganze überschaust, müssen auch Neid, Missgunst und Verläumdung — die gewöhnlichen Begleiterinnen des ehelosen Standes — fern von Dir seyn; denn — warum solltest Du die Menschen beneiden, warum ihnen das Gute missgönnen, da ihnen mit dem Guten so viel Böses zu Theil wird! Immer von sich abgewandt, und in die Aussenwelt verloren, leben sie mehr den Dingen, als sich selbst, und kehren von ihren Geschäften und Zerstreuungen in ihr Inneres eher ärmer als reicher zurück. Je mehr das schimmernde Ziel äusserer Vortheile sie fortreisst, desto unfähiger werden sie, sich ohne Vortheil, ohne Gewinnst zu freuen, und damit also auch unfähiger, des Schönen und Guten überhaupt, ohne persönliche Beziehung, in hohen und reinen Gefühlen zu geniessen.

Diess muss aber für Dich Zweck des Lebens seyn. — Indess, fragst Du, werd' ich darüber nicht zur Philosophin werden? — Wohl ist das nicht ganz zu läugnen, und ich glaube sogar, dass es — gehörig verstanden — nöthig seyn; denn, da Dein Geschlecht mehr durch das Kleine als durch das Grosse, mehr durch das Nahe, als durch das Ferne sich mit der Welt in Verbindung setzt, diese Wechselwirkung aber ausser der Ehe wenig Veranlassung und Anreitzung findet, so muss eine allgemeinere Theilnahme an den Dingen in der Welt nothwendig an die Stelle der speziellern treten, wenn der empfängliche weibliche Charakter, nun nicht mehr durch Hochzeiten, Kindtaufen und andere häusliche Veränderungen beschäftigt, sich nicht in eine mürrische, schadenfrohe Gemüthsart verwandeln soll. Und jene allgemeinere Theilnahme, jene Neigung zum Guten überhaupt wird sich um so leichter aus Deinem eignen Herzen entwickeln, je weniger es noch von der Verdorbenheit Anderer ergriffen ist; denn, je unbefangener, je reiner, je kindlicher Du noch empfindest, desto näher wirst Du auch schon von Natur dem herrschenden Guten, desto näher dem Gott, der in Dei-

nem Innern wohnt, und desto näher auch dem Glücke eines heitern, ungetrübten Lebens seyn.

Bei einer solchen Reinheit des Gemüths wird das Schöne und Gute Dir auch aus der gesammten Menschheit zurückstrahlen, wenn Du, unbekümmert um das Entartete und Schlechte, auf einzelne vortreffliche Handlungen, durch welche die angeborne, bessere Natur sich offenbart, Deine Blicke richtest. In den Tugenden Einzelner wirst Du das Ganze wieder lieb gewinnen, und Dein Vertrauen auf Menschenwerth stärken.

Das Schöne und Gute — wo kann es Dir ferner wohl herrlicher begegnen, als in dem Genusse der schönen Natur? Wie es auch zugehe, dass Berg und Thal und Wald und Feld die edelsten Gefühle in uns wecken, und uns heiter und froher stimmen, — es sei Dir eine willkommene Lust, ihrem Einflusse, ihrem geheimen, mächtigen Zauber ganz Dich hin zu geben, und mit jedem wiederkehrenden Jahre aus dieser unversiegbaren Quelle der edelsten Freuden zu schöpfen.

Und — bedarf es noch einer Aufforderung, noch der betheuernden Worte, dass auch in der Religion das Schöne und Gute Dir wie eine himmlische Blume entgegen blühen werde? Jene

Erhebung des Gemüths, die uns in den Stand setzt, das Einzelne um uns her aus einem höhern, allgemeinern Gesichtspunkte zu betrachten, und uns nach Verirrungen und mancher eiteln Betrübniss wieder mit Welt und Menschen auszusöhnen, hat üben sich das Ziel des Bessern, und in seiner eigenen Andacht das Vorgefühl der Seligkeit. Doch — von keiner Verachtung der irdischen Welt sei hier die Rede. Diese überlass jenen mürrischen Alltagsjungfrauen, die, weil sie sich über die Entbehrung der ehelichen Güter noch immer nicht zufrieden geben können, tobend zu Hause, und betend in der Kirche bald das Glück ertrotzen, bald in dem Besitze Anderer es geradezu wegläugnen, oder wohl gar zerstören wollen. Ihnen fehlt nämlich das, was Dein Erbtheil seyn wird, Sinn für das Gute und Schöne überhaupt.

Mit diesem Sinn wirst Du auch von selbst zu den Werken der schönen Künste Dich hinwenden, aus denen der Geist und das Wesen der äussern Wirklichkeit reiner und geläuterter hervor geht, und Dir gleichsam die Seele des Lebens zu einem ungetrübten Genusse sich darbietet. In Deiner freiern Lage wirst Du weit eher, als andere Menschen, deren bürgerliche Bestimmung es nicht selten ist, an Einzelnheiten

zu haften, das allgemein Wahre, Edle und Göttliche auffassen und empfinden, mag es Dir die Kunst durch das Reich der Farben oder der Töne, oder selbst durch menschliche Gestalt und Bewegung darstellen.

Natur und Kunstgenuss und heilige Andacht, — wenn Du diese Wohlthäterinnen, diese drei himmlischen Schwestern zu Deinen Begleiterinnen wählst, dann wird auf Deinem Wege durchs Leben weder Neid, noch Kummer Dich berühren; über den Reitz so mancher äussern Güter erhaben, wirst Du auch im Reiche des Geistes Deines Glückes so gewiss seyn, dass Du dazu weder der Klugheit des Philosophen, noch der Begeisterung des Dichters, noch der Tugend einer Heiligen bedarfst; denn bei einer solchen Richtung des Gemüths wirst Du das Erste erlangen, ohne es zu wissen, das Zweite, ohne es zu wollen, und das Dritte, ohne stolz darauf zu seyn.

So im Innern veredelt, und äusserlich mit Heiterkeit geschmückt, wird Deine Erscheinung im häuslichen Kreise wie in der Gesellschaft jedermann willkommen seyn und der Gutgesinnte in der Achtung und Werthschätzung

gegen Dich unbewusst dieselben Empfindungen üben, mit welchen aus der reinsten Fülle seiner Seele als Dein bewährtester Freund Dich vor allen innig und herzlich liebt

Dein

ewig treuer Bruder.

Wie Schönlieb sich eine Frau wünscht.

Ein Gespräch.

Helling. Aber, Freund, warum heirathest Du nicht?

Schönlieb. Die Wahl ist schwer.

Helling. Nun, was wünschest Du denn?

Schönlieb. Wenig, Freund, sehr wenig. Ein gutes, sanftes Weib — damit wollt' ich schon glücklich leben.

Helling. Weiter nichts? — Lass doch sehen. — Sollte sie nicht auch etwas Vermögen besitzen?

Schönlieb. Etwas freilich, es sind gar bedenkliche Zeiten.

Helling. Und die Wirthschaft verstehn?

Schönlieb. Allerdings, die Wirthschaft müsste sie verstehn; die Frau ist ja die Seele vom Hause.

Helling. Und soll sie nicht auch eine Frau von Geist seyn?

Schönlieb. Bewahre der Himmel!

Helling. Aber wenn Du nun von einem Gedanken, von einer Empfindung voll bist, wenn Du etwas Schönes gesehen oder gelesen hast, und Du kannst Dich ihr nicht mittheilen? —

Schönlieb. Nur Sinn für das alles, Sinn müsste sie haben.

Helling. Und wohl etwas feinen Sinn? das ist denn doch am Ende Geist.

Schönlieb. Ja, wenn das so ist, so hast Du Recht: Geist müsste sie haben.

Helling. Und wie ist's in Absicht der Schönheit?

Schönlieb. Schön braucht sie nicht zu seyn; nur angenehm; so dass sie mir gefiele.

Helling. Also z. B. ein schlanker Wuchs — der ist gar nicht vonnöthen?

Schönlieb. Schlank! Freilich, wenn ich mir denke: in der Schlankheit ist doch eine ganz eigene Grazie. Sie gibt der Gestalt eine gewisse Majestät, eine gewisse Anmuth. Ich wünschte doch, dass sie schlank wäre.

Helling. Aber das Gesicht, wie, wenn sie blass aussähe?

Schönlieb. Ja, Freund, ich weiss nicht. Roth von Wangen ist doch eine wahre Pracht. Eine blühende Farbe drückt Gesundheit, den

Frühling des Lebens, ein ganzes Himmelreich für uns aus. Ich bitte Dich, Freund, lass sie munter und frisch aussehen.

Helling. Aber die Nase braucht nur ganz unbedeutend zu seyn?

Schönlieb. Freund, die Nase gibt erst dem ganzen Gesicht den rechten Ausdruck, die volle Würde, das gebieterische Ansehen, so graziös geschlängelt mit einer sanften Krümmung — die wahre Schönheitslinie offenbart sich darin.

Helling. Aber wenn das Kinn etwas gross und hervorstehend wäre?

Schönlieb. Das wäre mir nicht lieb; alle Gutmüthigkeit, alle Sanftheit, alle Bescheidenheit wäre ja damit verdorben. Wodurch sollte sich denn ihr freundliches Lächeln verherrlichen?

Helling. Nun die Augen — nicht wahr, da siehst Du eins nach: grau und unscheinbar, das ist Dir gleichgültig?

Schönlieb. Den Guckguck auch! Wo denkst Du hin? Das Herz, die Seele spricht ja aus den Augen, die Liebe selbst leuchtet ja daraus hervor. Ohne Glanz, ohne Strahlen, ohne Feuer — wie sollte ich sehen und erfahren, dass sie mich liebte, wohin sollte ich meine

Blicke wenden, wo sollten im stummen Gespräch Geist und Gefühl sich begegnen? Das beste Herz ohne schöne Augen ist ein verschlossenes Schatzkästlein, ist ein Baum, der nie blühet, ist ein Himmel ohne Sterne.

Helling. Wenn Du denn alle Blicke auf ihre Augen richtest, so wirst Du wohl eine rauhe, heisere, tiefe Stimme überhören?

Schönlieb. Freund, der Wohllaut der Stimme ist wie der Duft der Blumen, der auch aus der Ferne uns berührt, uns labt und erquickt, und uns in das Innerste ihres Wesens einladend hinüberzieht; es ist eine Umarmung des Geistes, die uns in gleicher Sphäre zauberisch gefesselt hält; es ist die Frühlingsluft der Seele, welche ewige Milde uns zuweht, es ist die Silberbrücke der Gedanken, auf welcher das Leben des Herzens wie Mondenstrahl über Gewässer hingleitet. Freund, wie könnt' ich den steten Missklang in meinem Hause dulden!

Helling. Gut; wenn die Stimme Dich so entzückt, so wird doch ein Mund mit schmalen Lippen und ein gesenkter Busen Dir genügen?

Schönlieb. Wovon redest Du? Welcher göttlicher Dinge erwähnst Du? die Rosen der Lippen, die schwellende Fülle, das Meer

der Seligkeit sollt' ich entbehren? Willst Du Tantalus Qual mir bereiten? Willst Du die Früchte mir zeigen, und sie dann meinen Lippen entziehen? Alle jene andern Reitze soll ich nur aus der Ferne schauen, sie nie zu erlangen, nie in mein Eigenthum zu verwandeln trachten? Was ist Reichthum ohne Besitz? Was ist Schönheit ohne Genuss? Was ist Liebe ohne Innigkeit? Rosige Lippen sind die Schwelle der Himmelsthür, sind die Purpurblumen, über welche Aphrodite wandelt, sind gleich dem goldenen Becher, der bald süss erklingt, bald aber uns tränkt mit unsterblichem Nektar. Ich bitte Dich, lass nicht auf Dornen mich wandeln, lass beim vollsten Göttermahl mich auch sanft ruhen, lass den Nachen der Welle nicht entbehren.

Helling. Nun sieh, Freund, was Du verlangst! Geist und Herzensgüte und jegliche Schönheit! Es ist ja ein wahres Ideal, was Du mir da vorschilderst. Und das nennst Du alles wenig?

Schönlieb. Ach! Ich weiss nicht, wie ich dazu komme. Ich hätte selbst nicht gedacht, dass es so viel wäre. Aber kann ich dafür, wenn ich für das alles Sinn habe? Beweist es

nicht, wie sehr ich das schöne Geschlecht hochschätze?

Helling. Ja, ich sehe wohl, Du liebst das Einzelne nicht, Du liebst das Ganze; an der einen die Augen, an der andern den Mund, an der dritten die reitzende Stimme. Du möchtest nicht gern alle missen, darum wählst Du keine.

Schönlieb. Es ist wohl möglich, Freund; und doch möchte ich gern ein Eigenthum haben.

Helling. Thor, der Du ein kleines Gärtchen Dir versagst, weil Du nicht die ganze Schweiz besitzen kannst! — Man geniesst ja auch der Gegend, die über den Zaun herüber ragt.

Schönlieb. So? meinst Du? Ein Gärtchen mit einer schönen Aussicht! — Freund, ich heirathe.

Ueber

die Sprachähnlichkeit zwischen dem Kaufmann und dem Moralisten.

Es ist doch sonderbar, dass beim Kaufmann dieselben Worte vorkommen, die in der Moral gebraucht werden. Ich will hier nur einige derselben anführen, vielleicht, dass die, welche mit den Geschäften des Kaufmanns bekannter sind, so fern ihnen nicht die schulgerechte Moralphilosophie fehlt, sie um ein beträchtliches vermehren können. Zuvörderst ist Handlung und handeln das Wort, was bei beiden die Hauptrolle spielt, und bei allem Thun und Verrichten obenan steht, nur dass Handlung bei den Moralisten eine einzelne Thätigkeit, und bei dem Kaufmann alle Thätigkeiten zusammen genommen und ein Ganzes bedeutet, das in sich fortgeht, indem er z. B. sagt: die Handlung von X. et C. ist eine alte Handlung (oder ein altes Haus) und: unsere Handlung hat dieses Jahr viel verloren. Wenn indess der Moralist bei

Handlungen auch von Werken und Thaten spricht, so redet der Kaufmann nur von Geschäften.

Denn zunächst ist das Wort gut bei beiden bedeutend und charakteristisch. Der Moralist aber denkt bei dem, was gut ist, an die innere, gesetzmässige Beschaffenheit, und wenn der Kaufmann sagt: der Mann ist gut, so meint er: der Mann ist reich, daher kann er auch leicht für Mann Haus setzen, und sagen: das Haus ist gut.

Ferner spricht der Moralist von Schuld (Vergehn und Verbrechen), der Kaufmann von Schulden. Schuldig brauchen beide, und wenn der Moralist noch besonders von dem Sollen und der Pflicht, und nebenbei auch vom Glauben handelt, so hat der Kaufmann dafür in seinen Büchern die beiden Conten: Debet und Kredit. Dabei ist denn auch dort von dem Nutzen und Interesse (Rücksichten bei einer moralischen Handlung), und hier von den Interessen die Rede, wenn der Kaufmann an einen andern etwas verliehen hat. Und so wie der Moralist spricht: diese Handlung hat den und den Nutzen, den und den Vortheil, so sagt der Kaufmann: ich habe keinen Vortheil, ich habe keinen Profit

dabei. Freilich gehen beide dadurch wieder von einander ab, dass jener mehr nach dem Nutzen stiften, und dieser nach dem Nutzen bringen fragt, und der Kaufmann niemals sagen wird: das stiftet, sondern, das bringt keinen Nutzen, rentirt nicht, saldirt sich schlecht. — Beide sehen auf Verdienst, und brauchen den Ausdruck erwerben, und der Kaufmann so sehr, dass er sogar Erwerb für Verdienst (wie Gewinnst für Gewinn) setzt; nur ein Paar kleine Wörtchen sind's, wodurch sie sich beim Verdienst von einander unterscheiden, nämlich der Artikel der und das. Der Moralist sagt: der Mann hat sich durch diese Handlung um die Menschheit das Verdienst erworben, und der Kaufmann: der Verdienst von diesem Jahre ist sehr geringe. Und wie der Moralist statt der Handlung des Kaufmanns auch Handlungen hat (in der Mehrheit), so hat er auch Verdienste (in der Mehrheit), und rühmt die grossen Verdienste eines Mannes, während der Kaufmann nur in der Einzelnheit beim Verdienst stehen bleibt, und diess Wort in der Mehrheit gar nicht gebraucht. Bei ausserordentlichen Fällen, wo diess gleichwohl nöthig scheint, hilft er sich damit, dass er sagt: bei dieser

Waare habe ich vielen oder ansehnlichen Verdienst gehabt! Indess soll doch diese Redensart bei Kaufleuten nur selten vorkommen. — Die Moralphilosophen sprechen viel von dem höchsten Gut, auch wohl von Gütern, und Cicero hat ein ganzes Buch »*de finibus bonorum*, über das höchste Gut, geschrieben. Auch der Kaufmann hat Güter — nämlich auf seinem Waarenlager, von wo die Waaren immer als Güter versandt werden, und schreibt er auch niemals vom höchsten Gut, so kommt doch nicht selten bei ihm Messgut, nass Gut und dergl. vor.

Der Moralist sieht bei seiner Philosophie immer sehr auf die Merkmale einer Handlung, der Kaufmann — nach dem Mark, woran er nicht nur die Waaren, sondern sogar, gleich dem Moralisten, jede Handlung (in seinem Sinne) erkennt.

Der Moralist hat seine Noth, um etwas nach seinem Werth abzumessen; der Kaufmann ist darin ganz einfach: was die Sache gilt, das ist sie auch werth, oder das ist der Werth der Sache, und es gibt hier keinen andern Massstab, als das Geld, welches Wort schon für die Sache entscheidet, und nicht für die Sache allein, sondern auch für die han-

delnde Person. Auch einzelne Geldmünzen, wie z. B. Species und bei den Griechen Talent, erinnern wieder an die Werthbestimmung in der Philosophie. Wie dort Talent und Pfund dem Menschen in der bürgerlichen Welt seinen Rang anweist, so hat die Natur einen jeden durch das verliehene Pfund und die angebornen Talente mehr oder weniger erhoben, und ihm zu dieser oder jener (grossen oder kleinen) Handlung eine Bestimmung gegeben. — Wie der Philosoph gern Species und Gattung unterscheidet, und der Moralist als Kriminalrichter gern die species facti herrechnet, so zählt auch der Kaufmann seine species auf, die oft nicht weniger Beweiskraft haben, als jene. — Die Summe seines Glücks nennt er Kapital, das, von *caput*, Haupt, seine Hauptsache ausmacht, worauf alle seine Bemühungen gerichtet sind, womit und wofür er alles wagt und unternimmt. Das Kapital ist das Meer, das ausgibt, und wieder zurück empfängt. Es hat seinen Kreislauf in sich selbst, und kennt kein Ziel ausser sich; es ist für sich selbst Zweck, wie es für sich selbst Kraft und Ursache ist; denn das erworbene Geld hat keine andere Bestimmung, als um wieder damit Geld zu erwerben. Was

also bei dem Moralisten höchstes Gut heisst, das ist beim Kaufmann das Kapital, das dem Sinne nach völlig damit übereinstimmt. —

Woher nun alle diese Aehnlichkeiten? — Der Spötter möchte vielleicht antworten: von den Verschiedenheiten: Aber, — bei der Leier des Apolls! (die Merkur erst für den Apoll besaitet hat) dieser Auslegung (mit der umgekehrten Tapete) mag ich nicht folgen. Viel besser wär's, wenn sich die Aehnlichkeit aus der Aehnlichkeit selbst erklären liesse, z. B. so. Der Moralist sieht nur auf die Form, auf die Beschaffenheit der Handlung. Auch die Thätigkeit und die Betrachtungsweise des Kaufmanns ist formell. Nicht das was (die Waare), sondern das wie (der Werth — der Preis) entscheidet. Das Formelle seiner Hantierung löst sich in Zahl auf. Die Zahl wird durch das Geld repräsentirt. Wie nun bei dem Moralisten die Liebe zum Guten Ursache und Wirkung zugleich wird, so dass diese Liebe selbst das höchste Gut ist, so ist diess beim Kaufmann mit der Zahl der Fall, die ihre Wirkung auf sich selbst zurück empfängt, und im Kapital zum höchsten Gut wird. —

Doch — aus diesen wenigen Proben sehen die Leser schon, wie schwierig die Sache ist.

Ich fühle mich also genöthigt, diese Untersuchung (die ohnehin nahe bei debet und credit vorbeiführt) dem Philosophen zu überlassen, der so viel Scharfsinn mit Unparteilichkeit verbindet, dass das Sprichwort von ihm sagt: *philosophus non curat*, denkend denkt er an nichts.

Nachschrift. Mit Leidwesen erfahre ich, dass dieser Aufsatz beim ersten Erscheinen den Unwillen einiger Kaufleute erregt hat, was mein Conto bei meinem hohen Gönner bei wirklicher Anklage ohne dessen grosse Güte wohl garstig hätte verschlimmern können; aber — sie haben wirklich Unrecht. Der Ernst ist hier nur ein Spiel des Verstandes, und sollte ja ein Scherz über sie leicht hinstreifen, so mögen sie bedenken, dass noch weit mehr auch andere Stände über sich die Kugeln pfeifen hören. Felix (wie der folgende Aufsatz zeigt) musste sich sogar seinen geflickten Ellbogen als Beinamen gefallen lassen, und wenn ihm zuletzt noch die Sonne lächelte, so hatte er es doch nur dem Winde eines Hofnarren zu verdanken.

Der Hofnarr und der Dichter.

Eine Geschichte aus Utopien.

König Jakob war kaum zur Regierung gekommen, als man ihm gleich, wie den neugebornen Kindern, eine Menge Namen gab, und ihn bald den Gütigen, bald den Vielgeliebten, bald den Gerechten nannte, bis man, wie die übrigen Vornamen der Kinder, wieder einen nach dem andern fallen liess, und ihn schlechtweg Jakob nannte. Der Grund davon war, dass er anfangs viele Gnaden austheilte, und dem einen Geld, dem andern Freiheit, dem dritten Rang und Titel, und allen — wenigstens sein Ohr lieh. Eine Menge Projektenmacher fanden sich ein, die Feuer, Erde, Luft und Wasser verbessern wollten, und der König selbst versprach sich einen neuen Himmel und eine neue Erde, darin Gerechtigkeit wohnen soll. Da nun bei dieser Gelegenheit jedermann seine Angel oder

seinen Bogen hervor suchte, und viele Menschen ihr Glück machten — immer einer auf Unkosten des andern, — so begab sich auch der Dichter Felix von seinem Dachstübchen hinab, um zu sehen, ob auch ihm und seinen Genossen eine Gnadenthür sich wo aufthäte. Und das durfte er wohl hoffen, denn er hatte sich in seinem Vaterlande zwar kein Geld — aber Ruhm und Ehre und einen gewissen Namen erworben. Man nannte ihn nicht anders als Felix mit dem geflickten Elbogen. Dieser ging nun an den Hof, nicht zum König, sondern zum Hofnarren, den er noch von der Universität her kannte (denn damals hatten alle Narren studiert). Lieber Bruder, sagte er, da jetzt alles sein Netz auswirft, so wollte ich Dich bitten, dass Du auch mir und meinen Brüdern einen tüchtigen Fang verschaffen möchtest; Du weisst, dass wir barfuss den Helikon hinauf steigen, und uns dabei manchen Dorn in den Fuss treten, dass wir aber niemals aufgehört haben, von Glück und goldenen Tagen zu träumen. Es ist endlich einmal Zeit, dass Aurora den Schleier der Nacht von sich nehme, dass der König oder der Staat in Gnaden sich unserer erinnere, und an unsere Versorgung denke.

Da steckte der Hofnarr seine Hand in die seidene Weste, hob das Haupt und sprach: Hm! Versorgung! schön gedacht, wohl gesprochen; ei ja! Was auch die heilige Schrift sagt: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nichts in die Scheuer — und an einer andern Stelle: sie weben nicht, sie spinnen nicht! so soll es doch fortan in unserm Lande heissen: Und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Nicht wahr, mein lieber Felix, das hast Du doch eigentlich sagen wollen? Immer neue Anliegen, neue Beschwerden, wir können uns vor Bittschriften gar nicht retten. Indess — wir wollen sehen, wir wollen an euch denken.

Felix mit dem gellickten Elbogen sah ihn gross an, und wusste nicht recht, wie er das Wort verstehen sollte. Indess schnitt ihm der Hofnarr gleich alle Zweifel ab, reichte ihm vertraulich die Hand und sagte in einem andern Ton: ich schwöre beim Styx — und das ist der höchste Schwur — binnen Jahr und Tag will ich Dir einen Flicken verschaffen, der nicht nur Deinen Elbogen, sondern alle Blössen Deiner Kunstgenossen bedecken soll. Nun kein Wort weiter, ich habe beim Styx geschworen. — Damit ging der Dichter, und sagte allen Söhnen Apolls, dass sie nun alle ihre Sorgen

dem Meere oder nach Belieben dem Winde geben könnten.

König Jakob sass eben über dem letzten Becher, als der Hofnarr vor ihn trat und sagte: die Bäckerei geht gut, ich wünsche dem König langes Leben. Wenn Ihre Majestät die Gnade haben wollten, mich anzuhören, so hätte ich bei der neuen Schöpfung auch wohl einen Vorschlag.

König. Du? Rede!

Hofnarr. Irre ich nicht, so ist die Staatsmaschine — eine Maschine, worin die Räder in einander greifen müssen, wie in einem Mühlwerke.

König. Der Satz hat seine Richtigkeit.

Hofnarr. Bei der Frage nun, wie das Ding am besten gehe, antworte ich, wenn aller Sand und Staub weggeblasen wird, der sich zwischen die Räder gesetzt hat.

König. Wohl.

Hofnarr. Nun aber hat sich hier zu Lande ein müssiges Volk eingenistet, das man die Dichter nennt, Leute, die weder mahlen noch backen, die weder Häuser bauen, noch Bier brauen, weder den Pfriemen noch die Nadel führen, und die sich nur immer dazwischen stellen, wenn andere sich einander handlangen.

Eine allgemeine Klage ist über sie. Mit ihren Sonnetten laufen sie von Haus zu Haus, zu jedem Geburtstage kommen sie und stehlen sich ein, wie die Heimchen, zischeln mit dem Kammermädchen, flüstern mit der gnädigen Frau und verführen die rosenwangige Tochter. Was unnütz ist, ist auch schädlich, und wenn Ihro Majestät wirklich Willens sind, die Staatsmaschine einmal recht blank zu scheuern, so werden Sie die Bitten Ihrer Unterthanen in Gnaden anhören, und die Verbesserung damit anfangen, sämmtliche Dichter aus dem Lande zu jagen.

König. Hm, ich habe Dich lange nicht so gescheidt reden hören.

Hofnarr. Ich habe es auch nicht von mir selber, Ihro Majestät, sondern von einem alten heidnischen Philosophen.

König. Das merkt' ich gleich. Nun, wir wollen uns darüber referiren lassen.

Es ward Erkundigung eingezogen, und die Beschwerden über die Dichter waren wirklich nicht geringe. Aber alle kamen darin überein, dass sie entbehrlich, und dass der Rathschluss des Königs, sie zu vertreiben, sehr weise sei. Der Hofnarr wusste es sogar dahin zu bringen, dass die Bürgerschaft eine Bittschrift einreichte,

worin sie ausdrücklich um die Abstellung dieses Uebels bat. Der Ausspruch ward gethan, und der Hofnarr hatte eine königliche Freude darüber. Felix aber erhob die Hände, und alle seine Lieder handelten von Untreue und geheuchelter Freundschaft.

Die Dichter thaten sich nun zusammen wie die Schwalben, wenn sie nach Afrika ziehen. Es war zugleich eine wahre Prüfungsstunde für sie, denn jetzt musste sich zeigen, wer wirklich ein Dichter sey oder nicht. Mancher liess auch gleich seine Verse in Rauch aufgehen. Die Getreuen der Kunst aber sprachen sich einander Muth ein, und freuten sich, ein Land zu verlassen, worin ihre Verdienste so verkannt würden. Um einen glorreichen Abzug zu halten, liessen sie lange Wagen mit Sitzen einrichten, schmückten sie mit Blumen und schattigen Triumphbogen, sich selbst aber bekränzten sie einander, welche Eintracht man vorher nie gesehen hatte, und sangen durch Städte und Dörfer die fröhlichsten, die angenehmsten Lieder. Der Blumenorden ist über die Pegnitz gegangen, sagte man spottend in der Residenz, und die Bürger glaubten, es sey nun alles abgethan.

Da trat der Hofnarr vor den König und

sagte: sintemal die Dichter nun vertrieben sind, so entsteht die Frage, wie es mit ihren hinterlassenen Gütern, sowohl mit den erworbenen als mit den ererbten, gehalten werden solle, und ob Ihro Majestät in Gnaden geruhen, solche zu konfisziren oder ihnen sicher zu stellen.

König. Narr, was redest Du von Gütern. Hab' ich doch immer gehört, dass die Dichter in grosser Armuth leben. Willst Du ihnen Besitzungen im Mond anweisen?

Hofnarr. Nicht ganz so hoch, aber zwischen dem Mond und der Erde.

König. Sprich deutlicher.

Hofnarr. Seyn oder nicht Seyn, das ist die Frage. Nicht bloss, was liegt und steht, das ist, sondern auch, was sich bewegt. Ich berufe mich auf das Gesetzbuch Pagina da und da, wo von beweglichen und unbeweglichen Gütern gehandelt wird. Meine Beweise für die gerechten Anforderungen der Dichter kann ich freilich nicht auf liegende Gründe stützen, sondern sie sind vielmehr aus der Luft gegriffen, aber hier existiren sie eben so gewiss, wie der Donner und Blitz, der auf unser Haupt herab fährt.

Der König Jakob lachte: ich merke schon, sagte er, Du meinst die spanischen Luftschlösser,

die sich die Dichter gebauet haben. Nein, nein, die wollen wir ihnen nicht entreissen, und wenn sie ein anderer bezieht, so soll er Miethe bezahlen.

Hofnarr. Ich halte Ihro Majestät beim Wort, und fordere, dass alle Einkünfte von der Hinterlassenschaft der Dichter ihnen jährlich ausgeliefert werden, und dass man die Besitzer derselben und alle, die davon Gebrauch machen, dazu anhalte.

König. Das soll geschehen.

Hofnarr. Es ist nur um der Konsequenz willen; denn da sie die Dichter für entbehrlich erklärt haben, so ist es auch billig, dass man sich ihrer Lieder enthalte.

König. Ah, da willst Du hinaus.

Hofnarr. Freilich, das sind die fliegenden Güter der Dichter, das sind ihre Schlösser in der Luft, das ist ihre fahrende Habe, das ist ihre schwebende Silberflotte.

König. Seht doch, seht doch!

Hofnarr. Sollen wir diese nun behalten, oder ihnen nachsenden? Sollen wir sie verzehren, oder ihnen lassen?

König. Das sind mir Güter! Ja, wir müssen sie ihnen nachsenden; aber, Narr, wie machen wir das?

Hofnarr. Wohl! so befehlen Ihro Majestät,

dass man in Ihrem Lande durchaus kein Lied mehr singe.

König. Recht, aber wenn die Leute nun dennoch singen?

Hofnarr. Hat man die Dichter nicht für entbehrlich erklärt? Jetzt muss man es beweisen, wo nicht, so muss man ihnen ihren Tribut entrichten, so gut wie dem Fleischer und dem Bäcker.

König. Freilich, ich muss konsequent seyn, — ich verbiete also die Lieder in meinem Lande, und Du, Narr, sollst dahin sehen, dass künftig nicht mehr gesungen werde.

Hofnarr. Und wollen Ihro Majestät wohl erlauben, dass ich jeden, der singt, mit einem Pfennig abstrafen darf? Ich dächte, das wäre so ungefähr der Nicssbrauch.

König. Ei, das wird grosse Einkünfte setzen; doch thue das; ich heisse der Gerechte.

Das Verbot erging, und die Bürger wurden ermahnt, durchaus nicht mehr zu singen. Der Hofnarr nahm eine Menge Aufpasser an, und ein ganz eigener Zustand trat jetzt ein. Durch die Gassen, durch die Werkstätte, durch die Säle und Tafelrunden klangen sonst die Lieder bis in die Nacht. Jetzt ward eine Todtenstille durch das ganze Land, und den Bürger ward

zu Muthe, als wenn der jüngste Tag käme. Aber der Zwang dauerte nicht lange. Ehe es sich der Meister in der Werkstätte versah, fuhr ihm ein Lied über die Lippen, er schlug sich auf den Mund, aber es kam immer wieder. Ueberall, bei der Arbeit, wie bei Tische, zu Hause, wie auf Reisen beschlich sie dieser heimliche Geist. Oft hing ein einziges Lied vom Morgen bis in den Abend sich an: man musste es den Tag über summen, man mochte wollen oder nicht. Besonders waren die Leute schlimm daran, die an der Strasse wohnten, wo die Dichter singend durchgezogen waren; immer schwebten ihre Lieder ihnen vor den Ohren, und ehe sie sichs versahen, sassen sie ihnen auf der Zunge. Dazu kam noch, dass in Utopien ein sehr lustiges Völkchen wohnte, das gern bei Wein und Gesang bis in die Nacht hinein schwelgte. — Ueberall aber hatten die Aufpasser ihre Ohren, das Lied war noch nicht aus, so hörte man schon an die Thür klopfen. Und mitunter gab es lustige Auftritte. Hier hielten sie einen Schusterjungen beim Kragen, der den lieben Augustin gepfiffen hatte, dort fielen sie einem reitenden Postillion in den Zügel, der mit: Frisch auf, Kameraden, in die Stadt geritten kam; der Nachtwächter sollte kein Lied mehr absingen,

und der Thurmwächter nicht mehr vom Thurme blasen. Die Utopier waren auch nicht geneigt, sich länger Zwang anzuthun, sie sangen den Abend bei ihren Schmausereien frisch weg, und eine Gesellschaft von achtzehn Personen z. B. bekam am andern Morgen eine Rechnung folgender Gestalt: Wir sitzen so fröhlich beisammen, à Person 1 Pf., dreimal gesungen, macht 4 Gr. 6 Pf.; Bei Männern, welche Liebe fühlen, Duett, 2 Pf.; Lass die Politiker nur sprechen, sechs Dreier; Wo mag der Wirth so lange bleiben, ganz herum mit Tutti, 1 Thlr. 4 Gr. 6 Pf.; Die Köchin in der Küche für: Blühe, liebes Veilchen, 1 Pf., sechs Kutscher auf dem Bock im Warten: Auf, Brüder, lasst uns streiten, dreimal: sechs Dreier; der Bediente, der den ganzen Abend die Lieder nachgebrummt hat, 5 Gr. u. s. w. u. s. w. Summa 5 Thlr. 8 Gr. 6 Pf.

Man kann sich leicht vorstellen, dass auf diese Weise durch ganz Utopien, nur für einen Monat eine ansehnliche Summe zusammen kam. Es gab keine Gesellschaft mehr ohne Lieder, man sang, weil es Geld kostete, niemand wollte sich verbieten lassen, es wurde zuletzt ein

Artikel des Luxus und der allgemeinen Verschwendung.

Da war es denn endlich nicht länger auszuhalten, und der Finanzminister trat vor den König und sagte: Sire, die Lieder werden noch unser ganzes Land erschöpfen, wenigstens kann ich nicht dulden, dass eine so grosse Summe jährlich ausser Landes geführt werde; ich muss Ihro Majestät bitten, das Gesetz abzuändern, oder die Dichter zurück zu rufen, dass sie das Geld hier verzehren können. Am besten aber wird es seyn, sie gleich in die Staatsversorgung mit einzuschliessen, und die lästige Auflage aufzuheben.

Das geschahe, die Dichter kehrten mit Triumph zurück, und genossen von Stund' an ein grosses Ansehen in Utopien.

Da lachte der Hofnarr laut auf, und Felix stürzte mit Rührung in seine Arme. Bruder, ich habe Dich verkannt, rief er aus. — Der König aber hörte den Vorfall, rief den Hofnarren vor sich und sagte: Du hast einen feinen Streich gespielt, und durch deine Schlauheit mich überzeugt, dass auch die Dichter ihren Nutzen haben. Bitte Dir eine Gnade aus.

Nun wohl, sagte der Hofnarr, so bitte ich, zum Andenken dieser Begebenheit künftig einen

bunten Rock tragen zu dürfen, welcher aussieht, als ob er aus tausend Flicken zusammen gesetzt, wäre. Daran soll jedermann erkennen, was ich einst für die Dichter gethan habe. Es sei! sagte der König, und von dem Tage an wurde es Sitte, dass die Narren ein buntes, gewürfeltes Kleid trugen. Die Dichter aber gelobten aus Dankbarkeit, künftig es immer mit den Hofnarren zu halten, und kein Drama zu schreiben, worin nicht ein Narr vorkäme. Dies hat auch sehr lange gewährt, bis endlich die Hofnarren gänzlich in Ungnade, und damit zugleich auch die Dichter wieder in Vergessenheit fielen.

Ueber die Idee einer allgemeinen Sprache.

Wie? Eine Sprache für Alle? Das Kriegervolk in rauhen Gebirgen soll reden, wie das Hirtenvolk im friedlichen Thale? Der ins Meer hinaus ruft, wie der, den dunkle Wälder verbergen? Der im ewig heiteren Frühlinge lebt, wie der, den stete Nebel umgeben? Der unter der brennenden Sonne schmachtet, wie der, welcher vor Schnee und Frost erstarrt? Der unter dem Schatten der Bäume von ihren Früchten sich nährt, wie der auf dem Rebenhügel, und dieser wieder, wie jener, der das schwere Kornland bauet? Der Sanfte wie der Rohe, der Träge wie der Lebhafte, der Heitere wie der Ernste — alle sollen die Worte — dieselben Worte nach einerlei Folge setzen, sollen in derselben Form denken und sprechen? Auf verschiedenen Boden erwachsen, von verschiedenen Speisen genährt, unter ganz verschiedenen

Sitten und Gebräuchen erzogen, sollen sie alle, wie die festgesetzte allgemeine Sprache will, in langen oder kurzen Worten, in sanften oder rauhen Tönen, in Wohlklang oder Missklang einer wie der andere sich äussern? In der That, es müsste ein sehr lustiges Konzert geben, wenn der Lappländer mit dem Italiener, der Siberier mit dem Spanier, der Pohle mit dem Franzosen dieselbe Melodie der Rede anstimmten. Wie würde der Nordländer den Mund aufsperren, um mit seiner schweren Zunge den Tönen des Südländers nachzukommen, und wie würde dieser sich abmartern, wenn er es jenem in dem Hervorstossen rauher Worte nur zur Hälfte nachthun wollte! Unmöglich ist es auch, dass sich beide auf halbem Wege begegnen; sie sind zu weit von einander entfernt, zu unähnlich einander. —

Was macht es denn, dass die Sprachen so verschieden sind? Ist es nicht die Verschiedenheit des Bodens, des Klima's und der Nahrungsmittel, die den Menschen heraufziehn wie eine Pflanze? Ist es nicht die Verschiedenheit der Hantierungen, so wie der Temperamente, die eine verschiedene Art zu empfinden und also auch ein verschiedenes Bedürfniss, sich auszudrücken, schon von selbst mit sich bringt?

Bleibt der Mensch bei aller Geistesfreiheit nicht dennoch ein Produkt des Feldes, wovon er lebt? Kann er machen, dass das Bier eben so auf ihn wirke, wie der Wein, Kohl und Früchte eben so, wie das Fleisch gebratener Ochsen, Hirsch und Reh aus den Wäldern eben so, wie die Fische aus dem Meere? — Wie würde wohl die französische Sprache nach hundert Jahren klingen, wenn ihre Nation nur auf die Weitzenfelder von Deutschland versetzt würde! Und der Deutsche — wie würde er seine eigene Sprache nach hundert Jahren in Frankreich bei gefülltem Weinbecher reden! Lasst die Schweden nach Italien wandern — sie werden italienisches Blut und italienischen Mund bekommen, und Schwedisch wird nicht mehr Schwedisch seyn. Lasst die Spanier mit den Engländern, und die Russen mit den Spaniern ihre Plätze wechseln, — die Enkel der Eingewanderten Russen werden endlich ein Russisch reden, das gewiss sehr in Biegung und Klang dem Spanischen sich nähert.

Was soll es auch? Die Sprache ist ja keine willkürliche, von den Schulen erst erfundene und gewählte Wortfügung, sondern der natürliche Ausdruck und die unmittelbare Ausprägung des innern Menschen, eine nothwendige

Folge seines Dranges und seines Bedürfnisses, und also ein eigenthümliches Produkt seines eigenthümlichen Geistes. Alle unter einen Huth, alle in einerlei Denk- und Sprachform gebracht — was müsste das für ein herzloses Geplapper, was für ein abgeorgeltes Leierlied, und — was für Maschinen von Menschen geben!

Ueber die Kunst.

Die Kunst des Schönen ist die Darstellung des höchsten oder idealen Lebens.

Da jedes Leben in den Begriff der Zeit fällt, und Veränderungen voraussetzt, so muss jedes Kunstwerk auch ein Mannigfaltiges enthalten, das sich nach innerer Uebereinstimmung, die man Zweckmässigkeit nennt, zur schönen Einheit verbindet. So wie das lebendig Mannigfaltige Bewegung und Freiheit in sich begreift, so führt Einheit als etwas Geschlossenes und Begränztes den Begriff der Ruhe und Nothwendigkeit in sich, und, was auch die Kunst jemals zum Gegenstande ihrer Darstellung wählen mag, so wird sie immer in das Todte Leben und Geist, in das Lebendige Ruhe und Würde, in das Vielfache Einfachheit, in das Einfache Vielfaches (Mannigfaltiges) und in das Ganze Uebereinstimmung bringen; wir bemerken daher immer in den räumlichen Künsten

die Beziehung auf eine Zeit — Bewegung und Handlung, und in den zeitigen die Beziehung auf einen Ort — Hauptstellen und Vereinigungspunkte: in jenen strebt die Ruhe oder das Bild nach einer Handlung, in diesen die Handlung nach einem Bilde (nach der Einheit des Anblicks).

Das höchste Leben zu empfinden, ist dem Menschen nur in dem freiesten, glücklichsten Zustande, in der Vereinigung aller Seelenkräfte — in der Regsamkeit der Phantasie möglich. Dass die Phantasie aber alles Todte und Bedürftige flieht, sehen wir schon bei dem Auffassen der Wirklichkeit, wo sie das Edle und Schöne von dem Gemeinen sehr wohl unterscheidet, und auch in dem Gemeinsten gern das Edle, Schöne, Freie, Göttliche und Ewige erblickt. Tiefer dringend sieht sie in dem Kreislaufe der Dinge überall Leben, Geist und Kraft, auch das Verworfenste erscheint wieder thätig und belebend, selbst das Unbewegte, das Todte — der Fels in seiner Urkraft steht vor ihr als eine redende Gottheit da.

Für den Gebrauch der äussern Dinge würden Verstand und Erinnerung schon hinreichen, wie wir an Menschen in beschränkten Verhältnissen auch wirklich wahrnehmen; die

Phantasie begnügt sich aber mit diesen bloss sinnlichen Beziehungen nicht, sie geht über die Gränze der Erscheinungen hinaus, sucht in das Innere, in den Geist und das Wesen der Dinge einzudringen, das Vorhandene sowohl nach seiner innern Lebendigkeit zu ergreifen, als auch in der Beziehung zum Unermesslichen nach seiner ganzen Bedeutsamkeit zu ergründen und zu verstehen. Und wie sie aussen die Dinge durchforscht, und, überall den schaffenden Geist ahndend, wieder schafft und gebiert, so wendet sie sich nach innen zu sich selbst, zur denkenden Seele zurück, und strebt auch hier das Leben mit allen seinen Erscheinungen (Empfindungen, Gedanken, Trieben und Leidenschaften) aufzufassen und darzustellen. So im Besitz der ganzen Natur bleibt sie endlich bei der Wirklichkeit, bei dem, was einst geworden ist, nicht stehen, sondern erhebt sich zu dem Denkbaren und Möglichen, erweitert die Verhältnisse der Kräfte zu einer grössern Wechselwirkung, und schaffet Riesen, Dämonen, Teufel, Engel, Götter, mächtiger als der Mensch selbst, und doch seine Geschöpfe. Ueber das Leben, über die Erde hinaus baut sie sich einen Himmel, wovon ihr die sichtbare Welt nur ein schwaches Abbild ist. Ihre eigene Brust verlässt sie, um

in der Seele einer Gottheit zu wohnen, und mit ihr das Weltall zu überschauen. Wunderbare Kraft, die jetzt das Leben eines Schmetterlings besingt, mit Pflanzen und Thieren menschlich lebt, und dann sich selbst überfliegt, die Sterblichkeit zurück lässt und ein Gott wird!

Indem die Phantasie zwischen der äussern und innern Welt, zwischen der Empfindung des eigenen Geistes und den Gestalten der Dinge schwebt, und beides auf einander bezieht, erkennt sie als zwei Grundelemente der Welt und ihrer eigenen Vorstellung das Daseyn eines Körpers als das Todte, und das Daseyn eines Geistes als das Lebendige, das sie aber im Sinn des Ganzen immer als etwas Verbundenes, immer als etwas Unzertrennliches, wie es auch ist, betrachtet. So stellt die Kunst z. B. nie einen todten Menschen dar, in so fern er todt ist und verwest, sondern in so fern er nur in einem schlummerähnlichen Zustande liegt, und sich in seinem Gesichte noch das vorige Leben und sein Geist ausdrückt; ja, die Alten sollen sogar in Statuen wohl einen Sterbenden, aber nie einen schon völlig entseelten Leichnam abgebildet und dargestellt haben. Es ist also keinem Zweifel unterworfen, dass die Kunst nur das Leben und zwar das geistige, schöne Leben

vor Augen hat. In so fern sie sich aber mehr oder weniger bald nach innen, bald nach aussen wendet, muss sie bald mehr körperlicher, bald mehr geistiger Art werden, und sich nach denselben Grundelementen in Körper und Geist, in Plastik und Musik theilen, zwischen welchen die Poesie die Mitte hält, weshalb auch diese sowohl darstellend als lyrisch seyn kann. Wie dort die sprachlose Natur den körperlosen Klängen, so steht hier das Drama dem Liede gegenüber. Jenes strebt nach einer bestimmten Objektivität, nach Gestalt und Charakter, dieses nach einer blossen Subjektivität, nach dem unmittelbaren Ausdrucke des Gemüths. Weil dieses nun in seinen Veränderungen keiner Gestalt, sondern nur verschiedener Stimmungen fähig ist, so kann auch beim Liede und der ganzen lyrischen Poesie nicht mehr von Charakter, sondern nur von Ton und Stimmung die Rede seyn. — Wie man aber auch die schönen Künste eintheilen und ihre Haupteigenschaften benennen mag, so bleibt ihr Zweck überall derselbe — Darstellung des höchsten, reinsten Lebens.

Kann die Lyrik den Charakter des Menschen ausdrücken?

An jedem Menschen unterscheiden wir einen vorübergehenden Zustand und eine bleibende Beschaffenheit. Es gibt eine Menge Empfindungen, Launen und Stimmungen, die nach Tagen und Stunden in eines jeden Menschen Brust wechseln, und daher, obgleich in verschiedenen Graden, den gemeinsamen Antheil der ganzen Menschheit ausmachen. Freud' und Leid, Sanftmuth und Heftigkeit, stiller Kummer und lebhaftes Verlangen, und wie die Empfindungen und Stimmungen weiter heissen mögen, wir alle kennen sie, und haben ihre Kraft; sei es auch nur bei ganz geringfügigen Dingen, irgend einmal empfunden, und sind daher im Stande, durch Mitempfindung in den Zustand eines andern überzugehen. Hier hebt daher eine allgemein und unmittelbar verständige Sprache an, die nicht durch Beschreibung und Begriffe

erreicht wird, es ist das Reich der Töne. Der Ton, bald mit Worten, bald mit Bewegung oder auch mit beiden vergesellschaftet, findet seinen unmittelbaren Anklang, und bildet in seiner absichtlichen und regelmässigen Anwendung die Lyrik oder die Kunst, den Gemüthszustand eines Menschen durch Wohlklang und rhythmische Bewegung (Gesang, Musik und Tanz) auszudrücken. Je bestimmter dieser Ausdruck ist, je tiefer er eine Empfindung aus der menschlichen Brust heraus greift, je treuer er eine Stimmung mit allen ihren Beimischungen und Begränzungen wiedergibt, desto wahrer ist er, desto tiefer und schöner trifft er das Herz. Wie das Farbenspiel unendlich ist, so sind es die Empfindungen in ihren Graden und Abstufungen, so sind es in ihren mannigfachen Verbindungen die Töne. Die Sprache ist arm, Worte sind ohnmächtig dagegen, hier tritt das Unaussprechliche, das Unbeschreibliche hervor. Die Poesie ist daher in ihrem lyrischen Theil nur ein schwacher Anfang der Musik, ein Hinstreben zum unmittelbaren Empfindungserguss, mehr ein Andeuten, ein Betrachten, ein Sagen der Empfindung, als die Empfindung selbst. Die Musik kann deshalb ihren Text, auch den schönsten, nur als eine schwache Angabe dessen

gebrauchen, was eigentlich ausgedrückt werden soll, und sie führt erst in voller Gloric herauf, was bei den Worten im Gemüth zurück blieb. — Daher kann auch der schlechteste Text zur schönsten Musik dienen, wenn er nur irgend einen Gemüthszustand angibt; aber, weit entfernt, dass sie deshalb vom Text abwiche, stellt sie vielmehr denselben erst völlig her. Es kommt hier nicht darauf an, ob z. B. der Erschrockene o Himmel, o Götter! oder ein ander Wort ausruft, denn die Musik soll nicht das ausgesprochene Wort, sondern die Empfindung, mit welcher es ausgesprochen wird, ausdrücken. Daher kann der Musiker auch vor und nach den Worten den Zustand des Sprechenden darstellen, ohne mit den Worten in einer förmlichen Melodie erst parallel zu gehn, und wer fühlt es nicht, wie schön diess Mozart überall gethan hat! — Aber bei aller dieser Vortrefflichkeit, bei aller dieser Tiefe und unendlichen Bestimmtheit fragt sich: kann Gesang und Musik den wirklichen Charakter des Menschen ausdrücken? Hat sie es nicht vielmehr mit einem vorübergehenden Zustande zu thun? Kann ich wissen, wenn ich heute jemanden vergnügt oder traurig antreffe, was das Bleibende bei ihm ist, was für eine bestimmte Einzelnheit er unter den

übrigen Menschen ausmacht, welchen persönlichen Werth er behauptet, welchen Rang er einnimmt, worin das Wesentliche bei ihm besteht, das Unterscheidende, das ihn völlig von andern absondert, welches Naturell, welches Temperament, welche Denk- und Handlungsweise er hat? So bald seine Rede in Gesang übergeht, hat er sich auch einer allgemeinen menschlichen Empfindung übergeben, und ich kann wohl hören, in welcher Stimmung, in welchem Gemüthszustand er sich befindet, und zwar jetzt befindet, aber nicht, welche Empfindung oder wohl gar Handlung bei ihm herrschend ist. Wohl kann der allgemeine Stand des Menschen; sein Alter und der Grad seiner Bildung aus seinem Gesange erkannt werden, Hirt, Städter, Greis, Kind u. s. w., aber nicht der Geizige, der Habsüchtige, der Verschwender, der Kabalenmacher, der Neidische, der Ausschweifende u. s. w. — Im Gegentheil, je mehr die Menschen in charakteristische Bestimmtheit übergehen, desto mehr entfernen sie sich von den allgemeinen und reinen Empfindungen, und man könnte eine ganze Menge von Charakteren nennen, die nie eine Arie singen. In dem Augenblicke, dass sie es thun, bekommen sie gleich ein allgemeineres Gepräge, einen milderen,

sich der Sympathie anderer anschliessenden Zustand. Eben das ist das Schöne, das Göttliche der allgemeinen Lyrik, dass sie alle Menschen wieder zu einer Empfindung versammelt, und in einem Augenblick wieder alle Herzen gleich macht. Es wird auch keinem einfallen, zu fragen, ob Nun danket alle Gott, für den Geizigen oder für den Verschwender, für den Klugen oder für den Einfältigen, für den Sanguinischen oder für den Cholerischen gesungen und gedichtet sei. — Mit Beibehaltung der Charaktere würde nie ein Chorgesang zu Stande kommen. Tausendfach sind die Lieder der Freude und des Schmerzes, aber sie passen für jedes Menschen Herz und Empfindung.

Das Empfinden ist ein Verweilen, und hindert die Entwickelung des Charakters, daher eine Oper nie ein so völliges, vielseitiges Charakterstück werden kann, als ein Drama. Die kleinste Handlung, eine einzige Miene, eine einzige Bewegung kann oft augenblicklich des Menschen Eigenthümlichkeit deutlicher abschildern, als eine ganze lange Arie. Nur in so fern ein Charakter mit in die Empfindungsweise und in die Empfindung selbst übergehen kann, theilt er dem Gesange eine Bestimmtheit mit, so dass wir etwas vom

Charakter wieder im Gesange, aber bei weitem nicht alles wahrnehmen. Wir sagen also besser: Musik und Gesang muss dem Charakter der Person gemäss seyn, der Bergmann, der Fischer, der Ritter, der Unschuldige, der Naive u. s. w., einer darf nicht singen wie der andere, es muss die Freude und der Schmerz in ihren Liedern nach ihrem Stand, Alter, Geschlecht und Charakter sich modifiziren; aber wir würden uns täuschen, wenn wir darin schon den ganzen Menschen als Person zu erkennen glaubten. Im Gesange des Fischers erkennen wir wohl den Ländlich-unschuldigen, auch wohl den Jungen, den Fröhlichen, aber können wir behaupten, dass wir damit schon seinen wahrlichen Charakter erkannt haben; wissen wir seine Gesinnung, seine herrschende Neigung, seine Handlungsweise? Hier bleibt noch vieles übrig, was die Musik uns nicht durch Töne vorzeichnen kann, vieles, dessen Ausdruck gleichwohl unumgänglich nöthig ist, wenn wir uns eine völlige und bestimmte Vorstellung von ihm machen sollen.

Es ist aber nicht zu übersehen, dass die Lyrik in zwei Theile zerfällt, in die allgemeine, reine Lyrik und in die angewandte und bestimmte. Diess gilt so wohl von der Poesie, als

von der Musik. Beide streben, entweder einen Gemüthszustand auszudrücken, der allen Menschen zukommt, Hoffnung, Trauer, Sehnsucht, Liebe u. s. w., oder einen solchen, der schon von bestimmten Personen gedacht wird. Lieder der ersten Art werden von jedermann gesungen, und jedermann findet darin die Empfindungen seines Herzens wieder. Lieder der zweiten Art führen die Bestimmung des Standes oder auch einer gewissen Zeit bei sich, so dass wir uns beim Singen in diese erst versetzen müssen, mögen es nun allgemeine Standeslieder, für Hirten, Fischer u. s. w. seyn; oder bestimmte Arien aus einem bestimmten Geschichtszusammenhange, aus Opern. Von diesen beiden letztern Arten gilt nur jene schwache Anwendung auf den Charakter, von der erstern gar nicht, und alle Beimischung des Speziellen, das nicht von jedem gesungen und mit empfunden werden kann, wird hier fehlerhaft, und strebt der Komposition entgegen. — Ein anderes ist wieder innere Bestimmtheit: diese muss natürlich jedes Lied und jeder Gesang haben, denn es soll ja irgend eine Empfindung ausgedrückt werden, und niemand wird tanzen und weinen zugleich. Hier gilt der Ausdruck: das Lied hat Charakter, wieder in einem ganz andern

Sinne, und sagt nur, dass es in sich eine bestimmte Beschaffenheit habe, wie man es von jedem Dinge sagt, das in und mit sich eins ist. Der Begriff der Einheit kommt aber schon ohnehin jedem Kunstprodukte zu, ohne dass wir erst nöthig haben, ihn mit Charakter zu verwechseln. Und hier ist nicht von Charakter haben, sondern von der wirklichen Darstellung eines menschlichen Charakters die Rede, und wir sehen, wie weit hierin Gesang und Musik gegen das Drama, wo der Charakter sich wirklich durch Handlung darstellt, nothgedrungen zurück bleibt.

Die Familie und der Liebling; oder: das Flötenconcert.

Eine begleitende Phantasie.

Ich trat eben ein, als die Familie in lebhafter Bewegung war, doch hörte ich gleich an den Stimmen, dass etwas Angenehmes, etwas Erfreuliches sie beschäftigen müsste, und dass sie mit gutmüthigem Vertrauen irgend eine Gunst des Glücks erwarteten. Ein Hin- und Hereilen, ein freundliches Anblicken von einem auf den andern, ein Ausrufen, ein Fragen, ein gegenseitiges Trösten und Zureden bezeichnete ihre gleiche Theilnahme an demselben Gegenstande. Wenn ich alles recht verstand, so war vom Lieblinge der Familie, vom einzigen Sohne, die Rede, sie erwarteten ihn zurück, ich sah seinen Eintritt vorbereiten, sie freueten sich seiner Ankunft. Jetzt ist die Stunde, jetzt muss er kommen, jetzt ist es entschieden, welch ein Tag für uns! Heute brechen unsere Rosen auf,

heute trägt das Glück seine Krone. Lasset uns ihn ehren, lasset uns ihn werth halten. Siehst du hinaus nach ihm? Wo bleibt er so lange? Ist auch alles gut beendigt? Täuschen wir uns nicht? So scholl es lange hin und wieder. Es kam ein Augenblick des Zweifels, des Nachdenkens, der aber gleich wieder von einzelnen Stimmen unterbrochen wurde. Vier liebliche Schwestern traten um die Mutter und sprachen einmüthig mit gleichem Klang: sei getrost, liebe Mutter, Dein Sohn wird kommen im Kranz der Ehre, er ist unser Bruder, sein Glanz erhebet unser Glück, wir schauen auf ihn, unsere Sonne, sie steigt herauf für uns alle, schmiege Dich an uns und sei getrost. — „Und sei getrost!“ sprach nachmurmelnd eine ernstere Stimme, die von der Grossmutter zu kommen schien. Ruhig sass sie da und faltete die Hände, jeder Rede setzte sie vollendend hinzu: und sei getrost! „Nun so rüstet euch, Mädchen, richtet das Mahl, schaffet zu trinken, schaffet zu essen, bereitet ein Labsal unserm Lieblinge!“ — Und die Töchter liefen von ihr, schnell, schnell, die eine in die Küche, die andere in den Keller, und man hörte noch weit ihre Tritte, bis auf die letzten Stufen hinab. Es entstand eine kleine Pause; Marie, die traute Magd, mit

holdseligem Geschwätz, sprach hindurch mit heiserem Ton, doch aus treuherziger Seele. Aber plötzlich gab der Vater einen Wink, und sagte: da ist er, da kommt er, unser Sohn, er ist da! Und — er ist da! scholl es von Stimme zu Stimme durch das ganze Haus, und alles lief schnell herbei. „Willkommen, da bist Du, erzähle, wie ging Dir's, wie bist Du bestanden? Erzähle, erzähle! Und alle Stimmen schwiegen in einem Nu, still erwartend die kommende Rede. Da erhob sich aus jugendlicher Brust die holdeste lieblichste Stimme, und hell ausrufend sprach sie mit zärtlichem Klang: Mein, mein ist der Kranz, mein! O wie bin ich erfreut, wie bin ich so selig! Arbeit und Mühe war nicht umsonst, nicht umsonst die durchwachte Nacht; geliebte Eltern, nicht umsonst Eure Gaben, liebe Schwestern, Euer Fleiss nicht umsonst. Dieser Kranz lohnet Eure Sorgen, diese Stunde krönet unser Hoffen, mein Glück umgrünet das ganze Haus, O wie dank' ich Euch herzlich, wie lieb' ich Euch innig! Der Sieg ist mein, mein für Euch alle. — Da umringten ihn frohlockend die jubelnden Stimmen, und wiederholten drei-, vierfach seine eigenen Worte: sein ist der Kranz, er lohnt die Sorgen, er krönet die Hoffnung, er

umgrünt das Haus. Unser bist Du, Sohn, Bruder, Sieg für uns Alle! Aber sag' an, wie ist Dir's gelungen, Trauter? sag' an. Und der Liebling erhob auf's neue seine Stimme und alle horchten ihm zu. Er schilderte einen Kampf mit mancherlei Gefahren, die in seinem Munde so lieblich klangen, dass man vor Rosen die Dornen nicht sah. Und so oft ein Hauptschlag geschehen, fielen alle wieder jubelnd ein, und die Grossmutter endigte mit ja, ja! Seine Erzählung hob sich immer lieblicher, bis zur vollkommenen Entscheidung; wo der Beifall des Richters ihm oftmals zurief: „brav, brav! welch ein Jüngling! welche Kraft, welche Klugheit! welche Freude für die Eltern, welch' Vergnügen für uns alle!“ —

Da geschah es, dass alle ihn frohlockend umschlangen, in seine Stimme zugleich die ihrigen mischten, die Grossmutter aufstand, und Marie ihm die Hand reichte. Es schäumte der Wein, die Becher klangen, und alle wie Rosengewinde oder wie Bienen hinter Bienen schwärmten und flogen hinaus in den grünenden Garten. Da hatte das Konzert ein Ende. Die Stimmen der Instrumente galten Vater,

Mutter und Geschwister; ihr Liebling war die Flöte. Niemand verkannte ihre Freude; welch Jauchzen und Frohlocken! Wie still horchten sie auf, wenn die Flöte begann! Wie sie den Ankömmling hegten und pflegten! Es musste der Sohn des Hauses, offenbar von allen der Liebling seyn. Mit welcher Zärtlichkeit hingen sie an ihm, mit welcher Theilnahme hörten sie ihm zu! Und eine gute Botschaft war es, die er brachte, warum wären Sie sonst so jubelnd ihm in die Rede gefallen? sie vertraueten, sie verliessen sich auf ihn, von ihm kam alles Heil, alles Glück. Es war ein grosses Familienfest, es war eine allgemeine Freude. Doch, welcher Sieg ihm eigentlich gelungen, lässt sich mit Gewissheit nicht sagen: es schien, dass er von einem Examen zurück kam, dass er den Preis davon getragen, dass er mit Amt und Ehre und Glück ins Haus zurück kehrte. Oder hat er den Feind besiegt, den Gegner im Gericht überwunden, einen Eber erlegt, einen Drachen erschlagen? Gleich viel! Nicht die Grösse des Guts, die Grösse der Freude macht unser Leben, und der Musik steht es zu, rein die Geschichte unserer Seele zu erzählen. Nicht, was uns berührt, sondern die Rührung

und Regung selbst, mit des Herzens Leiden und Freuden gibt sie nachtönend und erweckend aus der Fülle des Lebens wieder. O unbeschreibliche Lust!

Wornach beurtheilt man Gedichte?

[1805.]

Noch zu keiner Zeit ist das Publikum in der Schätzung poetischer Produkte so irre geworden, als jetzt. Es hat so viele Streitigkeiten mit angehört, dass es sich gar nicht mehr selbst getraut, etwas geradezu für schön zu halten. So wie man sonst in der Ungewissheit den Ausdruck des Lobes vorzog, um sich auf jeden Fall gegen den Vorwurf, als ob man für die Schönheit nicht Sinn und Gefühl genug habe, sicher zu stellen, so denkt man jetzt weit klüger zu erscheinen, wenn man vor der Hand tadelt. Was ist aber die Folge davon? — der Tadel verhindert den Genuss, die Ungewissheit macht unbehaglich, man wendet sich weg, man wird endlich gegen Poesie überhaupt — gleichgültig. Und dennoch fahren die Dichter mit reichlichen Gaben fort, und mancher benutzt gerade die herrschenden Schwächen und Vorur-

theile, um sich bei einem Theile der Leser Lob und Beifall zu verschaffen. Es möchte daher nicht ganz undienlich seyn, die Dichter einmal von Seiten ihrer Leser anzugreifen.

Wir finden viele, die schon dann ein Gedicht für gut halten, wenn ihnen bei Anhörung desselben nichts auffällt, wenn alles so hingleitet, als ob's aus ihrem Munde geflossen wäre. Sie glauben, ein Gedicht ohne Fehler sei auch schon ein gutes Gedicht. Eben so manche Kritiker; und — man könnte ihnen in ihrem Sinne Recht geben, wenn sie ihr negatives Urtheil nur nicht unvermerkt in ein positives verwandelten, und das äussere Freiseyn von Fehlern zugleich auf die innere Güte des Gedichtes übertrügen. — Man lasse sich doch nicht so wohlfeil abfinden; es soll uns ja das Gedicht nicht bloss nicht beleidigen, sondern es soll uns ganz gewinnen, wohl gar entzücken. Dem innern Gehalte, der Seele des Gedichtes gebe man sich hin, man geniesse; noch immer Zeit genug, sich nachher nach der Aussenseite umzusehen, und sich in jedem Theilchen der einzelnen Schönheit bewusst zu werden.

Nicht selten fällt ein Gedicht in die Hände solcher Leser, die es bloss mit dem Ohre lesen, und an einem fliessenden, wohlklingenden Vers

schon ihre volle Lust haben. Sie empfinden nur die Ueberwindung der metrischen Schwierigkeiten, und freuen sich, ihre eigenen Gedanken und Redensarten so hübsch in Reihe und Glied gebracht zu sehen; oder — sie nehmen das Gedicht wie einen musikalischen Tonwechsel, wo von Wort zu Wort, von Reim zu Reim alles so schön klingt, dass sich das Ohr nicht satt daran hören kann. Gut; aber man sollte nur über die Melodie nicht den Text vergessen, und nicht alles, was Gedicht heisst, vor dieser sinnlichen einseitigen Rücksicht vorüber rauschen lassen.

Andere, die die Sache genauer nehmen, bleiben keinesweges beim Klange stehen, sondern sie fragen ganz absonderlich nach dem poetischen Ausdruck, und wehe dem Dichter, dem sie eine prosaische Redensart nachweisen können! Sie bedenken aber nicht, dass etwas sehr poetisch gesagt seyn kann, ohne dass es darum auch poetisch gedacht ist. Diese Verwechselung ist leider so allgemein, dass darauf bei manchem ein Theil der kritischen Grundsätze beruht. Gedichte betrachtet man nehmlich als eine Uebersetzung der Prosa in die Poesie, und macht dadurch das Dichten zu einer Schulübung; die den prosaischen Gedanken in

eine poetische Redensart, und diese wieder in einen prosaischen Gedanken zurück verwandelt, und diess Geschäft bis zu solcher Fertigkeit fortsetzt, dass es unbegreiflich seyn müsste, wenn man auf diesem Wege nicht jeden guten Kopf zu einem Dichter machen wollte. Man braucht ja nur Holz in Hain, Weg in Pfad und gehen in wandeln zu übersetzen, und siehe — Liebchen wandelt den einsamen Pfad durch den dunkeln Hain, und das Gedicht wird nett und zierlich. Man liest, man macht sich mit der Sprache der Dichter bekannt, man übt sich, Verse zu machen, und — der Dichter ist fertig. In der That mögen auf diesem Wege viele unserer geübtesten Sänger entstanden seyn. Aber man darf manches Gedicht nur darauf ansehen, und es zergeht von selbst in poetischen Wortkram, in erlernte Wendungen und Fügungen, und allenfalls auch in Gedanken, die, einst schön gesagt, nun wieder, und immer wieder ertönen. Eine solche Zusammensetzung kann freilich oft den besten Kritiker täuschen; indess — lasst uns nur unserm Gefühle vertrauen, und wir werden bei allem äussern Schmuck schon von selbst jene Wärme, jene frische, anziehende Kraft vermissen, die nur originellen Gedichten eigen ist. Und daher

findet auch der Ausdruck: es hat kein Gemüth! so oft Anwendung. Mag auch Einheit im Ganzen herrschen, wir fühlen dennoch, dass es nicht aus einer lebendigen Quelle hervorströmt, dass es kein Produkt eines vollen Herzens ist. — Man kann mit Recht behaupten: jeder Dichter muss originell seyn. Ja, er wird es seyn, ohne es erst zu wollen; denn, es ist fast unmöglich, dass der schöpferische Geist bei verschiedenen Menschen nicht auch in der Gestalt verschieden hervortreten sollte. Alle Ströme fliessen zwar einem grossen Meere zu, aber ihre Bäche, ihre Quellen zeigen an Reitz und Anmuth einen unendlichen Wechsel: hier vom Felsen ein schäumender Sturz, dort durchs Thal eine rieselnde Fläche. — Ohne erst jedes Gedicht überhaupt nur als etwas Subjektives zu betrachten, oder auch das Gemüthliche darin mit einer blossen Manier zu verwechseln, werden wir doch in den verschiedensten Werken eines und desselben Dichters immer etwas ihm Eigenes, etwas Originelles antreffen. — Das nachahmende und sammelnde Talent mag sich noch so sehr mit schönen Worten schmücken, man versuche nur, sein Produkt als ein Ganzes in sein Gefühl aufzunehmen, oder man frage nach dem inwohnenden Geiste, der alles

zusammenhält, oder man enthülle Vers' für Vers, hauche den Dunst hinweg, und man wird sehen, was man ergreift, oder was übrig bleibt. — Hat aber darin die eigene Phantasie geschaffen, so wird auch Gedanke und Ausdruck so in einander verschmolzen seyn, dass eine Trennung und Absonderung, eine Zurückführung der Poesie auf die Prosa, ohne Verletzung des innern Gehalts, ohne Hinterlassung wesentlicher Schönheiten gar nicht möglich ist.

Das nachahmende Talent erlernt nicht allein die Ausdrücke der Dichter, sondern es entlehnt auch die Gedanken, und diess geht oft so weit, dass von Jahr zu Jahr nur immer gewisse Ideen in Umlauf kommen. Was der Meister sagt, das geht durch das dritte und vierte Glied, es pflanzt sich durch alle Almanache fort.

Ein ganz gewöhnlicher Fehler von Seiten der Leser ist auch, dass man sich in einem Gedichte durch die Grösse des Gegenstandes und durch den Stoff täuschen lässt. Wer gute Gedanken sagt, entgeht leicht der Prüfung, ob er die Gedanken auch gut gesagt habe. Wer Donner und Blitz, Himmel und Gott besingt, dem legt man wegen der grossen Dinge auch gern eine grosse Phantasie bei, indem man dagegen einen andern Dichter, dessen kleines Lied

wie Blumenduft um ein Veilchen schwebt, gern als einen kleinen Dichter betrachtet.

Aber, welchen Irrthümern man bei der Lektüre auch ausgesetzt seyn mag, so wird der Leser doch immer besser thun, wenn er sich dem Genusse und seinem eigenen Gefühle, als der bloss klug seyn wollenden Tadelsucht überlässt. Wer sich mit ganzer Seele für das Schöne interessirt, wird bei seiner Unbefangenheit ausser dem fortgehenden Genusse sicher noch den Gewinn haben, dass er sich selbst zu dem Bessern allmälich hinauf bildet, während der Klügling sich leicht den Genuss verdirbt, und, durch einige halbverstandene Sätze fest gehalten, immer auf seinem beschränkten Standpunkte stehen bleibt.

Seine Thorheit kann nur von dem übertroffen werden, der mit Gleichgültigkeit gegen das Schöne der Kunst überhaupt aller Gelegenheit zu seiner innern Bildung vorübergeht und sich des schönsten Genusses beraubt, dessen nur ein Mensch fähig ist.

Ueber Deklamation.

Man würde sehr irrig seyn, wenn man glaubte, dass alles deklamirt werden könnte, da nicht einmal alles einen eigentlichen Vortrag leidet, indem dieser schon Zuhörer voraussetzt, manches aber in der Kunst Worten und Tönen anvertraut ist, das seiner Bestimmung nach zwar ausgesprochen, aber keinesweges auch Andern vorgetragen und mitgetheilt werden soll. Je nachdem die Empfindung steigt, je nachdem erhebt sich auch die Stimme. Bald spricht oder klagt der Empfindende nur für sich, oder lässt das Geheimste seines Innern in Worten wiedertönen, nur zu seiner eigenen Lust (wie z. B. im Liede); bald drängt sich das Gefühl in stärkern Tönen hervor, um auch die Aussenwelt zu erreichen und sie mitempfinden zu lassen (wie z. B. in der Ode, auch in der Romanze); bald ist es unmittelbar die Absicht des Sprechen-

den, Andere zu rühren und zu irgend einer Entschliessung zu bewegen (wie in der eigentlichen Rede). So schwebt also der Vortrag zwischen einem innern und einem äussern Zweck, und hat auf der einen Seite das Lied, und auf der andern die Rede zu seiner Begränzung. Die Deklamation aber ist ihrer Natur nach mit einem äussern Zwecke verbunden, und dient zunächst der Redekunst; denn deklamatorisch werden wir immer dasjenige nennen, was sich mit einem Aufwande von Kraft in gewählten, hochtönenden Worten erhebt, und zu andern, entfernten Gegenständen hinspricht, oder (nach der Bedeutung des Wortes selbst) gleichsam hinruft, welches schon voraussetzt, dass jede Rede deklamirt werden **solle**, nicht aber, dass jedes Gedicht deklamirt werden **könne**. Ein Gedicht lässt nur dann eine Deklamation zu, wenn es seinem Inhalte und seinem Ausdrucke nach die Theilnahme Anderer nicht ausschliesst. Freilich soll jedes Gedicht nicht bloss schweigend mit den Augen aufgefasst, sondern laut und melodisch gesprochen werden, aber dieses Sprechen kann und soll nicht immer ein Deklamiren seyn. Der Stillleidende, der Geheimerfreute, der Zweifelnde, Reuevolle, sich selbst Geniessende — alle wollen ihre Gedanken

und Empfindungen, ihre Bilder und Vorstellungen vor sich selbst zur Anschauung, zu ihrer eigenen Ergötzung vorschweben, und zu den Worten wiedertönen lassen: immer wieder in sich selbst verloren, mögen sie so wenig an eine Aussenwelt denken, dass vielmehr jede Erinnerung daran ihnen zur Unzeit kommen, und jeder fremde Blick den leisen Schleier ihrer Phantasie zerstören würde. — Je nachdem das Gemüth seinem Gegenstande gemäss Stimmung und Laune ändert, wechselt auch im Ausdruck Ton und musikalische Haltung. Schon der unruhende Gang der Worte verräth in der Poesie den Zustand des Gemüths — die Hingebung wird von selbst in Trochäen (—⏑), der Muth in Jamben (⏑—) sich äussern — und so wie die innere Stimmung und der Wechsel der Empfindungen unendlich mannigfaltig ist, so können sie auch in unendlich mannigfaltigen Melodien. Schon der leiseste Vortrag eines Gedichts wird sich einer Melodie nähern, oder vielmehr die (vollendete, musikalische) Melodie wird sich schon in dem leisesten Vortrage, ihren Grundzügen nach, angedeutet vorfinden. Denken wir uns nun aber, diese sanften, geräuschlosen Empfindungen in einem grossen Saal, vor einer grossen Ver-

sammlung vorgetragen würden — wie unziemlich würden wir es da nicht finden, das bescheidene Gedicht, das nur bestimmt ist, zu einem stillen Gemüthe zu sprechen, weithin verhallen und gleichsam sich selbst ausrufen zu hören! In der That wird man auch diesen Fehler so leicht nicht begehen, sondern zu einer öffentlichen Deklamation nur immer solche Gedichte auswählen, die den Ausdruck einer starktönenden Empfindung, und so viel als möglich Pathos erfordern. Aber diess bringt wieder einen andern Nachtheil hervor, welcher darin besteht, dass sich das Ohr gewöhnt, Gedichte nur immer so zu hören, und dass Viele nun in den Irrthum gerathen, als müssten alle Gedichte so vorgetragen werden. Der lernende Zögling besonders, dem nun einmal dieser deklamatorische Ton vorschwebt, wird künftig nicht umhin können, alles, was ihm von Poesie vorkommt, zu deklamiren und deklamatorisch aufzufassen. Mit der Erwartung eines schönen Wortgepränges wird er an alles gehn, was Vers heisst, und geneigt seyn, mit dem Tone, den er hinzu bringt, auch den innern Werth der Poesie auszumessen. Auf diese Weise geräth er in Versuchung, den wilden Ausdruck der Leidenschaft, das Geschrei der

Empfindung, das Blendende des sinnlichen Reizes, das Tönende und Rauschende nebst allem, was sonst den rhetorischen Schmuck ausmacht, dem Sanften, Einfachen, sich selbst Ueberlassenen und Würdevollen vorzuziehen, und die wahre Schönheit zu verkennen, die bei aller Kraft nichts von einem äussern Zwecke weiss, und bei allem Ausdrucke immer wieder in sich selbst, in ihre eigene innere Harmonie zurück kehrt. — Warum will man nicht jedes für sich sprechen, und jede Empfindung ruhig aus seinem eigenen Herzen hervorgehen lassen, zwanglos und rein, einfach und natürlich, mit leiser Stimme, wenn es der Inhalt will, mit ruhigem Ton, wenn es der Charakter erfordert? Nicht in Saal und Versammlung, nur hörbar Zweien oder Dreien, wird manches gerade am richtigsten und am schönsten gesprochen werden. Will man also den Geschmack junger Leute nicht einseitig bilden, so fange man damit an, dass man sie ganz verschiedene Gedankenverbindungen, Gedichte von ganz verschiedenem Charakter ohne Anstrengung, ohne Anmassung, ganz sich selbst gelassen — zu sagen und zu sprechen veranlasst, und man wird sehen, dass sich die natürliche Melodie der Rede von selbst findet. Die Natur, die man sich

ruhig selbst entwickeln lässt, wird immer wahr seyn, wie in Worten, so in Handlungen; zu einem Ganzen harmonisch gebildet, wird sie von keiner Lüge, von keiner Falschheit wissen. Aber mit Gebrauch und Sitte, ja sogar mit einem bestimmten Ton, kommt man der Jugend entgegen, und verlangt, dass sie diesen annehmen und *erlernen* soll, um nachher damit wieder alles nur trüglich schmücken und behängen zu können! Norm gibt Flachheit, allgemeine Uebereinstimmung Charakterlosigkeit. Will man ihnen fremde Worte in den Mund legen, so frage man sie selbst, wie sie solche sprechen würden, wenn es ihre eigenen wären; von Pathos halte man sie fern, und lasse sie natürlich seyn in einfach natürlicher Rede; man lasse sie sprechen, nicht als ob es Andere hörten, sondern als ob sie für sich selbst ihre eigenen Gedanken sagten, und ihr Sinn und ihr Gefühl wird von selbst dem Gedanken der Rede begegnen; dieses Ansclimiegen ihres eigenen Gefühls aber wird ihnen in der Folge — ihrer Unverdorbenheit gemäss — so zum natürlichen Bedürfnisse werden, dass es ihnen nun unmöglich seyn wird, irgend etwas anders zu lesen und zu sprechen, als sie es selbst empfinden, und, indem sie einer lügenhaften Deklamation entgehen, werden

sie sich zugleich gegen eine gewisse Einseitigkeit in der Kunst, gegen pedantische Ungelenkigkeit und gegen die blosse Manier sicherstellen.

Auch der Schauspieler lässt sich nicht selten den Fehler, seine Empfindung deklamatorisch anzupreisen, zu schulden kommen, und oft ist gerade der (wirkliche oder vorgebliche) Enthusiasmus für allgemeine Wahrheitssätze ihm hinderlich, in einer bestimmten Erscheinung wahr zu seyn. Auch er kann nur die Absicht der Kunst erreichen, wenn er sich der Gedanken an Beifall, Rührung und Beifall selbst begibt, und, unbekümmert um einen äussern Zweck, nur so aus sich heraus spricht, als er den vorgezeichneten Charakter nach den Merkmalen innerer Uebereinstimmung zu denken und zu empfinden im Stande ist. So wie die Kunst selbst nicht verunbindend und anpreisend in allgemeinen Sätzen hervortreten, sondern nur durch die Darstellung des Einzelnen das Ganze (die Welt und das Leben) zur innern Anschauung bringen soll, so kann auch derjenige, der es mit einer bestimmten Einzelnheit zu thun hat, nur dann, zur Förderung des Ganzen, wahr und sittlich erscheinen, wenn er, nachempfindend dem allgemeinen menschlichen Her-

gen, aus dem Innersten des Individuums gerade das Eigenthümlichste hervorhebt, und die kräftigsten Züge in einer gediegenen Darstellung zu einem besondern, selbstständigen Wesen vereinigt. — Möchten doch auch die Charaktere im Leben so aus sich selbst hervorgehn, und auch die erhabenste Tugend sich mit der Eigenthümlichkeit eines jeden immer so vermählen, dass jeder, selbstständig und wahr, sich als ein herrliches Ganze darstellte!

Nachschrift. Will man aber unter Deklamation jede Art des Vortrags verstehen, so muss man besonders folgende Gradationen und Modifikationen wohl unterscheiden.

Je nachdem das Gedachte oder Empfundene, dem Affekte und der innern Lebhaftigkeit gemäss, mehr oder weniger äusserlich und sinnlich hervortritt, und sich selbst seiner Natur nach zu einer schwächern oder stärkern Mittheilung und Darstellung bestimmt, entstehen für den Vortrag vornehmlich drei Abstufungen, die von der Ruhe des Verstandes bis zur heftigsten Bewegung der Leidenschaft fortschreiten — das Recitiren, Deklamiren und Agiren.

Dieß bestimmt zunächst der **Antheil**, den der Redende an der Sache nimmt, oder sein **Verhältniss** zu derselben, und solches hängt wieder von dem **Inhalte** des Vortrags ab, wo denn nach Massgabe des Interesses der Ausdruck in Ton und Stimme, in Mienen und Gebehrden verstärkt und erhoben, oder gesenkt und gemildert wird. Nun aber spricht der Redende entweder in seinem eigenen Namen, oder in dem Namen eines Andern, und sein Vortrag wird dadurch entweder unmittelbar **darstellend** (deklamirend — agirend), oder bloss **referirend** (vorlesend — recitirend).

Beim **Referiren**, wo die gegenwärtig sprechende Person noch von einer andern abwesenden unterschieden wird, darf im Vortrage der Wille, die Stimmung und der Affekt des Andern — bald mehr bald weniger — nur durchschimmern und nur in Bezeichnungen, in nachahmenden Andeutungen zur Anschauung und Erkenntniss gebracht werden. Da alles, was wir redend dabei thun, zugleich unsern eigenen Antheil daran verräth, so modificirt sich auch darnach das Referiren, das sich im

geringsten Grade ganz in Neutralität verliert. Diese Neutralität tritt bei ganz trocknen geschichtlichen Sachen ein, bei deren Mittheilung wir keine andere Absicht haben, als sie dem Wissen oder dem Gedächtnisse eines Andern anzuvertrauen. Hier ist Eintönigkeit im Vortrage keineswegs Fehler, sondern sogar Regel, denn sie repräsentirt den völlig neutralen Zustand und die gänzliche Affektlosigkeit des Sprechender. Dergleichen geschieht beim Vorlesen einer politischen Zeitung und besonders beim Ablesen eines Registers. Beim Vorlesen eines Mandats findet schon mehr Erhebung der Stimme, Charakterbezeichnung und persönliche Vertretung statt. Immer mehr steigt die Abwechselung in Ton und Stimme, wenn wir zur wissenschaftlichen Vorschrift und Regel — zur Abhandlung — zur Demonstration fortschreiten. Bis hieher herrscht die grammatische Deklamation oder die Deklamation des Verstandes, wo nur der Unterschied von Worten und Begriffen einen Unterschied in der Stimme hervorbringt. Allmälich mischt sich die reine Verständigkeit auch mit einem Antheile des Gefühls.

Diess geschieht zunächst beim Vorlesen einer Erzählung, wo der Zustand, die Empfindung und Stimmung eines Andern schon so viel Einfluss auf unsere Theilnahme erhält, dass wir, obgleich blosse Referenten, den Ton unserer Stimme darnach modificiren, ohne jedoch ganz in den Zustand des Andern überzugehen. Diesem letztern Grade nähern wir uns schon mehr, wenn wir den Andern selbst redend einführen, vorzüglich, wenn wir Dialoge, noch mehr aber, wenn wir wirkliche Dramen lesen. Aber es bleibt immer noch ein Referiren, wir sind die Personen nicht selbst, wir deuten sie nur an. Mit dem Buche in der Hand, können wir uns nicht anmassen, die Zuhörer so täuschen zu wollen, dass sie uns wirklich für die redenden und handelnden Personen selbst halten sollen. Wir dürfen und müssen zwar den Ton der Stimme nach Verhältnis des Inhalts, des Affekts und des Charakters modificiren, aber nicht so verändern, dass wir aufhören, Vorleser zu seyn. So wie es lächerlich klingen würde, hier durch Bass und Diskant die Sprache von Männern und Weibern wiedergeben zu wollen, so würde jede gänzliche Verwand-

lung anderer Art, die unsere Person und unsere Gegenwart vernichtete, den Zustand, worin wir uns befinden, unschicklich und unpassend überschreiten. So lange wir vorlesen, und bloss gehört werden, wollen wir offenbar nur eine innere Vorstellung von einem entfernten Gegenstande bewirken, und deshalb muss alle Beziehung auf die Gegenwart dabei störend seyn. Ja störend scheint es schon für die Phantasie, die sich den Gegenstand doch als abwesend denkt, wenn mehrere Personen sich vorlesend in ein Drama theilen, weil sie die Handlung durch die zu deutlichen Zeichen der sichtlichen Mehrheit halb in die Gegenwart hinüber ziehen, und doch für die Täuschung halb in der Entfernung lassen. Das Bild von einer abwesenden Handlung wird gewiss passender in der Proportion desselben Mittels, in der Modifikation einer und derselben Stimme, auf demselben Grund und Boden, in derselben Farbengebung gebildet *). Unser Antheil und die Aneignung

*) Vielleicht findet diess auch Anwendung auf die Ouverture zum Wilhelm Tell, wo durch das Heerdengeläute, das vom Theater her dazwi-

der Sache nimmt zu, wenn wir das Buch aus der Hand legen und etwas frei sitzend mittheilen. Ein mächtiger Vorschritt zur Darstellung selbst aber geschieht durch wirkliches Hintreten, wo wir nicht bloss die Aufmerksamkeit, sondern auch das Auge des Zuhörers auf uns ziehen. Hier, wo wir schon Zuschauer vor uns haben, würde es unnatürlich seyn, den Personen, deren Worte wir gebrauchen, nicht auch Bewegung der Hand und Miene und Gebehrde zu leihen. Doch müssen wir dabei immer noch uns selbst fragen, ob wir nur andeutend, selbst körperlich, eine Relation, einen Wiederschein von einer andern Person geben, oder diese andere Person in dem Augenblick ganz und gar selbst seyn wollen. Hier treffen die drei Abstufungen der Deklamation — Recitiren, Deklamiren und Agiren — auf den Scheidepunkt zusammen,

---

schen tritt, das Bild, die Andeutung der Musik, plötzlich zur Wirklichkeit seine Zuflucht nimmt, und obgleich nicht materiell die Einheit der Empfindung, doch formell das Verhältniss der Mittel, die Vorstellungsart, stört.

und es kommt hier mit Voraussetzung der grammatischen Deklamation, die allen zum Grunde liegt, bald der rednerische, bald der lyrische, bald der dramatische Vortrag, mehr oder weniger, entweder gemischt, oder allein zum Vorschein.

Wer eine wirkliche Rede hält und die Zuhörer irgend wozu bewegen will, bedient sich im eigentlichsten Sinne des rednerischen Vortrags oder der Deklamation, dem er aber gelegentlich auch die andern Arten des Vortrags, ausgenommen die dramatische, als dienend beimischt. Bald demonstrirt er, und stützt sich mit Distinktionen und rhetorischen Accenten auf den grammatischen oder philosophisch-beweisenden Vortrag (Richtung an den Verstand), bald erhebt er sich ganz rednerisch zu mahlerischen Schilderungen und pathetischen Darstellungen (Richtung an die Phantasie), bald sucht er zu rühren und gibt mit Stimme, Ton und Gebehrde seiner Rede eine lyrische Stimmung (Richtung ans Gefühl). Es ist ihm erlaubt, zur Erreichung seiner Absicht, alle Mittel, die auf Verstand, Phantasie und Gefühl wirken können, nicht bloss zum Zwecke der Schönheit, wie in der Poesie.

(damit seine Rede nur Wohlgefallen erwecke), sondern auch so anzuwenden, dass sie selbst sinnlich-aufregend, sympathetisch und pathologisch den Willen der Zuhörer bestimmen. Er ist ganz und gar Redner, und die fremde Angelegenheit ist seine eigene. Als ein solcher darf er aber auch nicht *seine* Person mit einer andern dramatisch vertauschen, und, indem er z. B. einen Leidenden redend einführt, dieser Leidende selbst seyn wollen — kurz, er darf nicht förmlich *agiren*, er muss sich — als seiner Würde widerstreitend — alles theatralischen Wesens enthalten. Im Verhältniss zur dritten Person, deren Zustand er auch durch sinnliche Kennzeichen an den Tag legen will, bleibt er wieder bloss referirend und gibt an sich selbst von derselben nur den Wiederschein.

Alle Bewegungen eines gegenwärtig Handelnden kann ein Deklamator sich nur dann erlauben, wenn er sich anmasst, nicht bloss zu *deklamiren*, sondern förmlich zu *agiren*, so dass er seine eigene Person gänzlich verläugnet, und durch Stellung, Bewegung, durch Hin- und Herschreiten u. s. w. die erdichtete Person so vor uns hin-

zaubert, dass wir auch ohne die erforderliche Kleidung und Umgebung sie selbst zu sehen glauben. Geschieht diess nicht — und es ist zur eigentlichen Deklamation nicht nöthig — so ist der Vortrag und die (andeutende) Darstellung wieder nur referirend oder eine Idee und Vorstellung, ein Bild erweckend. Der Deklamator muss hier gleich sich selbst seine Grenzen bestimmen, und nicht abwechselnd jetzt bloss deklamiren, und dann auf einmal wieder agiren wollen. Hat er sich zu dem erstern entschlossen, so muss er in den Bewegungen der Hände, im Mienen- und Gebehrdenspiel, ja selbst in der Anstrengung und Veränderung der Stimme gemässigter seyn und immer bedenken, dass wir in ihm nicht die fremde Person, sondern den Deklamator vor uns sehen. Uebrigens bringt es schon der Umfang des Dramatischen mit sich, dass alle Arten des Vortrags, der grammatisch-philosophische, der erzählende, der lyrische, ja selbst der völlig rednerische, wenn er nicht die Grenzen des Spiels überschreitet, darin vorkommen können.

Erzählungen, stehend und nur mit geringen Bewegungen der Hände vorgetra-

gen, werden im eigentlichen Sinne nur recitirt, d. h. sprechend wiedergegeben. Gedichte aber, lyrische sowohl als lyrisch-epische (Romanzen), werden zum Theil recitirt, zum Theil deklamirt, je nachdem eins derselben von der Beschaffenheit ist, dass die Empfindung, der Affekt darin steigt, sich mit einem höhern Schwunge, mit Pathos an die Rede anschliesst und Theilnahme suchend mit grösserer Kraft hervorbricht. Zum letztern passt besonders das höhere Lied, die Ode (die der Rede am nächsten kommt), Gedichte von starkem Gefühlsausdruck und hervorherrschender Sentimentalität, erhabene Schilderungen, die bezeichnende Andeutungen zulassen und dramatische Beschreibungen und indirekte Darstellungen, die (in den Grenzen der Andeutung) schon Mimik erfordern. Bei Gedichten dieses Inhalts kann man sich immer Personen hinzudenken, und sollten es auch Nymphen, Dryaden und Götter seyn, die den Ausbruch der Empfindung hören dürfen, oder hören sollen. Das einfache Lied aber, und jeder sanftere lyrische Erguss, der, entfernt von aller Rede, auf sich selbst

zurück geht, und melodisch zur Musik hinüber strebt, kann nur recitirt, im Wohllaut der Sprache als ein Echo der innern Empfindung wiedergegeben werden. Hier hält sich der Ton der Stimme in engere Grenzen, und tritt auf keine Weise aus sich selbst heraus, weder durch Stärke und Anstrengung, noch durch grosse Abwechselung und Mannigfaltigkeit im Ausdruck. So wie die Deklamation, nach aussen gehend, den entfernten Gegenstand in seiner mannigfaltigen Erscheinung mehr oder weniger zu versichtbaren strebt, so begrenzt sich die Recitation des Liedes nach innen zu, indem sie für eine Empfindung den herrschenden Ton nachzubilden sucht und redend schon die Melodie andeutet, in welche sie sich gern gefangen geben möchte. Diese entfernte Nachahmung oder Andeutung einer Melodie unterscheidet den lyrischen Vortrag von jeder andern Art. Mit Recht werden auch die einfachen Lieder, die lieber gesungen als gesprochen seyn wollen, von den Deklamatoren, die vor einer grossen Versammlung stehen, vermieden. Aber auch andere lyrische Gedichte, die sich mit mehr äusserer Man-

nigfaltigkeit über das einfache Lied erheben, verlangen im Vortrage ihren lyrischen Antheil, und diese Forderung wird von den Deklamatoren gar häufig nicht erfüllt.

Drei Fehler sind es vornehmlich, die sie dabei begehen. Entweder tragen sie das Gedicht, besonders das lyrisch-epische (die Romanze), als eine blosse Erzählung vor, mit einer nüchternen Stimme, ohne den melodischen Ton, der sich über das Ganze verbreiten sollte (Deklamation für den Verstand); oder sie zerreissen das Ganze durch Hervorhebung einzelner Theile, wodurch die angestimmte Melodie und damit die lyrische Einheit des Gedichts zerstört wird. (Dieses letztere aber geschieht entweder dadurch, dass, statt die Stimme in einem gewissen Ebenmasse und nur in melodischen Schwingungen über einen ganzen Vers forttönen zu lassen, sie einzelne Worte mit einem grammatischen Accente so stark bezeichnen, als wenn es eine Demonstration seyn sollte, oder als ob es hier auf den Unterschied einzelner Begriffe ankäme — wieder Deklamation für den Verstand — oder sie zerstückeln das Ganze durch eine grosse Mannigfaltigkeit in der

Abwechselung der Stimme, indem sie bald rhetorisch das Eine zu hoch, das Andere zu tief ertönen lassen — rednerischer Vortrag — bald den darin angedeuteten Zustand eines Dritten zu sehr mimisch heraus reissen und an ihrer eigenen Person darstellen — dramatischer Vortrag —.) Oder endlich sie überschreien das ganze Gedicht, und pressen mehr Empfindung heraus, als wirklich darin ist: sie machen das lyrische Gedicht ganz und gar zu einer klagenden, um Hülfe rufenden, jammernden Rede, die, über alle Melodie, über alles Ebenmass von Schönheit hinaus, physisch und pathologisch nur recht stark erschüttern, bewegen und rühren soll. Durch solche Mittel erreicht der gewöhnliche Deklamator freilich am ersten seinen Zweck, weil er mit dem grössern Eindruck auch des grössern Beifalls gewisser seyn kann; aber welchen nachtheiligen Einfluss diess auf die Kunst und auf die richtige Ansicht derselben haben müsse, liegt am Tage.

Ueberhaupt gehört zu einem vollkommenen Deklamator, der alles seiner Beschaffenheit gemäss vortragen soll, nicht mehr und nicht weniger als Universalität des

Gemüths, ein gänzliches Inwohnen in der Kunst und ein Verbreiten nach allen Regionen derselben. Welche Empfänglichkeit der Seele, welche Biegsamkeit der Empfindung, welche Mannigfaltigkeit in den Stimmungen, welch ein Reichthum von innerer Erfahrung, ja welches Studium gehört nicht dazu! Und alles diess führt doch nur erst zu einer richtigen Deklamation; zu einer schönen muss auch die Natur äusserlich den Deklamator mit Gestalt und Stimme auf das anmuthigste ausgestattet haben, deren rechte Anwendung wieder nicht ohne grosses Studium und Uebung möglich ist. Die meisten können, von ihrer Individualität beschränkt, nur diese oder eine andere Art von Gedichten ausschliesslich gut deklamiren, und noch ein Glück, wenn sie dabei bleiben!

Ueber den Ton und Inhalt der Romanze.

Es geschieht nicht selten, dass man über hohen Ideen und Betrachtungen, die man über ein Gedicht oder eine Dichtungsart anstellt, den Grund und Boden und die ersten Elemente ihres Ursprungs vergisst, und bei einem Produkte schon von oben hinein philosophirt, ehe man es noch von unten angeschaut hat. Wo der gesunde Sinn oft schon hinreichend wäre, ein Kunstwerk für das zu erkennen, was es wirklich ist, betrügt man sich mit hohen Spekulationen, und umspinnt es mit einem Nebelflor, der die Erscheinung den Augen entrückt, und der Einbildung erleichtert, das zu sehen, was man zu sehen wünscht. So ist man auch mit der Romanze verfahren: man hat so lange von ihrer geheimnissvollen Tiefe, von ihrem Halbdunkel, von ihrer halb lyrischen, halb epischen Form,

von ihrer ausdrucksvollen Kürze, von ihrem schauerlich trauernden Ton u. s. w. gesprochen, bis man über alle diese geistigen Eigenschaften und Schönheiten das, was der Romanze von Hause aus erst eine Existenz geben muss, nämlich den interessanten Inhalt, ganz aus den Gedanken verloren hat. Man vergisst, dass darin etwas erzählt werden solle, dass der Erzählung werth sei, und entschlägt sich so der Mühe, erst etwas Sinnreiches oder Merkwürdiges zu erfinden, das unser Gemüth wirklich mit Theilnahme erfüllt, das von einem rathselhaften Anfang bis zu einem dunkel geahneten Ende innerlich fortschreitet, und kein blass historisch Hingesagtes, keine blosse Aufzählung, sondern ein organisch gebildetes Ganze ausmacht. Bei vielen ist es schon ein schlimmes Zeichen, wenn sie gleich damit anfangen, zur Ueberschrift Romanze hinzusetzen, nicht bloss desshalb, weil sie dadurch das Bedürfniss einer Anzeige zu erkennen geben, wofür man das Gedicht halten solle, sondern auch, weil sie damit die geheime Absicht verbinden, die Aufmerksamkeit von dem mangelhaften Stoff und Inhalte des Gedichts auf den Ton und die äussere Bekleidung hinzuleiten, die oft nur ein sinnliches Blendwerk ist. Dem gemäss findet

man auch gewöhnlich Zweierlei sehr wohl beobachtet, erstens ein gewisses mystisches, auch wohl allegorisches Halbdunkel, das sie nicht selten durch einen bloss hineingelegten allgemeinen Gedanken, oder auch durch Undeutlichkeit und Kürze des Ausdrucks zu erzwingen meinen, und zweitens einen gewissen trauernden oder klagenden Ton, der dem Hörer eine romantische Stimmung geben, und seine unmittelbare Theilnahme erwecken soll. Der Inhalt aber ist oft weiter nichts, als eine plötzliche Erscheinung aus den Wolken, aus dem Meere oder geradezu in das Zimmer hinein mit einer schönen Sentenz, die weder mit den Wolken, noch mit dem Meere, noch mit der Stubenschwelle etwas gemein hat, oder — welcher Fall noch weit häufiger eintritt — es ist statt einer Geschichte eine blosse Situation, worin sich eine unglückliche Person befindet, indem sie z. B. klagt, dass ihr Geliebter fortgegangen sei und nicht wieder komme, und sie hat noch von der Gnade des Dichters zu sagen, wenn es zuletzt heisst: so sprach sie, da kam er, und sank in ihre Arme, wo denn doch wenigstens etwas geschieht. Kurz, auf den Ton der Romanze ist man immer sehr bedacht, aber nicht so auf den Inhalt, auf die Geschichte. Wie

weit besser und natürlicher scheint es, den jedesmaligen Einfall, den erfundenen Stoff sich aus sich selbst entwickeln, wie ein organisches Wesen sich fortbilden und das werden zu lassen, was es seiner ursprünglichen Beschaffenheit nach werden kann und soll, wobei doch irgend etwas hervorgehen wird, das in seinem harmonischen Ganzen eine gültige Existenz hat, gleich viel, ob das Ding nun Rose oder Lilie heisse. Von der Erfindung, von dem Inhalt der Geschichte hängt es ursprünglich und zunächst ab, in welchem Tone sie müsse erzählt werden, und man thut Unrecht, wenn man bloss deshalb, um die Ueberschrift Romanze herauszubringen, etwas in das Schauerliche, in das Tiefsinnige, in das Geheimnissvolle, in das Ueberraschende zieht, das seiner Natur nach von diesem allen weit entfernt liegt. Man lasse lieber die Sache für sich sprechen, gleich viel, ob sie nun den Namen einer Romanze, einer Ballade, einer poetischen Erzählung, oder keins von allen den Titeln und Grundtypen bekommt, wornach die Grammatiker die vorhandenen Gedichte mühselig klassifizirt haben. Als der liebe Gott die Welt schuf, hat er sich bei den Thieren nicht erst nach dem Büffon, und bei den Pflanzen nicht erst nach dem Linné umgesehen.

Aus den verschiedenen Beschaffenheiten der Dinge gehen auch von selbst ihre Ordnungen hervor, aber keine Eintheilung und kein System ist im Stande, sie in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit mit bestimmten Klassifikationen zu erschöpfen. Wie die Haupttöne und Hauptfarben noch viele unnennbare andere Töne und Farben zwischen sich tragen (die man um der Ohnmacht der menschlichen Fassungskraft willen doch nicht wegläugnen und wegschaffen kann), so bezeichnen alle Eintheilungen in der Poesie nur die Hauptstufen, auf welchen der menschliche Geist hinschreitend vorzüglich verweilt. Nicht erst durch die Beziehung auf andere Dinge, nein, durch die eigene innere Beschaffenheit und den organischen Zusammenhang erhält jedes Wesen seine Existenz, seine Schönheit und seine Wahrheit. — Je nachdem nun bei der Romanze die Geschichte, die der Phantasie vorschwebt, gewisse Personen, gewisse Zeitalter, gewisse Umgebungen u. s. w. betrifft, je nachdem wird auch der Ton der Erzählung ausfallen, und ist der Inhalt nur romantisch, so wird sicher auch eine Romanze hervorgehen, sie mag sich in Farben spiegeln, in welchen sie will. Und sollten andere ihr diesen Namen streitig machen, — was ist daran

gelegen, wenn das Gedicht auch so nur etwas für sich Bestehendes ausmacht, wenn die erzählte Geschichte selbst nur poetischen Werth hat, und so erzählt ist, dass Inhalt und Form für einander passen und sich auf das Innigste durchdringen. Das ist es, was des Dinges Wesenheit begründet und ihm unabhängige Gültigkeit gibt.

Ueber Gegensätze in poetischen Naturen.

Jede Dichtungsart bezieht sich zunächst auf eine bestimmte Gemüthsbeschaffenheit, nach welcher der Dichter die Dinge um sich her gern so und nicht anders auffasst, und sich gern in diese oder jene Empfindungsweise versetzt. Wenn nur *eine* Stimmung oder Anschauungsart durch alle poetischen Naturen herrschte, würden wir vielleicht auch nur *eine* Dichtungsart kennen. (Von der blossen Manier ist hier nicht die Rede.) Die Phantasie mag noch so frei hinausstreben, und dem Einflusse einer *subjektiv-speziellen* Empfindung zu entgehen suchen, die *allgemeine* Subjektivität, die allem, was sie auffasst, Ton und Farbe gibt, folgt ihr doch überall. Shakespeare selbst mag sich verwandeln, wie er will, wer ihn einmal recht erkannt

hat, erkennt ihn überall wieder. Dabei ist aber das Mass der verliehenen Schöpfungskraft sehr verschieden, und je allseitiger die Natur und die Fähigkeit ist, Empfindungen und Stimmungen in sich aufzunehmen, oder sich in die Ansichten Anderer zu versetzen, desto grösser ist auch die Annäherung zur Universalität, die alles zu durchdringen, alles aufzufassen, alles darzustellen strebt. Diese findet sich indess so selten, dass es fast zur Gewohnheit geworden ist, Dichter gleich mit einem Beinamen, bald Odendichter, bald Elegiendichter, bald Idyllendichter zu nennen. Interessant ist es nun, zu sehen, welche Dichtungsarten sich am liebsten bei einem Dichter vereinigen, und dadurch zugleich seine Gemüthsbeschaffenheit zu erkennen geben. — So wie sich oft von einer Dichtungsart auf das Daseyn einer andern schliessen lässt, so kann man auch oft bei der einen voraussagen, dass die andere nicht vorhanden seyn werde. Wenn der Romanzendichter gern das Zufällige belebt, das Natürliche beseelt, und aus der Dunkelheit hervor eine geheimnissvolle Handlung webt, so lässt sich voraussehn, dass er auch in die Betrachtung der Liebe, als des grössten Geheimnisses, sich gern verlieren, und ihre Macht, ihr Glück und ihre Launen gern be-

singen werde. Bürger kann hier zum Beispiele dienen. — Ein Anderer, dessen überströmende Geisteskraft sich gern über die Dinge erhebt, und das Einzelne beständig auf das Ganze, auf das Höchste, ja auf die Gottheit selbst bezieht, der Odendichter, der gleichsam auf einem Felsengebirge steht und mit seinen Blicken auf die Gegend hinschweift, wird nicht leicht ein Komiker werden, d. h. ein solcher, der ruhig und heiter in sich selbst das Spiel der Erscheinungen, die im leichten Kampfe mit einander immer Triumphe feiern ohne Sieg, vor seinem harmonisch geschlossenen Gemüthe vorübergehen lässt. Man denke an Klopstock oder an Schiller. Der Komiker und der heitere Satyriker, der nicht gern die Dinge an sich kommen lässt, sondern sie ihrem eigenen Spott und dem Gelächter der Zuschauer preis gibt, mag dagegen wohl, wenn er sich einmal von ihnen weg und zu sich selbst zurück wendet, auch gern sein unberührt, rein erhaltenes kindliches Gemüth reden lassen, und wir werden überrascht, ihn jetzt auf einmal unter Hirten, unter Blumen, unter Kindern, unter glücklich Liebenden zu sehn. Diess fällt uns anfangs auf, vielleicht, weil wir ihm Schadenfreude und

stolze Verachtung Anderer Schuld gaben; aber es folgt aus seinem Gemüthe eben so natürlich, als Licht aus Schatten, und Schatten aus Licht. Oft werden wir auf der andern Seite von dem Idyllendichter überrascht, wenn wir ihn auf einmal als einen Satyriker sprechen hören, und doch hat er sich nicht verändert, sondern nur sein eigenes Licht zurück gestellt, um die äussern Erscheinungen mit desto schärfern Umrissen vorübergehn zu lassen. Wer hätte es Gessnern wohl zugetraut, dass er im Leben und Umgang spottend und sarkastisch seyn könnte? Und doch war es so. — Wer Tieks Blumenlieder liest, sollte der wohl einen Satyriker (im höhern Sinne) in ihm vermuthen? Und doch ist er es. Wer hätte bei Mahlmanns kindlich-gemüthlichen Liedern wohl an einen Herodes vor Bethlehem gedacht! Wer an Tiedgen den Charakter einer weiblichen Zartheit und Unschuld nicht verkennt, sollte der wohl daraus auf seine Satyren schliessen? — Auch bei Jean Paul, Falk, Haug und Andern werden diese Gegensätze bald stärker, bald schwächer sichtbar.

So begleitet die Subjektivität des Dichters sein Produkt, aus seinen Schöpfungen wird

sein Geist erkannt, und da, wo sich alle Dichtungsarten vereinen, vollenden sie zuletzt mit wechselnden Zügen das Bild eines universellen Dichters.

Der Verkäufer deutscher Poesie.

Treten Sie herein, mein Herr. Wornach sehen Sie sich um? — Deutsche Poesie verlangen Sie? O Sie finden hier von allen möglichen Sorten. Rechts und links, wohin Sie greifen, lauter deutsche Poesie. Aber von welcher Beschaffenheit? wenn ich bitten darf. Wollen Sie etwas im schlichten moralischen Ton? etwas in der süssen, artigen Idyllenmanier? etwas Hohes voll Sturm und Drang? oder etwas Schmelzendes aus der empfindsamen Periode? Oder wünschen Sie vielleicht recht weit zurück, etwas von Ritterpoesie, etwas Minnelieder, oder etwas Heldengedichte? Sie finden hier alles, sowohl echt, als auch nachgeahmt, und mit einem modernen Zuschnitt. Oder sind der Herr vielleicht ein Liebhaber von der neuesten Poesie, von der mystischen, religiösen, entweder einfach im Styl der Kirche, oder mit etwas Philosophie ver-

mischt, in einfältigen Liedern, oder in künstlichern Sonnetten? Ich kann Ihnen mit allem dienen, Sie dürfen nur befehlen. Oder wollen Sie vielleicht lieber von der beliebten Volkspoesie, echt oder nachgeahmt mit frischen Zuthaten? Ich habe von beiden, einzeln und auch wieder in ganzen Sammlungen, auf geringem Papier, gedruckt in diesem Jahre, und auch auf Schweizerpapier, mit Noten, mit Abhandlungen, mit Musik und mit Kupferstichen. Doch Sie wenden sich vielleicht zu der hohen, reflektirenden Poesie, zu der gefühlvollen mit etwas Anstrengung. Oder wollen Sie Produkte von unsern Naturdichtern, etwas Echtes vom Klempnermeister Grübel in Nürnberg, etwas Feineres von unserm Besenbinder Hiller aus Cöthen? Beliebt Ihnen dergleichen im Wiener Dialekt, im Geschmack des Casperl, oder verlangen Sie etwas Ländliches im allemannischen Dialekt? Oder brauchen Sie vielleicht Siegslieder — aus Holstein, oder welche mit Politur aus Berlin? Sollten Sie indess Arien aus Opern vorziehen, so kann ich Ihnen auch hier wieder mit mancherlei Sorten aufwarten, mit und ohne Hexen, gleichgültige und rasende, mit moralischen Sentenzen und mit allerliebsten Zweideutigkeiten. Alles deutsch, alles deutsch.

Doch, ich merke schon, Sie lieben den fremden Beigeschmack, etwas Gelehrtes, Antikes oder etwas, das weit her kommt. Wenden Sie sich nur rechts: da finden Sie von und nach allen möglichen Nationen, schlagen Sie die Bücher auf, alles deutsch. Erstlich von den Griechen — da hab' ich dreierlei Sorten: Uebersetzungen, Verdeutschungen und Nachahmungen, jene oft wörtlich und treu bis auf den Takt, bis auf den Buchstaben, ganz in dem alten Sylbenmasse, andere wieder freier und verständlicher, aber auch ganz artig. Und wollen Sie sich auf das Uebersetzte nicht einlassen, so haben Sie hier auch inländische Produkte, von denen Sie selbst nicht wissen sollen, ob sie griechisch oder deutsch sind, so ähnlich sehen sie den alten. Auch wieder andere sind da, die Sie für völlig deutsch halten werden, und ich versichere Sie, dass ein ganz griechischer Geschmack darin herrscht. — Von den Römern erblicken Sie hier ebenfalls alle Dichter beisammen, und Sie dürfen nur selbst bestimmen, ob Sie in dem Römischen das Deutsche, oder in dem Deutschen das Römische lieber wollen. Ich kann Ihnen mit beiden aufwarten. Manches ist darunter, das mit seiner Römischen Natur so deutsch spricht, als wenn ein Nachbar

mit Ihnen spräche. Anderes ist auch wieder bloss nachgeahmt, und dennoch bei dem Römischen Geiste mit Leib und Leben deutsch. — Indess es scheint, dass Sie dem Antiken nicht hold sind, kehren wir also lieber zu dem Modernen zurück. Italienische Ritter- und Liebespoesien, Stanzen, Terzerime, Madrigale, Sonnette. Sie scheinen bei den letztern bedenklich? Ich weiss es wohl, es ist kürzlich ein Bannstrahl über sie ergangen, aber das schadet nichts, ich werde sie noch immer reissend los. Indess — nach Ihrem Belieben. — Hier stehen auch die Portugiesen und Spanier, und fürchten Sie nicht, dass Ihnen jene zu weich seyn werden, sie sind verdeutscht. Von den Spaniern haben Sie hier die blühendsten, schönsten Sachen, und nächstens erwarte ich wieder frische Zufuhr; wollen Sie sich aber nicht so lange gedulden, so bedienen Sie sich unterdess der Nachahmungen, bald rein, bald mit orientalischem, mit griechischem, oder auch mit des Verfassers eigenem Geiste vermischt. — Von den Franzosen kann ich Ihnen mit den feinsten Unterhaltungen aufwarten; ich muss alle unsere Theater jetzt damit versorgen. - Zweifeln Sie nicht an der Echtheit, wenn auch auf dem Titel öfters nach statt von steht, das ist jetzt

Mode. Auch die Evangelisten sollen sich dessen schon bedient haben. Wollen Sie aber die Nachahmungen lieber, so habe ich deren in Menge; recht viele dichten im französischen Geschmack, auch wohl nach französischen Worten, aber sie setzen weder das alte von noch das neuere nach dabei. Man nennt diess die feine, die elegante Poesie. Du lieber Gott! es kommt ja alles auf den Geschmack an. — Die Englische ist jetzt ziemlich aus der Mode, doch bin ich auch hiermit versehen, sowohl in Uebersetzungen, als auch mit deutschen Produkten im englischen Geist. — Etwas Dänisches steht Ihnen ebenfalls zu Diensten, einiges ganz frisch, anderes alt. — Oder begehren Sie vielleicht etwas aus der alten nordischen Mythologie, das im neuesten Deutsch gedacht und gedichtet ist? Sie finden bei mir alles, was Sie nur wünschen können. Ich zähle in meiner Sammlung deutscher Poesie an vierzig Arten und Abarten. Auch russische, polnische und ungarische Fragmente liegen hier. Und nächstens bekomme ich grosse Zufuhr aus Indien, und ich denke, an Nachahmungen davon wird es uns auch nicht fehlen. — Wie, mein Herr? Staunen Sie nicht über den Reichthum der deutschen Poesie? Bin ich nicht mit allem versehen, und

ist nicht alles deutsch? — Was wählen Sie? Zeigen Sie doch! — den Bürger; und nur den Bürger? Wie? sollte dieser allein deutsch seyn? — Doch verzeihen Sie; Sie haben die freie Wahl; ich bin nur Kaufmann. — Ihr unterthäniger Diener.

Ueber den Gebrauch der Assonanzen.

So sehr man das Bestreben unserer Dichter loben muss, neue poetische Formen aus andern Sprachen in die unsere überzutragen, so kann man die Vorliebe doh nicht billigen, mit der sie dem Neuen gewöhnlich auf lange Zeit anhangen, ohne dass sie sich von dem überzeugen, was von den gemachten Versuchen nun wirklich für die Zukunft anwendbar oder völlig verwerflich sei.

Eine solche Prüfung scheinen vorzüglich die dem Spanischen nachgebildeten Assonanzen zu verdienen, an denen es uns nach gerade wohl ziemlich fühlbar geworden seyn möchte, dass sie unserm Ohre keineswegs die Befriedigung gewähren, mit der man sich anfangs geschmeichelt hat, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil unsre Sprache, um solche

Anklänge zu bilden, zu wenig Klang hat; denn

1) Indem die Spanier fast durch alle Sylben mit helltönenden Vokalen, wie *a*, *i*, *o*, *u*, wechseln, müssen wir in der Regel nach jeder Tonsylbe erst auf ein mattes *e* oder *en* zurücksinken.

2) Indem jene in den bekannten Sylben die Vokale gewöhnlich frei tönen lassen, müssen wir diese sehr oft, bald durch die Kürze der Aussprache, wie z. B. in satt, Spott, bald noch gar durch Anhäufung von Konsonanten, wie in salbt, sitzt, zusammenpressen und unterdrücken.

3) Indem die Verse der Spanier in ihren mannigfaltigen Tönen hinschweben, so dass nicht durch einen sehr gehobenen Accent der einen Sylbe die andere niedergehalten oder ganz übertönt wird, müssen wir durch stete Erhebung die eine Sylbe durch die andere tödten, so dass die schon ohnehin nicht sehr klangreiche Zwischen- oder Nachsylbe wegen des so hohen Accents der andern nicht zum Tönen kommen kann.

Betrachten wir z. B. diese Verse mit weiblichen Assonanzen (welche bei den Spaniern bei weitem die gewöhnlichsten sind):

è muger viva —
que me lo diga.

so muss hier die Assonanz (*viva*, *diga*) fast eben so gut, wie bei uns der Reim, das Ohr befriedigen, denn, wenn die letzte Sylbe (*va*, *ga*) mit der vorletzten auch nicht völlig gleiche Höhe hat, so tönt sie doch ebenfalls, wie jene, merklich hervor, und — bildet so schon für sich einen wirklichen (anschliessenden) Reim.

Wie ganz anders verhält es sich mit den deutschen Assonanzen! Wir mögen nun Hasen mit Raben, meiden mit greifen, oder Gestaltung mit Wandrung zusammenbringen, oder nach Aehnlichkeit des obigen Beispiels in Versen, wie:

Verbot'ne Liebe
Kennt grüss're Siege.

einfache Anklänge wählen; die hellaustönenden Endvokale, worauf es hier hauptsächlich ankommt, können wir doch nicht in unsere Sprache hinüberzaubern. Es lässt sich dabei zwar etwas mit den Endungen auf ang, ing, ung, ich und eit ausrichten, aber alle diese öffnen uns doch den Mund nur halb. —

Immer drängen sich die Konsonanten als die herrschenden Verstandeszeichen in unsrer Sprache hervor, und wollen wir noch leidliche

Assonanzen bilden, so müssen wir erst mit diesen uns abfinden, d. h. wir müssen ihnen ähnliche Konsonanten (z. B. dem w und b das d und l) gegenüberstellen, so dass auch diese eine Assonanz bilden können; indess — was gewinnen wir Sonderliches, wenn wir auch freudig und treulich setzen? Je näher wir dem Reime kommen, desto unangenehmer fühlen wir, dass noch etwas am Reime fehlt. Setzen wir nun aber dafür unähnliche Konsonanten, wie in **achten und hassen**, oder häufen diese noch obendrein, wie in **Hälfte und brächte**; so gerathen wir wieder in die entgegengesetzte Gefahr, dass wir vom Anklange gar nichts vernehmen, und — aus diesen beiden Schranken ist kein Erretten, entfernen wir uns von dem Einen, so nähern wir uns wieder dem Andern.

Ja — die Konsonanten haben in unsrer Sprache eine so grosse herrschende Gewalt, dass man sogar in die Versuchung kommen könnte, mit ihnen allein dieses Assonanzenspiel zu treiben; indess — (um davon gleich Beispiele zu geben)

Nach glücklichern Ländern
Zu Göttlichen wandern,
Und staunend bewundern
Die Anmuth des Bildes,

Wo Rosen des Mundes
Zum Frühroth der Wangen
Mit Lilien sich drängen
(Noch selber im Unglück
Ein labender Anblick);
Was frommt's? *Assonantia*
Da fern in *Valenzia*
Folgt nimmer, mit Scherzen
Die Zeit dir zu kürzen.
Drum bleib in *Germania*,
Und fügt sich dein Liebchen
Nicht willig ins Liedchen,
Ei nun, so sprichst du ja
Ganz trotzig: reime dich,
Oder ich — küsse dich.

Ueber Ossians Metrum und Sprache.

[1804.]

Wer den Ossian aufs neue übersetzen, und also seine Vorgänger übertreffen will, von dem kann man wohl mit Recht verlangen, dass er vorher die Sprache des alten Barden studiere. Wir finden hinter der Macphersonschen Uebersetzung einen ganzen Gesang (das 7te Buch der Temora) in der Ursprache abgedruckt *). Da der Ossian in Gedanken, Bildern, Worten und Wendungen überall derselbe ist, und sich immer wiederholt, so kann schon dieser einzige Gesang mit den gehörigen Hülfsmitteln jemanden in den Stand setzen, ihn in seinem eigenen Gewande kennen zu lernen. Manches Eigen-

*) Später ist Hoffnung gemacht, den ganzen Ossian in der Ursprache zu erhalten.

thümliche findet sich hier, worauf der Uebersetzer aufmerksam seyn muss; z. B. etwas, das ganz hebräischartig aussieht — der öftere Gebrauch des Substantivs statt der blossen Präposition; Mitte für in und mit: *na stalin chruai*, in der Waffen Mitte, für: in der Rüstung; Antlitz für auf u. s. w. Eben so der häufige Gebrauch des Substantivs und Verbums von demselben Wurzelworte; z. B. *suil* sehen, *suilin* die Augen. — Weiss der Uebersetzer die eigentliche Bedeutung eines Worts, so kann er eher den eigentlichen Ausdruck, und, wo es nöthig ist, das passende (celtisch-einheimische) Beiwort wählen. So heisst beim Ossian das Thal schon nach der Wortbedeutung, das stille; und *sruth* und *sruthan*, der Strom, ist nach *sruth* gerollt, benannt. Oft wird es auch von guter Wirkung seyn, mit auf den Wortklang im Original Rücksicht zu nehmen. Wie treffend lautet nicht das *fon clarsich*, Harfenklang. Für *carric* ist unser Felsen ein mattes Wort. — Vor allen Dingen aber kann man von einem neuen Uebersetzer des Ossian verlangen, dass er sich etwas nach dem Metrum des Originals umsehe, und sich, so viel als möglich, darnach richte. denn — ich rede von einer klassischen Nachbildung, bleibt es doch wahr,

dass die Versart auf den Ton und den Geist eines Gedichts durchaus grossen Einfluss hat.

In Sulzers Theorie der schönen Künste steht: „die Barden haben, wie wir aus dem Ossian wissen, nicht gereimt.“ Das ist falsch. Ossian hat gereimt, und Macpherson sagt selbst in der Vorrede, dass es wegen der Aehnlichkeit des Schlussklanges nicht gut möglich gewesen wäre, ein Wort mit einem andern zu vertauschen. Allein Ossian hat, wie man bei der wenigen Ausbildung seiner Sprache leicht denken kann, nicht alle seine Verse, und auch nicht immer rein und vollkommen gereimt, sondern man sieht bei ihm nur ein Streben darnach; viele Verse blieben ganz reimlos, und andere mussten sich schon mit unvollkommenen Reimen oder mit Assonanzen begnügen. Dass manche Verse hinter einander den vollkommenen Gleichklang haben, beweist z. B. diese Stelle:

Chualas sciá' chasmachd an Ri,
Mhosguil a n'anam gu sri'
Bha'an siubhal, a mforum nan lán,
Gu Vllin, talamh na nerán.
Bhuail Sónmór, air uari', an sciath
Cean-feona na mborl thriath.

An caiseabh, lean Sal-ailin
An comu na mfrois,
Ba sholes is, air aonach,
Nuair thaom iad air gleanta glas.
Ta cumina flatheil air lom,
Nuair thog iad, ri aghai nan tom,
Weagal d'i sealla an Ri —
Dh' fhàg i, n'Atha na mfri'.

Von einer treuen Uebersetzung dürfte man also auch erwarten, dass sie entweder ganz, oder mit kluger Auswahl stellenweise gereimt sey. — Was die Verse selbst betrifft, so bestehen diese beim Ossian grösstentheils in vierfüssigen (aber nicht immer unvermischten) Jamben. Diese Versart wäre also auch bei einer neuen Uebersetzung zu wählen. Dass der Umfang des Hexameters nicht für die Kürze der Ossianischen Sprache passe, leidet wohl keinen Zweifel. Eben so ist die *ottave rime* für den Ossian viel zu künstlich und gediegen. Wer den Ossian treu wiedergeben, und nicht verschönern will, der muss sich eben so wohl vor einer zu grossen Regelmässigkeit, als vor gänzlicher Ungebundenheit hüten. In der ganz freien Behandlung muss der alte Barde das Gesangmässige verlieren, und in der künstlichen Beschränkung modernisirt erscheinen. Vielleicht käme der

Bürgersche Balladenton dem Original noch am nächsten. — Uebrigens könnte man auch, um das Ganze dem Scheine einer zu grossen Regelmässigkeit, so wie dem Vorwurfe der Einförmigkeit zu entziehen, die Versart nach Beschaffenheit des Inhalts vielleicht wechselnd verändern, und so z. B. in Fingals Kampf mit dem Geiste Loda Daktylen wählen, und den Uebergang zur Ruhe mit Trophäen machen, etwa so:

Laut klagte der Geist und schwang mit dem Winde,
Gerollt in sich selber, zum Himmel sich auf,
Es bebt Inistore, die Wogen der Gründe
Vernehmen's und starren vor Schrecken im Lauf.

Da sprangen vom Lager die rastenden Freunde,
Ergriffen mit Eile den lastenden Speer,
Vermissen den König, ergrimmen dem Feinde,
Und rauschen zur Rache mit Waffen und Wehr.

Strahlend kehrt im Mondesglanze
Fingal, fröhlich tönt der Muth;
Friedlich ruhen Schild und Lanze,
Wie das Meer nach Stürmen ruht.

Ueber flammt die Eiche wieder.
Instoren freut Gesang,
Ullin singt der Thaten Lieder,
Singt der Helden Waffenklang.

Ueber die Wahrheit der Dichtkunst, besonders des Mährchens.

Wenn Viele ein poetisches Werk nur als ein Gaukelspiel ansehen, das zu weiter nichts als zur Ergötzung und zum Zeitvertreibe diene, so rührt diess vorzüglich daher, weil sie meinen, dass die Dichtkunst überhaupt nur der Unwahrheit, der Willkühr und der Schwindelei ihr Daseyn verdanke, und auf keine andere Weise kann man sie für dieselbe gewinnen, als wenn man sie ihres Irrthums überführt, und darthut, dass jede Art der Poesie in der That Wahrheit enthalte. Um diesen Beweis zu versuchen, wollen wir jetzt die kühnste Gattung derselben, nämlich das Mährchen, einer Prüfung unterwerfen. — Wie? Wenn Pflanzen und Thiere menschliche Sprache führen, wenn sich Prinzen in blühende Nelken, und gereifte Kürbisse in rollende Karossen verwandeln — da sollte noch Wahrheit herrschen? — Allerdings!

Aber was ist Wahrheit? Etwa nur, wenn uns jemand erzählt, dass die Nachbarin die Welt mit einem neuen Bürger beschenkt, der Rathsherr das Bein gebrochen, und der würdige Superintendent das Leben verlassen habe? — Und wüssten wir auch alle Geburten, Leibesverletzungen und Todesfälle in der ganzen Welt, was konnte uns damit gedient seyn, wenn uns der Sinn fehlte, das Bedeutungsvolle davon einzusehen? Sobald wir unsern ökonomischen Kreis verlassen, so muss uns das Unwandelbare viel wichtiger und des Ausdrucks der Wahrheit weit würdiger seyn, als Dinge, die täglich geschehen, und täglich wieder vergessen werden. — Da nun aber, allgemeine, bleibende Wahrheit zu erforschen, das Geschäft der Philosophie ist, und die Demonstrationen derselben uns oft beschwerlich fallen, so muss uns ihre Vermittlerin, die Dichtkunst, überaus willkommen seyn, sie, die uns den Sinn und Geist der wandelbaren Ereignisse in bleibenden Gestalten vor die Augen stellt, und weiter nichts von uns verlangt, als dass wir sie anschauen, und des Wesentlichen, des Ewigen darin uns bewusst werden. Der tägliche Anblick und der bestimmte, äussere Gebrauch von den Dingen hat uns schon so sehr an ihre Erscheinung

gewöhnt, dass wir gar leicht das Merkwürdigste davon übersehen. Wenn wir uns an die goldene Zeit der frühesten Jugend erinnern, als wir zuerst in den Garten traten, zuerst auf die Wiese hüpften, wie uns da alles so wunderbar und so reitzend entgegen lachte, wie wir im Frühling dem schwellenden Bach, im Winter dem niederstaumelnden Schnee entgegen jauchzten, jetzt der loderndn Flamme, jetzt der Gewalt des Sturmes staunten, zum blühenden Strauche, zur spriessenden Blume, zum aufwallenden Staube frohlockend hineilten, und bei dem Fallen der Frucht unsern alten, verständigen Hausgenossen so laut, so eifernd zuriefen, als ob sich etwas Unerhörtes, etwas nie Geschenes ereignet habe: so können wir uns unmöglich enthalten, jenen frischen Eindruck aller dieser Erscheinungen unserm Gemüthe wieder zurück zu wünschen. Nun ist es aber der Dichter, der uns alles wieder neu vor die Sinne zaubert, und an dessen Hand wir, wie zuvor, durch eine Welt voll räthselhafter, unbegreiflicher Gestalten wandeln; und gerade das Märchen ist es, das uns zur Erkennung der lebendigen Natur auf den höchsten Standpunkt stellt. Wie der schaffende Geist mit der Welt, so spielt der Dichter hier mit den

Kräften der Natur, und in seinem Werke regt sich alles, wie in der Schöpfung, nach grossen und freien Verhältnissen. Nichts Geringeres, als das Daseyn und die Wirkung einer innern, geheimnissvollen Gewalt, die um uns her so wunderbare, so mannichfaltige Gestalten hervortreibt, ist die Wahrheit des Mährchens, oder vielmehr die Basis seiner objektiven Gültigkeit. Eben deshalb, weil wir beim Anblick gewohnter Erscheinungen uns nicht mehr der darin herrschenden Wunderkraft bewusst werden, ist der Dichter berechtigt, neue Gestalten aufzustellen, und den schaffenden Geist wieder in die Werkstätte der Schöpfung zurück zu rufen.

Und finden an einem guten Mährchen nicht selbst die verständigsten Menschen Gefallen? — Unmöglich kann man diess damit erklären, dass sie hier nun einmal keinen natürlichen Zusammenhang erwarteten; denn der Unsinn ist bei jeder Anschauung, welche Einheit sucht, unbehaglich, und zerstört jedes Kunstwerk; auch das Fremdartigste erwartet von der Phantasie einen Vereinigungspunkt. Eben so wenig kann man das Mährchen mit der Neigung zum Wunderbaren abfertigen, so bald man nämlich darunter die Meinung verbergen will, dass uns

eine Neigung zum Ungereimten, zum Widersprechenden angeboren sey. Wir sind davon so weit entfernt, dass wir vielmehr selbst da noch einen Zusammenhang suchen, wo wir lauter Widerspruch sehen. Eben weil wir die innere Wahrheit und Uebereinstimmung so sicher voraussetzen, macht es uns Vergnügen, das Sonderbarste, das Unerklärlichste zu betrachten. Mit eben der Ahndung des verborgenen, alles durchdringenden Geistes, mit welcher wir in völliger Unbefangenheit die Natur anstaunen, treten wir auch in die Wunderwelt des Dichters.

Warum sind es gerade die Kinder, die gern Mährchen hören, sie, die das Ungereimte so wenig vertragen können, dass sie in der Gesellschaft oft zu unserm Verdrusse treffend und naiv drein reden? Was sollen sie aber in den wundersamen Erzählungen so gar auffallend und unerklärlich finden, da es ihnen in der freien Natur, unter den vielen neuen Gestalten nicht besser geht? Wird hier viel dazu gehören, sich noch Feen und Riesen hinzu zu denken? Ja, die Naturgeschichte selbst würde ihnen zur Feenwelt werden, wenn wir das Geheimnisvolle darin lebhaft genug darzustellen wüssten. Gewöhnung und ökonomischer Gebrauch hat sie noch so wenig beschränkt,

dass sie dem Kampfe der Elemente nur wie einem grossen Schauspiele zusehen, und selbst hinein eilen, um mit den Elementen zu spielen. — Wie der Mensch beginnt, so endigt er wieder. Auch dem ruhigen Greise geht das Treiben der Welt als ein Spiel, aber als ein sinnvolles Spiel vorüber. — Wie Greis und Kind, so der Dichter. Seine Seele ist der Spiegel, woraus die ganze Schöpfung zurückstrahlt. — Du fragst nach Wahrheit? — In dem Wesen der Dinge suche sie. Gleichviel, was da stehe und falle, in dem Innern der wandelbaren Gestalten lebt ein regsamer Geist. Ihn sollst du ahnden und empfinden. — Doch — um selbst das Auffallendste in den dichterischen Schöpfungen für wahr zu erkennen, lasst uns ins Einzelne gehen, und jetzt den Fall annehmen, ein Sänger thäte kund: als Damon im Frühling seine Heerde ins Thal getrieben, sei der Bach des Gebirges ihm brausend entgegen gestürzt, und habe gerufen: der Herr ist allmächtig! Was ist daran unwahr? — Freilich hat erstens — der Bach nicht mit der Zunge gesprochen; aber ist diess nicht bloss eine besondere Art des Ausdrucks, und soll die ganze Natur daran gebunden seyn? Zweitens hat der Bach nicht mit Bewusstseyn geredet; aber — was kommt darauf an,

da auch die Kinder, ohne es zu wissen, oft die treffendsten Wahrheiten sagen! Drittens: es ist dem Schäfer nur so vorgekommen. Nun — so war es doch Wahrheit für ihn; indess — nicht auch Wahrheit für uns, nicht auch (menschlich zu reden) äusserliche (objektive) Wahrheit? — Wie? die belebende Sonne kehrt zurück, die Natur erwacht von ihrem Schlummer, der ewige Kreislauf der Gewässer erneuert sich mit voriger Stärke, der Bach rauscht wieder vom Gebirge, und sein Rauschen sagte nicht wirklich: Gott der Herr ist allmächtig? — Wir brauchen darüber nicht erst empfindsam zu werden, dass der Schöpfer dem armen Bächlein Bewusstseyn und menschliche Sprache versagte; genug, auch so verkündet sein Rauschen uns die Macht des ewig waltenden Geistes. Wenn aber die Natur überhaupt eines so wahren Ausdrucks durch irgend eine Erscheinung fähig ist, so darf auch der Dichter, immer auf die Hauptsache, auf das Wesen, auf die inwohnende Kraft sehend, in den übrigen Gestalten die gehemmte, nur halb entwickelte Rede durch seine Deutung entbinden, und in seinem Kunstwerke nach ähnlichen Verhältnissen schaffend walten, wie die Natur selbst. — Aber die Verwandlungen in dem Mährchen

— haben auch diese Wahrheit? — Allerdings! Auch hier ist der Dichter nur das Echo eines lebendigen Worts, das aus dem Mund Gottes geht, auch hier nur der Spiegel des Weltalls. — Wälder verwandeln sich in Wolken, Jungfrauen in Rosen, Gewässer in Nebel und Eis, Gewächse in wandelnde Heerden, und alles ist in so stetem Wechsel, dass die Schönheit der ganzen Welt darüber vergehen würde, wenn unter dieser wandelbaren Hülle nicht eine geheime Kraft wohnte, die die Dinge immer wieder zu einem organischen Körper vereinigte, und ansangend und auftreibend etwas festhielte und gestaltete.

Wie die Natur, so der Dichter; aber er ahmt nicht ihren Buchstaben nach, und schwebt hin an der Oberfläche ihrer wiederkehrenden bestimmten Gestalten, sondern im Geiste der Natur dichtend und schaffend lässt er die ursprüngliche Schöpfungskraft wieder im freien Wirkungskreise walten. — Nachbildend in regelmässigen Verhältnissen kann er in das Wunderland uns so wahrhaft hinzaubern, dass auch das Wirkliche vor unsern Augen wieder zum Wunder wird. Wenn der Hauch des Mundes auflodernde Flammen erregt, wenn darüber hinströmend das Wasser

in Wolken aufdampft, wenn aus hartem Holze ein begeisternder Lebenstrank quillt, wenn der feste Stamm saftvolle Früchte trägt, und in diesen wieder steinigte Körper sich bilden, — wenn wir ferner ein Winseln vernehmen, und hinschauend — auf dem Grabe eines Jünglings das Bild menschlicher Treue in der Treue eines Hundes wiederfinden, glauben wir da nicht noch immer unter Wundergestalten zu wandeln? — Wie? Und das Mährchen enthielte keine Wahrheit? — Wohlan! lasst den begeisterten Sänger im Fluge der Phantasie die ganze Welt umfangen; höhere Wahrheit erschwingt er nicht, als wenn er den schaffenden Geist der Natur selbst ergreift, und in neuen, wundervollen Gestalten hinzaubert!

Wahrheit im Leben und auf der Bühne.

Weit entfernt, dass die Darstellungen der Kunst den wirklichen Erscheinungen an Wahrheit nachstehen sollten, so vermögen sie diese vielmehr zu übertreffen. Frägt nur selbst. Ist es wohl die unvollständige Aeusserung der Kräfte, ist es die einseitige Entwickelung der Anlagen, ist es die Wirkung eines gehemmten Affekts, ist es die Ohnmacht eines abgestumpften, gebrochenen Charakters, — ist es alles dieses, was uns das Innere der menschlichen Natur aufschliesst, den Geist mit seinen angebornen Eigenthümlichkeiten zeigt, und die darin verborgene, geheimnisvoll wirkende Gottheit so hervorscheinen lässt, dass wir das, was ist, schon wirklich erkennen oder auch nur ahnden können? Ist das Leben, wie es eben täglich erscheint, mit allen seinen Thätigkeiten, mit allen

seinen Wechselwirkungen, dieses Leben, das grösstentheils in den Zimmern eingeschlossen bleibt, und in den Federn der Gelehrten, in den Akten der Juristen und in den Rechnungen der Spekulanten, wie in den mechanischen Handgriffen des niedern Dienstes seine Lust büsst, ist dieses Leben schon im Stande, uns die ganze menschliche Natur nach allen ihren Abstufungen und Verschiedenheiten so zu enthüllen, und zu wirklichen Erscheinungen hervorzutreiben, dass wir sagen könnten: das ist der Mensch! — Je mehr abflachende Humanität im Umgang, je mehr Schmeichelei und Lügenhaftigkeit im Betragen, je mehr Abgemessenheit in alltäglichen Handlungen, desto weniger Natur, desto weniger Charakter, desto weniger Wahrheit. Die Kunst kann nicht damit sich begnügen, wie der Mensch heute oder morgen ist, sondern zeigen will sie und darstellen, was der Mensch überhaupt seyn kann. Indem sie die engen Schranken der Wirklichkeit durchbricht, kommt sie der Wahrheit nur um so näher, je mehr sie das Denkbare und Mögliche erschöpft. Unfruchtbar sind ihr die gewöhnlichen Erscheinungen, denn diese geben nur einen schwachen Strahl für die Einsicht in das Wahre, enthalten zu geringe Merkzeichen zur Erkennung der ursprünglichen Naturkraft, und zei-

gen nur Charaktere, woran die äussern Eindrücke fast nichts mehr von ihren Urbildern gelassen haben. Eindringend in die Tiefe des menschlichen Geistes, belauschend die geheimsten Triebfedern des mannigfaltig gebildeten Herzens, sich versenkend in die mancherlei Empfindungen und Affekte, führt die Phantasie des Dichters aus der Masse der ganzen Menschheit den völligern und wahrhaftern Menschen herauf und versetzt ihn in eine freiere, thätigere und dabei sinnreichere Wechselwirkung, in welcher das innere Leben reiner und stärker als in der Alltagswelt hervortritt. Was hier unter der Macht der Umstände halb verkümmert, hebt sich dort frischer blühend empor, was hier von Sorgen und Noth befangen, ohne aufstrebenden Muth, oder in gefühlloser Trägheit fortschleicht, erhält dort in einem freieren Wirkungskreise bei aller Beschränkung und Unterdrückung doch die Gelegenheit einer thätigen Gegenwirkung; selbst das gänzliche Erliegen ist in der Kunst noch mit Willen und Würde verbunden.

Nur da kann die Wirklichkeit sich der Kunst nähern, wo in einem Volke die möglichst freie Regsamkeit aller Kräfte, der möglichste Grad der Entwickelung aller Talente im allgemeinen

Wetteifer, die grösste Mannigfaltigkeit sich selbst begründender Charaktere im öffentlichen Leben, und eine aus sich selbst hervorgehende Bildung aller zur empfänglichen, allseitigen Lebenslust ungestört herrschet und blühet. Ein solches Volk wird aber auch ohne die Aufhäufung von Schätzen reich, ohne ein zahlreiches Heer mächtig seyn, denn es fühlt sich selbst. — Wie viel waren Athenienser? Sie haben Griechenland beherrscht! Wie viel waren Griechen? Sie haben die Perser besiegt!

Auffallenheiten auf der Bühne.

(Ballet, Oper, Drama in Versen, Beiseitsprechen, Monolog, Veränderungen von Zeit und Ort, Verkleiden, Anerkennen.)

Auffallend sind manche Dinge auf dem Theater, weil sie nicht im gewöhnlichen Leben vorkommen und über die Erfahrung eines Jeden hinausgehen. Manche suchen sich bei diesen Abweichungen mit psychologischen Erklärungen zu helfen, und die besondern Erscheinungen bei ausserordentlichen Voraussetzungen aus den Denk- und Empfindungsgesetzen der menschlichen Seele, aus Temperament, Affekt und Leidenschaft herzuleiten, und daraus auch wohl Regeln für die Zulässigkeit und Gränzen solcher Dinge herzuziehen. Andere nehmen ihre Zuflucht zu einer grössern Erfahrung, zur Geschichte, zur Völkerkunde und zu Reisebeschreibungen, und sind froh, wenn sie sagen können:

ja, es ist so, damals ist es so geschehen, dort und dort geschieht es noch. Wie unzulänglich aber und also untauglich dieses Mittel und Merkmal sey, ersieht man gleich daraus, wenn man die Behauptung umkehrt und sagt: wie willst du beweisen, dass diess nicht möglich sey, da du doch nicht wissen kannst, ob es nicht irgend einmal sich zugetragen habe, oder künftig noch sich zutragen könne? Daraus sehen wir schon, dass wir uns in der Kunst völlig unserm Gefühl und unserer Phantasie überlassen müssen, welche uns allein sagen können, ob diess und jenes unter den besondern Voraussetzungen möglich und natürlich sey. Wie beschränkt ist nicht der Kreis unsers Wissens und unserer Erfahrung! Und wenn wir auch alles wüssten, was jemals geschehen wäre, so ist doch die Mannigfaltigkeit des innern Lebens und die Möglichkeit seiner Entwickelung noch weit grösser, als alle Geschichte. Selbst die Möglichkeit der Erscheinung genügt uns nicht einmal; denn wir fühlen, dass vieles in uns vorgeht, und gedacht und geahnet und empfunden wird, wozu es im wirklichen Leben und bei der Beschränktheit unserer Natur weder zur Aeusserung eine Gelegenheit, noch einen Ausdruck gibt. Das Seyn und Leben ist mehr in

uns als ausser uns; die Erscheinung kann also dafür kein Massstab seyn. Die Kunst und unsere Sehnsucht nach der Natur durchbricht deshalb die gewöhnlichen Schranken, enthüllt die verborgenen Tiefen und erweitert den Kreis der Mittel zu ihrem Ausdruck. Sprechen, Singen, und stumme Pantomime — eins ist so natürlich wie das andere, wenn wir dadurch nur den innern Zustand des Menschen erkennen. Dass wir uns im Leben gewöhnlich nur der Wortsprache bedienen, beweist weiter nichts, als dass wir sie für unsere Geschäfte am tauglichsten finden; aber sie reicht oft auch hier bei den gewöhnlichsten Verhältnissen nicht hin: das Wort wird, ehe wir uns versehen, Ton und Gesang, und unser Ausdruck stumme Gebehrde. Die gefangene Seele wünscht bei ihrer Aufregung noch mehr, immer noch mehr Mittel und Sinne, um ganz ihre Gefühle auszuströmen und ihren Zustand zu versichtbaren. Dieses Wünschen, dieses Streben ist das Ideal, ist Gesetz für die Kunst. Sie achtet daher nicht weiter darauf, wie viel, wie oft wir singen oder in Versen reden, sie erhebt sich mit göttlicher Freiheit, ohne erst die Regeln der Psychologie abzuwarten, zum erschnten, zum vollkommnern Zustande, und, indem sie am

liebsten zum Verborgenen, zu dem noch Gefangenen hineilt, lässt sie Menschen in Stimmungen und Verhältnissen erscheinen, wo ihnen die Prosa des Umgangs nicht genügen kann, wo sie, ohne dass sie es wollen und denken, rhythmisch, melodisch, in Versen, in Reimen, in Gesang reden müssen. Das Innere zur Anschauung zu bringen, darauf kommt hier alles an; entspricht demselben Gebehrde, Vers, Gesang, so ist nichts natürlicher, als gerade dieses. Rückwärts und vorwärts schreitend bedient und begibt sich die Kunst einer Freiheit, und erhöht und beschränkt sie nach den Forderungen des Innern und des schönen Ganzen. Daher kann eine Handlung in blosser Pantomime, wo alle Bewegungen in den Text der Musik fallen und in Tanz übergehen, eben so natürlich seyn, als ein Verhältniss und eine Mittheilung durch Gesang; denn es wäre ja möglich, dass die Gabe der Rede uns versagt, und nur die Miene und Gebehrde uns als Mittel des Ausdrucks verliehen wäre, die, wie uns unser eignes Gefühl sagt, doch auch verständlich ist. Und hinwiederum: sollten wir in unserm Leben auch niemals singen, so müssen wir doch gestehen, dass Gesang und Musik weit besser unsere Empfindungen ausdrücken, als die

blosse Rede. Also Ballet und Oper und Drama in Versen, eins ist auf der Bühne so natürlich als das andere; es kommt nur darauf an, dass ein innerer Zustand dabei zum Grunde liegt, mit dem die Ausdrucksmittel als Folge in genauer Verbindung stehn. Hierüber kann Gefühl und Phantasie, die völlige Freiheit der Seelenkräfte, die über die Schranken der Erfahrung und der Wirklichkeit hinaus gehen, allein entscheiden. Und ist man sich einmal der Absicht der Kunst, das Innere zur Anschauung zu bringen, mit Folgsamkeit bewusst, dann muss auch manche geringere Abweichung auf dem Theater aufhören uns zu befremden. Dahin gehört z. B. das Beiseitsprechen und der Monolog. Eins erklärt das Andere. Wir wissen recht gut, dass Einer, der nur wenig Schritte, oft nur spannenweit von Andern entfernt steht, von diesen wohl gehört werden müsse, da wir ja in grösserer Entfernung ihn vernehmen; und doch bilden wir uns ein, dass Jener kein Wort davon verstehe. Wie kommt das? Und wie ist es möglich, dass wir nicht dadurch gestört werden? — Aus keinem andern Grunde, als weil wir mit dem Innern der Person beschäftigt sind, dessen Zustand wir gern anschauen und verfolgen möchten. Wir

setzen uns also unwillkürlich mit ihm in ein näheres Verhältniss, es ist uns, als ob er die Worte in unser Ohr flüsterte; ja das nicht einmal, sondern wir stellen uns vor, dass er dieses und jenes bloss bei sich denke, und wir blicken bei diesen leisern Worten unmittelbar in sein Herz, wo recht eigentlich die Handlung vorgeht. Eine nur geringe Abstufung in der Stärke des Lauts ist schon hinreichend, das für sich Gesprochene und Gedachte von dem wirklich Kundgegebenen zu unterscheiden, und wir haben hier ein auffallendes Beispiel, wie die Phantasie nach geringen Andeutungen sich Verhältnisse bildet, und der Vorstellung des Ganzen, der Idee unterwirft. Wie sie diess hierräumlich thut, so thut sie es auch mit der Zeit. Ein grosser Wechsel der Begebenheiten gibt die Empfindung von einer langen Dauor: wir rechnen die Zeit nicht nach der des Zuschauens, sondern bildlich nach der, in welcher wir mit den Erscheinungen im Kunstwerke leben und Idee und Handlung verfolgen. Diesem nach steht die Einheit der Zeit unter der Einheit der Idee, und es befremdet uns nicht, wenn wir in wenigen Stunden in der Vorstellung Jahre verleben, sobald nur keine räumlichen Kennzeichen uns darin stören. Befördern diese, wie durch

öftere Verwandlungen des Theaters, wohl gar noch den Flug der Gedanken, dann ist die Täuschung (das Bilden und Zusammenfügen der Phantasie) um so vollkommener, und wir könnten hier sogar verwundert fragen, was uns nach der Versetzung an einen andern Ort verpflichten sollte, unter andern Personen und Auftritten dieselbe Zeit und die vorige Minute anzunehmen, da der abgetrennte Vorgang ja für sich geschieht. So verliert es also auch sein Auffallendes, wenn wir auf dem Theater die Einheit des Orts und der Zeit verletzt sehen, sobald wir uns nämlich nach einer richtigen Vorstellung von der Kunst in die Idee und in das Objekt des Kunstwerkes begeben, und uns als Zuschauer darüber vergessen. Geschieht diess nicht, so entsteht eine stete Beziehung der freien Handlung auf unsere Gegenwart, und das Ganze dient dem Begriffe einer Gesellschaft. Nach diesem Begriffe, der ganz unkünstlerisch ist, kann freilich in der Gegenwart Aller gar vieles weder erlaubt, noch schön, noch schicklich seyn, das in blosser Beziehung auf das Kunstwerk durchaus nichts Auffallendes hat. Daher muss das französische Theater sich so vieles untersagen, das die Kunst nicht nur erlaubt, sondern oft sogar fordert. Sein ganzes Wesen beruht nicht

auf dem Ideal der Kunst, sondern auf dem Begriff der Gesellschaft, zu welchem jenes hinabgezogen und gleich den beschnittenen Hecken zu einem künstlichen Erstarren gebracht wird. Ihre ganze Poesie nimmt darnach diese Richtung und verlässt die Freiheit der Natur, welche sie in ihrer Unschuld nicht darzustellen wagt.

Noch zwei Dinge kommen häufig auf dem Theater vor, die uns auffallend seyn können; es ist das öftere Verkleiden einer und derselben Person, und das lebhafte Anerkennen fremder Verwandten. Im erstern Fall wird es uns oft schwer, zu glauben, dass eine Person in einem andern Kleide von einem Bekannten gleich für einen Andern könne gehalten werden, und selten können wir uns selbst in diese Täuschung versetzen. Oft nehmen wir es nur an, um der Idee, um der Ergötzung willen, und wir thun nicht übel daran, denn unsere Phantasie kann sich unter Umständen den Fall doch als möglich denken, und die Verwandlungsmittel in der Erscheinung vor der Hand sich noch verstärken. Deshalb ist dem Dichter darin ein ziemlich freies Spiel erlaubt. Indess rührt die Schwierigkeit der Täuschung bei uns gewöhnlich daher, dass wir selbst von beiden Verwand-

lungen unterrichtet sind, und uns nicht genug in die Anschauung des Andern versetzen können, der nichts davon weiss. Dieses Nichtwissen und Nichtahnen ist abereine Hauptsache bei der Verwandlung, und unter dieser Bedingung kommen uns auch im Leben von solchen Täuschungen die auffallendsten Beispiele vor. Hier eins aus eigener Erfahrung. Einige Studenten wünschten von ihrem angekommenen Landsmanne einen fröhlichen Abend oder eine Condition, wie sie es nennen. Sie geriethen auf den Einfall, einen andern ihm unbekannten Studenten als einen Durchreisenden an ihn abzuschicken, der sich für einen alten Schulfreund von ihm, aber aus sehr frühen Jahren, ausgeben sollte. Diess geschah. Er stürzte mit offenen Armen zu ihm herein und sagte: Gott grüsse dich, alter Freund. Der Student stutzte. Er muss rathen! riefen die andern. Man nannte ihm den ersten Buchstaben, und liess ihn selbst zuerst den Namen aussprechen. Der Freund erzählte einiges von seiner Reise; der Student aber war noch immer still und sah ihn verwundert an. Endlich sagte er: nein, das bist du nicht! Alle glaubten den Betrug entdeckt. Nein, fuhr er fort, gesteh' es nur, du bist nicht Daniel, sondern Paul. Es war die Ver-

wechslung von zweien Brüdern, wovon der letztere sein besserer Freund gewesen war. Der Fremde liess sich den Umtausch gern gefallen, und sagte: ja, der bin ich. Nun war die Freude vollkommen: er umarmte ihn aufs neue, liess auftischen und erneuerte das Andenken an die vorigen Jugendstreiche, wozu der Fremde nur das letzte Wort gab, und immer ausrief: ja, das war eine rechte Lust! die Scene ergötzte uns über die Massen. Am andern Morgen sollte der Zauber wieder aufgelöst werden. Man brachte den Studenten ganz beiläufig zu diesem Fremden, der aber jetzt sich selbst vorstellte. Jener merkte nichts, weil seine Gedanken nur auf den durchreisenden Freund gerichtet waren, den er gleich nachher besuchen wollte. Der Verwandelte sprach, spielte, sang, und blieb völlig unerkannt. Endlich ging er in die Kammer, und trat in seinem gestrigen Reiserocke hervor. Gleich öffnete jener die Arme und sagte: guten Morgen, mein lieber B. (er nannte den Namen seines Freundes), wie kommst du denn hieher? Da brachen Alle in ein lautes Lachen aus, und jener stand in einer seltsamen Verwirrung. Man entdeckte ihm nun den Betrug und er war gutmüthig genug, seinen Freunden, wie dem Unbekannten, dessen Namen er

jetzt zuerst erfuhr, den Scherz zu verzeihen; beide aber wurden und blieben von Stund' an die vertrautesten Freunde. — Auf eine ähnliche Weise verhält es sich auf dem Theater, z. B. mit dem Gefangenen der kleinen französischen Operette dieses Namens, der mit dem Umtausch der Kleider bald geliebt, bald gehasst wird. So findet das Spiel der Phantasie oft in der Erfahrung seine Bestätigung und löst Zweifel, die wir vorher mit Unrecht hegten; doch erkennen wir zugleich, dass jene ein Recht voraus hat, und dieser Stütze nicht erst bedarf. — Eher sollte es uns vielleicht befremden, wenn Kinder in ganz unbekannten Personen ihre Eltern finden und ihnen gleich mit grosser Zärtlichkeit um den Hals fallen. Dazu gehört viel, und es möchte schwer seyn, in diese plötzliche Veränderung des Gemüths einzugehen, weshalb ein Beispiel aus der Wirklichkeit auch hier belehrend seyn würde. Indess um der Kürze, um der Idee und um des Resultats willen, das am Ende doch dieselbe Wahrheit gibt, muss die Kunst in solchen Auftritten schon das Aeusserste wagen.

Gehören Verse auf die Bühne?

[1807.]

Da das Drama eine Darstellung des Lebens ist, und im Leben doch niemand mit uns in Versen redet, so ist bei den Zuschauern häufig die Frage entstanden, ob Verse auch auf die Bühne gehörten. Viele sieht man mit entschiedenem Widerwillen sich davon wegwenden, weil, wie sie sagen, ihnen alles so steif, einförmig und eintönig klingt; Andere mögen sie deshalb nicht hören, weil sie nicht einsehen können, wie ein solches Sprechen handelnder Personen natürlich sey. Jene haben oft nicht ganz Unrecht, weil in einem Drama das frische, viel und mannigfaltig bewegte Leben nicht selten unter dem Joche des Verses ermattet und die Freiheit einbüsst, worin die verschiedenen Charaktere nach ihrer Eigenthümlichkeit sich

regen und bewegen müssen, wenn sie uns den Genuss eines Spiels wirkender Kräfte gewähren sollen. Aber wie? wenn Dichter es nun verstehen, verschiedene Charaktere sich verschieden äussern zu lassen, und dennoch alle in einerlei Versmass zu halten, muss alsdann das Vergnügen an einem solchen Schauspiele nicht desto grösser seyn? Zu sehen, wie Freiheit und Leben in der Schönheit des Ebenmasses sich bewegt, und das Ganze bei aller Mannigfaltigkeit zu einer grossen Harmonie zusammenstimmt, muss das den Geist nicht angenehm überraschen? Und von dieser Beschaffenheit sind in der That alle gelungenen dramatischen Produkte. Warum wollen wir also hier nur in der Wahrheit (reflektirend auf die Verschiedenheit der Dinge) und nicht auch in der Schönheit (reflektirend auf die Zusammenstimmung) geniessen, da selbst die Natur, das göttliche Vorbild der Kunst, uns überall darauf hinweist? Alle Wesen bilden bei aller Verschiedenheit unter sich gewisse Gattungen und Geschlechter, die unsere Aufmerksamkeit in einen Kreis ähnlicher Dinge versetzen. Ein Kunstwerk in der grössten Zusammensetzung (das Drama) ist ihnen ähnlich, indem es sich durch eine bestimmte Haltung begränzt, und sich nach

dem inwohnenden Geiste auch äusserlich regelmässig gestaltet. Nach dem Gedanken des Ganzen muss das Stück in einem bestimmten und angemessenen Tone spielen. Wer etwas Ernstes vorzutragen hat, spricht dem Ernste gemäss, und an seinem Tone können wir den Inhalt seiner Rede schon erkennen. So darf es uns also auch nicht wundern, wenn eine ernste Begebenheit in einem Drama sich auch durch den Ton ernst ankündigt, und nach der Einheit seiner Handlung sich darin erhält. Dieser Ton wird aber durch nichts anders, als durch den Gang der Rede erlangt, der bei aller Abwechselung und Veränderung (bei aller rhythmischen Verschiedenheit) in einem bestimmten Masse sich fortbewegt, welches den Vers und das Versmass gibt. Ein Trauerspiel muss, seinem Inhalte gemäss, einen erhabenen Ton anstimmen, und darin wird der Sprechende von selbst alles vermeiden, was seiner Würde und dem Vortheil seiner Rede entgegen ist. Weil er nicht flüchtig und hüpfend uns seine Sache vortragen will, so wird er sich auch nicht leicht hüpfender Worte (der Daktylen —∪∪) bedienen, sondern diejenigen vorziehen, die langsam fortschreiten (entweder Jamben ∪—, oder, bei mehr Hingebung, Trochäen —∪). Eben so

wird er auch in seinem erhabenen Ernste seine überschauende Kraft gern in anhaltender und gediegener Rede darthun, und seinen Sätzen gern eine austönende Fülle geben. Diess bringt ihn von selbst auf Verse von längerer Dauer (auf fünf- oder sechsfüssige Jamben).

Wenn also die Personen in unsern Trauerspielen in Jamben (jambischen Versen von fünf Füssen) sprechen, so geschieht diess nicht von Ungefähr oder nach blosser Willkür, sondern die Natur der Sache bringt es so mit sich. Der erhabene Ernst führt durchaus eine ganz andere Sprache, als der leichte Scherz. Und man kann in dieser Hinsicht behaupten, es sei ungegründet, dass uns im Leben niemand in Versen anrede. Man merke nur darauf, ob der, welcher einen ernsten Vortrag hält, nicht meist in Jamben sprechen wird. Der Fröhliche mustert uns in Daktylen auf, und der klagende liebt die Trochäen. Ja — man untersuche die Trauerspiele, die in Prosa geschrieben sind, ob nicht die meisten Sätze schon von selbst wirkliche Jamben bilden? Warum soll nun der Dichter auf halbem Wege stehen bleiben, und das, wornach die Natur unaufhörlich strebt, nicht zur Vollendung bringen? Eben daher entsteht ja die Poesie, dass der Mensch das Leben gern

in der grössern Vollkommenheit auffasst, und in der Vollendung darstellt. Neigt also die Natur eines Jeden zum Verse hin, warum soll der Dichter (von dem man sagt, dass er der Ausleger Gottes sey) hinter dem Willen der Natur zurückbleiben?

Freilich muss sich die Melodie des Ganzen mit dem Leben im Einzelnen auf das ungezwungenste vereinigen, so dass uns jedes schon für sich ergötzen kann. Indem uns die Mannigfaltigkeit in Charakter und Ausdruck das angenehme Gefühl der Freiheit gibt, muss uns der Wohlklang der Verse, der wie eine Musik dieses alles umschwebt, noch mehr für die Schönheit des Spiels gewinnen. Von jeder einzelnen Rede müssen wir uns sagen können: gerade so spricht die Person recht, so musste sie nach den Umständen sprechen! und zugleich müssen wir mit angenehmer Verwunderung gewahr werden, dass gerade diese Worte Verse bilden, und, wie von selbst, in einem Ebenmasse hingleiten. Dieses fortwährende Zusammentreffen von Wahrheit und Schönheit erhält unsere Aufmerksamkeit in dem Gefühle des Genusses, und macht, dass unsere Seele auch bei dem grössten Interesse nie den Zustand der Freiheit verliert, der selbst den bittersten Schmerz in süsse

Wehmuth und zuletzt alles in Wohlgefallen auflöst. — Wenn aber viele gegen Verse auf der Bühne eingenommen sind, so kommt das gerade daher, weil sie sich auf eine ganz sinnliche, pathodaische Weise lieber von den rohen Ausbrüchen schreiender Empfindungen hinreissen lassen, als mit wahrem, innigen Gefühl und mit Besonnenheit geniessen wollen. Der materiellen Einwirkung des Gegenstandes räumen sie alle Freiheit und Gewalt ein, um um desto sicherer erschüttert zu werden, und die höchste Kunst des Dichters setzen sie darin, wenn er sie recht lebhaft täuschen kann. Dabei muss ihnen nun freilich der Vers, der sie Leidenschaft in den Grenzen der Schönheit hält, entgegen kommen; sie werden dadurch nur an eine Mässigung und an eine Geistesbesonnenheit erinnert, die sie gerade zu verlieren wünschen, und Unwillen sehen sie die Materie in ihrer sinnlichen Wirkung durch die Form gehemmt und die Kraft durch Schönheit, wie sie glauben, beeinträchtigt. Vorzüglich ist der Vers deshalb störend für sie, weil sie den Maasstab der Wahrheit (um sich völlig zu täuschen) nur in der Wirklichkeit, d. h. in ihrer eigenen Empfindung aufsuchen. Sie fragen sich immer: geschieht desgleichen wohl? und wenn

sie in ihren Umgebungen nichts davon entdekken können, so fangen sie an zu zweifeln, und ihr eigenes Gefühl, ihre eigene Phantasie Lügen zu strafen. Sagt man ihnen, dass die Poesie weiter als ihre beschränkte Erfahrung, weiter als die zur Zeit vorhandene Wirklichkeit (aber nicht weiter als die Kraft der Natur) gehe, so nehmen sie bei dem Worte Poesie Anstoss, und verrathen es nun deutlich, warum sie eigentlich keine Verse auf der Bühne hören wollen. — Also Poesie soll es seyn, was auf der Bühne erscheint? sagen sie. Freilich, mit Poesie sind Verse verbunden, und die Dichter haben dann ganz Recht, sich ihrer zu bedienen; aber auf der Bühne erwarten wir etwas aus dem Leben, und keine Poesie. — — Fragt nun jemand, warum andere Nationen auf ihrer Bühne Verse verlangen, und die Deutschen nicht, so weiss man den Grund: sie wollen keine Poesie auf ihrem Theater. Die Deutschen wollen sich nicht dem Gefühl und der Phantasie hingeben, ohne zu fragen: wie geht das zu? Sie wollen nicht geniessen, ohne zu begreifen, wie es geschieht. Der Verstand soll ihnen von allem Rechenschaft geben. Ihnen ist es nicht genug, dass ihr Gefühl entscheide, ob Poesie auch Wahrheit sei; was sie nicht auch mit dem Ver-

stande fassen können, das läugnen sie lieber aus dem Gefühle hinweg, statt diesem sich geniessend zu überlassen, und nachher mit Verwunderung zu sagen: wie schien mir alles so wahr und so natürlich; ist es nicht wirklich, so muss es doch möglich seyn! — Der Mensch spricht durch Gestalt, durch Mienen und Gebehrden, er spricht durch Bewegungen, durch Zeichen, durch Bilder, durch Farben, durch Töne. Du hörst ihn singend reden, und verstehst ihn so gut; du siehst ein ganzes Spiel von singenden Personen, und der Ausdruck ihrer Empfindungen dünkt dir so schön, so natürlich — — wie? und du fragst noch, wie es auch natürlich sei, in Versen zu reden? Ist nicht auch die Musik Sprache des Menschen, und ist nicht der Vers halbe Musik? Willst du darum keinen Gesang hören, weil dein Verstand es wunderlich findet, zu singen statt zu sagen, was man will. Thor, geniesse doch in deiner Unbefangenheit, und danke Gott, dass du mehr empfindest, als du begreifen kannst. Wie oft sprichst du im Leben selbst: das lässt sich nicht mit Worten sagen! damit räumst du ja ein, dass es eine höhere Sprache geben müsse, als die im gewöhnlichen Leben. Mit Verwunderung hörst du, wie in einem Gedichte die gereimten Worte

dein Gefühl so treffend und so schön aussprechen, und du bekennst, es berühre das Innerste deines Herzens, und gleichwohl ist es schwer zu sagen, wie Vers und Reim dieses wirken können.

Es hat auch nicht an Leuten gefehlt, die den Reim deshalb verworfen haben, weil sie ihn nicht zu erklären wussten. Andere hingegen sind nur darum gegen Verse im Drama eingenommen, weil ihnen diese ohne Reim keine wirklichen Verse zu seyn scheinen, und, sieht man darauf, dass ihr Ohr an den blossen Rhythmus ohne Schlussharmonie, an Verse ohne Reim, nicht gewöhnt ist, so haben sie in ihrer Forderung nicht ganz Unrecht. Dem Deutschen ist der Reim ein einheimisches Gut, er trennt sich in der Poesie nicht gern von ihm, und wo er Verse vernimmt, da will er auch gereimte Verse hören. Viele befinden sich daher bei den reimlosen Jamben eines Trauerspiels beständig in dem Zustande einer unbefriedigten Erwartung, das Vermissen des Schlussklanges, des Reims, ist ihnen ein unangenehmes Gefühl. Mehrere von den neuern Versuchen haben auch gezeigt, dass man mit Dramen in gereimten Versen bei den Deutschen weit leichtern Eingang findet, als mit reimlosen Jamben. Last-

spiele sowohl als Trauerspiele bekommen dadurch einen ganz eigenen Reitz, weil der Reim in jenen als Form des Witzes das Komische sehr befördert, und in diesen als musikalischer Wohlklang, als Ausdruck der Harmonie, die Empfindungen angenehm begleitet. Da der Reim sowohl dem Verstande als dem Herzen dient, so lässt sich denken, dass selbst ernstere Dramen mit dem völligen Gebrauch des Reims ohne Verletzung der innern Freiheit möglich sind. Seine Wirkung ist nach der jedesmaligen Anwendung so verschieden, dass er nicht bloss lyrischen Stellen, sondern auch den besonnenen Aeusserungen des Verstandes, der Rede, zuspricht. Vielen bleibt es daher gar nicht mehr zweifelhaft, dass französische Trauerspiele, die überdiess auf Pathos und Wohlklang berechnet sind, im Deutschen ohne den Reim unendlich verlieren, und es ist zu vermuthen, dass sich endlich auch Uebersetzer finden werden, die ihnen den geraubten Schmuck wieder verleihen. Nicht Theorien, nur glückliche Versuche, die unmittelbar ans Gefühl gehen, können hierüber entscheiden. So könnte es sich zuletzt wohl gar fügen, dass nicht nur Verse, sondern sogar gereimte Verse mit der Zeit auf unserer Bühne immer allgemeiner würden, und bei

einmal erwecktem Genuss so in Gebrauch und Gunst kämen, dass man Dramen in der Sprache der nüchternen Prosa künftig reitzlos fände. Und nicht unwahrscheinlich ist es, dass hiermit auch die Schauspiele allmälich poetischer werden müssten, weil Sprache und Inhalt in der genauesten Verbindung stehn, und eins das andere hebt und befördert. — Auch der Zuschauer würde sich dabei allmälich der Beschränkung entwöhnen, nur die Alltäglichkeit in Form und Inhalt auf dem Theater zu erwarten, und nur diese als den Massstab der Wahrheit zu gebrauchen. Indess versteht es sich von selbst, dass dadurch das Drama nicht an Freiheit und innerm Leben verlieren, und bloss in Klingklang und Versmacherei ausarten müsste, wie wir diess leider jetzt schon an manchen reimlosen jambischen Trauerspielen sehen. Ein solcher Missbrauch, den das bloss fertige, mit allen Formen spielende Talent ausübt, ist für die Kunst selbst kein Vorwurf. Diese weiss nichts von Mitteln ohne Zweck, von bloßer Form ohne Inhalt, sondern, indem sie schaffend eins für das andere erfindet, erweitert sie mit den Mitteln nur ihre Kraft, und bildet von innen heraus sich ihre passenden Schranken, deren Form nur Folge ihres freien Gedankens ist. Eins

dient dem andern in unzertrennlicher Eintracht, und beim Anblick, beim Genuss können wir es nicht erspähen, wo zuerst Form und Gedanken sich berührt, und welches dem andern geschmeidiger und gefälliger sich fügte.

Aber der Reim, sagen Einige, erinnert durchaus an eine Willkür, und an den Dichter, der damit umging; wir können uns nicht denken, dass eine handelnde Person in ihrer Unbefangenheit so spricht, sie redet nur gezwungen, nach Vorschrift. — — Diese Beschuldigung, so wahr sie im Einzelnen seyn mag, trifft der Gebrauch des Reims im Allgemeinen ganz und gar nicht, und weder eine Willkür, noch eine Verletzung der Freiheit findet hier Statt. Es ist damit eben so, wie mit den Versen überhaupt, und wie mit jeder Aeusserung in einer bestimmten schönen Form. Zur Rechtfertigung frage man sich nur selbst: hat hier das Herz nicht so recht gesprochen? Würdest du es anders, würdest du es besser sagen. Du antwortest Nein. Wenn ich diesen Vers für sich betrachte, so dünkt mir das Gesagte gerade recht und schön, ja ich möchte auch nicht ein einziges Wort darin verändern. So betrachte hierauf den zweiten. Ist hier der Satz nicht auch passend und der Gedanke gerade recht, mit diesen Worten

gerade schön? Fehlt ihm seine Natur und Freiheit? Du musst wieder bekennen: ich würde eben so gesagt haben. Also — wo ist nun der Zwang, wo die Willkür? Vermuthest du es nur wegen des Reims? Dein Gefühl sagt dir nichts davon. Du magst dich wundern, ja es wunderbar finden, dass so die Gedanken in ihrer Freiheit im Einklang der Worte zusammentreffen, und dass dich selbst im Mitgenusse ein magisches Band umgibt: geniesse, und lass dir das Wunder gefallen, das dich so freundlich ergötzt. Sieh! frei und schön erklang dir der erste Vers; er weiss nichts von dem zweiten, und dieser ist wieder zu stolz, etwas vom ersten zu wissen. Nach dem innern Drange tritt jedes dreist hervor, und kaum dass sie sich erblicken, so erkennen sie sich als Brüder. Aber das ist gerade das Rechte, das Schöne; sie kommen beide aus einer Heimath, aus dem Herzen, und wie die Gedanken zu gleicher Mitwirkung aus dem Innern hervorgehen, so mögen sie auch äusserlich im Einklange sich begegnen, weil nur ein Gefühl sie umfängt. — Hast du den ersten Vers dir erst gefallen lassen, so wird dich sicher auch der zweite überlisten; wahr spricht jeder für sich, aber in Schönheit gewinnen dich beide, und du kannst

nicht entrinnen. Wolltest du dich anflehnen, so durftest du nicht säumen, beim zweiten ist nicht mehr Zeit, dich wortbrüchig gegen den ersten zu wenden. — Aber was sträuben wir uns, und geben uns nicht lieber willig gefangen, da uns der Einklang auf seinem Flügelpaar so sanft und schön erhebt, und uns leisen Fluges mit sich fort zur wärmeren Sonne trägt? So lasst auch das Leben auf der Bühne vor uns harmonisch sich bewegen, dass wir hier erlangen, was das Herz wünscht, und was uns daheim nur selten begegnet.

Wollen einige beim Reim nur an den Dichter denken, was würden sie dann von einzelnen gereimten Gedichten sagen, worin bald ein Fischer, bald ein Hirt, bald ein Jäger, bald ein Krieger von seinem Thun und Leiden spricht, und singend sein Herz eröffnet? Hören sie hier auch nur Worte des Dichters, oder nicht vielmehr Gedanken der Empfindenden selbst? Werden sie hier nicht auch in bestimmte Verhältnisse versetzt, und theilen sie nicht einerlei Empfindung mit den dargestellten Personen? Alle diese einzelnen Gedichte aber — sind sie nicht als einzelne Auftritte, als einzelne Scenen des Lebens, und als Punkte von einem grossen Drama zu betrachten? Können nicht

auch Personen und Handlungen auf einer solchen Höhe der innern Thätigkeit und Empfindung gedacht werden, dass sie in Verbindung mit einander ein poetisches Drama geben? Wer will es hier verwehren, dass die Personen in diesen oder in jenen Versen reden, wenn es gerade ihre Empfindung so mit sich bringt? Da das Drama das ganze Leben umfasst, so lässt sich nicht einmal mit Gewissheit sagen, dass irgend eine Versart darin niemals vorkommen könne. Es wird nur darauf beruhen, in welcher Proportion, in welchem künstlerischen Verhältnisse das Ganze spielt, und ob die Handlung von selbst Scenen herbeiführt, wo Willensäusserungen und lyrische Ergiessungen gerade in dieser oder in jener Versart und Sprachmelodie dem Zuschauer nicht nur willkommen, sondern den sprechenden Personen ganz natürlich sind. Dass aber eine solche in einem grossen, weiten Verhältnisse gewagte Verbindung eines Ganzen, wenn sie kein buntes Gemisch, sondern am Ende eine schöne Uebereinstimmung zu einem Ton und Geiste werden soll, kein leichtes Werk sey, ist ausser allem Zweifel. Wir sehen indess, wie sich der Gesichtspunkt erweitert, wenn wir das Drama auf die poetische Höhe stellen, und es als die vollen-

dotste Poesie betrachten, die alle Poesien unter sich begreift. Hier kann es, mit Rückblick auf jene Einzelnheiten, die man vorzugsweise Gedichte nennt, keinem mehr auffallen, wenn er eine ganze Handlung, das Symbol eines ganzen Lebens, kraftvoll und frei und dennoch im Ebenmasse des Wohlklangs sich bewegen sieht, und das ist es gerade, worauf die Vollendung des Dramas beruht. — Wahrheit und Schönheit, Freiheit und Nothwendigkeit, beides geniessen wir hier zugleich, mag das geregelte Schauspiel Lustspiel oder Trauerspiel heissen. Denen muss es also ganz an Sinn für Harmonie fehlen, die die freie Handlung nicht mit dem Ebenmasse des Verses verbinden können, und gleich die Schönheit von sich werfen, um nur die Wahrheit desto roher zu geniessen. Ihnen zu Liebe muss sich der Schauspieler alle Mühe geben, ja keinen Vers hören zu lassen, und bei manchem ist diess sogar allgemeiner Grundsatz der Deklamation. Kann aber wohl eine grössere Thorheit in der Kunst gedacht werden, als dieses Widerstreben, dieses Trennen und Auflösen eines künstlichen Gewebes? Wozu hat der Dichter in Versen geschrieben und gesungen, wenn wir sie nicht hören sollen? Gelang ihm sein Fleiss, so müssen die Sätze seiner

Rede bei einem ungezwungenen Vortrage von selbst in wohlklingenden Versen hingleiten, und verblendet oder undankbar muss der Dichter uns nennen, wenn wir nicht mit ihm geniessen, was er uns gab, wenn wir sein Geschenk zerstören, wenn wir den Schmuck des herrlichsten Gewandes zerreissen wollen, um nur den Stoff davon zu gebrauchen. Nein! lasst uns mit ihm das Leben in seiner Schönheit ergreifen, mit ihm lachen und singen, mit ihm klagen und frohlocken und mit ihm seines Gastmahls uns freuen.

Ueber die Weimar'sche Bühne.

[1808.]

Da häufig von den Vorzügen, wenigstens von den Eigenheiten der Weimar'schen Bühne die Rede ist, und es sich auch erwarten lässt, dass sie unter der Leitung und dem unmittelbaren Einflusse des grössten deutschen Dichters eine eigene, bestimmte Gestalt angenommen habe, durch welche sie sich vor vielen andern auszeichnet, so wird es nicht überflüssig, noch uninteressant seyn, einmal genauer zu untersuchen und darzuthun, worin die Vorzüge oder Eigenheiten derselben eigentlich bestehen.

Wenn wir einen Blick auf die übrigen, besonders auf die geringern Theater in Deutschland werfen, und den herrschenden Ton derselben, der fast allen gemein ist, mit der Spielart der Weimar'schen Bühne vergleichen, so

finden wir, dass es vornehmlich drei Eigenschaften sind, die diese vor den meisten der übrigen kenntlich machen. Diese bestehen in der Natürlichkeit, in dem Spiel der Mässigung, und in der symbolischen Anordnung, welches alles dreies den Begriff der Idealität und Schönheit in sich schliesst. Die Natürlichkeit, da Jeder spricht, wie eben ein fühlender, handelnder Mensch nach dem Triebe seiner reinen oder bessern Natur im Leben zu sprechen pflegt oder in solchen Verhältnissen sprechen würde, zeigt und erhält sich besonders durch die Vermeidung zweier Fehler, der Geziertheit und des unnöthigen Wichtigthuns. Viele Schauspieler glauben schon unmittelbar den Ausdruck der Schönheit damit zu erreichen, wenn sie in alle Bewegungen, Stellungen, Mienen und Gebehrden eine gewisse Zierlichkeit legen, und ein abgemessenes, tanzmeisterliches Betragen beobachten. Sie treiben mit den blossen Mitteln der Schönheit, in Haltung, Biegung und Gebrauch der Glieder ein eitles, leeres Spiel, und über und über zierlich meinen sie, den feinsten Ton getroffen und das Betragen der gebildetsten Zirkel und der grössten Höflinge erfasst zu haben. Und wäre diess auch, so bedenken sie nicht,

dass diess schon eine nachgeahmte Bestimmtheit ist, die nur passt, wenn jene Personen wirklich kopirt werden sollen, und dass jenes Betragen der Zierlichkeit (Ausdruck ohne Bedeutung) eben so wenig die reine, würdevolle, ästhetische Schönheit gibt, als schöne, zierliche, moderne Meubeln zu den Werken der schönen Künste gehören. Es ist diess ein falsches Ideal, das sie sich machen, ein Verwechseln oder Vertauschen der bloss gesellschaftlich erzielten Vollkommenheit (wo es wenig zu handeln und auszudrücken gibt) mit der Vollkommenheit der freier entwickelten Natur, die schon das Höhere in sich trägt. Man frage nur die übrigen Künstler, Bildhauer und Mahler, wie wenig sie von dem Vorrathe dieser schönen Bewegungen, von diesem Figuriren gebrauchen können. In allen Künsten ist es eine Regel für den guten Geschmack, die falsche Grazie zu vermeiden. Diese nichts sagende Zierlichkeit zeigt auch ihren nachtheiligen Einfluss da, wo es wirklich etwas zu sagen und auszudrücken gibt. Hier wird sie ein Wichtigthun, ein Bestreben, auf eine Sache mehr Gewicht oder in ein Wort mehr Bedeutung zu legen, als wirklich darin vorhanden ist. So wie der Körper bei diesen Zierlichen bis auf die Fingerspitzen agirt,

so muss es besonders auch ihre Zunge. Jede Sylbe wird gehalten und gepresst, jeder Laut wird bestimmt gerundet und heraus gehaucht, bald ist es ein Lispeln, ein Flüstern, bald ein Hervorholen aus voller Brust, bald ein Dehnen, und langsames Verweilen auf einem einzigen Worte, als ob darin ein ganzes Königreich läge, bald wieder ein Hervorprallen damit, als ob es die schnelle Rettung eines brennenden Kapitols gälte. Weil aber in allen solchen Manieren keine zweckmässig bestimmte Wiederkehr ist, und die Zierlichkeit auf diese Weise in tausend Windungen nur die Rede wichtig machen und prächtig erheben soll, so kann aller Aufwand davon bei dem Unbefangenen, der seine Besinnung und seine Natürlichkeit noch nicht verloren hat, keinen erspriesslichen Eindruck, vielmehr nur ein Lächeln hervorbringen. — Von diesen Fehlern nun ist die Weimar'sche Bühne (bis auf wenige Anfänger) so völlig frei, dass der Schauspieler, der hier mit solchen Schönheitsmanieren auftreten wollte, Gefahr liefe, auf der Stelle ausgelacht zu werden. Es ist diess nicht nur Ton des Theaters, sondern Ton der ganzen Stadt, wo kein Fehler mehr gehasst und weniger geduldet wird, als Affektation. — Ja man hat sogar Beispiele, dass Personen

bei allen übrigen Vorzügen mit diesem Fehler auf dem Theater zu Weimar, selbst bei einem längern Aufenthalte, fortwährend so oft verspottet und verlacht wurden, bis sie, bei der Unmöglichkeit, eine alte Gewohnheit abzulegen, endlich unwillig das Haus und den Ort verliessen, und an andern Orten — fast zu ihrer eigenen Verwunderung — mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurden.

Die zweite hervorstechende Eigenschaft der Weimar'schen Bühne ist ein Spiel der Massigung (etwa einen oder zwei Schauspieler ausgenommen, deren heftige Natur alle Bekehrung vereitelt). Diese Mässigung, die anfangs in der Ausübung oft erst durch Kunst bewirkt werden muss, hat gleichwohl ihren Grund in der Natur selbst, aber in derjenigen, die vollkommener und vollendeter ist, als die rohe Wirklichkeit. Indem sie auf Fassung, auf Würde, auf Selbstständigkeit, auf der selbst im höchsten Affekt noch möglichen Besonnenheit einer kraftvollen, edlen Seele beruht, führt sie unmittelbar zu jener wohlgefälligen Harmonie, die in der Kunst geistvolle Schönheit und der höchste Zweck der Kunstbestrebungen ist. Aber weil sie mit der Wahrheit nur durch höhere Vollendung eins wird, so gehört auch

von Seiten des Zuschauers schon eine Art von Vollendung, wenigstens mehr als gewöhnliche Bildung dazu, um eine theatralische Vorstellung auf dieser Stufe nicht nur allseitig zu geniessen, sondern sie, im Besitz der eigenen Harmonie, sogar zu fordern. Dieser Gipfel der Kunst wird schwer und in der Ausübung wohl von keinem Theater, auch nicht vom Weimar'schen völlig, doch gewiss mehr von diesem als von vielen andern erreicht. Alle moderne, besonders nördliche Bildung steht grösstentheils nur auf dem Standpunkte der Wahrheit, und verlangt diese um so heftiger und roher, je roher sie selbst noch ist. Jene feinerliche Umwindung mit der Affektation rettet hier nicht; gilt es einmal das Gefühl, und sollen Andere gereitzt und gerührt werden, dann geht es über alle Gränzen und man sieht gewöhnlich nur die Kreatur, die zu Gott schreit. Auf Fleisch und Blut, nicht auf den Geist, der das Ganze überschaut, ist das Rufen und Schreien und Gestikuliren auf den meisten Theatern gerichtet. Sie wimmern, dass sich ein Stein erbarmen möchte. Wer kann nur den Ton ihrer Stimme hören, ohne schon Mitleid zu fühlen. Kinder sitzen und weinen, und wenn man fragt, warum, so wissen sie es selbst

nicht. Sympathetisch, pathologisch sind sie bewegt und erschüttert, nicht durch die Idee und die Betrachtung eines verhängnissvollen Zustandes, worin sie eine handelnde oder leidende Person erblicken, sondern schon durch den Jammerton der Stimme. Ja man lasse die Schauspieler nur unverständliche Worte, nur unartikulirte Töne heulen, und sehe, ob sie nicht rühren und erschüttern werden. — Und geht es auf Erhebung des Gefühls, wie pathetisch treten alsdann die meisten daher! Jede Stelle, wo von Ehre und Tugend die Rede ist, steigern sie mit ihrer Stimme bis zur Begeisterung eines göttlichen Ingrimms, und weil den Zuhörern das, was sie sagen, gefällt, so glauben diese auch, die Art, wie sie es sagen, sey die rechte. Man sieht es gleich den Personen auf der Bühne an, dass sie Zuschauer haben. Sie handeln und reden nicht für sich und unter sich, sondern rufen immer das Parterre an. Daher wird jede Bewegung zu einer Gestikulation, jede Rechtfertigung zu einer Predigt, und jeder leidende arme Sünder zu einem öffentlichen Redner. Statt zu handeln, hantieren sie, sie sprechen nicht mit einander, sie deklamiren. Ja, Deklamation ist ihr Losungswort, nach aussen muss die Rede

schallen, denn von dort soll der Beifall kommen. So wird das Theater zur Kanzel, zur Rednerbühne, zum Richtplatz, statt dass es einen Aufenthalt zeigen sollte, wo Personen unter sich, unbekümmert um einen dritten, frei sich regen und bewegen, und, geleitet durch den innern Richter der Schönheit, gegen einander nur nach ihrem Charakter sich handelnd offenbaren. — Von diesem pathetischen, deklamatorischen und sentimentalen Wesen sieht man auf der Weimar'schen Bühne wenig oder gar nichts, Wer einmal leidet, der muss würdig leiden, wer die Stimme erhebt, der muss mit Gott oder seinem Volke reden, wer mächtig einherschreitet, der muss wandeln im Bewusstseyn seiner Grösse. Nicht der schreiende Schmerz soll verwunden; die Würde des Leidenden soll die gerührte Seele erfreuen; nicht der Sturm der Leidenschaft soll unser Blut aufschrecken, sondern die stürmende Gewalt, welche im Ebenmasse bleibt, den erschütterten Geist in einem erhabenen Staunen erhalten; nicht ein weiser Spruch, ein Kraftwort von Ehre und Tugend, ein Aufruf der leidenden Menschheit soll uns gegen die Ungerechten in Stadt und Vaterland empören, nein, das Ganze mit aller Tugend und Schönheit soll uns wie

mit den gemeinsamen Gütern aller Menschen erl ben und erquicken, und beim Anschauen der allgemeinen Harmonie uns zuletzt wie mit dem Anblicke einer vollkommnern Welt in Entzücken versetzen. Heftiger reitzt zwar die Wahrheit einzeln und abgerissen, aber sie wirkt nur zerstörend, gibt uns nicht reine Freude, sondern Unruhe, und lässt endlich wohl gar das Missvergnügen in uns zurück, dass wir nicht selbst helfen und zuspringen können. Solche Anreitzungen lieben aber gerade die Meisten, und deshalb spielen auch die meisten Theater diesem gemäss, und — wer eben von dieser Berauschung kömmt, dem möchte es schwerlich vor der Weimar'schen Bühne gefallen, wo man ihm keine Empfindung aufdringt und einpredigt, sondern wo alles für sich seinen ruhigen, schönen Gang geht. Dieses Spiel wird ihm freilich gegen jene Raserei, wo alles auf Erregung des Affekts hinarbeitet, kalt und nüchtern und steif dünken, aber bei aller Gefahr, wirklich zuweilen in solche Fehler zu verfallen, muss man doch diesem geistreichen, würdevollen, gemässigten Spiel die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass es nach dem höchsten Gipfel der Kunst strebt. — Der letzte Vorzug ist eine symbolische Anord-

nung, sowohl in Absicht der Personen, als des dienenden Schauplatzes. Man könnte die Beschränktheit des Raums für die Ursache davon halten, aber man sieht es auch bei andern Gelegenheiten, wo jener nicht einwirkt, dass dies Grundsatz ist. Alles wird so angeordnet, dass es im Kleinen ein Bild vom Grossen gibt, niemals das Grosse, das Wirkliche selbst, alles so gefügt, dass aus dem Geringern das Grössere gefunden wird und auch die Phantasie ihren Spielraum behält. Die Volksgruppen erscheinen gewöhnlich meisterhaft, frisch eingreifend, sich zudrängend und durchaus lebendig. Ihr Verhältniss zum Raum gibt die beste Täuschung, nicht die Menge, nicht die Unordnung, nicht der Tumult. Einzelne Gefechte, Trompeten, die aus der Ferne erklingen, zaubern schon aufs Schlachtfeld, ohne dass ganze Heerscharen und wohl gar ganze Schwadronen zu Pferde erscheinen. Was will man mit allen diesem kriegerischen Getümmel, mit diesen Lagern, Schlössern und grossen Waldgebirgen? Verlangt man diese Dinge wirklich und leibhaftig, so gehe man hinaus, wo man das sinnlich Gewaltige weit besser sehen kann. Eine Schlacht oder ein ganzes Schweizergebirge auf dem Theater wird lächerlich, und ist für die Kunst

eben so unstatthaft wie das Anstreichen und Bekleiden einer Statue, die ja doch nicht lebt. Geht man nur darauf aus, die Sinne zu beschäftigen und ewig zu reitzen und zu zerstreuen, — wie kann man denn jemals hoffen, ein Publikum zur Kunst zu bilden, in welcher Idee und Geist die Hauptsache bleibt? Zeigt Bilder für Kinder, für Männer im Bilde den Schauplatz der Welt!

Beförderungsmittel der Schauspielermimik.

Man muss bei den meisten Theatern staunen, den grössten Theil der Schauspieler nicht nur immer dieselben Bewegungen machen zu sehen, sondern sogar zu bemerken, dass sie deren nur sehr wenige in Gebrauch haben. Es ist gewöhnlich ihr eigner Charakter oder vielmehr ihr früheres Naturell, das sich darin ausspricht; oder es sind höchstens gewisse Angewöhnungen, gewisse Manieren, die sie angenommen haben, und die sich gerade am besten mit ihrem Geist und Temperament vertragen. Jahre vergehen oft, und sie bleiben immer dieselben, und wenn sie auch in dem gewöhnlichen Theaterwesen der Dreistigkeit und Gewandheit zunehmen, und sogar ihrer Stimme mehr Ausdruck und Empfindung zu geben wissen, so bleiben sie doch in

der äussern Vorstellung, in der Annahme einer andern Persönlichkeit, in Haltung und Bewegung sehr zurück. Wie sie heute mit der Hand die Luft durchschneiden, so thun sie es morgen wieder, und selten, dass sie ihre Persönlichkeit einmal vergessen; an drei Bewegungen haben aber die meisten genug, oft sind es nicht einmal so viele. Eine gewisse Haltung des Kopfs, eine gewisse Richtung des Blicks macht sie fast in jeder Rolle kenntbar. Ein jeder hat seine Gewohnheit im Hin- und Herschreiten, im Drehen und Wenden, oder im plötzlichen Stillestehen. Manche blicken mit den Augen erhaben herab und strecken die Hand wie einen Meilenzeiger aus, und dieselbe Bewegung wiederholen sie ohne Aufhören. Ein Anderer schneidet mit den Händen und Armen seine Triangel nach wie vor. Ein Dritter wagt sich damit gar nicht in die obern Regionen, sondern begnügt sich mit den Rudern der Handfläche. — Und nun sehe man auf die handelnden Menschen in der Welt: wie verschieden, wie unendlich mannigfaltig sind ihre Bewegungen! Jeder regt und benimmt sich anders, und hat noch dazu seine besondern Angewöhnungen. Ja man beobachte nur ein einziges Glied, den Kopf, die Hand, und verfolge alle Möglichkeiten der

Bewegung, ob man wohl den ganzen Reichthum des Ausdrucks erschöpfen kann! — Freilich ein wirkliches Genie von Schauspieler darf sich nur in die Idee, in den Charakter des Menschen versetzen, und die sichtbaren Aeusserungen kommen von selbst. Da das Genie aber überhaupt eine Erscheinung ist, die die Natur nur hervorbringt, wenn sie ihr Jubiläum feiern will: so muss man darauf niemals rechnen, sondern sich an das blosse Talent halten, das erst mit besonderem Fleiss sich die nöthigen Geschicklichkeiten zu eigen macht. Vor allem wird Jeder, der eine Kunst ergreift, sich die mancherlei Mittel zu erwerben, oder in seine Gewalt zu bekommen suchen, die zur Ausübung derselben gehören. So muss der Musiker seinem Instrumente erst alle Töne abgewinnen, ehe er über seinen Geist gebieten kann. Der Maler muss mit der Miselung der Farben lange umher spüren, ehe er des Anblicks der Venus gewürdigt wird. Und auch der Dichter hat mit Vers, Rhythmus und Reim manchen Kampf zu bestehen, ehe sie ihm nach Willen gehorchen. Warum will also jener Bildner, den wir den Schauspieler nennen, sich nicht einer gleichen Mühe unterziehn? Nur dann werden ihm mit kluger Anwendung bei jeder Rolle die rechten

Mittel zu Gebote stehen, wenn er sich überhaupt in einen grossen Vorrath derselben gesetzt, und sich den Gebrauch derselben durch Vorübungen erleichtert hat. Dazu möchte aber nichts dienlicher seyn, als andere Leute fleissig nachzumachen. Hiermit könnte das Schauspielerpersonal am füglichsten bei sich selbst anfangen, und jeder den andern mit seiner Mimik bereichern, damit man doch an jedem nicht immer dasselbe sähe. (indess müsste solches nicht immer bloss persiflirend geschehen.) Sodann könnte man damit an seinen Freunden fortfahren, und deren Charakter in ihrem eigenthümlichen Verhalten und Betragen entweder für sich auf dem Zimmer oder zur Belustigung in der Gesellschaft Anderer darzustellen suchen. Darauf übte man seine Kunst an den Nachbaren und ginge immer weiter, bis man das ganze Viertel der Stadt in seiner Gewalt hätte. Die eine Woche schenkte man diesem, die andere wieder einem andern seine Aufmerksamkeit; an volkreichen Strassen, an Märkten, überall setzte man seine Beobachtung fort, jedes Alter, jeder Stand müsste seinen Tribut an die Mimik abliefern, und die Ausgezeichneten liesse man gerade am wenigsten durchschlüpfen. Die Kunst ruhet im Ganzen, und

durch die Einzelnheit kommt man zuletzt der Ganzheit näher. Ohnehin gibt man die Regel, dass man, um den Charakter eines Andern zu begreifen, nur auf einen Augenblick seine Manier und Bewegung anzunehmen brauche. Diese Vorschrift ist ganz für die Schauspieler gemacht, und es wäre Schade für ihren Beruf, wenn die Befolgung derselben nicht zugleich für sie eine Quelle des Vergnügens seyn sollte.

Ein zweites Mittel für ihre Mimik möchte darin bestehen, dass sie ihre Rolle vorher nicht nur sprechend; sondern auch bloss stumm memoriren, und sie mit dem blossen Gedanken an die Worte äusserlich in Bewegung und Haltung mit Mienen und Gebehrden darstellen müssten. Es kann nicht fehlen, dass sie dabei von selbst mehr Aufmerksamkeit auf die äussern Zeichen und deren Mannigfaltigkeit richten würden. Beim Deklamiren täuscht man sich leicht, und, indem man lyrisch und sympathetisch wirkt, glaubt man die Sache und die Person auch darzustellen, was aber gar leicht darüber versäumt wird. Freilich — wie hier das Wort sich häufig den Ausdruck des Betragens zuschreibt, und es allein ersetzen will, so kann mit der blossen Mimik auch leicht der umgekehrte Fall eintreten, dass

diese sich zu mächtig über die Rede verbreitet. Allein, wo einmal der Vorrath an Bewegungen zu geringe und das ganze Aeussere zu einförmig ist, da kann diess Mittel wenigstens vor der Hand gewiss gute Dienste thun; und nicht nur die Mannigfaltigkeit, auch die Schönheit der Bewegung müsste (ohne Absonderung von der Wahrheit) dadurch gewinnen. Tritt nachher die Deklamation hinzu, so wird von selbst eins das andere mildern und bestimmen. Der Schauspieler bleibt ja über beides Herr, und wird erst ein rechter Herr werden, wenn er über vieles zu herrschen hat.

Ueber die Idee eines Kunsttheaters.

Da der Geschmack des grössern Publikums in Deutschland, wie man von allen Seiten klagen hört, so schwankend, so unbestimmt, und, man kann wohl sagen, noch so wenig gebildet ist, so muss es einen Jeden, der das Wesen und Treiben in den schönen Künsten mit ansieht, in Verwunderung setzen, wie man hoffen kann, darin vorwärts zu schreiten, so lange man den Geschmack des Publikums zum Massstabe und zur Richtschnur annimmt. In der epischen und lyrischen Poesie ist diess nicht so sehr der Fall, weil darüber von Männern, die das Gelungene und Schöne mehrerer Zeiten und Völker vor Augen haben, gewacht und eine fortwährende Kritik ausgeübt wird. In der dramatischen Poesie aber schaltet und waltet das grössere Publikum fast ganz allein, und sein Beifall entscheidet

über den Geschmack, der auf den Theatern herrscht. Ja diese sind so abhängig davon, dass ihre Hingebung und Folgsamkeit gegen das Publikum sie von der Kunstkritik fast ganz getrennt und losgesprochen hat, so dass nun auch das Kunsturtheil allmälich anfängt, sich wenig um sie zu bekümmern. Die Theaterkasse ist ihre Kritik, diese allein entscheidet für sie über den Werth eines Stücks, dieser allein haben sie zu gehorchen. Sorgfältig lauscht man daher, wie das Publikum gerade gesinnt und gestimmt sey, und worin die Dinge eigentlich bestehen, welche auf dasselbe den meisten Eindruck machen. Sind es prächtige Aufzüge, schöne Dekorationen, Wagen und Pferde, — gut, man muss dergleichen öfters bringen und keine Kosten scheuen, denn es verlohnt sich ja. Sind es blinkende Helme, rasselnde Schilde, klirrende Säbel — gut, man muss für dergleichen öfters sorgen. Sind es Zaubereien, Verwandlungen, leichtfertige Lieder und ein buntes Gemisch durcheinander — gut, man muss mehr solche Gerichte auftischen. Und immer fasst man die Kennzeichen des Beifallswerthen nach den äussern Merkmalen auf. Daher gesellt man jedem Stücke, das Aufsehen macht, gleich ein ansehnliches Gefolge von ähnlichen Stücken bei,

wenn diese auch nur das Kleid von jenem tragen. War es ein Schauspiel mit Gefechten, so müssen es lauter Ritterstücke seyn, die darauf die Bühne füllen. War es eine Oper mit Verwandlungen, so müssen lauter Zaubereien folgen. War es ein Stück mit häuslichem Elend, so müssen nun Familienstücke erscheinen. — Kann die Kunst dabei gewinnen? Kann das Publikum dabei seinen Geschmack verbessern? — Ja, die Theater sind so weit entfernt, sich um die Bildung ihrer Zuschauer zu bemühen, dass sie sich, wie zu ihren geringsten Launen, so zu ihren grössten Schwächen, und zwar so weit herablassen, bis diese selbst darüber unwillig werden, und sie mit ihrer Gefälligkeit zurückweisen. Wo ist da noch an ein Fortschreiten der Kunst zu denken? — Diesem Wechselübel, wo einer den andern verderbt und immer mehr herunterzieht, ist durchaus nicht abzuhelfen, so lange sich die Theater nur als Gesellschaften betrachten, die das Publikum für Geld belustigen. Möchte immer eine grosse Menge von Bühnen sich dieser Bestimmung überlassen, wenn dabei wenigstens nur ein einziges Theater vorhanden wäre, das sich durchaus der Kunst widmete. Ein solches Kunsttheater müsste von dem Gelde des Publikums

völlig unabhängig seyn, und sich dem Gebiete des Schönen frei hingeben, ohne sich nach der Mode oder dem herrschenden Zeitgeschmacke zu richten; das Publikum müsste dabei nur experimentalisch mitwirken. Alles Vortreffliche und Schöne in der dramatischen Kunst müsste sich hier im vollen Glanze darstellen, und sein Andenken von Zeit zu Zeit erneuern. Stücke aller Art, von ganz verschiedenem Styl und Inhalt, müssten hier erscheinen, und auch die kühnsten Versuche das Denkbare und Mögliche erproben: nach allen Seiten müsste sich das Gebiet der Kunst entfalten; der genialen Erfindung eröffnete sich dann ein weiter Spielraum: wie das Alte sich erneuete, gingen im steten Wiedergebären auch neue Gestalten hervor. In dieser Freiheit würde der Dichter seine Kräfte, und die Kunst ihre Gränzen kennen lernen. Das Publikum selbst würde seine Stärke aufgeregt fühlen, und endlich erfahren, welcher Entwickelung überhaupt der menschliche Geist fähig ist. Sich verwundernd über Wirkungen, die der Phantasie bisher unbekannt blieben, würde es sich bald mit einer seltenen Neubegier den ungewohnten Erscheinungen hingeben, und endlich nicht mehr wünschen, auf dem Theater nur sich und seine Hausgenossen zu

sehen. Allmälich aus seinem engen Kreise fortgerissen, würde es bald Interesse für die menschliche Natur überhaupt gewinnen, und, mit dem höhern poetischen Genusse vertraut, im Anschauen der Kunst nicht mehr nach dem blossen Wiederschein seines beschränkten Lebens zurück verlangen.

Will zu dem allen aber in Deutschland sich keine Aussicht eröffnen, die eine Erreichung dieses Ziels verspricht, nun so darf man mit der Erkennung des Uebels doch wenigstens eine Annäherung zum Guten hoffen, und bis dahin dem Herzen vergönnen, sich etwas zu wünschen, das bei allen Hindernissen doch nicht unmöglich scheint!

Schreiben deutscher Lustspieldichter an H. Cotta in Tübingen.

[1807.]

Verehrungswürdigster Gönner.

Ihre Preisaufgabe auf das beste Lustspiel hat grosse Sensation erregt. Unser Staunen darüber war so gross, dass wir uns nicht bis zum Mittewoch (unserm gewöhnlichen Versammlungstage) gedulden konnten, um unsere Empfindungen darüber auszulassen, sondern es entstand gleich ein ausserordentlicher Zusammenlauf. Und der Wirth zum wilden Mann wurde ganz bedenklich, als wir alle, wie mit einem Munde, heute Wein forderten. Sie wissen, meine Herren, sagte er, nichts gegen den Staat, nichts gegen die Religion, nichts gegen die guten Sitten! und es war fast, als ob er von dem Inhalt der Preisaufgabe eine kleine Ahnung gehabt

hätte. Wir aber schrien ohne Unterlass: drei hundert Dukaten für ein Lustspiel! — drei hundert Dukaten! es ist ausserordentlich! und einige sprangen Decken hoch, andere noch höher. Und wie wir uns so ein wenig ausgelassen, und den Wirth fortgeschickt hatten, setzten wir uns um den Tisch, und tranken Ihre Gesundheit. Darauf nahm unser Präsident das Morgenblatt in die Hand, küsste es und sprach: *Aurora musis amica.* Ja wohl mit Recht sagen wir: die Morgenstunde hat Gold im Munde. Hier ist die Bestätigung. Darauf las er das Kapitel von den Preisaufgaben vor, das als ein Wort des Trostes (*evangelium*, freudige Botschaft) mit grosser Stille angehört wurde. Nach einer kurzen Danksagung an die Musen (in weiblichen Reimen) begann die nähere Betrachtung. Der Preis auf die Satyre wurde gleich mit Stillschweigen übergangen, weil es bei uns ein ausgemachter Lehrsatz ist, dass die Satyre nicht zur reinen (sondern zur unreinen oder angewandten) Poesie gehöre. Zum Trauerspiel hatten wir auch keine Lust, wegen der drückenden Zeiten, die uns zu nahe liegen, als dass darüber schon eine poetische Traurigkeit entstehen könnte. Der Artikel aber vom Lustspiele wurde gleich zu Protokoll genommen.

Indess, wie wir so dabei waren, jedes Wort — unserer Gewohnheit nach — näher zu erwägen, fanden sich so viele Bedenklichkeiten, dass unsere freundlich gerundeten Gesichter immer länger wurden, und wir endlich selbst das Trinken darüber vergassen. Zuerst fiel uns der Zusatz auf, dass wir auf die Thorheiten, Sitten und Gebräuche in Deutschland Rücksicht nehmen sollten. Also, sagte der Intrigendichter, mit einem freien Spiele von List und Gegenlist darf ich nicht kommen; und der Charakterendichter sagte: also mit einer Darstellung allgemein interessanter Charaktere ist es nicht genug, die Thorheiten dieser Zeit sollen darin abgeschildert seyn. Freilich, fuhr der Präsident fort, das Stück soll ein Zeitinteresse haben, nicht etwa wie die Mitschuldigen, von dem man sagt, dass es zu allen Zeiten und unter allen Menschen wahr bleibe, sondern wie alte und neue Zeit von Iffland, oder noch deutlicher wie der Magnetismus. Wie der Präsident diess gesprochen hatte, wurde die Traurigkeit immer grosser, denn jeder dachte, da die genannten Stücke schon jetzt nicht mehr ganz passen wollten, dass es dem zu krönenden Lustspiele wohl nicht besser gehen könne. Endlich fuhr einer mit den Worten heraus: das Stück

soll wohl eine satyrische oder eine moralische Tendenz haben. Da fiel uns auf einmal aus alten Theorien die Vorschrift ein, dass man durch das Lustspiel die Thorheiten der Menschen verlachen und die Sitten bessern solle. Und dies wollte uns nun gar nicht in den Kopf, denn wir hatten immer geglaubt, wenn ein Lustspiel scherzhaft und lustig sei, dann sei es genug. Um indess der Sache recht gewiss zu seyn (denn die 300 Dukaten möchten wir doch gar zu gern verdienen!), so beschlossen wir, an Sie, verehrungswürdigster Gönner, selbst zu schreiben, und Sie um Ihre nähere Willensmeinung zu bitten. Zugleich kamen uns dabei noch einige kleine Nebenfragen in den Sinn, nämlich: ob der Preis von dem Kunstwerth, oder von dem Realwerth des Stücks abhange. Wenn letzteres wäre, so müsste es dem Zeitgeschmack gemäss seyn, damit es sowohl auf den Bühnen als im Druck allgemeinen Beifall und Abgang finden könnte, und selbst dann würde die Erreichung jenes Realwerthes noch sehr problematisch seyn. Indess muss der Lustspieldichter diesen Umstand wissen, um sich darnach richten zu können. Vielleicht auch, dass diese Rücksicht manchem die Arbeit erleichtert, be-

sonders wenn er sich hütet, poetischer zu seyn, als es eben unser Zeitalter ist.

Endlich entstand noch die Frage, ob das beste Lustspiel zugleich (sei es im Sinne der Kunst oder absonderlich nach dem Zeitgeschmack) auch ein gutes Lustspiel seyn müsse, denn die Grammatiker haben die Entdeckung gemacht, dass der Superlativ oft weniger fordere, als der Positiv. Es fragt sich also, ob von den eingehenden Lustspielen auf jeden Fall das (von den Richtern anerkannte) beste Lustspiel den Preis erhalten solle.

Wir bitten um eine gütige Erläuterung Ihres Willens, damit wir unserm brennenden Eifer für die Kunst und unsre Sehnsucht nach den Dukaten darnach die gehörige Richtung geben, und mit unserm Werke der Hochachtung nachkommen können, mit welcher wir gern die Ehre hätten zu seyn.

Ew. Wohlgeboren

ergebenste

Lustspieldichter.

Schreiben deutscher Lustspieldichter an das Publikum.

[1808.]

Gnädiges, wie auch hochzuverehrendes Publikum!

Ihre werthen Zuschriften haben wir, so unsicher auch die letzte Zeit unsere Adresse war, alle richtig erhalten (nur das beigefügte Geld vermissen wir noch), und daraus ersehen, dass Ihre Unzufriedenheit mit uns immer grösser wird, so dass wir fast auf die Vermuthung kommen, als befänden sich dieselben nicht wohl, und es fehle Ihnen woran. Unserer Seits haben wir bis jetzt alle Ihre Erinnerungen und Beschwerden wohl zu Protokoll und zu Herzen genommen, auch Ihre Beifallsbezeigungen uns gefallen lassen. Wenn Sie z. B. beim Lustigen etwas Reelles, etwas Rührendes verlangten, so

sind wir mit allem Fleiss darauf bedacht und auch so glücklich gewesen, Ihnen bei der Lust einige süsse Thränen abzulocken, und haben oft selbst nicht gewusst, ob Sie vor Lachen oder vor Traurigkeit weinten. Wenn Sie auf witzige Gegensätze und Uebersprünge bestanden, so haben wir nicht ermangelt, in unsern Redensarten immer vom Physischen aufs Moralische (von der Lunge auf das Herz, von Perlen auf Thränen, vom Diamant aufs Kleinod der Unschuld, von der Janitscharenmusik auf die Unruhe des Gewissens) schnell überzugehen, und besonders immer etwas vom Herzen einzumischen, das sich sehr gut ausnahm. Auch haben wir, auf Ihre Erinnerung, mit unserm Scherz uns so viel als möglich in feinen Zirkeln gehalten, und dafür gesorgt, dass Sie unsern Witz selbst in ihren Gesellschaften brauchen konnten, wodurch unser Theater gleichsam eine Vorschule der Assemblèen wurde. Besonders haben wir uns gehütet, den Frauenzimmern, die nun einmal seit der christlichen Zeitrechnung das Regiment führen, etwas zu nahe zu sagen, und sind dabei zu der Erfahrung gekommen, dass alles, was diesen gefällt, auch bei Ihnen Beifall findet. Das alles haben wir gethan, nach Ihren Wünschen und Winken. Aber dennoch

haben Ihre Klagen über uns immer mehr zu- und endlich so überhand genommen, dass wir nicht länger dazu schweigen können. Sie sagen, unsere Lustspiele wären nicht lustig genug, es wäre kein rechtes Leben darin, ja wir Deutschen wären sogar an Lustspielen gänzlich arm. O Sie Undankbaren! Haben Sie schon vergessen, wie Sie über den Wirrwar, über die Pagenstreiche, über die Kleinstädter, über die Klingsberge gelacht haben? Und sollen wir Ihnen noch die Stücke von Schröder, von Jünger, von Ziegler, von der Mad. Weissenthurn, und was Ihnen sonst Vergnügen gewährt hat, ins Gedächtniss zurück rufen? Wenn Sie über Mangel an Lustspielen klagen wollen, hilf Himmel! so müssen es andere Völker noch weit mehr thun, da diese nur das Einheimische besitzen, und wir bemüht sind, Ihnen auch das Ausländische zuzurichten. Von den Engländern, Franzosen, Dänen, Italienern, ja den alten Römern sogar haben wir sie mit den besten Früchten bedient. Wenn Sie also nicht mit uns zufrieden sind, so möcht' es wohl an Ihnen selbst liegen, und wir haben grosse Lust, die Klagen über uns auf Sie zurück zu wenden. Zuerst bitten wir Sie zu bedenken, wie man doch wohl ein Lustspiel schreiben könne, wenn

man nicht selbst ein wenig lustig ist. Und wie kann man lustig seyn, wenn man einen leeren Magen und kein Geld im Beutel hat? Sie aber haben sich bis jetzt noch wenig um uns bekümmert, und ob Sie gleich mit Ihren funfzig oder achtzig Theatern tausend Schauspieler, funfzig Schneider, Lampenputzer und Zettelträger mit Frau und Kindern ernähren, so kann doch noch kein Schauspieldichter, selbst unser Kotzebue nicht einmal, sich rühmen, von Ihnen ganz und gar erhalten zu werden. Wenn uns nicht der Himmel zuweilen Gönner und Freunde, einen reichen Onkel oder einen Beschützer, wie der Buchhändler Cotta in Tübingen, schenkte, so würden Sie gar nicht einmal wissen, wie ein Theater in der Welt aussieht, und noch bis diese Stunde mit Puppenspiel und Bärentanz vorlieb nehmen müssen. Sie thun weiter nichts, als dass Sie die leeren Hände zusammen schlagen, damit sind wir bezahlt. Wie gering man, im Vertrauen auf unsere Eitelkeit, uns beim Theater abfindet, darnach fragen Sie nicht. Schon öfters haben wir Ihnen Anzeige davon gemacht, wie ganz anders unsere Kollegen in Frankreich behandelt würden, aber Ihre hohen Häupter merken nicht darauf. So schleichen wir denn zwischen Lachen und Weinen umher, und es

ist kein Wunder, wenn unsere Stücke davon einige Spuren an sich tragen. Dennoch wagten wir zuweilen wohl noch einige lustige Sprünge, wenn Ihnen selbst nur immer tanzerlich zu Muthe wäre, und Sie nicht gar bedenkliche Mienen dabei machten. Wir haben es aber überlegt, und finden, dass von Ihrer Seite vornehmlich zweierlei Dinge nöthig sind, wenn unsere Lustspiele die rechte Wirkung hervorbringen sollen. Das eine ist der Uebermuth, das andere die Unschuld, welches beides wir zusammen auch die Freiheit des Gemüths nennen, und uns dabei auf die Kinder berufen, deren Stimmung dem Geiste des Lustspiels am nächsten kommt. Was das Erste betrifft, so gehört dazu, dass Jemand, der zum Lustspiele gehen will, seine Leibeskräfte gehörig nähren und unterhalten müsse. Wir haben immer bemerkt, dass die Städte, welche gut essen und trinken, wie z. B. Wien, auch am meisten zum Lustspiele taugen, da hingegen die andern keine starke Erschütterung vertragen können, und immer nur mit dem Verstande lachen. Wir rathen Ihnen daher, weniger für Putz und Flitterstast, und mehr für eine fröhliche Mahlzeit zu sorgen, und in Absicht des Magens nicht so unvorbereitet ins Theater zu kommen. —

Was aber ferner Ihren Muth befingt, und Sie für das Lustspiel verderbt, ist ein kaltes, verdriessliches Leben zu Hause, Unfriedfertigkeit Zank und Unfreundlichkeit mit den Hausgenossen, Kleinigkeitskrämerei, eine Menge von Rücksichten, die aus der Eitelkeit entspringen, und alles, was eine liberale Gesinnung unterdrückt. Wenn Sie Ihren Geist an alle mögliche Lumpereien verzetteln, und dann gleichwohl vor die Bühne treten, um an der Welt überhaupt Ihre Freude zu haben, so gleichen Sie einem Kranken, der an gar keine Diät denkt, und auf einmal kurirt seyn will. Leider ist es nicht möglich, dass wir Ihnen, wenn Sie mit einer so beschränkten Umsicht erscheinen, ein allgemeines Interesse für das Spiel des Lebens abgewinnen, sondern wir finden uns genöthigt, Ihnen mit dem Spiegel näher zu rükken, und aus Ihrer kleinen Umgebung selbst etwas zum Vorschein zu bringen, das durch die Erinnerung an Hinz und Kunz Sie in ein selbstgefälliges Lächeln versetzt. Sie können aus Ihrer eigenen Angelegenheit nicht heraus, und wenn wir Ihre Aufmerksamkeit auf uns ziehen wollen, müssen wir an Ihre eigene Thür klopfen. Je kleiner und kleinlicher aber Ihre Privathändel sind, desto beschränkter wird der Kreis

unserer Dichtung, desto ärmlicher unser Spiel. Ueberhaupt müssen wir Ihnen zum Vorwurf machen, dass Ihr Leben nicht lustig genug ist, um uns und Ihnen zum Lustspiele die gehörige Vorbereitung zu geben. Da sieht man nichts Schalkhaftes, Scherzhaftes, Munteres, Launigtes mehr, keinen Wetteifer von lustigen Streichen, die man einander spielt, keine Neckerei, die mit den Festtagen ihre Garderobe wechselt, keinen Uebermuth, der sich mit Erfindungen erschöpft, kein freimüthiges, fröhliches Wesen, dass jedem Wahn und Spiel der Phantasie sich lachend hingibt, und wie im Taumel fortgerissen endlich ausruft: sind wir nicht wie die Kinder? Sonst hatte die Freude sogar ihre Tage im Kalender, und zu Zeiten trat sie öffentlich heraus, und wurde ein allgemeines Fest. Wo sind die Possen der Fastnacht, wo die Kampfspiele der Jugend, wo die Ergötzungen im Grünen, wo die Volksfeste, wo der Markt, der vom Lachen erschallt? Nur wenig blieb davon noch übrig! Dieselben sind jetzt lauter Verstand, Eitelkeit und Eigendünkel, und können über den Magen, über das Kleid und den Titel nicht hinaus sehen. Ueberall fragen sie: wozu nützt es, wozu dient es? — Alles soll dem Körper unterthan seyn. Das

Höchste ist Pracht und Luxus. Wenn Ihre Kasten voll sind, dann stellen Sie ein Gastmahl an, d. h. man isst und trinkt, und setzt sich an den Spieltisch. Alle Lust des Geistes verliert sich in ein Wortspiel, in feine Reden und Wendungen, in gesellschaftlichen Scherz und Witz. — Und wenn es nun bei Ihnen so ruhig, so einförmig hergeht, was fangen wir auf dem Theater an? Müssen wir nicht Ihres Gleichen bitten, müssen wir nicht ebenfalls das Leben in einen Kreis von Wortspielen, und in die kärglichen Scherzübungen Ihrer Gesellschaft einschliessen? —

Entschuldigen Sie sich nicht mit der jetzigen Noth. Wir sprechen von der vorigen Zeit, von dem vorigen glänzenden Einerlei. — Im Gegentheil, wer hätte es denken sollen, jetzt, da alles zusammengerüttelt und geschüttelt ist, hören wir im Theater weit freier lachen. Aufgeweckt durch ein grösseres Spiel haben Sie die kleinlichen Rücksichten vergessen, Ihr Blick, wie es scheint, schaut weiter hinaus in die Welt, Ihre Phantasie findet sich leichter in ein kühnes Zusammenführen von Umständen, und erwartet vom Leben im Bilde ein allgemeineres, grösseres Spiel. Gott gebe nur, wenn Sie wieder mehr Geld und Ruhe haben, dass Sie

dann nicht wieder solche Stubenprälaten, Nabelkucker und Wortmünzer werden, damit unsere Dichterfreiheit ein weiteres Feld gewinne.

Von der Unschuld aber müssen wir noch sagen, dass wir sie für ein zweites Erforderniss für das Lustspiel halten. (Wäre etwas viel gesunder Verstand damit verbunden, so könnte es nicht schaden, denn je höher das Lächerliche der Welt aufgefasst wird, desto mehr Geist gehört dazu, um es zu durchschauen.) Wer ganz in Fehler und Laster, in Lug und Trug, in Neid und Feindschaft versunken und verstrickt ist, hat fast alle Fähigkeit verloren, das Komische zu belachen. Er bezieht entweder etwas auf sich selbst, und wird verdrieslich, oder auf seine Nachbaren, und hat eine Schadenfreude darüber. Für ihn gibt es nur noch Satyren. Das Reinkomische kennt er gar nicht. Er sieht nichts ohne Beziehung auf seine elende Umgebung, und alles, was er zu den Auftritten des Lustspiels sagt, ist: ja, das ist wahr! oder: das ist Recht! und von Lustspieldichtern: es ist doch ein verdammter Kerl! Reine Lust, ein blosses Spiel der fröhlichen Laune dünkt ihm leer und nichts, grundlos und närrisches Zeug; er weiss nicht, was er damit anfangen soll. Wir haben es in reifliche Ueberlegung

gezogen, ob man mit Recht sagen könne, dass das verdorbenste Zeitalter auch das beste zum Lustspiele sei, und wir finden die Behauptung ungegründet, besonders, wenn man darunter ein höchst lasterhaftes und zugleich flaches Zeitalter versteht. Nein, das einseitige, wo man in seiner Eigenheit glücklich und dreist weg lebt, ist das fruchtbarste für den Lustspieldichter. Die Teufeleien der verdorbenen Welt sind zu grell, und die schuldbefleckten Menschen zu unlustig darin. Der Zuschauer muss sich immer ausser dem Spiele befinden, und auch das Bekannteste muss er sehen, als geschähe es in einer fremden Stadt. An die Menschen auf der Welt, an ein Leben voll Widersprüche und Thorheiten, das auf der Erde gar lustig sich ausnimmt, daran, und nicht an seinen Nachbar, an seine Grolle, an seinen Neid, an seine Feindschaft oder seinen Geldkasten muss er denken. Mit allgemeinem menschlichen Interesse muss er das Spiel der Welt mit ansehen, seine Angelegenheiten muss er hinter sich lassen, und weder König noch Unterthan, weder Krieger noch Kaufmann, weder Meister noch Geselle — nein, nur der Mensch muss fühlen und richten. Wir wissen zwar recht gut, dass wir den Menschen in

diesen Zustand, wo er ohne Leidenschaft rein menschlich empfindet und urtheilt, versetzen, dass wir nach Aristoteles den Zuschauer von aller Leidenschaft reinigen, und seinen beengten Geist nach seinem Urgepräge einmal wieder frei machen sollen, aber — für den Stall des Augias gehört ein Herkules, und der war mehr als ein Mensch. — Noch können Sie einwenden, dass ein gewisses sittenloses Leben doch einen heitern Leichtsinn gebe, mit welchem man für ein Lustspiel recht wohl gestimmt sei. Dies ist allerdings wahr, und trägt auch für das Theater seine Früchte: ein Spiel von Kabalen, von Intriguen wird dadurch erleichtert, Gewandtheit, Schnelligkeit und Kühnheit in den Uebergängen wird dadurch befördert, und das Spiel geniesst in dieser Sphäre eine Art von Freiheit; aber dies bleibt doch ein gefährliches Spiel, weil der Rückweg zur Natur darin so erschwert und oft selbst der Rückblick dahin verbaut ist; denn mit den Bekehrungen ist es nichts, weil es doch nur Nothbekehrungen sind; mit einer Beimischung von Moral und guter Gesinnung ist es misslich, weil das Schlechte dadurch nur übertüncht und alsdann wohl mit dem Guten verwechselt wird; das Gefährlichste aber ist, dass wir nicht sicher

sind, ob Sie diesem allen auch mit freiem Geiste zusehen, und nicht vielmehr bloss darum Antheil daran nehmen, weil Ihren eigenen Lüsten dadurch gefröhnt wird. Diess führt uns auf einen zweiten anscheinenden Vortheil für das Lustspiel, nämlich auf die Anspielungen und Zweideutigkeiten, die allerdings viel Lachen erregen. Aber, wenn wir diess auch für etwas wollten gelten lassen, wie viel Nachtheile entspringen nicht für uns wieder daraus? Dürfen wir wegen Ihrer Sittenlosigkeit wohl noch wagen, die natürlichsten und unschuldigsten Dinge zu nennen? — Wie Ihre Verdorbenheit Ihnen einen grossen Zwang im Reden und Betragen auferlegt hat, so auch uns. Was der gute, gesittete Mensch als einen Scherz, als einen Muthwillen gern sieht, und herzlich belacht, ohne dabei an etwas Böses zu denken, oder gar sündliche Lust dabei zu empfinden, das müssen wir jetzt von unsern Spielen fern halten, wegen Ihrer Ausschweifungen und übergrossen Kenntniss der Sünde. Wie sollen wir übermüthig seyn in unserer Lust, wenn Sie jede Schalkhaftigkeit, jeden Seitenblick, jedes Wort, welches sagt, dass wir Menschen sind, uns verargen und übel auslegen? Lassen Sie uns wieder hinaus in die Natur, lassen Sie uns frei seyn,

wie der Vogel in der Luft, so sollen Sie sehen, dass wir, wie er, von Ihrer Sünde nichts wissen, ob wir gleich Schelm- und Spottlieder singen. Ja, Sie sind Schuld, wenn wir uns oft wie aus Verzweiflung unter das Volk stürzen, und uns auf Märkten und in Spielbuden mit dem Hanswurst herumtreiben, um nur einmal vor Fröhlichkeit blühende, lachende Gesichter zu sehen.

Diess ist unser Schicksal, diess sind unsere Klagen. Bessern Sie sich, so wollen auch wir ein anderes Leben anfangen. Frisch gewagt, nicht viel bedacht, wir müssen eilen, der Sand verrinnt. — Und die Post geht; leben Sie wohl, und vergessen Sie nicht

Ihre

treuergebenen

Lustspieldichter.

Ueber das Komische.

Unter den verschiedenen Kennzeichen und Merkmalen, durch welche sich der Mensch von den Thieren unterscheidet, ist besonders auch die von der Natur ihm verliehene Eigenschaft merkwürdig, dass er lachen und weinen kann, und wenn die andern Gaben, wie die Sprache und das Kunstvermögen, von dem Daseyn des Verstandes und der Vernunft einen Beweis geben, so ist es auch wahrscheinlich, dass nicht weniger Lachen und Weinen mit seinem Geiste in Beziehung und Verbindung stehen. Und in der That bemerken wir bald, dass beide sinnliche Aeusserungen nicht nur dazu dienen, einen körperlichen Zustand, sondern auch, einen Zustand des Geistes auszudrücken. Die Empfindungen, die sich in ihnen offenbaren, brechen plötzlich hervor, und

geben sich unwillkürlich und oft wider seinen Willen kund. Etwas Unnennbares liegt in dem Zustande, das von der Affection besonderer Umstände herrührt, und sich nicht gleich und nicht völlig mit Worten sagen lässt. Die Natur selbst hat es nicht für hinreichend gehalten, den Menschen zur Aeusserung seines Geistes und seines Gemüths mit Ton und Sprache zu begaben, sondern ihm als Vermittler und schnelle Boten zwischen Geist und Körperwelt noch die Thräne und den fröhlichen Schall des Lachens beigesellt, die das Herz von der Macht eines dunkeln Gefühls entbinden und erleichtern müssen. Es ist der Geist, der Gedanke, die Vorstellung, die unmittelbar den ganzen Körper durchdringt und erschüttert, und die erregten Sinne wieder nach innen auf ein Urtheil und auf einen höhern Richterstuhl zurückweist. Das Nahe, was sich begibt, deutet plötzlich auf etwas Entfernteres, das Irdische auf etwas Höheres, auf etwas Allgemeineres hin. — Das Weinen, im Glück sowohl als Unglück, wenn es nicht bloss körperlich erzwungen ist, schliesst mit einer Wehmuth, mit einer Sehnsucht, mit einer Ahnung sich an einen reinern, vollkommnern Zustand der Seelen an, und offenbart unserer Sympathie etwas Edles, etwas Schuldloses, von

der Natur Geheiligtes, das wir mit einer frommen, religiösen Scheu achten und ehren. Die Thräne macht uns verstummen, versetzt uns in Rührung, bewegt uns zum Mitleiden. Es ist, als ob die Natur, selbst redend, sich des Menschen annähme, als ob eine verborgene Gottheit seine Stimme über den Verlassenen hören liesse. Der Weinende rettet seinen Werth, seine menschliche Würde, unsere Theilnahme bestimmt ihm ein besseres Glück, und auch in der Freude empfinden wir den geheimen Wunsch für eine längere Daner und für die Erweiterung eines mehr geahneten als noch völlig genossenen angenehmen Zustandes. Es sind die Schranken des Daseyns und die Spuren höherer Abkunft zugleich, die sich in unsern Empfindungen berühren.

Und eben so bedeutungsvoll scheint das **Lachen**. Es bricht auch, und mehr noch als jenes, plötzlich und unwillkürlich hervor, der Geist ist von einer Erscheinung, von einer Vorstellung überrascht, und gibt eine besondere Empfindung, ein Urtheil, eine Verwunderung zu erkennen. Etwas Ungewöhnliches hat sich begeben, dass er nicht so dachte, nicht so vermuthete, und was er mit den Sinnen wahrnimmt, scheint er in dem Augenblick nicht

fassen, nicht völlig begreifen zu können. Er ist bewegt, erschüttert, und geräth in den Zustand des Vergnügens. In der Gewalt des Gegenstandes fühlt er sich dennoch frei, glücklich, erheitert. Er scheint befremdet, und doch ist es, als ob plötzlich ein höheres Licht ihn umstrahlte, als ob eine hellere Einsicht, eine grössere Klarheit ihn durchdränge, als ob sein ganzes Wesen mit einem Lichtblick ins Verborgene sich erweiterte, und mit einer Vorempfindung schon jetzt eines schrankenlosen Daseyns sich erfreute.

Etwas Eigenthümliches ist es, das dem Lachen zum Grunde liegt, wofür die Sprache vergebens Worte sucht. Komisch, lächerlich wiederholt nur das Resultat, die Wirkung des Gegenstandes. Soll der Andere ein Gleiches empfinden, so muss der Lachende wieder die Erscheinung selbst hinstellen, oder sie durch Vorstellungen erregen. Keine allgemeine Umschreibung, kein Begriff, jeder einzelne Vorfall kann nur für sich wieder die Wirkung des Lachens hervorbringen, und lässt sich nicht unmittelbar aus der Empfindung mittheilen.

Da indess der Grund und die Ursache des Lachens nicht blos im Menschen, sondern zugleich auch in der äussern Erscheinung liegt,

und sich hier sogar auf gewisse Punkte concentrirt, so ist die Anreitzung, die Wirkung in der Ursache zu entdecken, sehr gross, und hat von jeher viele Geister zur Erkenntniss des Lächerlichen in Bewegung gesetzt. Zweierlei Wege haben die Philosophen besonders eingeschlagen, um zur erwünschten Entdeckung zu gelangen: bald haben sie die Beschaffenheit des lächerlichen Gegenstandes untersucht, bald die Veränderungen im Menschen in Obacht genommen, die bei der Entstehung des Lachens in ihm vorgehen, öfters aber auch die eine Rücksicht mit der andern verbunden. Dadurch sind sie auf mancherlei Bemerkungen und Resultate, aber auch immer wieder auf neue Hindernisse und Schwierigkeiten gestossen. Je weiter, je mehr gab es zu bedenken, zu bezweifeln. Bei der offenen Erscheinung der lächerlichen Gegenstände durfte man freilich nur das Gemeinsame, das Zutreffende von allen sammlen, um zur Kenntniss gewisser allgemeinen Eigenschaften zu gelangen; da aber diese Beobachtung theilweise durch alle lächerlichen Erscheinungen hindurch gehen musste, so konnte man nie mit Bestimmtheit wissen, ob auch in der Erklärung, die aus der Wirklichkeit genommen war, alle Möglichkeiten mit inbegriffen

wären. Entweder gab man zu wenig Merkmale an, so entschlüpfte mancher Gegenstand, der damit nicht getroffen wurde, oder man häufte sie zu sehr, dann empörte sich wieder manche Erscheinung dagegen, und es zeigte sich, dass sie bei aller Lächerlichkeit doch dieses oder jenes Merkmal nicht an sich trüge. — Blieb man aber bloss dabei stehen, dem Menschen beim Lachen zu beobachten, so bemerkte man wohl, was in ihm vorging, die Veränderung seines Gemüths, aber nicht, was sie veranlasste. Man fand hier auf jeden Fall immer zu wenig.

Alle Untersuchungen dieser Art liefen zuletzt darauf hinaus,

1) dass das Lächerliche durch eine plötzliche Auflösung der gespannten Erwartung in Nichts (innerlich), 2) dass es durch Abweichungen vom Gewöhnlichen, durch Contraste und Widersprüche (äusserlich), und 3) durch Unsinn entstehe und ein angeschauter Unverstand sei (innerlich und äusserlich).

Leicht wurden diese Erklärungen aber über den Haufen geworfen, dadurch, dass man zeigte, nicht jede Auflösung der Erwartung in Nichts, nicht jeder Contrast, nicht jeder angeschaute

Unverstand sei lächerlich; mancher Contrast erwecke eine widerliche Empfindung oder befördere sogar das Erhabene, und man finde daher für nöthig, im Gespräch noch das Wort komisch zu Contrast hinzuzufügen; der Unverstand aber sei eigentlich etwas Unangenehmes, Verdriessliches, und man begreife nicht, wie ein vernünftiger Mensch darüber lachen könne. Daher auch mancher Philosoph das Lachen darüber zwar als Erfahrung zugab, sich selbst aber so viel als möglich dessen enthielt, oder, wenn es ihn ja überraschte, gleich hinzusetzte: es ist dummes Zeug! *) Darüber hatten denn andere wieder ihre Noth, das Lachen als etwas Gutes, Nützliches und Würdiges zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen.

Indess fand die Annahme von Unsinn und Unverstand und Contrast noch immer den meisten Beifall und manche Dichter glaubten es nach dieser Definition nicht unsinnig und toll genug machen zu können.

Mit der Zeit aber kam man nachforschend auf den Gedanken, dass beim Komischen wohl

*) Diess ist noch bei einem jetzt lebenden Philosophen der Fall, der sich mehr nach der Definition als nach seiner Empfindung richtet.

noch etwas Allgemeineres und Höheres zum Grunde liegen müsse, und um dieses ausfindig zu machen, nahm man zu sinnreichen Vergleichungen zwischen Scherz und Ernst und zwischen dem Komischen und dem Erhabenen seine Zuflucht, man begab sich mit der Betrachtung in die poetische Entstehung des Komischen, in die Phantasie des Dichters, in das Wesen der Kunst und suchte höhere Vergleichungspunkte und Gegensätze, stellte für die erhabene und für die komische Poesie zwei Ideale auf, oder vielmehr man erfand nach Massgabe der erstern auch für die letztern ein Ideal, das mit dem andern einen Gegensatz bilden musste. Dabei vernachlässigte man aber auf der andern Seite wieder die sinnliche Erscheinung, die objektive Welt mit den wirklich ursprünglich gegebenen Veranlassungen des Lächerlichen, und räumte statt dessen dem Dichtergeiste bei seiner Schöpfung so viel Freiheit ein, dass man sein Schaffen und Streben beim Komischen geradezu in eine Umkehrung, in eine Vernichtung der Welt und sein Ideal in die Aufstellung der Carricatur setzte. Man nahm auf einmal den Flug zu hoch, und zu weit hinaus, und es zeigten sich hier und da Folgen davon für die Anwendung von nach-

theiliger Art. Das Wahre und Hohe in dieser Ansicht musste nicht nur manchen Missverständnissen, sondern selbst der Gefahr ausgesetzt seyn, die Grenzen des Komischen mit einer zu allgemeinen Auffassung zu sehr ins Unbestimmte zu erweitern. Indem diese Auffassung der Phantasie des Dichters und seiner Willkür schmeichelte, beachtete sie die äussere Natur, die objektive Welt nicht genug, aus deren Beschaffenheit selbst (sowohl ihrer Erscheinung als ihrem Geiste nach) doch erst die komische Vorstellung des Dichters als begründet hervorgehen muss, wenn sie Wahrheit haben soll. Wie die Poesie überhaupt, so muss auch die komische Gattung derselben eine Darstellung der Natur seyn, und auf gewisse Punkte (auf einerlei Wahrheit) schon für diese Welt mit dem Ernst zusammentreffen. So geistreich und angenehm es ist, die Poesie aus dem Standpunkte der Phantasie und des beschauenden Gemüths zu betrachten, so leicht ist diess gewissermassen, indem man sich dabei selbst einem Phantasiespiele überlassen kann; schwerer und gründlicher scheint es, das Innere mit dem Aeussern auszugleichen, und die Parallele zwischen beiden Welten aufzufinden, wovon eine die Wahrheit der andern bestätigt. Was

hilft alles formelle Streben, wenn es zuletzt nicht auch das Objektive (die Natur) ergreifen und ergründen kann! Die ganze Wissenschaft des Schönen mit allen ihren Theorien sollte in der Auffindung der Wahrheit eben so objektiv (von aussen her) als subjektiv (von innen her genommen) seyn, und in dem Inhalt, in der Materie, in dem Wesen der Welt eben so gut als in der Form der Auffassung den Zusammenhang ihres Systems ergründen und erbauen, ohne welche Doppelrücksicht alle Erkenntniss entweder negativ, dürr und unfruchtbar oder zu sehr der Willkür der Phantasie überlassen bleibt. —

Von oben her muss freilich die Erklärung des Komischen kommen, aber sie muss nicht mit einer geistigen Ansicht bloss das Ganze überschweben, sondern zugleich auch nach unten zu, in alle Tiefen, in alle Arten der komischen Erscheinungen sich verlieren, und ihre Regeln und Folgerungen auch in der Anwendung bis in jede Einzelnheit hinab leiten. Sie muss nicht die Frucht des Baums geben, sondern den Baum selbst nach beiden Richtungen, in das Licht hinauf und in den Boden hinab erscheinen lassen. Der Mensch aber ist es, der, fest gewurzelt wie der Baum und hinauf verlangend zum Lichte, Körper mit Geist,

Sinnlichkeit mit Freiheit, das Irdische mit dem Göttlichen verbindet. Ihn so betrachtend, finden wir, dass das Komische nichts anders als ein Spiel der Natur mit dem Menschen, einer höhern Freiheit mit der beschränkten Willkür, und das Lachen eine Lust an diesem Spiele sei. Jede komische Darstellung und Erscheinung bringt in einem Spiele und Widerspiele zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen innerer und äusserer Natur, zwischen Geist und Körper, zwischen dem klugen, glücklichen Menschen und dem noch weisern, mächtigern Weltgeiste — das Mangelhafte der menschlichen Freiheit, die Abhängigkeit des Menschen vom Physischen, den Behelf in den Mitteln zur Ganzheit zum Bewusstseyn und zur Anschauung. Subjektiv als Betrachtung ist das Komische diejenige Ansicht der Welt, nach welcher mit der Freiheit des Menschen Scherz getrieben wird; als Anwendung in der Kunst ist es die Hervorbringung eines solchen wechselseitigen Spiels (wo der Dichter dichtend die Natur oder den Weltgeist nachahmt), das Ausstellen von solchen Handlungen und Verhältnissen des Menschen, wodurch die Abhängigkeit seiner Freiheit ohne Aufhebung

derselben sichtbar und fühlbar wird. Objectiv ist es jede Erscheinung, wodurch die Freiheit des Menschen ohne Untergang mit der Natur in Widerspiel geräth, oder das Erscheinen des Spiels der Natur mit dem Menschen bei Behauptung der Freiheit.

Wir bemerken in dieser Erklärung zwei Hauptbestandtheile: die Freiheit des Menschen und den Willen der Natur.

Zuerst von der Freiheit. Diese erfordert, als das Vermögen zu wählen, dreierlei: Verstand, Dinge als Mittel und Ideen als Zwecke. Jedes wird eine Quelle des Lächerlichen.

Von Seiten des Verstandes erscheint der Mensch gleich lächerlich, wenn er klug zu handeln glaubt und doch etwas Unkluges thut, daher Widerspruch, Unverstand und Contrast im Gebiete des Komischen eine Hauptrolle spielen. Aber dass sie das Komische nicht erschöpfen, sieht man zunächst daraus, dass zur Freiheit nicht nur Verstand, sondern auch Mittel und Macht gehört. Gibt sich der Mensch mit seinem Willen, mit seinen Vorsätzen, mit seinen Einsichten als gross und herrschend kund, während die Aussenwelt und der Besitz und Gebrauch der Dinge ihn wieder schwach und ärmlich erscheinen lässt, so ist er alle Augen

blicke dem Gelächter preisgegeben. Und selbst dann endlich, wenn er auch die rechte Einsicht mit hinreichenden Mitteln verbindet, ist er nicht frei davon, sobald der Zweck seines Handelns und das, worein er seine Glückseligkeit setzt, gegen den höchsten Zweck seiner menschlichen Natur überhaupt als Thorheit, als etwas Aermliches und Kleinliches erkannt wird und seine Vorstellung mit der höchsten Idee des Weltalls (mit der Ganzheit) nicht zusammentrifft. Mit der Freiheit des Menschen legen wir ihm auch zugleich das Streben nach der höchsten, absoluten Freiheit bei (die nur in der Ganzheit der Welt existirt), lachend glauben wir daran, und in den Verirrungen, wie in den besten Handlungen des Menschen sehen wir, wenn wir die Absicht von Zweck zu Zweck verfolgen, keinen andern Willen, als das Verlangen nach der höchsten Freiheit, der höchsten Idee.

Der zweite Hauptbestandtheil des Komischen ist die Natur, als Bedingniss und bestimmender Grund der menschlichen Freiheit.

Sie begreift die ganze Körperwelt als Mittel für die handelnde Seele, und hiermit zugleich die Beschränkung derselben in sich. In so fern sie aber Mittel und Bedingung zugleich hergibt, und in ihrem grossen Zusammenhange

den Menschen in Abhängigkeit von sich erhält, ja ihn sogar bestimmt und leitet, erscheint sie als handelnd, wollend, herrschend, gebietend, kurz als ein verborgener Geist, der sich aller äussern Dinge zu seinem höchsten Zweck bedient, aus jedem Körper wie aus einem Gliede hervorstrebt, und durch mancherlei Verknüpfungen und Beschränkungen den Menschen bald so, bald anders in Thätigkeit, in Spiel und Kampf und Verlegenheit setzt. In diesem Sinne erscheint die beschränkende Körperwelt wieder als belebt, als ein handelnder Geist, der dem Geiste des Menschen nur unter der Bedingung seine Freiheit gegeben hat, dass sie sich wieder mit dem höchsten Zwecke des Ganzen vereinigen und sich erhebend wieder in denselben zurück begeben soll.

Da nun diese Vereinigung mit dem Höchsten auf unendlichen Umwegen geschieht, und das Ziel, das wir ahnen und glauben, hoch über alle irdischen Bestrebungen hinaus liegt, so kann es nicht fehlen, dass wir bei erweiterter Einsicht uns oft gedrungen fühlen, den Menschen mit seiner Freiheit nicht nur bei jeder augenscheinlichen Thorheit, sondern selbst auf jeder Stufe des Handelns und Seyns zu belachen. Eben, dass er fortsteigend sich des fehlenden

weiten Abstandes vom Ziele nicht bewusst ist und immer schon hoch zu stehen glaubt, zeigt uns ihn in einem komischen Lichte. Und doch hätten wir nie ein Recht zu lachen, wenn wir, obgleich Mitgefangene, nicht einer über alle Beschränkung hinaus gehenden Ansicht fähig und mit dem Gefühle einer hohen Bestimmung und mit dem Glauben an die höchste Freiheit begabt wären. Der Dümmste und der Klügste lachen gleich viel, der erstere, weil er auch den nächsten Zweck nicht sieht, und der letztere, weil er selbst beim klügsten Handeln noch eine grosse Entfernung vom höchsten Zweck gewahr wird. Mit der Einsicht steigert sich der Grund des Lachens, aber in dem Lächeln der Einfalt steckt schon das Lachen der Klugheit, das sich zuletzt über das Treiben und Handeln der ganzen Welt erstreckt. Je freier und glüklicher der Mensch in seiner Beschränkung sich fühlt und dünkt, desto leichter ist er dem heitern Spotte des beschauenden Geistes ausgesetzt; aber auch der, welcher sich ängstigt und plagt um geringer Ursachen willen, ist ein Gegenstand desselben. Der ganze Schauplatz der Welt wird auf diese Weise endlich ein Spiel der Lust und jede Verrichtung mitwirkend zum Scherze, sobald unsere Phantasie oder der Dichter uns in

eine solche Ansicht versetzt, dass wir uns des Behelfs in dem Gebrauch aller Dinge bewusst werden. Gehen und stehen, sprechen, essen, trinken, jede Bewegung eines Gliedes hat schon von Natur seinen komischen Theil, der den völlig freien Geist zum Lachen reitzen kann. Nicht bloss in der Abhängigkeit des Menschen von diesen Dingen, die von aussen her bewirkt wird, tritt das Komische beim Handeln hervor, sondern auch der Scherz des Dichters, der den Weltgeist nachahmt, und die Laune des Handelnden, der mit diesen Mitteln der Existenz, im Bewusstseyn der höhern Freiheit, sein Spiel treibt, bringt es bei dem Zuschauer zur Empfindung. Dieses Zurückgeben des Scherzes offenbart sich in heitern Stimmungen bei jedem Komiker, beim Dichter sowohl als beim Schauspieler, und geht bei der Darstellung durch Ton und Bewegung bis in den Gebrauch des kleinsten Wortes, bis in die Fingerspitzen, bis in die Fusszehen hinab, so dass man vom Komiker sagen kann, an ihm ist alles komisch. Spielend belächelt der freiere Geist die Geistesinstrumente, deren er sich bedienen muss, und durch seine Lust blickt eine Ironie hervor, mit welcher er die sinnliche Welt zugleich geniesst

und gering schätzt. Immer schwebt das Komische zwischen zwei Naturen, zwischen Körper und Geist, dem Bedingten und Unbedingten, der äussern Nothwendigkeit und der halben Freiheit. — Der objektive Grund des Komischen aber liegt in der Zusammenfügung, sowohl der Welt als des Menschen, in der Ausdehnung des Geistes durch einen körperlichen Zusammenhang, wo die Freiheit nur theilweise wirken, und der Wille nur theilweise schalten und fördern kann. Eben weil des Menschen Natur nach einem Ganzen strebt, und er mit seiner Idealität sich an das Weltall anschliesst, das er doch nie völlig zu erkennen, zu überschauen, noch zu besitzen vermag, so bleibt alles, was er thut und treibt, gegen die absolute Existenz nur ein ärmliches Zusammensetzen und Zusammenstücken, wo bald hier bald da ein neuer Riss entsteht. Alle Veranstaltungen der Menschen, womit sie für ihre niedern und höhern Zwecke eine bürgerliche Welt und eine Staatsverfassung bilden, sind daher mit ihren getheilten Thätigkeiten immer dem Vorwurf der Einseitigkeit und der Mangelhaftigkeit des Behelfs ausgesetzt. Stände, Gewerke, Gerichtshöfe, Regierungsarten, Schulen, alles gehört dahin. Der

Mensch mag sich wenden, wohin er will, und noch so eifrig zulangen, bald hat er hier zu wenig, bald dort zu viel gethan, und mit jedem Heil kommt eine neue Gefahr. Wie er auch das Kleid, worein er sich hüllt, ziehen und rücken mag, nirgends reicht es zu, ihn ganz zu bedecken, bald kommt hier, bald dort eine Blösse zum Vorschein. Nach langem Frieden bedarf er des Krieges, und im Kriege häuft er Unglück und neue Thorheiten. Zerstörend und erhaltend, verwundend und heilend, menschlich und unmenschlich zugleich, heute Freund und morgen Feind, schwebt er unstät zwischen Willen und Natur in halber Freiheit und in halber Sclaverei.

Bei solchem Spiel und Widerspiel, bei solchem vergeblichen Streben nach absoluter Ganzheit, muss es eben so leicht seyn, den Menschen zu beweinen als zu belachen, und es gibt einerlei Sinn weinend über den Bedrängten den stärkern Willen des Guten, oder lachend über des Thoren Glück seine höhere Freiheit zu ehren. Nahe berühren sich Trauer und Lust.

Anmerkung. Diese Betrachtung ist so anziehend und so weit ausschend, dass ich

mir unmöglich das Vergnügen verlagen kann, sie ein andermal fortzusetzen und mit grösserer Ausführlichkeit nach dieser Ansicht eine besondere Theorie des Lächerlichen zu versuchen.

Ueber Schiller und besonders den ersten Band seines Theaters, enthaltend: die Huldigung der Künste, Don Karlos und die Jungfrau von Orleans.

[1806]

Die Erscheinung eines Dichters, wie Schiller, der so viel Kraft mit so viel Anmuth, eine solche Erhabenheit mit einem so milden Glanze, eine solche Gedankengrösse mit dem Reitze eines so seltenen Wohlklanges verband, konnte der deutschen Nation, die es zur Zeit nur zu deutlich fühlte, dass ein grösserer Geist, eine erhabenere Gesinnung und eine höher aufstrebende Thätigkeit sie beleben müsste, nicht anders als äusserst willkommen seyn. Lange unaufgeregt von glänzenden Beispielen, getäuscht von bloss sinnlichen Genüssen, durch sogenannte Bildung nur noch mehr erschlafft, und

vom eigenen Selbstgefühl nur schwach emporgehalten, schmiegten sie sich nach einer fremden Stütze, woran sie sich aufrichten, nach einer fremden Grösse, worin sie das Gefühl ihrer Schwäche verlieren, nach einer fremden Gedankenfülle, womit sie den Geist wieder nähren und stärken, nach einem fremden Reitz, wodurch sie aus ihrem eigenen Herzen den schlummernden Keim des Bessern wieder hervorwekken konnten. Gern vernahmen sie daher den muthigen Zuruf, ihre Freiheit und ihre Zuversicht in sich selbst zu suchen, gern die Klagen über das, was sie selbst für verloren achteten, gern den kühnern Gesang, der sie über das Irdische hinaus in das Reich der Ideale trug. Das alles war und ist Trost, Balsam, Stärkung für sie. Abgewandt von dieser Welt, geniessen sie nun auf Augenblicke eines höhern Daseyns, und freuen sich, dass sie solcher Gedanken, solcher Gefühle, solcher Wünsche, solcher Entschliessungen fähig sind. Der edlere Mensch erwacht, das Göttliche erfüllt ihren Busen, das Himmlische belebt ihre Phantasie, eine süsse Täuschung bemächtigt sich ihrer ganzen Seele. Ein fremder Geist ist in sie eingekehrt, aber sie überreden sich, er habe hier seine Heimath gefunden, und sind überselig, ihn Freund,

Bruder, in den Liebling ihrer Seele zu nennen. Des Deutschen guter Wille, seine halb gebrochene Kraft, sein immer vorherrschender Verstand auf der einen Seite, und gegenüber Schillers hohe Idealität — was war da wohl natürlicher, als dass sie sich einander in die Arme eilen mussten, nicht wie der Freund dem Freunde, sondern wie das Weib dem Manne, das seines Beistandes bedarf. Nicht der hellere Schein einer sinnlichen Welt ist es, der sie zum Genusse hinzieht, sondern sein Geist, der sie fesselt, das Hervorbrechen eines innern, zum hohern Daseyn aufkämpfenden Lebens, das sie mit sich fortreisst.

Noch zu bitter, noch zu betäubend ist der Schmerz, womit sie ihrem verlornen Lieblinge in das Reich der Ideale nachblicken, als dass es jetzt schon Zeit wäre, sie in ihre irdischen Wohnungen zurückzuführen, und mit dieser Welt, als dem möglichen Schauplatze eines wahrhaft poetischen Lebens, auszusöhnen; doch — wenige Züge von dem Vollendeten zu entwerfen, wird einem glühenden Verehrer des göttlichen Sängers wohl erlaubt seyn, um sein verherrlichtes Bild desto deutlicher aufzufassen.

Bei allen Dichtern fragt man gern nach dem hervorstechendsten, glänzendsten Punkt,

der alle ihre Werke überstrahlt, und ihnen ein bestimmtes Kolorit gibt. Bei Schiler ist es der schaffende Gedanke, dem Gefühl und Phantasie die dienlichen Farben reichen. Dieser webt allen seinen Schöpfungen, wie eine leitende Kriegsfahne, voran. Wenn man ihn aber einen philosophischen Dichter nennt, so muss man darunter keinen bloss spekulirenden oder ruhig beschauenden, sondern einen philosophisch-praktischen verstehen, der zugleich mit Willenskraft hervortritt, und nicht sowohl den Himmel in schönen Bildern niederzaubern, als die Erde selbst mit den kleinsten Erscheinungen gern zum Himmel hinauf heben möchte. Desshalb regt er alles mit seinen Ideen mächtig an, und strömt seinen Geist gleichsam in die Dinge hinüber, um ihnen, wenn es möglich wäre, einen Aufflug zu verschaffen; bald aber verlässt er diese schweren Körper wieder, und schwebt in geistiger Gestalt über sie hinaus. Verachtung der Körperwelt wurde hier Ursache und Folge zugleich. Das Irdische mit seinem Geiste völlig zu durchdringen, und sich eine neue Welt zu schaffen, die ganz den Schein und das Leben der wirklichen trüge, dazu war entweder die Masse zu körperlich, oder sein Gedanke zu göttlich; selten vereinigen sich beide

ganz. Doch sind die Körper ihm bis zu dem Grade dienstbar, als es nöthig ist, um mit dem Schein des Daseyns des inwohnenden Geistes zu genießen. Vermag die in einem Hirtenthale geborne Jungfrau auch nicht, alle die göttlichen Gedanken und Gefühle, die sein himmlischer Odem ihr einhaucht, zum vollen Leben zu umfassen, so beweist doch Handlung und Rede Kraft genug, uns zu ihrem Geiste hinzuziehen und uns in ihr inneres Leben zu versetzen, um dort mit ihr den Himmel zu ahnden. Charaktere, wie der Graf Posa und Talbot, mussten für den Dichter ein nothwendiges Bedürfniss seyn, um für seine Ideen handelnde Körper zu gewinnen, dort für die Idee der Völkerfreiheit, hier für die Idee eines kalten Verstandes, im Gegensatz gegen eine handelnde Phantasie. In König Philipp wird die Tyrannei schon mehr zur Person; in der Königin aber erscheint die strenge Tugend mit reiner Weiblichkeit auf das Innigste verschmolzen. Don Karlos, der am meisten aus seinem Herzen handelt, zieht auch am meisten an, und verliert an Interesse, so wie er sich mehr der innern Gedankenthätigkeit und der Herrschaft einer Idee hingibt. — Es ist wahr, wenn man nur Eins, entweder die hohe

Geistigkeit der Poesie ohne die volle Täuschung des sinnlichen Scheins, oder das Spiel wirklicher, bloss sinnlicher Gestalten wählen sollte, so würde man jener unbedingt den Vorzug geben, da alle Objekte ohne poetischen Geist und Sinn leere und gehaltlose Erscheinungen sind; aber läugnen kann man es doch nicht, dass nur da, wo Geist und Körper sich zum freien, selbstständigen Leben aufs Innigste vereinigen, vollkommene, vollendete Poesie ist.

Wenn man Schiller lieber vorzugsweise einen Lyriker nennen will, so ist dagegen nichts einzuwenden, wenn man dabei nur nicht unterlässt, das Eigenthümliche seiner Lyrik bestimmt ins Auge zu fassen. Auch sie entzieht sich der Herrschaft des Gedankens und jener Erhabenheit nicht, die gern das Besondere ans Hohe und Allgemeine anknüpft, gern in Pathos übergeht, und durch Betrachtung auf den Geist wirkt. Seltener ist sie jene reine, einfache Lyrik, wo die Empfindung mehr aus sich selbst spielt, und sich mit einer gewissen Hingebung in gefällige Harmonie auflöst. Vergebens sucht daher die Musik seiner lyrischen Poesie völlig habhaft zu werden, der Gedanke strömt über, der mächtige Geist durchbricht die zarten Bande der Melodie. Wir vermissen

bei Schiller fast gänzlich jene einfachen Lieder, wie man sie sonst von einem Lyriker zu erwarten gewohnt ist. Statt dessen umschwebt seine Empfindung häufig die erhabene Betrachtung, der aufgeregte Verstand blickt verweilend auf sie herab, und führt aus einem besondern Zustande, wie ein weit leuchtendes Licht die allgemeine Wahrheit herauf.

Noch näher und bestimmter lernen wir vielleicht den göttlichen Sänger kennen, wenn wir ihn mit einem Dichter von entgegengesetzter Natur vergleichen, nämlich mit einem solchen, der sich nicht über die Dinge hin ergiesst, sondern diese selbst ruhig in sich aufnimmt, sie mit dem Gefühle zu einem Ganzen verbindet, und sie dann unmittelbar aus seiner Tiefe hervorgibt, so dass sie nicht, wie um seines Gedankens willen, sondern als neue, für sich bestehende, in sich geschlossene Wesen erscheinen. Eine Welt, so geschaffen, wird von selbst den Schein der wirklichen tragen, ja sie wird die wirkliche selbst seyn, nur unverkennbarer von einer Gottheit bewohnt, und so in ihrer Vollendung Eins, dass sie keinen andern Zweck hat, als ihre eigene Schönheit und die beschauende Lust. — Anders begegnet es uns bei Schiller. Er weckt in uns die Sehnsucht

nach dem Himmel, statt uns in ihrer Schönheit die Erde selbst zu zeigen, und wir öffnen oft mit Anstrengung alle unsere Sinne, um die geistigen, ungewohnten Erscheinungen ganz zu fassen und zu erklären; denkend schauen wir an; nicht im leichten Fluge der Phantasie, sondern mit dem Geiste nachstrebend folgen wir seinem Geist; von neuen Gefühlen belebt, fühlen wir Götterkraft in uns, aber — zurückgewandt zum irdischen Daseyn, erscheint die Welt leer und schal, wir athmen schwer auf, und die fremde Kraft verlässt uns. Des Dichters Erhabenheit, die uns hinreisst und entzückt, ist zugleich Ursache, dass wir nicht mit beruhigtem, zufriedenem Gemüth zurückkehren. In der Rückerinnerung sehen wir, dass es dem Dichter um die Ausführung eines Gedankens, um die Sache selbst zu thun war, und der Verstand ist es nun, der uns statt der Empfindung übrig bleibt. —

Der vorliegende erste Band der Dramen kann vorzüglich dazu dienen, Schillern nach seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Die Huldigung der Künste kann man als die Ouvertüre zum Ganzen ansehn, worin sich die Form des Drama's mit der Empfindung und Betrachtung zu einem lyrischen Spiele verbindet.

Hierauf folgt Don Karlos als das höchste, von Phantasie belebte, Verstandesprodukt, worin die herrlichsten, schönsten, erhabensten Ideen die Handelnden leiten, und die Situationen zu ihrer Entwickelung benutzen, weshalb es der Dichter auch ein dramatisches Gedicht genannt hat. — Den Schluss macht die Jungfrau von Orleans, als die Krone des Dichters, worin die Phantasie freien Spielraum gewinnt. Es trägt den Namen einer romantischen Tragödie; aber das Romantische darin ist mehr innerlich, als äusserlich, es ist der Himmelssinn der Jungfrau selbst; die übrigen Gegenstände empfangen von ihr nur einen schwachen Schimmer, und die Natur ist im Wechsel ihrer Erscheinungen nicht genug mit ihr im Bunde, so dass wir überall vom geheimen Zauber umfangen und festgehalten würden. Die neben ihr handelnden Personen erfahren von der überirdischen Einwirkung zu wenig, und stehen gleichsam nur staunend da, statt dass sie, in den magischen Kreis mit fortgerissen, das romantische Spiel erst vollenden sollten. So ragen auch Begebenheiten, wie die Erscheinung des schwarzen Ritters und das Zerreissen der Ketten, auf einmal zu auffallend hervor, und werden von dem Verstande der

angrenzenden Scenen zu nahe beleuchtet. Dagegen ist die Scene mit der wunderbaren Anlangung des Helms wahrhaft romantisch, weil sie, ins Dunkle spielend, der Phantasie einen tiefern Hintergrund eröffnet, so wie überhaupt der Prolog, in der reinsten, schönsten Poesie, als das anmuthigste Bild dem Ganzen voranschwebt. — Wer sich indess nicht um das romantische Spiel bekümmert, sondern nur mit der Jungfrau geht, lebt, denkt und empfindet, und sich ihrer Begeisterung, ihrer himmlischen Stimmung ganz hingibt, der wird des herrlichsten, göttlichsten Genusses sich erfreuen, dessen er nur jemals bei diesem Dichter theilhaftig wurde. — Und so lasst uns denn von dem, was Schillers hoher Genius nicht völlig erreichte, bescheiden unsere Blicke wegwenden, und mit Innigkeit und dankbarer Rührung die verliehene Gabe empfangen, die ein Gott uns gab.

Ueber den Werth des Oeffentlichen.

Zu den Ursachen, warum bei den Völkern des Alterthums, besonders bei den Griechen, die Menschheit besser gedeihen, völliger sich entwickeln und aufblühen konnte, gehört, wie bekannt, auch das öffentliche Leben, das öftere Beisammenseyn des Volks und das Handeln vor den Augen Aller, welches durch das mildere Klima sowohl, als durch die Staatsverfassung begünstigt und befördert wurde. Daraus musste von selbst der Charakter der Grossheit, der Würde und der frohern Lebensthätigkeit hervorgehen. Das blosse Privatinteresse, die stete Beschränkung auf sich und die Seinigen verengt den Geist, benimmt die Umsicht auf das Ganze, hindert das Aufsteigen zur Idee oder macht ihre Ausführung unmöglich. Erst in der Vereinigung fühlt sich Jeder

stark, und bestrebt sich, der grössern Verbindung würdig zu handeln. Diess gewöhnt ihn, mehr mit dem Auge zu umfassen, und gibt zuletzt in seinem ganzen Wesen und Thun eine Ahnung von Grösse. Vor den Augen Aller, in öffentlichen Versammlungen, auf freien Plätzen erhält sein Betragen eine festere Richtung, eine bestimmtere Haltung, mehr Selbstständigkeit und mehr Anspruch auf Achtung, sein Körper, wie sein Geist bekommt mehr Selbstvertrauen und nimmt bei voller Freiheit der Bewegung, schon um des räumlichen Abstandes willen, in welchem er sich mit Andern befindet, ein grösseres Massverhältniss an, woraus statt der biegsamern Höflichkeit im engern Raum, die nicht auf gleich und gleich, sondern auf Herrn und Diener berechnet ist, zuletzt die wahre Würde entsteht, die nicht auf Verläugnung, sondern auf Bewusstseyn und Anerkennung beruht. Alle Verbindung aber zu gemeinsamen Zwecken, die grössere Theilnahme und Mittheilung von Ideen muss natürlich auch der Eindruck eines Gegenstandes verstärken, seinen Werth erheben, die Herzen anfeuern, und Geist an Geist bilden und beleben, woraus denn mit der grössern Empfänglichkeit auch die grössere Fülle des Lebens und das frohere

Gedeihen hervorgeht. Mit diesem öffentlichen Leben, das die engen Schranken der Wohnung und der Privatverhältnisse gern mit dem freien Himmel und dem Anblicke des Volks vertauscht, ist zugleich eine grössere Annäherung an die Natur, der freiere Hinblick auf die Welt verbunden, durch deren Beobachtung die Sinne und das Urtheil gesund erhalten und geschärft werden. Und damit hängt das höchste Aufblühen der Kunst, die von der Natur und einer freiern Lebensthätigkeit unzertrennlich ist, wieder genau zusammen. So kommt endlich jenes Eine und Grosse zu Stande, das man Nationalbildung nennt, wo das Einzelne den Geist und das Gepräge des Ganzen erhält und durch die allseitige Wechselwirkung der Kräfte ein gemeinsames Verständniss entsteht. Man sieht leicht ein, dass viele Umstände zur völligen Entwickelung eines Volks beitragen müssen, aber bei allen mitwirkenden Ursachen bleibt immer die gemeinsame Anregung und Fortbildung durch das öffentliche Leben eine Hauptmittelvereinigung. In neuern Zeiten findet man dieses seltener, und unter nördlichen Himmelsstrichen ist vor allen Dingen das kältere Klima, das ein gemeinsames, öffentliches Leben oft unangenehm stört, ein mächtiges Hinderniss

dagegen. Rechnen wir hierzu noch die eigene Schuld, dass wir uns immer mehr in unser Zimmer, in unser Eigenthum und in den Kreis solcher Menschen zurückziehen, die mit der bloss allgemeinen Bildung uns wenig anregen, so ist es kein Wunder, dass wir statt jener Grösse in Denken und Handeln häufig das Kleinliche beschränkter Rücksichten, statt jener Würde im Betragen die blosse Manier des Umgangs und statt jener kräftigen frohen Lebensthätigkeit nur Halbheit und Oberflächlichkeit zeigen. Sollten wir nicht, statt immer mehr in diese Schwäche zu versinken, desto eifriger uns nach jenen letzten Spuren umsehen, die uns noch von dem öffentlichen Leben übrig geblieben sind? Es ist schön, sich mit seinen Freunden zusammen zu finden, es ist angenehm, sich mit einem Kreise gebildeter Menschen im Gespräch die Zeit zu verkürzen, aber unendlich schöner und herrlicher ist es, sich mit einer ganzen Stadt, mit den Bewohnern einer ganzen Gegend zu versammeln, und mit Geist und Blick Alle zu umfassen, die mit und um und neben uns des Lebens und Daseyns sich freuen. Und ist es nicht ein Volk, eine Stadt, so sind es doch die Menschen einer grossen Nachbarschaft, die sich unsern Blicken

zeigen und mit uns einerlei Luft athmen, auf demselben Boden gedeihen und an demselben Geiste Theil nehmen, der unser Zeitalter erleuchtet. Schon, indem wir unsere Augen darauf richten, erweitern wir den engen Horizont unsers eingekerkerten Lebens, lassen die Fesseln unserer Verhältnisse fallen, und erheben die Betrachtung zu dem Schauspiele grösserer Verknüpfungen, das uns nachher jeder Erbauung und jeder Freude fähig macht. Selbst das Nächste, was uns umgab, blieb uns oft unbekannt: jetzt werden wir erst gewahr, wie und wo wir stehen. Und wie wir von Thoren und Thürmen uns ein Bild der Stadt einprägen, so sehen wir in dem Strom der Menschen die lebendige Physiognomie des Landes, und fühlen uns selbst von den übrigen Ständen, die in einander wirken, wie Blüten auf einem zweigvollen Baume getragen und getrieben. Wir bemerken jetzt deutlicher, wo die Säfte des Lebens stocken oder frischer hinaufdringen, und entdecken oft in Stamm und Wurzel die Ursache unsers Gedeihens oder unsers beschränkten Wohlstandes. Indem wir Andere anschauen und mustern und von ihnen auf uns zurückblicken, werden wir erst in den Stand gesetzt, uns selbst zu beurtheilen und uns in der Verkettung der Glieder

ausfündig zu machen. Die grosse Verschiedenheit, die sich vor uns ausbreitet, lüftet uns die Bande der Gewohnheit, und zeigt uns ausser dem Gebrauch unserer Mittel noch tausend andere, die uns zur Einrichtung und Anordnung unsers Lebens möglich sind. Die Mannigfaltigkeit der Menge ist wie ein Reichthum von Waaren zur eigenen Auswahl, und das freie Handeln eines Jeden ein Rathgeber auf unbekannte Fälle. Bewegung, Gedanken, Empfindungen, Sprache — alles gewinnt im Umtausch gegen einander, und bringt uns bei der gemeinsamen Mittheilung in ein grösseres Massverhältniss zum Ganzen. Indem wir tausend kleinliche Rücksichten und Besorgnisse, die unsern zu kümmerlichen Eigennutz bezeichnen, mit edler Scham von uns werfen, nehmen wir mit beherzterem Muth Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche an, die als Charakterzüge eines ganzen Volks immer grössern Sinn verrathen, als häusliche Angewöhnungen. In der Menge thut sich eine Welt vor uns auf, und das menschliche Herz entwickelt sich vor uns in tausendfachen Gestalten. Nicht allein, dass wir hier und dort ein Ziel, ein Muster zum Nachstreben erblicken, sondern, indem wir selbst durch Vergleichung in der weit sichtbaren Masse

zu einem Tropfen im Meere werden, staunen wir über die reiche, wunderbare Schöpfung, die in so vielerlei Gesicht, Gestalt und Gemüth uns ein kleines Bild ihrer Unendlichkeit gibt. Welche Erhebung, welche Stärkung, welche Beseligung! Hier ist der Punkt, wo Leben, Kunst, und Religion zusammentreffen, und wo in einem Augenblicke auch der gemeinste Mensch ein Philosoph wird. Und wo sind nun diese öffentlichen, freien Versammlungen, die solche Betrachtungen in uns hervorrufen, und zu unserer Bildung so wohlthätig wirken? Welche Oerter, welche Gelegenheiten, welche Veranstaltungen dazu blieben uns noch übrig? — Es ist die Kirche, das Theater, der Markt. Hier ist es, wo alle Stände das Recht haben, mit gleichen Ansprüchen zu einerlei Zweck zu erscheinen, wo dieselbe Quelle der Gedanken Allen fliesst, wo derselbe Laut der Freude und des Schmerzes Aller Ohr berührt, wo dieselbe Fülle des Lebens Alle umwogt und trägt und hebt. Wie man von der Höhe eines Berges ein Land überschauet, so sind Kirche und Theater und Markt der Schauplatz in einer Stadt, wo man eine Provinz, wo man ein Volk erkennt. Und wie nahe verwandt sind nicht diese drei in Mittel und Wirkung! So sehr

sie sich beim ersten Anblick von einander zu entfernen scheinen, so ähnlich sind sie sich bei näherer Betrachtung durch den Geist, der sie belebt und beherrscht. Die Kirche hilft der Kunst durch den Anbau des höhern Sinnes, die Kunst veredelt das Leben und strebt ins Freie hinaus, woher sie wieder frische Nahrung nimmt. Durch alle aber schwebt das höchste Wohlseyn. — Lasst uns zuerst die Kirche betreten! Welche neue, herrliche Erscheinung! Glocken ertönen von hohen Thürmen, Menschen kommen von allen Seiten im festlichen Schmuck, eine grosse Nachbarschaft, ein Dorf, eine Stadt versammelt sich zu einem gemeinsamen Hause, das auf einem freien Platze wie ein steinerner Pallast da steht. Durch die geräumigen Hallen, wo Sitz an Sitz sich drängt, tönet die Musik eines stimmenreichen Instruments, das sonst nirgends gehört wird, und das in seiner Erhabenheit nur dem Donner, dem Sturme oder dem rauschenden Strome, und in seiner Lieblichkeit nur der menschlichen Stimme selbst zu vergleichen ist. Alt und jung, arm und reich, den Fürsten in seinem Herrenstuhl, wie den Bettler an der Thür, erblicken wir still und ehrfurchtsvoll, wie vor einer höhern Anwesenheit, die doch niemand sieht, die

aber Alle als gegenwärtig verehren. Jetzt erhebt sich ein Gesang, der dieselben Leiden, Hoffnungen und Freuden aller Herzen enthält, und dieselben Bitten alle dem Unsichtbaren vorträgt. Ist es nicht eine Familie? stehen sie nicht alle unter einem Herrn? Sind sie nicht alle durch Geburt und Sterblichkeit verwandt? Haben sie nicht gleiche Empfindung? Kaum, dass wir dieses bemerken, dieses denken, so fühlen wir von Andacht uns erhoben, wir stehen vor dem höchsten Herrn, und fragen uns um unser Schicksal. Eine Welt liegt unter uns, einem höhern Ziele streben wir zu, und die kleinliche Sorge sinkt unter uns zurück. Voll Muth und Mitgefühl, voll Nachsicht gegen Andere, fühlen wir uns wieder frei, unser Urtheil wahr und rein, unsern Geist befriedigt durch den Genuss eines höhern Guts. Und dieses höhere gemeinsame Gut, das über uns weit hinaus zu liegen scheint, ist doch auch wieder in uns, und geht vor unsern Augen als die höchste Blüte des Lebens aus dem ganzen Weltall hervor. Wie wichtige Keime liegen also selbst in dem dunkeln Gefühle der Andacht! Wie wahr schliesst sie die Ahnung der Kunst und des vollkommneren Lebens in sich! — Der Gesang ist geendigt, eine öffentliche Rede gibt unserm

Gedanken Worte, und unserm Geiste Stoff zu neuen Gedanken. Wir verlieren uns in ein freieres Feld der Betrachtung, und aus der höhern Ansicht der Dinge stellen wir die verlorne Reinheit und Unschuld wieder her, und erbauen unser Herz. So wird es geschehen, wenn der Redner voll Geist und Heiligkeit unsern Empfindungen vorauseilt, und seine Betrachtung nicht in das Irdische versinkt. In dem letztern aber liegt der Untergang der Religion, wie der Kunst, und das Leben wird ein blosses Aussenwesen. Kennzeichen hiervon sind der blosse Reitz des Neuen, und vorherrschende Beschäftigung der Sinne. Dem gemäss geht man alsdann nicht mehr um der Andacht willen in die Kirche, sondern, um einen Prediger zu hören, der eine schöne Rede hält, und uns angenehm unterhält. Dem gemäss darf das Heilige nicht mehr mit der Folge der Zeit sich verbinden, und als Sitte und Gebrauch wirken, sondern es muss sich, gleich dem Luxus, der Abwechselung unterwerfen, und immer als etwas Neues reitzen. Der Prediger darf nicht mehr nach den Sonntagen, die sogar in den Calendern darnach benannt sind, ein bestimmtes Evangelium zur Betrachtung wählen, sondern muss mit allerhand Sprüchen zur Anwendung auf

häusliche und bürgerliche Einrichtungen überraschen, und vor dem Altar, statt der alten Litanei, bald aus einem neuern Gedichte, bald aus einem Drama etwas absingen. Diessmal so, und ein andermal so, damit man nur immer etwas zu hören und zu merken habe. Und ist die Andacht einmal hier weggeschafft (wofür man die Aufmerksamkeit setzt), so muss sie auch aus dem Gesange fort, wo statt dessen moralische Abhandlungen geliefert werden. Lauter Erscheinungen der Zeit, lauter Mittel, die dazu geeignet sind, alle Spuren des öffentlichen Lebens, auch in der Kirche, noch vollends hinwegzutilgen. Man hat die Ursache davon in dem herrschenden Zeitgeiste gesucht und besonders den Zuhörern die Schuld beigemessen, aber dabei nicht bedacht, dass auch die Prediger dem Einflusse desselben Geistes ausgesetzt waren. Und diese haben denn auch so lange über den grossen Werth unserer Handlungen gesprochen, und die Entbehrlichkeit der Religion gezeigt, bis sie die meisten Zuhörer hinausgepredigt hatten, die nun auf jenen weisen Rath ihrer bürgerlichen Bestimmung, der Arbeit und der Klugheit nachgehen. Nicht, was der Mensch thut, sondern was er dabei denkt und empfindet, die Beziehung auf etwas

Höheres, sein Anschliessen an das Geisterreich kann ihn aus dem bloss sinnlichen, gemeinen Zustand über das Thier erheben. Ohne diesen Seelenadel ist seine Glückseligkeit nicht viel besser als eine Grasung oder Eichelnmast, und seine kluge wohlberechnete Thätigkeit nicht mehr werth als der Gang eines Mühlrades, das uns auch mit Brod versorgt. Der Hauptsache, des wachsenden Korns, der grossen Werkstätte der Natur mit seinem verborgenen Werkmeister wird dabei wenig gedacht. Statt der Religion findet man sich mit ihrem Policeidiener, der Moral, ab, und ist schon froh, wenn durch das Rechtthun über Mein und Dein geschlichtet wird. So hat der liebe Zeitgeist, auch durch den Mund der Prediger, uns immer mehr heruntergezogen und mit dem Einmaleins des Verstandes alle höhere Ahnungen wie mit einer Zauberformel hinweg gebannt. Und wie denn diesem Kleinhandel alles Grosse weichen muss, so muss auch das Herrliche, das in der Idee einer öffentlichen heiligen Versammlung liegt, allmälich verschwinden. Aber hat es deshalb seinen Werth verloren, weil es verkannt wird? bleibt nicht das Grosse des ersten Gedankens, der eine solche Zusammenkunft des Volks beschloss, auch nicht in seinen letzten Spuren

noch verehrungswürdig und wirksam? Und sollten wir damit auch weiter nichts erreichen, als einige Augenblicke der Ruhe und der Stille, die dem Gewirre des Lebens ein Ende macht, und uns zum Nachdenken bringt, so ist damit schon viel, und nach der Behauptung der Quäker alles gewonnen.

Immer sinnvoll und erhebend ist der Anblick einer versammelten Menge, wo alle Stände mit gleichem Recht zu einerlei Zweck sich zusammen finden, und Jeder nach Ablegung seiner Werktagsbestimmung nur als Mensch erscheint. Dieses Grosse gibt auch die Idee eines Theaters, wo die Plätze mit Menschen von allerlei Geschäft, von allerlei Stand, Alter und Charakter sich füllen, welche alle das Recht haben, einem Spiele, das sich vor ihnen eröffnet, Beifall oder Missfallen zu bezeigen. Hier geht der Diener mit dem Herrn an einerlei Tisch, und freut sich mit ihm desselben Mahls. Er verlässt sich darauf, dass er ein menschliches Herz hat, um mit ihm gleich — wenn auch nicht im gleichen Grade — zu empfinden; er kommt mit Forderungen, mit Erwartungen, und will gleich ihm hier unterhalten seyn: Verhältniss, Geschäft und jedes besondere Wissen bleibt dahinten: eine denkende Seele, mit Sinnen und

Leidenschaften begabt, ist fast alles, was er zu seiner Vorbereitung mitbringt. Gleich Harfen mit anklingenden Saiten, gibt sich Jeder dem Eindrucke hin, der mit dem Hauche der Rede ihm zuweht. — Und welch ein Spiel ist es, dem die Menschen hier zusehen? Das Spiel der Welt, das Spiel ihres Herzens, ihr eigenes Schicksal. Der Mensch stellet den Menschen dar, er beschauet sich hier, und belacht und beweint sich selbst. Von allem ruhet die Wahrheit in seiner Brust, und sagt ihm, dass es so ist. Und dennoch bleibt es morgen, wie heute. Nicht, dass er sich erkennen und bessern sollte! Mit nichten! das wäre von der Kunst nur gering gedacht. Es ist zu seiner Lust. Er kommt nach Tagen, nach Jahren wieder, und sieht, dass noch immer der Geitzige knickert, der Schelm betrügt, der Stolze sich brüstet, der Verliebte seufzt und Männer und Weiber oft Untreue begehen. So ist es, so war es, so wird es seyn. Es ist ewige Wahrheit, was er anschaut, gross ist der Wechsel der Erscheinungen und der Gestalten, aber nur die Form ändert sich, die Sache bleibt: alle Thorheiten der Menschen dauern fort; weil aber das Ganze dabei besteht und das Leben ein angenehmes Ding ist, so lässt er alles als ein ergötzliches

Spiel an sich vorüber gehn. Wie alles passt, wie es trifft! Er fühlt es wohl, dass die Wellen an sein Herz schlagen, aber er steht frei wie ein Gott da, und sieht dem Getümmel zu. Schon in seiner eigenen Brust ist er frei im anschauenden Genusse des Spiels. Er hört auf, nach seinem Vortheile, wie zu Hause zu empfinden. Er wirft sich zum Richter einer allgemeinen Sache auf. Etwas Fremdes, etwas, das ausser ihm geschieht, schärft sein Urtheil. Sein Gefühl läutert sich in der allgemeinen Sympathie menschlicher Leiden und Freuden, und weil seine Neigung sich immer auf die Seite des Guten und des Gerechten wendet, so reinigt und stärkt sich zugleich die empfindende Seele. — Und kein Stand, der hier nicht vor das Gericht müsste. Vom Höchsten bis zum Geringsten, er mag befehlen oder gehorchen, müssen alle hier mit ihrer Qual und Lust, mit ihren Schwächen und Thorheiten erscheinen, und nicht nur von den Strafreden ihrer Gegner sich züchtigen, sondern sich ihre persönliche Darstellung selbst bis auf Gang, Mienen und Gebehrden, ja bis aufs Wort gefallen lassen. In der That ein heiliger Ort, wo solches Recht gilt! Ein Tempel der Gottheit, wo eine ganze Welt zu unserer Beschauung aufgeht! Ein

ewiger Quell des Lebens, wo der Genuss unserer Tage immer aufs neue hervor quillt! Ein unerschöpfliches Gastmahl, wo ein ganzes Menschengeschlecht sich unterhält von seinen eignen Gütern! Der herrlichste Triumph der gefangenen Seele, die ihrer selbst lachen und — auch den Schmerz noch in ein Spiel der Freude verwandeln kann! — Und ist das nahe Beisammenseyn so vieler Menschen nichts werth? Ist das Zusammentreffen so vieler entfernten Bewohner, die hier einmal von Antlitz zu Antlitz sich schauen, ohne Folgen für Bildung, Erheiterung, Freundschaft und Freude? Muss hier der Kreis der Familie, der Rücksichten, der Gedanken, der Betrachtungen sich nicht erweitern? Liegt nicht in der allgemeinern Annäherung die Möglichkeit, ja die Veranstaltung zu einem neuen Gewebe, zu einem neuen Spiele? Muss die gleiche Anregung des Geistes durch einerlei Gegenstände nicht viel zu gleicher Entwickelung der Kräfte, zur Schärfung des Gefühls für Wahrheit und Schönheit, nicht viel zur gemeinsamen Stimmung des Geschmacks beitragen? Freilich kann alles dieses nur in vollem Masse geschehen, wenn im Sinne der Kunst auf sie gewirkt, nicht rückgängig das Spezielle eines Jeden wieder zum Vorschein

gebracht, nicht die Fessel des eben verlassenen Hausstandes wieder angezogen, nicht bloss das Interesse des Bluts gereitzt, nicht bloss der gröbere Bestandtheil des Menschen mit den thierischen Elementen seines Daseyns aufgeregt, nicht durch Blendwerk der Sinne, durch erborgten Schimmer des Witzes die Natur in ihrer ewigen Wahrheit verschleiert, in ihrer Reinheit getrübt, und nach der unvollkommenen Ansicht eines Jeden verfälscht, sondern die nächste Theilnahme des Zuschauers zu dem Entferntern, zu dem Allgemeinern, zu der freien Erscheinung im Bilde, zu den Begegnissen und Handlungen wie zu einem Spiele der Welt überhaupt, zum höhern und weitern Anblicke der Natur immer mehr und mehr hinaufgeleitet, erhoben und wie in eine reinere Luft versetzt wird; sonst geht es hier, wie in der Kirche: man will nur etwas Neues, etwas Ueberraschendes hören und sehen, durch Einzelnheiten gereitzt und gleich den Kindern durch allerlei Farben unterhalten, nur für den Augenblick amüsirt seyn, was doch den höhern Genuss der Kunst, die nur in der tiefern Wahrheit auch die Schönheit findet, noch lange nicht erreicht. Auf jenem Wege wird man bald gesättigt und abgestumpft, auf diesem im-

mer mehr angezogen; man spricht: das hab' ich alles schon gesehn, und geht auf die vorige Grasung, oder an den Spieltisch zurück. So kann auch das Theater, wenn es den Zweck der Kunst verfehlt, zuletzt dem Untergange nahe kommen, dem das Grosse und Herrliche des öffentlichen Lebens überhaupt ausgesetzt ist.

Noch öffnet sich der Markt mit seiner wogenden Menge dem fröhlichen Anblick. Schon der Handelsverkehr allein, welcher Käufer und Verkäufer aus verschiedenen Gegenden herbeiführt, und mit dem Vergleich und Umtausch der Waaren auch die Vermittelung und Ausgleichung der Gesinnungen und Meinungen möglich macht, bringt eine grössere Vereinigung getrennter Kräfte, ein Lernen und Beeifern und Anfeuern zu kühnern Unternehmungen hervor, und gibt zuletzt einer ganzen Provinz, einem ganzen Lande ein vortheilhafteres Gepräge. Das heimisch Unvolkommene, Mangelhafte bleibt zurück, und das Bessere des Nachbaren wird an dessen Stelle einheimisch. Man lernt die ersten Hindernisse des Lebens leichter bekämpfen und besiegen, und kann nun früher aus dem Zwang der Bedürfnisse an das Licht und in die Freiheit des Geistes hinaufsteigen. Aber auch abgesehen von dieser ersten Stufe der Völkerbil-

dung, wo vorzüglich Meerhäfen, grosse Handelsplätze und Messen in Betrachtung kommen, die durch Luxus und Leichtsinn auch wieder manches Uebel verbreiten, so hat schon jede freie Zusammenkunft des Volks an kleinen und grossen Markttagen durch die Vermischung der verschiedenen Stände, durch die Erweiterung des Gesichtskreises der getrennten Hausbewohner, durch die grössere Munterkeit in Bewegung und Handlung, durch die Entstehung eines ganz neuen kühnern Anstandes und Betragens, durch die Berührung so vieler Verhältnisse, die in dem Anschwellen und Auf- und Abwogen der grösseren Masse mehr Geist und Lebensfunken weckt, einen nicht geringen Werth sowohl für die Bildung Aller, als für den Genuss der Güter und der gemeinsamen Fröhlichkeit. Wer kann diess bunte Treiben der belebtern Menge sehen, ohne diesem Anblicke selbst ein heiteres Antlitz zu bieten! Welch ein herrlicher Schauplatz, welch eine Schule der freieren Entwickelung! Welch eine Quelle von Menschenkenntniss! Welch eine Uebung des Witzes und des Scherzes in den hin und wieder schallenden Stimmen! Welche Neckerei in der Begrüssung! Welche Freundschaft in der Beschenkung! Der Jahrmarkt ist des Jah-

res Sonntag, ein Festtag aller Tage. Höher erhebt sich der Sinn; wie das Auge über die Häupter der Menschen, so schwebt der Blick des Geistes und die Erinnerung nach grössern Verhältnissen über Jahre und Tage, über Unfälle und Schicksale. Es gilt ein fröhliches Mahl, ein munteres Spiel, ein Lied, ein Tanz! Musik erschallt von allen Seiten. Mehr Freiheit, mehr Regsamkeit, mehr Empfänglichkeit — (Stufen zur Erhebung des Menschen!) der Ernst des Lebens wird ein Spiel — (die ersten frischen Keime für die Kunst!) das befreiete Gemüth wird höherer Gedanken fähig — (Vorbildung zur Religion!) Arbeit und Geschäft und das ganze Leben erscheint als Weg und Vorrichtung zur Freude — (höhere Ahnung!)

Zu dem Begriffe des Marktes gehört auch jedes Volksfest überhaupt, Tage des Jahres, die mit ihren Spielen und Scherzen, wie die Sonntage in den Kirchen mit ihren Evangelien, ihren Advents- und Pfingstliedern wiederkehren, die mit der Natur und den Jahreszeiten in treuer Verbindung bleiben, und, gleich der Frömmigkeit, auf Sitten und Gebräuche halten. Es gibt kein Volksfest, das nicht sinnvoller und ergötzlicher wäre, als die grösste Alltagsgesellschaft des Zimmers; aber weil der

Sinn für den Scherz und für die Bedeutung des Lebens fast ganz verloren gegangen ist, so verkommt und vergeht auch allmälich diese alte Lust, und das Volk irrt umher, wie eine verlassene Heerde. Man nimmt ihnen ihre Sitten und Gewohnheiten, und hat nicht Geist und Kraft genug, ihnen etwas Neues und Besseres dafür zu geben. Der nüchterne Verstand entreisst den noch kräftigen Menschen die letzten Mittel, ihre Phantasie zu beleben. Luxus für Freude, Zierlichkeit für Freiheit, neue Moden für die alten Sitten. So soll auch hier alles nach flüchtigem Reitz und nach der Oberflächlichkeit sich fügen. Traurig für die Kunst, betrübt für die Religion, niederbeugend für das Leben! — Nein, lasst sie walten nach ihrem Sinn, die Dreistfröhlichen, die noch in ihrer Brust sich fühlen; auch unser Heil kommt aus ihrem Gedeihen, Hülfe kommt aus ihrer Stärke, Geist und Anmuth aus ihrer Kraft. Trompeten klingen, Stimmen schallen; hinaus ins Freie, wir sind ihre Gäste!

Versuch

einer

Theorie des Komischen

von

G. Schütze.

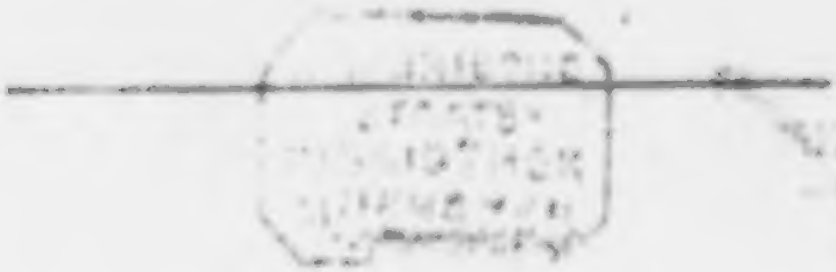
Leipzig,
bey Johann Friedrich Hartknoch
1817.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

unserm

Göthe.

Versuch
einer
Theorie des Komischen.



Einleitung.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Betrachtung über das Lachen und Weinen.

Unter den verschiedenen Kennzeichen und Merkmalen, durch welche sich der Mensch vor den Thieren unterscheidet, ist besonders auch die von der Natur ihm verliehene Eigenschaft merkwürdig, daß er lachen und weinen kann, und wenn die andern Gaben, wie die Sprache und das Kunstvermögen, von dem Daseyn des Verstandes und der Vernunft zeugen, so ist es auch wahrscheinlich, daß nicht weniger Lachen und Weinen mit dem menschlichen Geiste und dessen höchster Richtung in Beziehung und Verbindung stehen.

Aber das Merkwürdigste ist, daß diese Eigenschaften und Merkmale nicht wie jene auf etwas Allgemeines im Betragen und Handeln, sondern auf etwas Besonderes gehen, und nur für ganz eigenthümliche Fälle als unwillkührliche Mittel des Ausdrucks dienen. Da die Natur

diese Mittel für nöthig hielt, so läßt sich mit Rücksicht auf ihr Gesetz der Sparsamkeit schliessen, daß derselbe Zweck, den sie damit erlangt, nicht durch Worte zu erreichen war, und daß daher auch wohl für den Beobachter Worte nie hinreichen werden, den Zustand, der dem Lachen und Weinen zum Grunde liegt, völlig zu entziffern und zu beschreiben. Alle Erkenntniß ist hier nur Annäherung zur Wahrheit, aber um so nöthiger, je leichter hier Irrthümer möglich sind.

In so fern ein Ausdruck die Mittel des Geistes vermehrt, vermehrt er auch seine Freyheit; in so fern er aber unwillkührlich ist, legt er einen Zwang auf, und bringt einen Mittelzustand zwischen Handeln und Leiden hervor. Dieser Mittelzustand muß auf einem dunkeln Gefühle beruhen, das sowohl geistiger als sinnlicher Art ist. Und dieser sinnliche Antheil ist beim Lachen und Weinen in der That so groß, daß dadurch schon allein jene Wirkungen, Lachen durch Kitzel, und Weinen durch körperlichen Schmerz, hervorgebracht werden können.

Von diesem blos physischen Lachen und Weinen kann aber hier nicht die Rede seyn, sondern nur von dem, welches von Vorstellungen herrührt. Alles Lachen auf Vorstellungen begründen, und z. B., wie Heydenreich thut, auch den Kitzel auf eine Vorstellung, nämlich die der Geschlechtsverschiedenheit zurückführen zu wollen,

würde thöricht seyn, da wir schon bey andern Erscheinungen sehen, daß die Nerven überhaupt auch dies sinnlich erschüttert werden können. Nicht vielmehr ist zu gewinnen, wenn man vom Geistigen des Lachens auf das Physische zurückgeht, und es gleichsam wieder in dasselbe verwandelt, indem man z. B. mit Heydenreich sagt: „Alle Gründe für das Lachen lassen sich sämmtlich darauf zurückführen, daß durch die Auffassung und Beurtheilung des wahren Komischen unsere Erkenntnißkräfte auf eine ganz eigenthümliche, angenehme Weise beschäftigt werden, und daß eben dadurch unser physisches Lebensgefühl außerordentlich erhöht wird, welches dann nach dem Mechanismus unsers Körpers das eigentliche äußere Lachen hervorbringt." Weit besser wird man von dem Physischen zu dem Geistigen hinaufsteigen. Und da das Lachen und Weinen einen Zustand dunkler Gefühle ausdrückt, so möchte es rathsam seyn, sich erst mitempfindend in sie zu versenken, und mit seinen Ahnungen durch sie hindurch den Weg der Erfahrung zu machen, ehe man aus einzelnen Erscheinungen Schlüsse zu ziehen wagt, und so, statt jenen Zustand immer tiefer zu ergründen, ihn bey aller Klarheit durch theoretische Bestimmung nur beschränkt.

Zunächst bemerken wir beim Lachen und Weinen, daß gewisse Empfindungen, die den Körper und den Geist zugleich berühren, plötzlich und

unwillkührlich und oft wider den Willen des Menschen hervorbrechen.

Es liegt dabey eine Affection durch besondere Umstände zum Grunde, ein Drang von Empfindungen, von welchem sich der Geist, wie durch eine Explosion, befreyet. Es offenbart sich Empfindung und Urtheil zugleich darin, das aber etwas Unnennbares bezeichnet, für welches alle Worte unzureichend, und in dem Augenblicke zu langsam seyn würden. Die Thräne und das Lachen erscheinen als schnelle unmittelbare Boten, als Vermittler zwischen der Geist- und Körperwelt, die den eingetretenen innern Zustand kund thun, und das Herz der Macht des dunkeln Gefühls überheben. Es ist der Geist, der Gedanke, die Vorstellung, die den ganzen Körper durchschauert und erschüttert, und uns mit dieser sinnlichen Aeußerung wieder nach innen auf ein Urtheil und auf einen höhern Richter zurückweist. Das Besondere scheint sich plötzlich auf etwas Allgemeineres, das Nahe auf etwas Entfernteres, das Irdische auf etwas Höheres zu beziehen.

Beym Weinen zuvörderst (bey der Rührung), im Glück sowohl als Unglück, verspüren wir eine gewisse Wehmuth, eine Sehnsucht nach einem bessern Zustande, die Ahnung eines reinern Daseyns, die Ueberzeugung von etwas Edlem, Schuldlosem, von der Natur Geheiligten, das unsere Mitmenschen mit einer frommen, religiösen Scheu erfüllt. Die Thräne macht verstum-

men, rührt, bewegt. Es iſt, als ob die Natur auf einmal ſelbſt redend ſich des Menſchen annähme, als ob eine Gottheit plötzlich ihre Hand über den Verlaſſenen ausſtreckte. Der Weinende rettet durch Erregung des Mitleids ſeinen Werth, ſeine menſchliche Würde, der Theilnehmende glaubt, daß derſelbe ein beſſeres Schickſal verdiene. Selbſt bey der Freude miſcht ſich in die Rührung der geheime Wunſch nach einer längern Dauer, nach einer Stetigkeit des Glücks (deſſen Vergänglichkeit die Wehmuth vorempfindet) und nach einer Erweiterung des angenehmen Zuſtandes, deſſen Bedeutung für den Augenblick mehr geahnet, als völlig durchempfunden und genoſſen wird.

Indem der Geiſt in eine endloſe Freude hinüber ſchwebt, betrauert er zugleich die Schranken ſeines irdiſchen Daſeyns, und überläßt ſich der Ahnung einer höhern Abkunft. Aufathmend drückt ſich hier auch ſchon körperlich mehr Wunſch als Genuß aus, indem dagegen das Lachen mehr Fülle zu erkennen giebt. Bey beydem aber offenbaret ſich eine Auflöſung zur Freyheit. Das Lachen — nicht minder räthſelhaft und merkwürdig als das Weinen, — bricht noch plötzlicher, noch augenblicklicher hervor; der Geiſt, von einer Erſcheinung, von einer Vorſtellung überraſcht, giebt laut dadurch ſeine freudige Verwunderung zu erkennen. Etwas Ungewöhnliches hat ſich begeben, das der Menſch nicht ſo dachte, nicht ſo

vermuthete, und er ſcheint das, was er mit den Sinnen wahrnimmt, in dem Augenblick nicht völlig faſſen, nicht völlig begreifen zu können. Bewegt und erſchüttert befindet er ſich zugleich in dem Zuſtande der Ergötzung. Obgleich in der Gewalt des Gegenſtandes, der ihn zum Lachen zwingt, fühlt er ſich dennoch frey, erheitert, glücklich. So ſehr auch die Erſcheinung ihn befremdete, ſo iſt es doch, als ob plötzlich ein höheres Licht, eine hellere Einſicht, eine gröſſere Klarheit über ſeinen Geiſt verbreitet würde, als ob ſein ganzes Weſen ſich erweiterte, und eine höhere Freyheit vorempfände. — Nicht durch Begriffe kann er ſich dem andern über ſeinen Zuſtand mittheilen, ſondern, ſoll dieſer ein Gleiches empfinden, ſo muß er die Erſcheinung ſelbſt wieder hinſtellen, oder, wo möglich, ein Bild davon durch die Vorſtellung erwecken. Keine allgemeine Umſchreibung, keine Beſtimmung kann das Lachen wiedergeben, ſondern jeder einzelne Vorfall ſelbſt muß es als die Darſtellung von etwas Einzelnem wieder hervorbringen.

Zweytes Kapitel.

Unterschied des Lächerlichen und Komischen.

Um einen Gegenstand, der Lachen erregt, zu bezeichnen, hat die Sprache nicht vermocht, ein Wort zu erfinden, das die Eigenschaft desselben ausdrückt, und die Ursach und Quelle des Lachens angiebt, sondern sie hat, — was auf die Schwierigkeit der Sache selbst schließen läßt, — sich begnügen müssen, den Gegenstand von andern nur durch seine Wirkung zu unterscheiden; denn lächerlich sagt weiter nichts als etwas, das Lachen erregt oder erregen kann. Die Bezeichnung ist also blos subjectiv und vom Erfolg hergenommen, und eröfnet nicht, wie sonst häufig ein Wort in der Sprache, eine Einsicht in die Sache, und eine Ahnung des geheimen Sinnes.

Lächerlich ist blos eine allgemeine Benennung, aber der Sprachgebrauch hat ihm eine nähere Bestimmung gegeben, indem er damit ein Urtheil andeutet, das jemand über das verkehrte Handeln und Thun eines andern fällt. Man spricht von einem lächerlichen Betragen, von einem lächerlichen Anzuge, von einer lächerlichen Person. Wenn wir diesen Ausdruck näher prüfen, so finden wir, daß darin ein Tadel ausgedrückt ist, sowohl über den Verstand, als über den Geschmack des Menschen. In dem Begriffe des Tadels liegt aber auch zugleich, daß wir

seinem Willen etwas schuld geben, und das Lächerliche als abhängig von seiner Freyheit betrachten *).

Anders verhält es sich, wenn wir das Wort komisch gebrauchen. Wir bezeichnen hiermit zwar auch die Eigenschaft eines Gegenstandes nach der Wirkung, aber wir tadeln damit nicht, sondern wir deuten vielmehr an, daß uns derselbe Vergnügen gewähre. Wir denken hier mehr an die Natur, die den Menschen komisch seyn und erscheinen läßt, als an seinen Willen. Im komischen Charakter betrachten wir etwas Angebornes, das in die Handlungsweise des Menschen hinüberwirkt: wir schauen in einem entfernten Hintergrund auf etwas Dunkles, Unbekanntes hin, das uns in Verwunderung setzt, auf ein geheimes Spiel, das vor unsern Augen sich begiebt. Nicht blos dem Menschen, auch dem Zufall legen wir den Ausdruck des Komischen bey, und verbinden diesen Begriff mit einer Heiterkeit, und Laune, als ob sie aus der Erscheinung selbst zu uns herüber käme. Es offenbart sich in dem Vorfall Verstand und gleichsam ein zufälliger Witz. Wir haben es hier mehr mit dem Zusammentreffen der Umstände, als mit der völlig freyen Willkühr des Menschen zu thun. — Diese Beobachtung ist aber sehr

*) Lächerlich hat auch zugleich den Nebenbegriff des Verächtlichen; daher: jemanden lächerlich machen, ihn in ein lächerliches Licht setzen u. dgl.

wichtig; ſie lehrt, daß wir in dem Ausſpruch „komiſch" auf zweyerley, auf die Natur und auf den Menſchen zugleich, Rückſicht nehmen, und daß unſere Stimmung und Anſicht dabey poetiſch, d. h. auf das Weſen der Dinge, auf ihren geheimen Sinn und auf ihr Verhältniß zum Ganzen gerichtet ſey.

Der komiſche Menſch iſt etwas anders, als der lächerliche Menſch. In jenem drücken wir ein äſthetiſches, in dieſem ein moraliſches Urtheil (im weitern Sinne) aus. Und dies zeigt auch die Ableitung des Wortes komiſch und ſeine Verwandtſchaft mit Komödie, wornach es die Eigenſchaft eines Dinges bezeichnet, das dadurch für die Komödie (für ein Kunſtſpiel) tauglich und gleichſam ſchon daraus entlehnt iſt. Begegnet uns etwas in der Welt, das wir für wirklich komiſch halten, ſo meynen wir auch, daß es zur reinen Erweckung der Luſt paſſe, und jeden Menſchen bey der Beſchauung in ein freyes, unpartheyiſches Lachen verſetzen müſſe. Wir ſind dabey bloſe Zuſchauer, und nehmen keinen Antheil weiter daran, als den der Betrachtung, womit wir die ganze Natur bewundern. Wir fühlen dabey unſere Phantaſie zu dunkeln Gefühlen, die auf etwas Räthſelhaftes in der Erſcheinung gehen, angeregt, und unſern Verſtand zur Reflexion aufgefordert. Das Ueberraſchende, das Luſtige, das Witzige darin bringt uns aber eher zum Lachen, als zu einem

Resultate. Ja es ist hiebei kein Resultat und kein Zweck weiter, als das Lachen selbst, das mit einem Nu eine unbekannte Sphäre wie mit einem Blitze durchleuchtet, ohne dem Geiste Zeit zur Beschauung des Einzelnen zu lassen. Es ist ein Totaleindruck mit einem unbestimmten Hintergrunde. Und wegen dieser Beziehung auf etwas Entferntes, sie mag noch so dunkel seyn, oder verschiedentlich weit sich erstrecken, meynen wir mit dem Ausdruck komisch auch immer etwas Poetisches, das es wenigstens in dem Augenblick für den Beschauer ist.

In einer Kunsttheorie sollte daher eigentlich nur vom Komischen, und nicht vom Lächerlichen die Rede seyn, so wie man beym Trauerspiel nicht vom Traurigen, sondern vom Tragischen spricht; allein zweyerley Rücksichten geben dem Ausdruck lächerlich bey einer ausführlichen Behandlung dieser Materie den Vorzug. Erstlich ist der Ausdruck lächerlich an sich viel umfassender und durch seine Allgemeinheit wieder bestimmter, indem er ursprünglich und seiner Wortbedeutung nach alles bezeichnet, was Lachen erweckt. Man kann also jenen beschränktern Sprachgebrauch, der im Leben vorkommt, leicht bey Seite setzen, und zu wissenschaftlicher Betrachtung die allgemeine Bedeutung des Worts wieder herstellen, wie es auch fast in allen Lehrbüchern bereits geschehen ist.

Zweytens wird mit dem Ausdruck ko-

miſch wegen der dunklern, tiefern Bedeutung, die es in ſich ſchlieſst, leicht ein Schlupfwinkel für Sophiſterey und ein Cirkel für die Demonſtration eröfnet, weil darin ſchon ein Kunſturtheil und eine Beſtimmung und Würdigung des Unbeſtimmten, des Poetiſchen, enthalten iſt, und es immer wieder darauf ankäme, was jemand für komiſch, für poetiſch-lächerlich, wolle gelten laſſen. Auf dieſe Weiſe könnte das, was gezeigt werden ſollte, wohl gar auf eine bloſſe Annahme beſchränkt und jeder Einwurf gleich mit Ausſchlieſſung eines Gegenſtandes bequem zurückgewieſen werden. Das Poetiſche beym Lächerlichen tritt ſo ſehr augenweis hervor, und erhebt die Erſcheinungen für die Beſchauer in ſo vielen Abſtufungen, daß es unmöglich ſcheint, hier gleich eine Schnur zu ziehen. Wie kann man auch, wenn man die Natur des Komiſchen überhaupt erforſchen und erkennen will, gleich mit einer Grenzbeſtimmung anfangen, da mit derſelben ſchon die ganze Bedeutung und Sphäre deſſelben bis auf die letzten Enden (die doch erſt erfolgen können) gefunden ſeyn müſte! Das Lächerliche geht ſo innig durch alle komiſche Erſcheinungen hindurch, daß die Betrachtung deſſelben weit umfaſſender, und zugleich um ſo ſichrer werden muß, da es die Wurzel und Grundlage des Komiſchen ausmacht. Haben wir die Geheimniſſe des Lachens und des Lächerlichen erforſcht, und wiſſen wir, was innerlich und äußerlich dabey

überhaupt zum Grunde liegt, so muß uns auch das Komische, nach seinen niedern und höhern Zweigen bis so weit, als wir sehen können, sichtbar werden, und bey dieser engen Verbindung können wir (nach Ausschließung jenes beschränkten Sprachgebrauchs) mit steter Hinsicht auf die Hauptsache komisch und lächerlich, recht gut eines für das andere, ohne die Gefahr eines Misverständnisses gebrauchen.

Drittes Kapitel.

Bisheriger Gang bey den Untersuchungen über das Lächerliche.

Da der Grund des Lachens nicht blos im Menschen, sondern zugleich auch in der äußern Erscheinung liegt, hier deutlich vor die Sinne tritt, und das Einzelne desselben sich sogar auf einen Punct concentrirt, so ist bey dieser Fühlbarkeit und Sichtlichkeit die Anreizung und Hofnung, das Lächerliche in seinem Ursprunge zu entdecken, immer sehr groß gewesen, und viele Denker und Philosophen haben sich deshalb in Thätigkeit gesetzt. Um zur erwünschten Entdekkung zu gelangen, haben sie aber vornehmlich dreyerley Wege eingeschlagen: entweder haben sie die Beschaffenheit des lächerlichen Gegen-

ſtandes unterſucht, oder ſie haben die Veränderungen im Menſchen beym Lachen beobachtet, oder endlich eine Rückſicht mit der andern verbunden. Dadurch ſind ſie allerdings auf mancherley Bemerkungen und Reſultate, aber auch immer wieder auf neue Hinderniſſe und Schwierigkeiten gekommen. Je weiter ſie fortſchritten, je mehr gab es zu bedenken, zu bezweifeln. Die Unterſuchung geſchah auf dieſe Weiſe nur phyſiſch und pſychologiſch mit dem aufzählenden Verſtande. Freylich durfte man bey der Sichtbarkeit des Lächerlichen nur die ſinnlichen, äußern Merkmale auffaſſen, und nach ihrer Proportion ausmeſſen und beſtimmen, man durfte nur das Gemeinſame, das Zutreffende bey allen Fällen ſammeln, um ſich in den Beſitz gewiſſer allgemeinen Eigenſchaften zu ſetzen; aber man konnte doch nie gewiß ſeyn, ob man auch ſchon alle aufgefaßt, und ob man in die aus der Wirklichkeit geſchöpfte und zuſammengeſetzte Erklärung auch alle Möglichkeiten mit hinüber genommen habe, weil der Weg der Erfahrung, der theilweiſe durch alle Erſcheinungen hindurch geht, eigentlich wie Zeit und Raum nie ſeine Endſchaft erreicht. Bey dieſem Schwanken zwiſchen dem Nothwendigen und Zufälligen traten zweyerley Fälle ein: entweder gab man zu wenig Merkmale an, — dann entgieng mancher lächerliche Gegenſtand, der damit nicht bezeichnet war; oder man häufte die Merkmale

zu sehr, dann fand sich manche Erscheinung, die auch ohne dieses und jenes angegebene Kennzeichen lächerlich auffiel, und die Wirkung des Lachens mit Wenigerm erreichte. —

Blieb man aber blos bey der Beobachtung des Menschen stehen, so bemerkte man wohl, was in ihm vorgieng, die Veränderung des Gemüths, z. B. die Erwartung, die Ueberraschung, die Täuschung u. s. w., aber nicht, was äußerlich unter allen Umständen das Lachen hervorbrächte.

Mit der Verknüpfung beyder Rücksichten kam man nicht viel weiter, so lange man nur historisch und nach der nächsten Erscheinung für den Verstand die äußern und innern Merkmale an einander reihte, oder gegen einander überstellte, und nicht um den höhern Ursprung bemüht war, der beyde durch ein geistiges Band zu sich hinauf vereinigt.

Alle diese Untersuchungen liefen nun zuletzt auf folgende drey Sätze und Behauptungen hinaus:

1) daß das Lächerliche durch eine plötzliche Auflösung der gespannten Erwartung in Nichts, (innerlich)
2) daß es durch Abweichungen vom Gewöhnlichen, durch Kontraste und Widersprüche (äußerlich) und
3) durch Unsinn entstehe, und ein angeschauter Unverstand sey (innerlich und äußerlich).

Leicht

Leicht waren dieſe Erklärungen wieder über den Haufen geworfen, indem man zeigte, daß nicht jede Auflöſung der Erwartung in Nichts, nicht jeder Kontraſt, nicht jeder angeſchaute Unverſtand lächerlich ſey. Es fand ſich, daß die getäuſchte Erwartung oft ſehr verdrüßlich ausfalle, daß der Kontraſt zuweilen eine ſehr widerliche Empfindung erwecke, zuweilen auch ſogar das Erhabene befördere, weshalb dieſer Ausdruck im Leben immer noch den Zuſatz komiſch von nöthen habe, und daß endlich der Unverſtand doch etwas Unangenehmes, Unwürdiges ſey, worüber eigentlich kein vernünftiger Menſch lachen ſollte.

Die Annahme von Unſinn, Unverſtand und Kontraſt [illegible] meiſten Beyfall, und manche Dichter glaubten, es in der Anwendung davon nicht toll genug treiben zu können.

Mit der Zeit aber wurde man inne, daß man ſich mit dieſen hiſtoriſchen und pſychologiſchen Erklärungen nicht mehr begnügen könne, und daß beym Komiſchen etwas Allgemeineres und Höheres obwalten müſſe.

Man ſtrebte nach einer Idee. Um dieſe zu finden, ſchlug man zunächſt wieder einen realiſtiſchen Weg ein, und, je nachdem jemand in den Folgerungen mehr oder weniger kühn war, blieb er an der Grenze deſſelben ſtehen oder entfernte ſich mit einem Sprunge ſehr weit davon. Man ſtellte nehmlich Vergleichungen zwiſchen ver-

wandten Dichtungsarten an, ſuchte aus dem Bekannten das Unbekannte zu erforſchen, und bildete Gegenſätze, um aus der Beſchaffenheit des Einen die Wahrheit des Gegentheils herzuleiten. Bald muſte der Ernſt, bald das Erhabene dem Komiſchen zur Erklärung dienen. Aber es fragte ſich noch immer, ob dieſe wirklich reine und vollkommene Gegenſätze bildeten, und ob die Folgerungen ſo ſicher wären. Da beyde, der Ernſt und das Erhabene, auf etwas Poſitives gehen, ſo wollte man auch nun das Komiſche nur als etwas Negatives betrachten. Suchte der Ernſt in der Poeſie die Dinge ihrem Weſen nach zu ergründen, und aufzufaſſen, ſo mußte das Komiſche dahin ſtreben, ſie zu vernichten. Wollte die ernſtere Poeſie die Erſcheinungen als eine harmoniſche Welt vor uns aufrichten, ſo muſte das Komiſche darauf ausgehen, alles in Diſſonanz zu bringen; betrachtete und würdigte jene alles nach ſeiner Beſtimmung und in ſeiner graden Geſtalt, ſo mußte dieſes nun alles umkehren, alles auf den Kopf ſtellen.

Die vermeintlich völlige Negation der komiſchen Poeſie wurde alſo beſtimmt: bald als ein Vernichten, bald als ein Umkehren der Welt.

Im Erhabenen und im Tragiſchen fand man neue Vergleichungspuncte. Man ward hier ein Ideal gewahr, das über das Leben hinausſtrebt

und in Bedrängniſſen und Verſuchungen ſich aus der Wirklichkeit in einen freyern Zuſtand hinauf rettet. Man meynte alſo, beym Komiſchen müſſe die Idealität in der Realität untergehen, oder es müſſe ſich eine ganz neue ideale Welt in der Umkehrung ſchaffen, und ſein Idealiſiren auf Carricatur abzwecken. Damit ſahen ſich nun andere wieder wegen der Schönheit der komiſchen Poeſie in Verlegenheit, und in der That dürfte man jene Folgerungen nur noch etwas fortſetzen, um endlich ſogar zu der Behauptung zu gelangen, daß alle komiſche Poeſie als unſchön zu verwerfen ſey. Aber auch ſelbſt die Wahrheit derſelben kommt nun in Gefahr, indem man über dieſen Folgerungen die wirkliche Beſchaffenheit der objectiven Welt und das Vorhandenſeyn des Komiſchen in den Erſcheinungen ganz verabſäumte, und nur ſubjectiv von der Vorſtellung und dem Schaffen des Dichters ausgieng. Dieſem ward ein weites Feld, ein Spiel des unendlichen Uebermuths gegeben, von welcher unbegrenzten Freyheit ſich bey manchem Producte ſehr nachtheilige Folgen zeigten.

Der zum Geiſtigen ſich erhebende ſubjective Standpunct würde allerdings wohl eher zu einer richtigen, höhern Anſicht des Komiſchen geführt haben, wenn man nicht auf jenem realiſtiſchen Wege durch Vergleichungen, durch ein Spiel des Witzes und der Phantaſie dahin gelangt wäre, und ſtatt deſſen ſich lieber der Anſicht und

dem Schaffen des Dichters beym Komischen ganz und gar vertrauet, das Streben des Geistes darin belauscht, die Entstehung des Komischen bis zum ersten Ursprung verfolgt, und damit zugleich wieder in das Wesen der Kunst überhaupt sich zurück begeben hätte.

Wie die Poesie an und für sich, so muß auch die komische Gattung derselben eine Darstellung der Natur seyn, und auf gewisse Puncte (auf einerley Wahrheit) mit dem Ernst zusammentreffen. Die objective Welt muß unmittelbar, wie sie da liegt, der tiefern Einsicht die komische Beschaffenheit, und, in den einzelnen Erscheinungen sowohl wie im Ganzen, den Stoff zum Lustspiel darbieten. Nicht erst die Dichtung von Möglichkeiten, nicht erst die Umkehrung muß sie in ein lächerliches Licht setzen, sondern sie selbst muß den Grund zum Lachen aus der Tiefe heraufgeben. Nicht, daß das Komische ohne des Dichters Ansicht gar nicht vorhanden wäre, sondern der tiefere, schärfere Blick desselben entdeckt es nur. Es ist eben so gut da, als das Tragische, und, wie der Mensch in die Welt hineingestellt ist, kann er beyden nicht entgehen.

Eine subjective Wahrheit, die ihre Bestimmung nach außen hat, würde völlig leer seyn, wenn sie nicht auch in der Außenwelt ihren Grund und ihre Bestätigung fände, und zugleich objective Wahrheit wäre. Sie ist eine Hinwei-

ſung auf dieſe, und wir müſſen das Vorhandenſeyn der letztern wenigſtens annehmen, und zu finden meynen, wenn wir jene nicht blos für Täuſchung und Trug und für einen falſchen Wegweiſer halten ſollen.

Das Innere müſſen wir mit dem Aeußern ausgleichen, in dem einen die Beſtätigung des andern ſuchen und die ſich wiederſpiegelnde Parallelle zwiſchen beyden Welten entdecken, wenn wir nicht genöthigt ſeyn wollen, alle Erkenntniß aufzugeben. Es iſt billig, daß auch die Wiſſenſchaft des Schönen mit ihren Theorien dahin trachte, in der Auffindung der Wahrheit nicht minder objectiv als ſubjectiv zu ſeyn, und in dem Inhalt, in der Materie, in dem Weſen der Welt eben ſo gut als in der Form der Auffaſſung den Zuſammenhang und die Harmonie des Syſtems zu eraründen und zu erbauen, ohne welche Doppelrückſicht alle Erkenntniß entweder negativ, dürr und unfruchtbar oder ein willkührliches Spiel der Phantaſie ſeyn würde.

Aus einem höhern Standpuncte, als die bloße Beobachtung giebt, muß freylich auch die Erklärung des Komiſchen kommen, aber ſie muß nicht mit einer geiſtigen Anſicht blos das Ganze überſchweben, ſondern zugleich auch nach unten zu in alle Arten der komiſchen Erſcheinungen eingehen und ihre Regeln auch in der Anwendung ohne Zwang bis in die kleinſte Einzelnheit hinableiten können. Sie muß nicht die

Frucht des Baums seyn, sondern der Baum selbst, der nach zwey Richtungen in das Licht hinauf und in den Boden hinab sich erstreckt.

Denn so steht auch der Mensch da, der, halbfestgewurzelt im Boden, hinauf verlangt zum Lichte, und auf diese Weise Körper mit Geist, Sinnlichkeit mit Freyheit, das Irdische mit dem Göttlichen verbindet. Aus dieser zwiefachen Richtung geht auch die Möglichkeit des Komischen hervor, dessen Daseyn aus der Berührung beyder Naturen und durch das Verhältniß des Menschen zur Welt gezeugt und geboren wird.

Theorie.

Erstes Kapitel.

Begriffsbestimmung.

Das Komische ist eine Wahrnehmung oder Vorstellung, welche nach Augenblicken das dunkele Gefühl erregt, daß die Natur mit dem Menschen, während er frey zu handeln glaubt oder strebt, ein heiteres Spiel treibt, wodurch die beschränkte Freyheit des Menschen in Beziehung auf eine höhere verspottet wird.

Oder: das Komische ist das in und bey der Freyheit des Menschen sichtbar werdende Spiel der Natur mit dem Menschen.

Innerlich ist es eine Vorstellung, äußerlich die Vergegenwärtigung eines solchen Spiels. Das Lachen drückt die Lust an dieser eigenthümlichen Wahrnehmung aus.

In der Erscheinung, — im Leben so wohl als in der Kunst — ist das Komische der

durch ein heiteres Zusammentreffen oder Wechselspiel zwischen Willen und Natur (Willkühr und Naturhandlung) fühlbar werdende Abstand einer beschränkten Freyheit von einer höhern.

Indem das Komische in dem beschränkten geistig-sinnlichen, mehr glücklich- als unglücklichen Zustande des Menschen die Mangelhaftigkeit seiner Freyheit, seine Abhängigkeit vom Physischen, seine Dienstbarkeit im Kreise eines höhern Zusammenhanges und die stete Unzulänglichkeit seiner Mittel zur Ganzheit zur Anschauung bringt, bewegt es den freyeren Zuschauer zur heiteren Verspottung *) der menschlichen Freyheit in Beziehung auf eine höhere.

Subjectiv als Betrachtung ist das Komische diejenige Ansicht der Welt, nach welcher mit der Freyheit des Menschen ein heiteres Spiel getrieben wird;

als Anwendung in der Kunst ist es die Hervorbringung eines solchen zusammentreffenden gegenseitigen Spiels, das Aufstellen von solchen Handlungen und Verhältnissen des Menschen, wodurch die Abhängigkeit seiner Freyheit

*) Das Wort Verspottung ist hier nicht im strengsten Sinne zu nehmen, sondern drückt nur die ergötzende Empfindung dessen aus, der den bezeichneten Zustand wahrnimmt, und sich lachend darüber erhebt.

ohne Aufhebung derſelben und im Misverhältniſſe zu einer höhern ſichtbar oder fühlbar wird.

Anmerkung. Sagten wir: das Komiſche iſt die Erſcheinung der Welt als ein heiteres Spiel bald der Natur mit dem Menſchen, bald des Menſchen mit der Natur; ſo bezeichneten wir damit nur das Luſtige, das erſt durch die beſondere Beziehung auf die Freyheit des Menſchen oder deſſen Wahn und Willen, nicht Natur, ſondern Menſch zu ſeyn, komiſch wird. Man ſieht aber gleich daraus, in wiefern das Luſtige ein Theil vom Komiſchen iſt.

Zweytes Kapitel.

Worterklärung oder nähere Erwägung dieſer Definition.

Um Misverſtändniſſe zu verhüten, müſſen die Worte zuvörderſt erwogen werden, nach dem, was ſie ſagen, und nach dem, was ſie nicht ſagen.

Inſoferne von einem Spiele die Rede iſt, und dies von einem Gegenſtande zugleich den inwohnenden Scherz ausdrückt, wird hiermit ſchon der Begriff des Ernſtes und des Leidens vom Komiſchen ausgeſchloſſen. Der Ernſt, der auf einen Zweck deutet, kann erſcheinen ſowohl in dem, was der Menſch thut, als auch in dem, was ihm widerfährt. Von beyden Seiten muß im Komiſchen kein Zweck weiter ſichtbar werden, als die Luſt des Kampfes. Der

materielle Zweck des Menschen muß dabey, wenn auch als beglückend, doch als gering betrachtet werden, und sich wieder in Scherz auflösen, oder der Mensch muß ihn nicht völlig und so erreichen, wie er ihn zu erreichen meynt, selbst wenn er bey seinem Wahn beharrt. Der höhere Zweck der Natur für das Ganze muß zwar im Komischen als allgemeine Wahrheit, als ewiges Recht, obwalten, aber nie als Kraftanstrengung mit der Absicht erscheinen, diesen oder jenen speciellen Zweck zu erreichen, etwa den Menschen zu bekehren, zu bessern, oder zu irgend einer bestimmten guten Handlung zu bewegen; sondern jene höchste Freyheit muß, in der Gewißheit, ihre höchsten Zwecke doch zu erreichen, unangefochten und unbekümmert herrschen, sie muß dem Menschen Spielraum lassen für das, was er gerade jetzt will; in dem, was sie ihm zufügt, muß sie keinen peinlichen Zwang ausüben; ihre ewigen, nothwendigen Gesetze müssen in den einzelnen Hindernissen, die dem Menschen entgegen treten, nicht drückend werden, sondern die Schranken, die sie dem Menschen setzt, müssen wieder als belebte Mittel wirken, die Freyheit des Menschen wie durch eine Neckerey zu prüfen und anzuregen.

Von Seiten des Menschen kann der Zweck des Augenblicks nie über den höchsten Zweck der Natur sich erheben, sondern muß dagegen in seiner Blöße als Thorheit sichtbar werden. Er

darf auch denſelben nicht mit groſſer Leidenſchaft und mit verderblich fortreiſſendem ſinnlichen Affect verfolgen, noch ſich wiſſentlich mit Tücke und Bosheit dem Willen der Natur entgegenſetzen. Dies alles wäre zum Scherz zuviel, würde den Begriff und das Weſen des objectiven Spiels aufheben und zum Tragiſchen führen. Das Komiſche ſchlieſſt alſo **wirkliches Leiden**, und den höchſten Grad **der Leidenſchaften**, ſo wie die **abſichtliche** Beziehung auf die Moral völlig aus *).

In der Vergegenwärtigung und in dem Zuſammentreffen des Wechſelſpiels liegt zweyerley: erſtlich die Verſinnlichung des Komiſchen, das entweder unmittelbar durch die ſinnliche Erſcheinung ſelbſt, oder mittelbar durch die Vorſtellung derſelben wirken muß.

Zweytens das Augenblickliche, was als das Reſultat zweyer Berührungen, als die Auflöſung zweyer verſchiedenen concentrirten Vereinigungen hervorgeht. Die Empfindung des Lächerlichen iſt jedesmal ein Moment, und wie das Lachen plötzlich hervorbricht, ſo kann und muß auch die Veranlaſſung dazu nach einzelnen

*) In dem Begriff des Spiels liegt 1) Täuſchung des andern bey ſeinem Vorhaben. 2) Eine gewiſſe Willkühr. 3) Die bloſſe Beabſichtigung der Mannichfaltigkeit und der ergötzlichen Regſamkeit. 4) Keine groſſe Anſtrengung. 5) Etwas Wohlmeynendes. 6) Einräumung von Gegenwirkung.

Puncten und Hauptschlägen geschehen. — In so fern das Komische als Ansicht sich über ein Ganzes verbreitet, kann es wohl die Stimmung des Lachens und ein fortwährendes Lächeln, aber nie das anhaltende Lachen selbst hervorbringen, das immer von Momenten ausgeht, und sich nur durch die Vorstellung erneuert *). Das laute Auflachen ist also in der Wirkung der höchste Grad des Lächerlichen, das durch die Versinnlichung, durch die Anwendung einer Idee auf einen besondern Fall hervorgebracht wird.

Soll das Komische durch ein Wechselspiel entstehen, so müssen auch beyde Theile, der Mensch und die Natur, als handelnd erscheinen oder wenigstens so betrachtet werden. Keins darf ganz müssig da stehen, der thörigte Mensch z. B. muß eine Gegenwirkung verspüren, muß mit Hindernissen zu kämpfen haben, die ihm wieder unerwartete Streiche spielen oder ihm zu schaffen machen. Je witziger, je vernunftähnlicher dies von aussen her geschieht, je poetischer täuschen wir uns mit einem neckenden Genius; erscheint er in den mithandelnden Personen, so offenbart er sich als Intrigue,

*) Das Lachen kann wohl anhalten, in so fern die komische Situation fortwährt, aber es wird eigentlich doch nur erneuert, indem es durch dieselbe Vorstellung immer wieder momentweis hervorgebracht wird, wobey indeß die mechanisch fortwährende Erschütterung der Nerven nicht zu übersehen ist.

wirkt er durch den Zufall todter Gegenstände, welche für den Augenblick selbst vernünftig scheinen, so erzeugt er das Komische romantischer Art. Es kann aber gradweis eins und das andere bald mehr, bald weniger handelnd hervortreten; in den letztern beyden Fällen (bey der Intrigue und beym Romantischen) ist die Natur mehr das handelnde Princip, und der Mensch, der in ein komisches Verhältniß gesetzt wird, erscheint dabey gewöhnlich mehr passiv, mehr unthätig, (doch niemals völlig leidend) in einer Situation, in einer Verlegenheit. Das Höchste ist, wenn beyde handelnde Principe, der Mensch und die Natur, mit gegenseitiger Vereitelung in der größten Thätigkeit gegen einander sich zeigen, welches aber leicht die Grenzen des Komischen, und die Fassungskraft des menschlichen, zum Lachen fähigen Geistes überschreiten kann. Hält die Natur dem Menschen die gewöhnlichen sinnlichen Schranken entgegen, dann sind oder scheinen diese mehr der ruhige Theil, woran der Mensch in seiner Handlung scheitert. Hier wird besonders die allen gemeinsame Abhängigkeit des Menschen vom Physischen sichtbar, die ihn nie verläßt, und ihm beständig Gelegenheit giebt, mit seiner Freyheit zum Gelächter zu werden *). Diese hindernde Noth-

*) Wenn z. B. ein Mensch nicht alles mit zwey Händen fassen kann, und gern mehr fassen möchte, so erweckt er dadurch den Gedanken an die Möglichkeit,

wendigkeit oder äußere Bedingung hat als Gegenſpiel von der Freyheit des Menſchen aber offenbar im Komiſchen nur äußerlich den Schein der Ruhe, und wird der Idee nach von der Phantaſie als handelnd oder mitſpielend aufgefaßt, in ſo fern die Hemmung und Einwirkung des ſinnlichen Theils ſich alle Augenblicke verändern und ſich bald verſtärken, bald vermindern kann. Eben ſo iſt es auf der andern Seite mit dem Menſchen, wenn er unter ſinnlichen Einflüſſen ruhig erſcheint: wir ſehen doch in ihm noch immer den freyen und auch im Genießen und in der Hingebung noch handelnden Menſchen, deſſen Freyheit wir aber gerade deshalb verlachen, weil er für diesmal einer Sache, z. B. einer anlockenden Frucht, ſo viel Gewalt über ſich einräumt, daß dieſe nach unſerer Idee zu viel über ihn vermag.

Der Dichter aber hat in einem ſolchen Spiel nichts weiter gethan, als die Rolle eines neckenden Genius übernommen, den er aber nirgends anders als in der Natur finden, und auch bey allen ſeinen Erfindungen daher entlehnen mußte *).

nehe Gliedmaaßen zu haben, und alſo an die Macht der Natur, ſie zu verleihn und zu verſagen, wodurch zugleich die äußere Beſchränktheit in der Verſtellung gehoben wird.

*) So wie überhaupt jeder in Worten Scherzende auf Erwägung, Darſtellung und Annahme eines ſolchen neckenden Naturſpiels geht.

Sein Spiel iſt dem Sinn und Geiſte nach nur eine Nachahmung und Darſtellung der Natur.

In ſo fern Geiſt und Körper in Widerſpiel erſcheinen, kann weder das Sinnliche, noch das Geiſtige allein das Komiſche bewirken, ſondern beym Sinnlichen muß eine Vorſtellung, und die Beziehung auf eine Idee, und beym Geiſtigen zugleich eine ſinnliche Erſcheinung und Aeuſſerung oder eine Bezeichnung derſelben ſtatt finden. Das Komiſche hat daher immer einen Antheil von beyden, und kann demnach auch gradweis bald mehr zur Sinnlichkeit hinab, bald mehr zum Geiſtigen, zur Idee hinauf ſich wenden, woraus nachher von ſelbſt verſchiedene Arten und Abarten bis zur Uebertretung der Grenze möglich werden.

Wenn das Komiſche erſt zur Erſcheinung und zum Bewußtſeyn gebracht werden muß, ſo deutet dieſes auf die Möglichkeit verſchiedener Anſichten der Dinge, keinesweges aber auf eine bloße Willkühr; denn das, was wirken ſoll, muß auch vorhanden ſeyn, oder wird doch als vorhanden geglaubt, und die Täuſchung und der wirkliche Irrthum iſt im Komiſchen nicht gröſſer, als in allem übrigen Wiſſen und Anſchauen. Das Komiſche kann aber in einem Gegenſtande ſich gleichſam in einem gebundenen Zuſtande befinden, durch die Gewohnheit des Anblicks, durch die beſchränkte Beziehung deſſelben auf einen ökonomiſchen Gebrauch u. ſ. w., und muß

vom Dichter (wie in der übrigen Poesie) erst bemerkt, aufgefaßt und dargestellt werden. Dieser muß die Eigenschaften des Dinges wieder schärfer hervorheben, und das Eigenthümliche sichtbar und fühlbar machen, wozu ihm (wie in den übrigen Dichtungsarten) verschiedene Mittel: Bilder, Vergleichungen, Kontraste, u. s. w. zu Gebote stehen. Oft ist nur die Stumpfheit des Zuschauers daran schuld, wenn er das Komische an einem Gegenstande nicht gewahr wird, und der Dichter muß denselben mit seiner Phantasie verleuchten. Was aber auch nach Sitten und Gebräuchen (dieses oder jenes Volks) lächerlich oder nicht lächerlich erscheinen mag, so liegen doch bey der subjectiven Vorstellung davon dieselben Beziehungen auf Abhängigkeit und Beschränktheit des menschlichen Geistes und seiner Freyheit und eine Abmessung gegen etwas Besseres zum Grunde, und das Lächerliche behält dem Sinne nach immer dieselbe Bedeutung. Die Abweichungen vom Gewöhnlichen bringen nur die Sache selbst zur Erwägung und deutlichern Empfindung, und erwecken die nämlichen Beziehungen, die in dem Gewöhnlichen schon als möglich vorhanden sind, und aus diesem jeder Zeit eben so gut hervorgehen können.

Darf im Komischen die Gegenwirkung der Natur die Freyheit des Menschen nicht völlig aufheben, so versteht es sich auch von selbst, daß das Leben und Gedeihen, die Glückseligkeit des

Men-

Menſchen dadurch nicht vernichtet werden, oder als vernichtet erſcheinen darf *). Es gilt hierbey aber wieder die Doppelrückſicht auf Subject und Object.

Wenn der Zuſchauer das Glück des Menſchen nicht bis zum Untergange gefährdet *glaubt*, ſo kann er nach Maasgabe der Veranlaſſung noch immer über ihn lachen, ſelbſt, wenn die überwiegende Gefahr wirklich vorhanden ſeyn ſollte. Bey allen Erſcheinungen muß nicht nur auf die Dinge ſelbſt, ſondern auch auf die Vorſtellungen davon Rückſicht genommen werden. Dies iſt bey allen Einwirkungen, und folglich auch beym Komiſchen der Fall. Die Verſchiedenheiten, die für die Empfindung und für das Urtheil daraus entſtehen, heben aber den allgemeinen Grund des Lachens nicht auf, der immer derſelbe bleibt; der Lachende mag dabey irren oder nicht. Es würde auch ſehr thörigt und verwerflich ſeyn, den Irrthum als Regel, das Beſondere als das Allgemeine, und die Modificationen als Grundgeſetze, die *allein* die Wirkungen hervorbrächten, anzunehmen.

Urſach und Wirkung dürfen nie mit ihren Gradationen und ihren blos ab- und

*) Dieſen Winter fielen die Menſchen um wie die Mücken (Fliegen) — kann immer noch komiſch wirken, weil es die *allgemeine* Vorſtellung von geboren werden und ſterben erweckt, wobey das Gedeihen des Menſchengeſchlechts immer noch ſtatt finden kann.

zunehmenden Veränderungen verwechselt werden.

Ueber einen andern zu lachen, ist endlich nicht möglich, ohne klügere Einsicht, ohne eine Beziehung der beschränkten Ansicht auf eine höhere, ohne Glauben daran. Das Lachen ist ein ideeller Zustand, ein Unterpfand von einer möglichen höhern Vollkommenheit, und setzt nothwendig die Existenz einer absoluten Freyheit als Maasstab und Gegensatz für die beschränkte voraus. Wir können aber niemals den Irrthum und die Thorheit zulässig und belachenswerth finden, wenn wir sie nicht nach allgemeinen menschlichen Gefühlen unter gegebenen Umständen für einen jeden, und selbst für uns möglich halten. Wir müssen die allgemeine poetische Wahrheit, die Natur darin empfinden, wo nicht, so sehen wir nur positive Dummheit und Albernheit oder wohl gar Wahnsinn, Wildfuhr in der Dichtung, Uebertreibung und Carricatur. Das Besondere in dem Komischen muß wieder so mehr erscheinen, als das Allgemeinste, ja es muß in seiner Vollendung wieder zu einem Allgemeinen, zum Symbol vieler ähnlichen Fälle werden, und es muß gerade um so mehr an poetischem Werth zunehmen, je tiefer es aus der Natur geschöpft ist. —

So viel vorläufig zur gemeinsamen Verständigung über die gebrauchten Worte; nun zur Erklärung und Erörterung der Sache selbst.

Drittes Kapitel.

Einzelne Hauptbestandtheile oder subjective Begründung des Lächerlichen.

Das Lächerliche muß sowohl subjectiv (in der Beschaffenheit des Menschen) als objectiv (in der Beschaffenheit der Welt) begründet seyn, wenn es im erstern Falle möglich und im zweyten wirklich seyn soll. Hier wollen wir den Grund zunächst im Menschen aufsuchen.

Zwey Hauptbestandtheile aber sind es, die die Grundstützen der Begriffsbestimmung und die Elemente des Lächerlichen ausmachen, nämlich jene zwey Seiten oder handelnden Gegensätze desselben:

die Freyheit des Menschen und die Natur.

I.

Zuerst, wenn wir die Freyheit des Menschen betrachten, so finden wir, daß sie als das Vermögen zu wählen mit ihren Neigungen oder ihrem Willen dreyerley verlangt oder voraussetzt:

1) Verstand, wodurch und wornach sie wählt.

2) Eine äußere Bewerkstelligung oder Möglichmachung der Wahl sowohl durch Dinge, die zu wählen sind, als auch durch Mittel und Kräfte, womit sie erlangt werden können.

3) Leitende Ideen, die der Wahl einen Zweck und eine Richtung geben.

So viel Dinge aber nöthig sind, um die Freyheit auszuüben, so viel Fälle sind auch möglich, sie zu beschränken. Und mit jeder möglichen Beschränkung eröfnet sich auch wieder eine Quelle des Lächerlichen; nehmen wir eine davon weg, so heben wir auch für diesen Fall die Möglichkeit des Lächerlichen auf.

1.

Zunächst gehört zur Freyheit Verstand, und mit der Existenz und Anwendung desselben können erst besondere Fälle eines lächerlichen Zustandes eintreten. Die sogenannten todten Gegenstände, wie Felsen, Steine, Flüsse, Wälder, Berge, können an sich niemals lächerlich werden, sie mögen noch so sehr in zufälligen Uebereinstimmungen und Kontrasten erscheinen. Ein halb mit Schnee bedeckter Berg, der über eine grüne Wiese hoch hinausragt, mag noch so unpassend und in noch so sonderbarer Stellung da stehn, wir werden doch nicht über ihn lachen, weil hier eine blose Körperlichkeit, kein Verstand, keine Freyheit, keine Handlung sichtbar ist. Wir können ihn aber gleich in ein lächerliches Licht setzen, sobald wir ihm durch Bilder und Vergleichungen menschliche Eigenschaften andichten, und ihn z. B. mit dem Schnee auf dem Gipfel einen Glatzkopf oder mit Wäldern einen Mann mit einer Perücke nennen, und ihm sein Her-

überhangen für eine Neugier auslegen. Es ist aber an diesem Beyspiele schon zu merken, je schwerer die Phantasie daran geht, sich unter dem todten Gegenstande einen Menschen vorzustellen, desto schwerer wird es auch, durch die Vorstellung Lachen zu erwecken. Hier nimmt das Gezwungene, das Erkünstelte und Geschrobene des Witzes seinen Anfang. Bald ist es nur der Verstand, der mit Gewalt etwas lächerlich macht, bald ist es eine angestrengte Phantasie, die sich in Möglichkeiten hinauf schwingt, ohne recht daran zu glauben. In beyden Fällen mangelt die rechte sinnliche Beschaffenheit der Empfindung des Lächerlichen, welche Beschaffenheit erst durch die Sympathie der Gleichartigkeit, also durch die mitwirkende Versetzung des Gefühls möglich wird. Mit einem Faisen aber zu sympathisiren, möchte sehr schwer fallen. — Gleichwohl kann der poetische Witz und der Humor auch die todten Gegenstände erreichen, und uns durch sie in Lachen versetzen, aber wir müssen hier wohl unterscheiden, was dies Lachen eigentlich hervorbringt. Das Todte liegt nur in so fern außer dem Kreise des Lächerlichen, als es nicht handelnd und mit Verstand begabt erscheinen kann, es paßt aber dafür, in so fern es überhaupt ist. Für die höhere Ansicht giebt es nemlich kein todtes Seyn, sondern dieses wird als Theil und Mittel von etwas Lebendigem und Handelnden betrachtet, und kann da-

mit in Verbindung gestellt werden. Diese Verbindung ist entweder die mit dem handelnden Naturgeiste, oder eine Beziehung auf den Menschen *), und das Lächerliche wird hervorgebracht, indem wir eins davon als abhängig von dem Gegenstande darstellen. Hier entsteht auch der humoristische Spott, der sich nicht allein über die Freyheit des Menschen, sondern selbst über den handelnden Naturgeist, in so fern er ihn sich einstweilen auch als beschränkt denkt, lustig macht. Also, wenn z. B. in einem Lustspiel von einer Theatersonne die Rede ist, die geflickt werden müsse, so läßt die geflickte Sonne mehrere Beziehungen zu; auf den Menschen bezogen macht sie nicht nur das Aermliche und Behelfliche seiner Einbildungskraft im Theaterspiel, sondern selbst seine Abhängigkeit von der Sonne überhaupt als einem leuchtenden Körper fühlbar. Dieser leuchtende Körper könnte aber auch wirklich selbst einmal einer Reparatur bedürfen, und es hindert uns nichts, diesen Witz auf die wirkliche Sonne anzuwenden. Mit dem Begriffe eines Körpers läßt sie auch die Vorstellung einer Flickerey zu, und wir dürfen dies nur denken, so ist auch schon ein Spott über den mächtigen Naturgeist, der sich derselben bedient, im Anzuge. — Wenn in einem andern Lustspiel ein

*) So könnte die Nachtmütze des Burgermeisters auf der Spitze des Kirchthurms allerdings komisch wirken.

Liebhaber gegen einen Betrunkenen behauptet, daß die See immer besoffen sey, so ist es offenbar nicht der vernunftlose Gegenstand an sich, (die See,) welcher lächerlich gemacht wird, sondern der Mensch, indem er eben so leicht wie jene durch Wirkungen der Natur (Abhängigkeit) in eine taumelnde Bewegung versetzt werden kann *).

Es ist aber noch eines dritten Falls zu gedenken, wenn nämlich das Lachen über einen solchen Witz nicht durch die Beschaffenheit des todten Gegenstandes, sondern subjectiv durch die Laune des Sprechenden bewirkt wird, der mit den Fesseln seiner Abhängigkeit spielend umgeht.

Alles dieses besonders erwogen kann ein todter Gegenstand an sich nie anders lächerlich dargestellt werden, als wenn ihm mit der Phantasie menschliche Natur angedichtet wird, und die Vorstellung von ihm, als von einem menschlichen oder freyen Wesen hinzukommt **). Hierzu

*) Etwas Lächerliches fällt nur auf die See, in so fern sie etwas Menschliches bedeutet wird, und die Vorstellung geneigt ist, dies aufzunehmen. Das Komische wirkt so weit, als wir im Stande sind, uns Leben und Freyheit zu denken.

**) Dies ist eine Art von Umkehrung des Komischen, die aber dasselbe Verhältniß giebt. So wie man sonst bey der Freyheit des Menschen die Natur durchblicken läßt, so dichtet man hier der Natur menschliche Freyheit an. Dadurch kann man viele komische Vorstellungen erhalten, z. B. wenn man sagt: es

kann auch die Sache selbst Veranlassung geben, wenn sie bildlich einen Menschen darstellt. So wurde ein aufsteigender Luftballon, der die Gestalt eines Frauenzimmers hatte, dadurch lächerlich, daß sich der Leib ungewöhnlich aufblähete. — Personificationen von todten Gegenständen gehören ebenfalls hieher, wenn diese redend eingeführt oder als handelnd gedacht werden.

Indem man sie mit Verstand und Willen begabt, setzt man sie in den Stand, nach Maasgabe der Vorstellung auch Lachen zu wirken. Ist die Persönlichkeit schon in Glauben übergangen, wie z. B. bey den Alten die Nymphen der Bäume und Felsen, so ist das Reden derselben als der Ausdruck wirklich empfindender Wesen zu betrachten. — Aristophanes, der kühnste Komiker, läßt sogar Leichen mit ihren Trägern sprechen; dies würde ganz widersinnig seyn, indem es den Begriff der Sache aufhebt, wenn es sich nicht auf den Glauben der Menschen, der damit stark persiflirt wird, gründete, indem nämlich ein Todter von diesen nicht blos in Absicht des Geistes fortlebend gedacht, sondern selbst körperlich gefürchtet und als ein Reisender betrachtet wird, dem man Reisegeld und sonst noch

18 März. die Luft muß trocknen, das ist ihre verdammte Schuldigkeit; oder wie es in einem Lustspiele bey der Ankunft des Herrn heißt: die Hühner müssen laufen. Und so konnte man von einem Erdbeben sagen: die Hügel und Bäume gehen spazieren; u. dgl.

manches mit auf den Weg giebt. Liegt also in dem Reden der Leiche etwas Unsinniges, so fällt es auf den Glauben der Menschen zurück, die damit in ihrer Blöße und Bedürftigkeit erscheinen.

Von den leblosen Gegenständen kommen wir auf die Thiere, und es fragt sich, in wie fern diese lächerlich werden können. Zunächst freylich, in so fern man ihnen menschliche Eigenschaften und Handlungen andichtet, wie in der Fabel geschieht. Ihr Charakterausdruck ist so groß, daß die Phantasie sehr leicht und wie von selbst darauf kommt. Es steht aber noch zu erwägen, ob die Thiere nicht auch an sich, ohne Andichtung einer menschlichen Natur, Lächerlichkeiten zulassen, weil sie, in so fern sie sich nach sinnlichen Vorstellungen rechts und links bewegen, von der Freyheit auch etwas erhalten haben. Wenn wir sie hüpfen und springen, neugierig suchen und schlau ausweichen sehen, so dünkt es uns, daß auch mit ihnen der Naturgeist zwischen Wollen und Können ein munteres Spiel treibe, und wir werden bey diesem kleinen Kampf von Wirkung und Gegenwirkung zum Lachen gereizt, besonders, wenn die Thiere in ihrer Beschränktheit auf einen Augenblick zu siegen scheinen, und mit einem Ausdruck von Freyheit ihrer angewiesenen Mittel sich spielend bedienen, d. h. scherzen. Mit dem Scherz beginnt das Gebiet der Freyheit und auch das Gebiet des Komischen, und wenn den

Thieren Schuld und Verdienst und die Fähigkeit zu moralischen Handlungen fehlt, so vernichtet dieses das Komische noch nicht, weil dieses der Rücksicht auf die Moral keinesweges bedarf. Vielmehr ist die grosse Beschränktheit ihres Verstandes und ihrer Freyheit, deren Wahl nur auf wenig Dinge und nach dunkeln Vorstellungen und ohne sehr entfernte Zwecke zum Ziele geht, allein schuld daran, daß sie nur einen Schimmer von Lächerlichkeit an sich tragen, und uns nur nach dunkeln Spuren, gleichsam nach Ahnungen, zu Lachen versetzen.

In vollem Maaße giebt der Mensch mit seinem weit sehenden, berechnenden Verstande Stoff dazu, weil er, mit seiner Erkenntniß über alles sich erhebend, seinen Wünschen immer auf das klügste zu dienen glaubt. Wenn der Mensch durchaus nichts von Verstand besäße, und er ganz dem dunkeln, unmittelbaren Instinct überlassen bliebe, so daß er gradezu, ohne Vorstellung, den Gegenständen seiner Bedürfnisse, wie die Sonnenblume der Sonne, sich zuwendete, so wäre es niemals möglich, daß er in Lächerlichkeiten verfiele. Und eben so bliebe er davon entfernt, wenn sein Verstand völlig frey, alles durchdringend, wenn er unbegrenzt wäre; denn die Veranlassung des Lächerlichen ist hier *) der Irrthum und der Selbstbetrug. Der

*) In Absicht des Verstandes als eines Hauptbestandtheils und Erfordernisses der Freyheit.

Mensch erscheint lächerlich, wenn er klug zu handeln glaubt, und doch das Rechte verfehlt. Der Irrthum aber entsteht theils in seinem Wesen, wenn verschiedene Neigungen und Vorstellungen ihn bestürmen, und ihn so irre machen, daß er das Ganze nicht überschauen, und das Kleine vom Grosen, das Wichtigere vom Unwichtigern nicht unterscheiden kann, theils außer ihm, in der Wahl der Dinge, wo seine schwache Erkenntniß ihn wieder oft das Falsche für das Rechte oder das Kleine für das Große wählen läßt. Es gehört aber zweyerley dazu, wenn ein Irrthum belachenswerth seyn soll.

Erstlich muß der Irrthum keine bloße Action des reinen Verstandes seyn; so wird z. B. ein Rechnungsfehler, besonders in verwickelten Fällen, uns nie ein Lachen abnöthigen; sondern der Irrthum muß zugleich mit dem empfindenden und handelnden Theil des Menschen, mit seinen Neigungen, Wünschen und Trieben zusammenhangen, so, daß seine Beschränktheit durch diese, und dadurch die Mit- oder Gegenwirkung der Natur zum Vorschein kommt. Man muß nicht blos sehen, daß der Mensch irrt, sondern auch, daß er sich hat verleiten lassen. Der Irrthum muß zugleich ein halber Betrug und von der Art seyn, daß menschlicher Weise unter solchen Umständen auch wohl ein anderer dessen hätte fähig seyn können. Also Handlung des Menschen und Handlung der Natur zugleich

oder ein Conflict von beyden giebt dem Irrthume erſt die Möglichkeit, lächerlich zu erſcheinen.

Zweytens muß aber auch der Irrthum von dem Glauben der Klugheit begleitet, und dabey zugleich von der Stärke ſeyn, daß wir uns darüber verwundern, ob wir gleich die Möglichkeit davon begreifen. Es gehören alſo ſeltene, ſinnreiche Fälle dazu, die das Außerordentliche und das Natürliche vereinigen; nur alsdann erſt fühlen wir uns berechtigt, über den Mittelzuſtand der menſchlichen Freyheit zu lachen, wenn wir ſehen, daß bey einem ſo hellleuchtenden Verſtande ſo viel Blindheit und ſo viele auffallende Irrthümer möglich und natürlich ſind. Ob wir uns gleich in dem Augenblick für weit klüger halten, ſo iſt es doch das allgemeine menſchliche Schickſal, das wir in dem Vorfalle belachen. Wir ſind überraſcht, daß überhaupt ein Menſch von Verſtand ſo unklug handeln, daß die Natur ihm ſolche Streiche ſpielen könne. Unſere höchſte Beziehung iſt alſo auf den menſchlichen Verſtand überhaupt, und auf die Natur gerichtet, die über ihm ſteht. Von beyden Seiten muß eine Wirkung geſchehen, und darum iſt es auch nöthig, daß Dummheit mit Klugheit und Eigendünkel gemiſcht ſey, um dem Menſchen das gehörige Gegengewicht zu geben. Wer geradezu und in den Tag hinein handelt, erſcheint mit ſeinem Irrthume lange nicht ſo thörig, als der, welcher ſich etwas dabey denkt, und alles überlegt.

In der Einbildung der Klugheit sehen wir nicht allein die thörigte Erhebung des Gemüths, sondern zugleich auch seinen glücklichen Zustand, und es freut uns, daß der Mensch überhaupt bey der Möglichkeit solcher Irrthümer so glücklich seyn kann, und auch nachher nicht untergeht. So wird der Wahn der zu harten Beschränkung entfernt, und der Mensch hat der Natur etwas entgegen zu bieten. Völliger Unverstand und völliger Unsinn wird uns wenig zum Lachen bewegen, wir fühlen die menschliche Natur darin herabgewürdigt, wir bezweifeln die Möglichkeit oder fangen in den stärksten Fällen an, für unsern eignen Verstand zu fürchten, welches in das Gefühl von Leiden und Vernichtung und zuletzt in das Tragische übergeht.

Es giebt indeß für die Wirkungen des Verstandes im Komischen unendliche Abstufungen, so daß er gegen die Einwirkungen der Außenwelt bald mehr, bald weniger beschränkt erscheint. Die Extreme sind völlige Klugheit, die alles überlistet, und völlige Dummheit, die beym Zuschauer kein Gefühl von Freyheit aufkommen läßt. Beyde taugen wenig zur Lächerlichkeit, doch geht es damit gradweis. Sollen wir den Dummen belachen, so muß er noch einigen Verstand, oder wenigstens das Streben zeigen, welchen zu besitzen; auch das Gefühl von Glückseligkeit kann seinem unterdrückten Zustande etwas aufhelfen, und ihm gegen die Macht der

Natur ein gutes Gegengewicht geben, so daß ein Spiel und Kampf zwischen beyden möglich ist. Mischen sich noch gewisse Neigungen und Grundsätze hinein, die eine Art von Festigkeit und Consequenz hervorbringen, so kann aus dem dummen sogar vorzugsweise ein komischer Character werden, der zur Lächerlichkeit ganz und gar geschaffen scheint. — Weit davon entfernt sich der völlig Kluge, dem alles gelingt. Er kann andere durch seine List in eine Menge von Verlegenheiten und komischen Situationen versetzen, ohne selbst komisch und lächerlich zu werden. Die Natur bedient sich seiner nur als eines großen Verstandes, um ihren Schabernack an andern auszuüben, und es kann, wenn sich die andern wacker dagegen wehren, wohl durch ihn ein lustiges Spiel entstehen. Er selbst aber wird erst zum Gelächter werden, wenn er trotz seiner Klugheit sich doch einmal in ein Netz fangen läßt, und dann wird das Lachen über ihn desto größer seyn. Soll er aber durchaus komisch wirken, so muß die Natur auch das nämliche Spiel mit ihm treiben, das er gegen andere ausübt, und wir müssen ihn bey seiner List aus einer Verlegenheit in die andere gerathen sehen. Dies ist z. B. mit dem Lügner bey Goldoni der Fall, der sich herauswickelnd mit seinen Lügen nicht nur andere betrügt, sondern sich selbst auch immer wieder aufs neue verwickelt; ja die Natur spielt ihm zuletzt gar den Streich,

daß ſie ſeine eigene Lügenhaftigkeit als Fehler gegen ihn wendet, ſo, daß er zu ſeinem eigenen Schaden nicht frey davon werden kann. Doch entſteht hier das Lächerliche nicht blos aus den Wirkungen des Verſtandes, in Verbindung mit einer Handlung des Herzens, ſondern zugleich aus der Verbindung des Verſtandes mit einer herrſchend gewordenen Neigung. Wir bemerken nämlich, daß der Verſtand nicht nur im Einzelnen irren und dadurch lächerliche Fälle hervorbringen, ſondern daß ſein Fehler auch ein fortwährender practiſcher Irrthum werden kann, in ſo fern der Verſtand ganz mit einer verkehrten Neigung des Herzens eins wird, und den Irrthum des Willens durch Conſequenz noch befördert. Was erſt ein einzelnes Verſehen, eine Abweichung, eine Ausnahme war, das wird zuletzt fortgeſetzte Handlungsweiſe; und ſobald das Fehlen zum Fehler, und damit zur andern Natur geworden iſt, nimmt ſich auch der Verſtand deſſelben als einer dem Anſchein nach gerechten Forderung an, und ſucht zu Gunſten deſſelben überall das aufgehobene Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Dies kann ihm aber niemals völlig gelingen, weil die Natur, ſorgend für das groſſe Ganze, ihre angebornen Rechte behauptet, und immer wieder zur allgemeinen wahren Harmonie hinſtrebt. Der Verſtand hat alſo für den Fehler, für die Angewöhnung, für die Thorheit beſtändig gegen die Natur zu kämp-

ysen, und es ist sehr lustig zu sehen, wie er bald scheinbare Siege erringt, bald nach verlorner Beute sich in neuer Verlegenheit befindet. Das Bestreben des Thoren erscheint sein ganzes Leben hindurch halb vereitelt und halb beglückt, so daß sein Zustand weder in ein völliges Leiden, noch in völlige Zufriedenheit übergeht, und so ist es zur Lächerlichkeit gerade recht. Er handelt nicht eigentlich vorsätzlich wider die Natur, so daß er mit Bewußtseyn seines Unrechts zum Rebellen würde (wie im Tragischen der moralisch-schlechte Character), sondern er handelt ihr nur nicht völlig gemäß, er verdreht sie, und will sie zum Besten seiner Neigung zu einer halben Verkehrtheit zwingen, wobey sie bald nachgiebt, bald sich wieder weigert, und, statt ihn zu quälen, ihn nur verspottet. Auf diese Weise entstehen eine Menge komischer Charactere, welche alle daran zu erkennen sind, daß sie in eine Abweichung für ihr ganzes Wesen eine Art von Consequenz bringen, aber damit nie, selbst bey aller Ruhe, zu der Sicherheit gelangen, daß sie darüber von der Natur gar nicht mehr angefochten würden. Oft sind es bloße Angewöhnungen, die hartnäckig wie verzogene Kinder ihr Recht fordern, und darüber mit den billigern Geschwistern in Streit gerathen, wobey der Verstand immer zum Vortheil seiner Lieblinge entscheidet, Angewöhnungen im Betragen, im Sprechen, im Essen und Trinken, in der Kleidung, in mancherley

cherley Liebhabereyen, u. ſ. w.; oft aber auch offenbare Thorheiten und Fehler, die über das ganze Weſen ſich erſtrecken, es aus den Grenzen rücken und ihm mit Hülfe des Verſtandes ein neues, erkünſteltes Gleichgewicht geben. Manche Fehler ſind von der Art, daß ſie den Character nur eine Zeitlang in der überhangenden Lage erhalten, und bey drohender Gefahr des völligen Umſturzes wieder in ihre Grenzen zurückgehen, wie z. B. Eiferſucht, thörigte Liebe, Vorurtheile. Andere ſind bleibend und erſtarrend, ſo daß das Komiſche an ihnen feſtſtehender Typus und Ausdruck wird, z. B. Eitelkeit, Neugierde, Geſchwätzigkeit, Pedanterei und beſonders Geiz. Der Geizige iſt unter allen Thoren die auffallendſte Erſcheinung, und überall, in der Welt wie auf den Theatern, ein herrſchend komiſcher Character. Bey ihm iſt die gröſte Conſequenz, welche auf alles Thun und Laſſen Einfluß hat, und dabey dem Verſtande, der das Ganze im Gleichgewicht erhalten muß, gerade am meiſten zu ſchaffen macht. Welch ein Aufwand von Scharfſinn zu ſo groſſer Thorheit und Unklugheit, welch ein Kampf für dieſe Zahlenexiſtenz nach innen und auſſen! Es ſcheint, daß die Natur, indem ſie ſelbſt durch Geburt und Anlage dazu behülflich war, ſchon von Hauſe aus mit dem Menſchen ſich einen Scherz erlaubte, und nur die Freude haben wollte, den Menſchen auf eine recht mannigfaltige Weiſe in Thätigkeit zu ſetzen, und ſeine

angeborne Freyheit und seinen Verstand schon im Mutterleibe zu verspotten. Sie schuf sich selbst solche Gegenstreiter, um einen lustigen Kampf gegen sie zu führen, und sie mit hingehaltenem Siege bis ans Ende zu täuschen. Wie in allen sie bewundernd, stehen wir auch hier staunend und in der lebhaftesten Ueberraschung da. Nicht begreifend glauben wir, wir versuchen sinnend und denkend mit dem Geizigen zu leben, aber plötzlich gehemmt und getäuscht springen wir wieder in uns selbst zurück, und lachen der Neckerey eines ewigen Kampfes.

Uebrigens bieten sowohl die angebornen als die angenommenen Fehler ihre lächerliche Seite dar, und beyde stehen als Ausartungen mit der Natur in Zusammenhang, von der sie bald nahe, bald entfernt, ihre Abkunft herleiten, daher sie halb als Folge und halb als fortstrebende Handlung erscheinen. Wenn der Dichter einen Character, einen Fehler oder eine Thorheit erdichten will, die ganz willkührlich und gar nicht in der Natur gegründet ist, dann wird er auch den Verstand zu keinem vernünftigen Irrthume, der zum Komischen durchaus nöthig ist, bringen können, sondern nur Dummheit und Albernheit aufstellen, worunter die Kraft der Vorstellung erliegt, und wo unsere Phantasie nicht mehr das Schicksal des Handelnden als ein menschliches theilen mag.

2.

Es iſt aber nicht blos der Verſtand, der das Komiſche möglich macht, und mit Thorheiten das Gebiet deſſelben erfüllt; ſondern ein zweytes Erforderniß der Freyheit und alſo auch eine zweyte Veranlaſſung zum Lächerlichen findet ſich bey der Wahl theils in den Dingen, die zu wählen ſind, theils in den Mitteln und Kräften, womit ſie gewählt oder erlangt werden.

In beyden Fällen können wir nach beyden Extremen die Freyheit, und damit die Möglichkeit des Komiſchen aufheben, wenn wir entweder eine völlige Befriedigung oder eine völlige Hemmung des Willens annehmen. Nicht genug, daß der Menſch Neigungen und Wünſche und die Einſicht hat, das paſſende zu wählen, ſondern es müſſen auch Dinge, die ihn befriedigen können, es muß eine Welt vorhanden ſeyn; ſein Streben nach Dingen außer ihm kann ihn erſt zur Thätigkeit, und ſeine Freyheit zur Ausübung bringen. Wenn die ganze Welt in jedem Augenblick von ihm abhienge, ſo würde mit der völligen Freyheit auch alle Freyheit wegfallen, weil alsdann keine Beſchränkung uns (als Verneinung) den Begriff davon herbeyführen könnte. Wir würden glauben, es müßte ſo ſeyn, und das Gegentheil wäre nicht möglich. Nur erſt mit der Vorſtellung, daß es auch anders ſeyn könnte, kann die Idee der Freyheit eintreten,

und ihr Beſitz uns ein Geſchenk dünken. Alſo iſt im Grunde mit dem Begriff der Freyheit auch ſchon ihre Halbheit, ihre Beſchränktheit gegeben, d. h. es müſſen zu ihrer Ausübung Hinderniſſe und widerſtrebende Körper vorhanden ſeyn, die ſich bald ganz, bald nur theilweiſe, bald gar nicht beſiegen laſſen. Eben ſo würde auf der andern Seite die Freyheit aufhören, wenn nichts, durchaus nichts zur Befriedigung der Wünſche oder gar keine Mannichfaltigkeit der Dinge zur Wahl ſich darböte.

Denken wir nun zuerſt, daß der Menſch (recht eigentlich) die ganze Welt beſäße, ſo wäre es von dieſer Seite nicht möglich, daß er jemals ein Gegenſtand des Lachens würde. Sein Wille wäre zugleich die That, und ſein Leben und Handeln ein bloſſes Anſchauen der Welt. Aber auch das müſſen wir uns zur Vollkommenheit ſeiner Freyheit noch hinzudenken, daß zwiſchen dem Willen und der Erfüllung keine Entfernung wäre, weder durch Zeit noch durch Raum, ſo daß er mit den Dingen in Eins übergienge und nie ein Bedürfen derſelben fühlte. In einem ſolchen Zuſtande wäre der Menſch Gott, und wenn es alsdann noch für uns eine Anſchauung des Menſchen gäbe, ſo könnten wir ihn nur anſtaunen und bewundern, und fänden niemals Gelegenheit, über ihn zu lachen. Zur Lächerlichkeit des Menſchen gehöret durchaus die Abhängigkeit ſeines Geiſtes von der Körperwelt und das Wi-

derſtreben derſelben. — Es muß hier aber gleich einer beſondern Rückſicht oder Beziehung, die nur ſcheinbar den Sinn dieſer Behauptung aufhebt, erwähnt werden, nämlich der Frage, ob nicht Gott ſelbſt bey aller Macht ein Gegenſtand des Lachens werden könne. Von einer ſolchen Verſpottung finden ſich allerdings Spuren bey den Dichtern, aber es iſt wohl zu merken, daß hier das Lächerliche nicht von Gott, in ſo fern er iſt, ſondern von der menſchlichen Vorſtellung über ihn entlehnt iſt. Alſo der Menſch iſt es, der mit ſeiner Bedürftigkeit, mit ſeiner Mangelhaftigkeit, mit ſeiner Abhängigkeit von höhern Dingen, die er vergebens zu erfaſſen und zu begreifen ſtrebt, in ſeiner lächerlichen Blöße dargeſtellt wird. Nicht die Gottheit als allgemeiner Begriff, ſondern nur Gott und die Götter, als menſchliche Vorſtellungen mit allem Poſitiven in der Religion, in ſo fern es als ein unzureichender Behelf erſcheint, ſind der Gefahr ausgeſetzt, eine lächerliche Seite darzubieten. Der Spott triſt hier wieder die Beſchränktheit der menſchlichen Freyheit bey ſeinem hohen Streben und großen Dünkel. — Dieſe Beſchränktheit nun tritt auch beſonders in der Abhängigkeit des Geiſtes von der Körperwelt hervor, und wird ſowohl im Beſitz als im Gebrauch der Güter ſichtbar. Großes Glück und großer Reichthum taugen wenig zur Darſtellung des Komiſchen. Das Spiel des Zufalls mit Gewinn und Verluſt

und das Widerstreben der Körper muß erst als thätige Gegenwirkung hinzukommen, wenn das Komische Kraft erhalten soll. Daß hier die Natur leicht eine zu große Rolle spielen könne, ist gleich sichtbar; aber auf der andern Seite läßt sich auch das Gegengewicht durch mancherley Dinge befördern, z. B. durch Muth, Stolz, eingebildete Würde u. s. w. — Der König, in so fern er herrscht, taugt wenig zum Komischen, aber auch eben so sehr und um so besser dazu, als er bey seiner Macht durch jede Kleinigkeit beschränkt, und seine Abhängigkeit von den Dingen um so auffallender gemacht werden kann. Es kostet nicht viel Erfindung, ihn seiner Diener, seiner Soldaten, seiner Palläste zu berauben, und ihn als einen dürftigen Wanderer vor die Hütte eines Bettlers zu führen, wo der Zustand seine Macht und Würde durch Darstellung und Reflexion alle Augenblicke, wenn übrigens Glück und Laune im Ganzen obwaltet, in ein lächerliches Licht setzen kann. In der Abhängigkeit, in welcher der König gegen die Natur sich befindet, sind im Grunde alle Menschen, aber bey ihm wird es am auffallendsten sichtbar. Doch gehört zu dieser kühnen Art des Komischen schon ein höherer Aufflug des Geistes, um nicht, durch Empfindung der persönlichen Theilnahme gestört, der freyeren Betrachtung über ihn als Menschen verlustig zu gehen. Sonst entzieht sich der Fürst der Wirkung des Komischen eben so

ſehr, als der Bettler ohne allen Beſitz und der Taugenichts ohne alle Würde dazu untauglich iſt. — Das ſchnelle Erlangen wie das ſchnelle Verlieren kann vorzüglich das Verhältniß des Menſchen zu den Dingen ſichtbar und fühlbar machen, und komiſche Situationen hervorbringen; aber noch leichter wird das Lächerliche möglich, wenn der Menſch in und mit den Dingen Abſichten zu erreichen ſucht. Ein Strang, der zerreißt, ein Tropfen, der einen Funken auslöſcht, ein Schall, ein Unterſchied von einer Minute, tauſend Kleinigkeiten können den Plan des Menſchen vereiteln, und ihn die Oberherrſchaft der Natur fühlen laſſen. Und dies kann wieder ſowohl zum Glück als zum Unglück ausſchlagen. Durch den kleinſten Umſtand wird oft eine große Schlacht gewonnen, und das Schickſal eines ganzen Landes beſtimmt. Zwey Kinder, die ſich um einen Ball zanken, können leicht die Aeltern, die ganze Nachbarſchaft, eine ganze Stadt, und endlich ein ganzes Volk in Flammen ſetzen, und ſo alleſammt als einen Ball dem Walten der Natur in die Hände liefern. Dieſe Abhängigkeit wird um ſo ſichtbarer, je größer die Idee iſt, die durch eine Kleinigkeit befördert oder aufgehalten wird. — Die kleinſte Liebhaberey eines Königs kann eine ganze Staatsverfaſſung umſtoßen. Die größten Gedanken ſind dem Wind und Wetter, aber noch mehr dem Einfluſſe der menſchlichen Bedürfniſſe, dem Hunger,

dem Durſte, dem Schlafe und jeder Neigung ausgeſetzt. Ein fliehender König konnte ſein Leben retten, wenn er ſeinen Appetit hätte beherrſchen können. Kroaten in der Schlacht wenden ſich plötzlich vom muthigſten Angriffe zurück, weil ſie hinter ſich aus einem Dorfe Schweine ſchreyen hören. Ein Mädchen heyrathet einen Mann, weil ſie ſich in ſeine Meubles verliebte.

Wie der Beſitz der Dinge, ihr Reiz, ihr Gewinn und Verluſt, die Freyheit des Menſchen anfechten, und ihn in lächerliche Verhältniſſe bringen kann, ſo wird dies beſonders auch häufig durch die Mittel und Kräfte bewirkt, deren ſich der Menſch zur Erlangung der äußern Güter bedienen muß. Wenn es innerlich Neigungen und äußerlich Dinge giebt, die ſich einander als Wunſch und Befriedigung entſprechen, ſo muß auch für eine mittelbare Verbindung geſorgt ſeyn, um die Einwirkungen beyder auf einander möglich zu machen. Der Geiſt findet die Gegenſtände ſeiner Thätigkeit in der Außenwelt, aber auf dem Wege zu ihnen hinüber muß er Hände, Füſſe, Worte, Blicke u. ſ. w. gebrauchen, und ſie in Bewegung ſetzen. Welche Beſchränkung, welche vertheilte Macht, welche ſpärliche Bewaffnung für den denkenden Geiſt! Sobald wir uns deſſen bewußt werden, oder dieſe Inſtrumente als ärmliche Behelfe für den glücklichen Menſchen zur Anſchauung kommen, ſo müſſen wir auch über die Operationen ſeiner

beſchränkten Freyheit lachen. Lächerlich können aber dieſe Glieder und Kräfte nur werden, wenn das Abhängige des Geiſtes von ihnen hervortritt, alſo, wenn ſie ſeiner innern Thätigkeit nicht genügen, oder wenn ſie in ihrem Dienſt fehlen.

Im erſtern Falle kommen viele lächerliche Situationen zum Vorſchein. Man betrachte nur die Art der Mittheilung durch Worte mit ihren Bedingungen und Beſchränkungen, und ſchon bey der allgemeinen Vorſtellung davon wird man zum Lachen eine Anreizung fühlen. Daß eine gewiſſe Stärke der Stimme, eine gewiſſe Deutlichkeit, eine beſtimmte Entfernung zwiſchen Mund und Ohr, und das Vorrecht des jedesmal Sprechenden, die Luft allein zu erſchüttern, von einer Geſellſchaft muß beobachtet werden, eröfnet nach allen Seiten Gelegenheit zum Lachen. Die Redenden überſchreyen, überhören, mißverſtehen ſich, begegnen ſich mit den Worten, mit Pauſen, rücken einander näher, oder wiſſen ſich auch wohl im engen Raum nicht zu laſſen. Nun wieder der verſchiedene Ton, die Stimme eines jeden, die Art der Ausſprache, die verſchiedene Beſchaffenheit des Gehörs ſind lauter gelegentliche Veranlaſſungen zum Lachen. — Man ſehe einen Menſchen mit zwey Händen, deren Fügung und Länge nicht hinreicht, dies oder jenes zu faſſen, und den Willen des Geiſtes hinter ſich wie vor ſich, auszuführen, deren Doppelzahl nicht genug

ist, um alles, was er nöthig hat, auf einmal zu halten. In welch komischem Lichte erscheint er, wenn er beyde Hände schon gefüllt hat, noch eine andere Sache hinzukommt, und er nun nicht weiß, ob er das Vorige fallen lassen, oder das Letztere entbehren soll! und dieses Widerspiel zwischen dem Willen und der Natur wird um so komischer, je schwieriger die Wahl zwischen den zu ergreifenden Dingen ist. Auf der einen Seite bedrängt ihn die Natur mit dem Gefühl der Nothwendigkeit, und auf der andern versagt und verkürzt sie ihm die Mittel der Erreichung sein Wille schwebt dazwischen, und wendet sich bald zu dem einen, bald zu dem andern, und steht er als ein Gegenstand des Gelächters da. — Wieder mit den Füßen ist er demselben komischen Spiele ausgesetzt. So ist er z. B. genöthigt, um sich stehend zu erhalten, auf denselben zu balanciren. So lange dieses gut von Statten geht, und die Gewohnheit uns diesen besondern Zustand nicht bemerken läßt, giebt es wenigstens sichtbar keinen Kampf mit der Natur aber nun fängt er auf glatten Boden an auszugleiten, er wirft die Arme als Balancirstange um sich, er fällt trotz seiner Bemühungen der Länge nach auf die Nase; oder der Wein macht ihm das Gleichgewicht streitig — sogleich ist er dem Gelächter preis gegeben. Oder sein Wille treibt ihn nach einem fernen Ziele, das er mit der Schnelligkeit der Füße, die er eins um das

andere vorschickt, vergebens zu erreichen strebt, worüber er noch obendrein mit dem Athemholen seiner Brust und dem Tact des Blutes in Collision kommt, — so kann er alle Augenblick als ein Spiel der Natur erscheinen, und zum Lachen reizen. Ja es kommt nur darauf an, daß wir uns dieses Zustandes überhaupt bewußt werden, um ihn auch ohne besondere Veranlassung belachenswerth zu finden. Könnten wir als Geister auf die Art des Stehens und Wandelns der Menschen herabsehen, so müßte uns über das glückliche Gelingen und die geschickte Bewerkstelligung der Verrichtungen ein Befremden und ein Lächeln anwandeln. Und dies scheint in der That der Fall zu seyn, wenn wir die Kinder in ihrer Lebenslust zuerst die Füße, die Hände, gebrauchen sehen, und ihr Stammeln und ihr kämpfendes Sprechen zuerst vernehmen.

Und wie der Gebrauch der Glieder seine komische Seite darbietet, so macht uns auch ein Mangel daran auf ihren Nothbehelf aufmerksam, doch hat dies seine Grenzen. Wäre dem Geiste die unmittelbare Wirkung auf die Dinge verliehen, so fiele alle Hemmung, alle Kampf, und folglich auch alles Lächerliche weg; und so auch, wenn er auf der andern Seite der nöthigen Mittel beraubt oder in seiner Freyheit zu sehr beeinträchtiget wäre. Ein Mensch, der ein wenig hinkt, besonders, wenn er es sich eben zugezogen hat, ein anderer, der etwas schwer hört,

besonders, wenn er es sich nicht will merken lassen, ein Mensch mit einer fehlerhaften Aussprache, mit Lispeln, Stottern, Stammeln, besonders, wenn er sich richtig zu sprechen bemüht, — alle diese können dadurch ein Gegenstand des Lachens werden. Es ist hier aber wohl zu merken, daß immer noch Kampf und Widerspiel, Kraft und Thätigkeit sichtbar seyn muß; denn in dem Grade, als die wirkliche Unterdrückung des Willens zunimmt, nimmt auch unser Mitleiden zu, und wir sehen Leiden statt Lust, und das Lachen vergeht. Wer sich aber anschauend keiner Leiden bewußt ist, und den Menschen als Erscheinung frey betrachtet, kann auch noch eine Mißhandlung der Natur für einen Schabernack ansehen, und z. B., wie Kinder thun, selbst noch eine Mißgestalt und das Faseln eines Greises belachen. Es geht hier zur Grenze gradweis nach der Vorstellung des Menschen. Zu dieser Vorstellung des Beobachters gehört, daß er den andern nicht leidend, sondern noch glücklich, in Lust und Kampf erblickt oder zu erblicken glaubt. Hat nun die Natur dem Menschen etwas arg mitgespielt, so muß der Gegenthätigkeit durch Muth und Kraft aufgeholfen werden, wenn ein komisches Spiel entstehen soll: der Halbunterdrückte z. B. muß lustig, keck oder stolz erscheinen, der Mißgeschaffene muß sich brüsten, der Lahme muß flink und rührig seyn, der Stotternde pathetisch thun. Völlige Beraubung aber hebt

den Luſtkampf und folglich auch alles Lachen auf. Wenn der Fallende hingeſchmettert wird, wenn er ein Bein bricht, wenn der Taube mit verſchloſſenem Ohr, der Blinde mit völliger Blindheit da ſitzt, ohne daß er zu ſehen oder zu wandeln ſtrebt, wenn der Lahme auch nicht einen Schritt gehen, und der Stammelnde auch nicht ein Wort ohne die gröſste Anſtrengung hervorbringen kann, — dann vergeht uns die Luſt, die Freyheit des Menſchen zu belachen. Das zahnloſe Alter iſt kein Gegenſtand des Lachens, auch an und für ſich Zahnſchmerzen nicht, wenn aber ein mächtiger Herr, mitten in ſeiner Herrſchermacht dadurch einmal an ſeine Körperlichkeit erinnert wird, dann ſcheint er genug zur Gegenwehr bewaffnet zu ſeyn, um ein Gelächter aushalten zu können. Darum thut es eine komiſche Wirkung, wenn Claudius ſeinen reiſenden Urian erzählen und bemerken läſst:

Der Mogul iſt ein groſser Mann,
Und gnadig über Maſsen,
Und klug. — er war jetzt eben dran,
Einen Zahn ausziehn zu laſſen.

Ja die Körperlichkeit als Inſtrument des Geiſtes iſt an ſich ſchon hinreichend, ihn dem Gelächter preiſs zu geben. Die Art der Geſtaltung, die Mienen und Gebehrden, die ſich immer nach dem innern Vorgang richten ſollen, und nur immer halb nachkommen und Genüge leiſten, der nackte Körper, deſſen Bekleidung zum Ausdruck

des Characters und Willens (der Würde, des Amtes, des Standes) mitwirken muß — alles dies sind Erinnerungen an die Beschränktheit und den Behelf des Geistes. Schon darin liegt viel Abhängigkeit und komische Natur, daß das Kleid den Willen aussprechen hilft, und mit jeder Aenderung den Ausdruck desselben verändert und ihm oft eine Aenderung andichtet. So wie der Mensch eine Mütze oder einen Hut aufsetzt, sieht er anders aus, und wir werden gewahr, wie hier das Kleid mit dem Manne spielt, oder — nach einer wahren Freyheit-verspottenden Redensart — wie das Kleid den Mann macht. Wie viel Willensveränderung und komische Mithülfe liegt nicht allein in dem Setzen des Huts, ob jemand ihn glückselig in den Nacken schiebt, oder herausfordernd ins Auge rückt, ob er sein stolzes Brüsten durch Herausziehen des Jabots und der Halskrause vermehrt oder mit Zuknöpfen des Rocks sich kleinmüthig zu verstekken sucht, ob er die Klappen und Schöße des Kleides keck zurückschlägt oder wie zur Erweiterung seines Besitzthums den Mantel weit hinter sich ausbreitet, und nachschleppt. Wie klein, wie ärmlich erscheint in allen diesen Dingen die Freyheit und Macht des gebietenden Geistes!

Und auch die geschickteste Vermittelung, die Sprache mit ihren Wortfügungen, ist nicht im Stande, die Kennzeichen des Behelfs ganz zu entfernen. Das Versprechen schon reizt öfters

zum Lachen, der Dialect erinnert an eine Provinz, wovon der Mensch abhängig wie eine Pflanze erscheint, der Ausdruck verräth den Stand und die Erziehung, die ihn wie eine Temperatur der Luft, wie ein Klima, heraufgebildet hat; die Bildung und Fügung der Worte zeigt öfters die Noth, seinen Zustand auszudrükken, und das Geistige durch das Körperliche anzudeuten. Die Gewohnheit läßt uns den Behelf nicht immer bemerken, aber Abweichungen, eintretende Schwierigkeiten, gewagte Versuche und Neuheiten, Spiel mit denselben und scherzende Reflexion darüber, bringen uns ihn wieder ins Gefühl, und ins Bewußtseyn. Da wird ein Ausdruck als possirlich, sonderbar, närrisch, lächerlich, bald als zu viel, bald als zu wenig sagend erkannt, und mit einem Doppelsinn schon im Voraus als eine Quelle von Mißverständnissen belacht. Wir wundern uns, wie der Mensch auf diese und jene Vergleichungen gerathen kann, und sehen ihn beständig sinnreich mit Bedingnissen kämpfen. Es lächelt uns, daß er das Ziel erreicht, und wir lachen, wenn er es verfehlt. Ein einziges Wort kann ihm die lustigsten Streiche spielen. Welche Verlegenheiten durch Mißdeutungen, durch Mißverständnisse! Die Seele hängt von der Sprache, die Beherrschung der Welt, Glück und Unglück von einzelnen Worten ab. Einem kleinen Laute muß sich der Wille anvertrauen, und er ist damit dem Schicksale

ausgesetzt, wie auf dem Meere der Schiffer mit seinem Boot. — Darum ist die Sprache das rechte Element des Scherzes, der spielend sich an die Gefahr, die in den Worten liegt, ergötzt, und auch andere mit den Möglichkeiten ihres Sinnes in der Vorstellung schreckt, Gedanken zu Riesen aufthürmt, und sie dann wieder zu Zwergen verkleinert. — Wie viele Empfindungen und Redensarten, wie viele Bezeichnungen und Gedanken schiffen hier an einander vorüber, und glauben sich ganz zu treffen, indem sie sich nur theilweise berühren. — Manche Worte tragen deutlich den Behelf und die Possirlichkeit (wie z. B. der Fluch der Schweizer: Donner erschieß! und davon donnererschießiges Unglück) an sich; bey andern wird es erst durch die Reflexion zu Tage gefördert. —

3.

Der dritte Theil der menschlichen Freyheit, wodurch auch zugleich wieder das Komische möglich wird, ist der Zweck beym Handeln, oder die leitende Idee. Es ist nicht genug, daß der Mensch seine angebornen Neigungen und Triebe auf die beste Weise zu befriedigen, und die Dinge dazu durch die passendsten Mittel zu erreichen sucht, es ist nicht genug, daß er bey allem seinen Thun gewisse Absichten hat, wornach er Eins mit dem Andern in Verbindung bringt, und Eins dem Andern unterordnet, sondern seine Absichten selbst muß er als geringere und größere

unter

unter einander ordnen und fügen, und eine der andern zur Richtschnur setzen, bis sich zuletzt alle in eine Idee oder zu einem Hauptzweck vereinigen. Jenes ist die Thätigkeit des Verstandes, die bloße Klugheit, dieses ein Act der Vernunft, die über die Erscheinungen hinausstrebt, nach der letzten Bestimmung von allem fragt, und sich mit dem höchsten Willen des höchsten Geistes zu vereinigen trachtet. Je weiser jemand wird, je mehr er den schwankenden Einflüssen der bloßen Körperwelt sich entziehet, und diese ohne Kränkung seiner Natur unter seine Herrschaft bringt, desto mehr entgeht er der Lächerlichkeit. Deshalb kann ein wahrhaft weiser Mann als ein solcher nie als ein komischer Charakter erscheinen. Wir müssen aber hiervon den bloßen Philosophen, und jeden, der in Abstractionen und Phantasien lebt, wohl unterscheiden. Dieser kann alle Augenblick lächerlich werden, indem ihn die Außenwelt plötzlich um so nachdrücklicher an seine Abhängigkeit erinnert, je weniger er daran denkt. So wird ein Dichter leicht ein Gegenstand des Lachens, indem er über der Dichtung einer vollkommenern Welt die wirkliche und die Bedingnisse seiner Existenz leicht vergißt, welche ihn dann um so dringender mahnen, und die Freyheit seines Geistes in ein lächerliches Licht setzen. An die Weisheit wagt sich der Komiker nicht (weil diese schon die Bedingnisse mit einrechnet), außer,

wenn er ſelbſt mit einer höhern Weisheit die Mangelhaftigkeit derſelben darzuſtellen vermag. Deshalb konnten einige Critiker noch ungewiß ſeyn, ob Ariſtophanes in den Wolken wirklich den Socrates oder nicht vielmehr einen Sophiſten gemeint habe. Dieſer Zweifel hat keinen andern äſthetiſchen Grund, als weil die wahre Weisheit, als eine ſolche gedacht, eigentlich niemals lächerlich werden kann, denn ihr ganzes Beſtreben geht eben dahin, alle Thorheit aufzuheben. Da es aber immer noch die Frage bleibt, ob und in wie fern es ihr damit gelingen möchte, ſo läßt ſich auch die Grenze für das Komiſche hier nicht beſtimmen, und man muß nur bemerken, daß daſſelbe dadurch gradweis immer ſchwerer oder unzuläſſiger wird. — Steigen wir zu dem andern Extreme hinab, wo der Menſch gar keinen Zweck und gar keine Abſicht hat, ſondern nur immer zum Nächſten greift, und eins durch das andere über den Haufen wirft, ſo iſt nicht zu läugnen, daß bey dieſer Vernunftloſigkeit (für den Augenblick mag der Menſch noch ſo verſtändig handeln) ſich die Wirkung des Komiſchen allmählig verlieren und endlich ganz verſchwinden muß. Wir ſehen, daß bey dem einzelnen Thun der Geiſt fehlt, der alles mit einander verbindet, auf einander bezieht und in einen Zuſammenhang bringt, wir bemerken, daß hier weder Character noch Handlung dem Spiele des Zufalls entgegenwirkt und den

Menſchen als Einzelnweſen zuſammenhält; es erſcheint hier alles als Chaos und Verwirrung. — Erheben wir uns allmählig aus dieſer Unordnung, aus dieſer Regelloſigkeit, ſo treffen wir auf unzählig viele Stufen der menſchlichen Vollkommenheit, wo der Menſch auch mit ſeinen klügſten Handlungen oft noch zum Gelächter da ſteht. Worin ſetzt nicht oft der Menſch ſein Glück und den Zweck ſeiner Bemühungen! Wir können der groſſen Gemächlichkeit eines Eſſers und eines Faulen nicht ohne Lachen zuſehen, weil er in dem Genuß und in der Ruhe ſchon ſeine Welt hat, und wir doch wiſſen, daß auch für ihn, in ſo fern er ein Menſch iſt, die Welt hier lange noch nicht endet. Wenn Papageno ſich bey Tiſche wohl ſeyn läßt, und er bey dem Schall der Poſaunen, die ihn hinter der Bühne zur Weisheit rufen, ſagt: iſt das nicht ein Spectakel! ich komme ja ſchon; ſo müſſen wir nothwendig — halb über ihn und halb über die vorgeſpiegelte Weisheit lachen. Daſſelbe Vergnügen gewähren uns Kinder, wenn ſie uns ihre höchſten Wünſche offenbaren, und in eine Kleinigkeit ein Königreich ſetzen. Der bunte Aufſchlag macht ſie zum Tambour, die blanke Mütze zum Läufer und der grüne Rock zum Jäger. Und iſt es mit den groſſen Menſchen anders? Eine Uniform, ein Hut mit Federn, ein wohlklingender Titel zeigt ihnen oft das gröſte Gut der Welt. Wir ſehen ſie mit aller Klug-

heit darnach ſtreben, und müſſen ſie nicht ſelten wegen ihrer Beſchränktheit belachen. Und dieſe Beſchränktheit des Geiſt s, — in welchen Vorſätzen, in welchen Entwürfen, in welchen Beſtrebungen und in welchen Glückſeligkeiten entdecken wir ſie nicht! Es bedarf hier nicht erſt eines Irrthums, ſondern auch mit der wirklichen Erlangung und mit dem fortdauernden Beſitz des erwünſchten Guts halten wir das Glück und den Menſchen für belachenswerth. Wir nehmen an und fordern von ihm, daß er — ſo zufrieden er auch ſey — höher ſtreben müſſe, weil er als freyer Menſch und denkender Geiſt mit der nämlichen Beſtimmung wie wir geboren iſt: mit der höhern Anſicht verlachen wir die niedere, weil in derſelben der nämliche Keim des Strebens, der Anfang des Laufs zu derſelben Höhe ſichtbar iſt. Der Verlangende, der Genieſſende ſcheint ſich oft nur in den Dingen, in dem gröbern Stoff zu vergreifen, und der Sinn ſeiner Meynung iſt wahr und richtig. Er wandelt wie in einem Nebel, er iſt ſich ſeiner eigentlichen Wünſche ſelbſt nicht recht bewußt; ſein Blick, ſein Herz, ſein Genuß läutert ſich allmählig. Aber bey dieſem beſtändigen Fortſteigen — wer giebt uns, die wir jenen verlachen, die Gewißheit, daß wir nicht auch einem andern mit höherer Anſicht wieder zum Gelächter dienen? Wo iſt das Ziel, wo die Gränze, wo der höchſte Zweck? Wir ahnen ihn

nur in der höchſten Freyheit der höchſten Ideen. Wenn wir der Menſchen Handlungen und Wünſche von Zweck zu Zweck verfolgen, ſo entdecken wir keinen andern Willen, als das Verlangen nach jener höchſten Freyheit, nach einem vollkommenen Seyn. Aber wie weit iſt der Weg dahin, wie weit die Entfernung davon? Unſer Lachen über das Treiben der Welt bürgt uns für das Vorhandenſeyn eines ſolchen Ziels und für unſere höhere Beſtimmung, aber wer ſagt uns, auf welchen Umwegen wir das Höchſte zu erreichen ſuchen? Der Dümmſte und der Klügſte lachen gleich viel, der erſtere, weil er bey der Handlung eines andern auch den nächſten Zweck nicht ſieht, und der letztere, weil er auch bey den beſten Zwecken noch eine große Entfernung vom höchſten Zweck gewahr wird. Mit der Einſicht ſteigert ſich der Grund des Lachens, aber in dem Lächeln der Einfalt ſteckt ſchon das Lachen der Klugheit, und zuletzt liegt die ganze Welt als ein Schauſpiel der Luſt vor uns da, worin dem Aufſtreben zur höchſten Freyheit alles nur als ein ſteter Behelf dienet. Eben daß der Menſch bey ſeinem hohen Sinne, von Stufe zu Stufe fortſteigend, den fehlenden weiten Abſtand vom Ziele nicht merkt, und gleichſam ſehend blind iſt, macht, daß wir uns bey hellerer Einſicht ihn zu verlachen berechtigt glauben. Wir erhalten nicht ſelten Gelegenheit zum Lachen, wenn wir uns von jemanden ſeine Grundſätze,

seine Ansicht der Welt, kurz seinen Standpunct angeben lassen, und in den bedeutenden Lustspielen thut dieser Theil des Komischen in den Reden der handelnden Charaktere (in ihren Expectorationen) gewöhnlich die beste Wirkung. Indem wir die Klugheit in der Beschränktheit sehen, womit sie die Natur umgeben hat, und durch welche sie bald mehr, bald weniger Licht fallen läßt, treten wir selbst auf die Seite des mächtigern Geistes, und haben an der hinkenden Freyheit spielend und scherzend unsere Lust. Lachend setzen wir uns weit über sie hinaus, und schweben in diesem Augenblicke frey in einem idealen Zustande. — *)

II.

Nachdem wir nun den ersten Hauptbestandtheil in der Definition des Lächerlichen, die Freyheit des Menschen (Verstand, Mittel der Wahl, Ideen und Zwecke) betrachtet haben, kommen wir zum zweyten, der von jenem den Gegensatz, oder die handelnde Gegenwirkung ausmacht. Wir denken uns ihn unter

*) Man kann behaupten, daß alles lächerliche und Komische dasselbe Ziel hat, nur daß es nicht immer mit gleicher Deutlichkeit und Stärke, und nicht immer total, sondern oft nur Beyspielsweise, in der Einzelnheit, durch Theilvorstellungen wirkt, wornach man auch nicht gut das Komische in eine höhere und niedere Gattung eintheilen, und vom Komischen der Phantasie, und vom Komischen des Verstandes reden kann.

dem Begriff Natur, der mit dem Leblosen zugleich etwas Lebendiges, mit dem Bestimmten zugleich eine ewige Selbstbestimmung, also Geist und Willen, in sich schließt, und durch Zufall und Gesetz auf uns wirkt. In allem, was geschieht, bemerken wir bey der Verschiedenheit etwas Regelmäßiges, bey dem Wechsel etwas Bleibendes, bey dem Seyn ein Werden, bey den mancherley Beschaffenheiten eine gewisse Richtung, und in allem eine gewisse Harmonie und Uebereinstimmung, so daß wir hier eine höher waltende Kraft, wir mögen sie Naturgeist, Weltgeist oder Gott nennen, nothwendig anerkennen müssen.

Nun läßt es sich nicht denken, daß der Mensch, mit seiner Freyheit in die Welt hinausgestellt, für sich leben und handeln könne, ohne mit jenem Naturgeiste in Berührung zu kommen, oder ohne eine fremde Einwirkung zu verspüren und an sich merken zu lassen. Schon seine Benennungen, wenn er von Ohngefähr und Schicksal spricht und sagt: das ist doch eigen, das ist doch sonderbar u. s. w., verrathen seinen Glauben an ein Wesen, das bey seinen Handlungen mithandelt und überall die Hand mit im Spiele hat.

Es ist fast nicht möglich, wenn wir ihn vor unsern Augen mit Hindernissen kämpfen sehen, in diesen Hindernissen blos ein todtes Materiale und nicht auch etwas Beseeltes, eine aus dem

Zusammenhang der Dinge hervorgehende Uebereinkunft und lebendige Regel gewahr zu werden. Da ihn die mächtigere Natur überall umgiebt, so sehen wir ihn auch überall ihren Einflüssen und Einwirkungen ausgesetzt, und es erscheint, in so fern er sie mit seinem Willen und seiner Klugheit zu unterwerfen trachtet, und er mit halber Blindheit gegen sie zu Felde zieht, für die freyere Beobachtung ein lustiges Spiel von zwey sich einander entgegen handelnden Kräften.

Dieses Spiel wäre nicht möglich, wenn der Mensch mit deutlicher Erkenntniß sich blos in den Willen der Natur fügte, ohne selbst auf sein Glück etwas zu wollen; es wäre aber auch von Seiten der Natur nicht möglich, wenn dem Menschen nicht von ihr ein Spielraum gegeben wäre.

Nämlich wenn für den Menschen eine Handlung der Freyheit voll Irrthum und Wahrheit, und also auch voll Lächerlichkeit möglich seyn soll, so gehört von Seiten der Natur zweyerley dazu, ein Bestimmtes und ein Unbestimmtes, gleichsam nach Art der Elasticität ein Beharren und ein Nachgeben, das die Einwirkungen zum Theil aufnimmt und zum Theil abhält. Wir können uns hier zwey entgegengesetzte Fälle denken, die gleich das Komische aufheben würden. Es könnte entweder alles (die ganze äussere Natur) völlig bestimmt oder völlig unbestimmt seyn. Im erstern Falle läge

alles ſo begrenzt, ſo ſicher und ausgemacht vor uns da, daß wir immer mit Gewißheit wüßten, worauf wir bey unſerer Wahl rechnen könnten. Zufall und Ohngefähr, das Begegnen und das Zuſammentreffen, wie das Fliehen, Verunglücken, Verſchwinden, Mißrathen, Verfehlen u. ſ. w. fiele gänzlich weg. Der Menſch dürfte nur wie ein geſchickter Mechaniker, der aus Rädern eine Maſchine zuſammen ſetzt, beſtimmt zugreifen und ſagen, wie alles ſeyn und ſich fügen ſollte. Alles gehorchte auf ſeinen Wink, es diente, wie ein todtes Inſtrument, es wäre immer da, und wartete ſchon auf den Verbrauch. Ja wahrlich, wenn der Menſch hier noch irren wollte, ſo würde ſeine Dummheit zu groß ſeyn, als daß wir noch über ihn lachen könnten. Sein Irrthum wäre ein bloßer Rechnungsfehler*), eine Uebereilung, ein Verſehen, worüber wir uns nur ärgern und ereifern müßten. Sein Handeln ohne die Möglichkeit des Zufalls und Irrthums wäre das langweilige Bauen aus harten Steinen; und wie Baukunſt und Gartenkunſt mit Felſen, Thürmen und Maſchinerien, ſo würde auch ſein ganzes Thun und Treiben uns niemals Gelegenheit zum herzlichen Lachen geben.

Der andere Fall iſt, wenn alles, was Er-

*) Der Grund, warum ein Rechnungsfehler an ſich nicht komiſch wirken kann, iſt eben die Unbiegſamkeit der Beſtimmtheit.

genſtand ſeiner Wahl werden kann, völlig unbeſtimmt wäre, und chaotiſch durch einander liefe, ſo daß er auf gar nichts gewiß rechnen könnte. Nichts ließe ſich erkennen und feſthalten, nichts einholen, nichts erwarten, nichts vorausſehen, nichts auf irgend eine Dauer zuſammenfügen. Es wäre ein ewiges Haſchen und Greifen, ein Jagen und Jagen, ein Umhertreiben durch das Weite. Nichts käme auf Rechnung des Menſchen, alles wäre Zufall und Schickſal ohne Geſetz, alles ein willenloſes Schwanken, kein Handeln, nur ein Geſchehen. Da könnte es uns nicht mehr wundern, wenn der Menſch irrte; denn wir würden ſagen: wer konnte das wiſſen, welcher vernünftige Menſch konnte das vermuthen? Die Wirkung des Verſtandes, die Freyheit und der Irrthum hörten auf, und damit auch das Lächerliche. Auch außer uns müſſen wir Vernunft bemerken, wenn wir ſie mit unſerer Vernunft begreifen, verfolgen, ahnen und ſchlieſſen und ſie in den mancherley Erſcheinungen, wenigſtens zum Theil, uns dienſtbar machen, oder doch unſern Plan nach ihr einrichten ſollen.

In der wechſelnden Flut von Dingen muß ein Geſetz, eine Regel ſeyn, die uns auf irgend etwas bauen läßt. Aber die nachgiebige Macht muß zugleich wieder mit ſolcher Stärke walten, daß wir ſie nie völlig, nie mit Zuverläſſigkeit ganz beſiegen können. Der Naturgeiſt

muß immer nur halb aus dem Verborgenen hervorſchauen, und ſich mehr ahnen als erkennen laſſen. So entſteht in Handlung und Begegniß ein Spiel und Widerſpiel, wo auf beyden Seiten Vernunft und Freyheit, nie völlige Unterdrückung des Menſchen, nie völliger Irrthum iſt. Der Menſch hätte es wiſſen ſollen, da er ſo vernünftig iſt — müſſen wir urtheilen; aber wir müſſen ſeinen Irrthum begreiflich finden, indem ſo viel zuſammentraf, oder ihm ſo arge Streiche geſpielt wurden, daß er unter ſolchen Umſtänden leicht irren konnte, oder rückſichtlich irren mußte. Erſt, wenn wir beydes ſo betrachten, wird es uns möglich, über einen beſondern Fall zu lachen, eins überraſcht uns, wie das andere. — Dies iſt unſere Reflexion, die wir anſchauend, obgleich uns halb unbewußt, bey lächerlichen Dingen anſtellen. Der Menſch mit Willen und Macht unter Regel und Zufall geſtellt, giebt uns das Schauſpiel einer Neckerey, in einem Chaos aber würde er uns nur ein Gegenſtand des Mitleids und des Bedauerns werden. — Um uns von dieſen Merkmalen zu überzeugen, dürfen wir ja nur fragen, wie es ſelbſt die Menſchen machen, wenn ſie dieſe Action und Reaction in einem freygewählten Spiele nachzuahmen ſuchen, z. B. im Kartenſpiel. Hier finden ſich alle Elemente des Spiels zwiſchen Menſchen und Natur wieder. Es giebt hier Wahl und Freyheit und Irrthum — und

ſelaliche Handlung; aber auch dem Zufall iſt ſein Recht und ſein Spielraum gelaſſen (in dem Geben und Miſchen der Karten), und über dem Zufalle herrſcht wieder ein allgemeines Geſetz, die Regel des Spiels. Und obgleich hier der lebendige Geiſt der Natur ſelbſt fehlt, ſo kann doch der Spieler nicht aufhören, die Tücke, die Liſt, die Tücke des Zufalls, der in der Natur des Spiels liegt, zu bewundern oder anzuklagen und zu verlöſtern: indem man ſich ſelbſt Niederlagen und Triumphe und Gelegenheit zu mancherley Irrthümern ſchafft, zürnt und lacht man über einen verborgenen Dämon, den man oft abergläubiſch zu feſſeln meynt, und freut und betrübt ſich, muthig entgegen kämpfend, bald über Unglück und Glück, bald über Fehler und Klugheit.

Wie wäre es aber möglich, daß wir die lebendige Natur ſelbſt betrachteten, ohne Kraft und Verſtand ſowohl in dem Weſen als in dem Zuſammenhang der Dinge wahrzunehmen, ohne bey dem mancherley Wollen und Handeln der Menſchen eine bedingende Gegenwirkung zu verſpüren! Dies geht aus dem Ganzen hervor, das ſonſt zertrümmern würde. Weil aber die Kunſt das Ganze ſelbſt nicht wiedergeben, und es nur im Bilde darſtellen kann, ſo muß ſie das concentriren, was ſonſt nur zerſtreut erſcheint; allein, indem ſie Zufall und Intrigue zu einem ſinnreichen Spiele verknüpft, thut ſie weiter

nichts, als was die Natur ſchon längſt im Ganzen, und in Beziehung auf einzelne Menſchen auch im Einzelnen gethan hat, welche täglich, jährlich und lebenslänglich vor unſern Augen ſowohl Luſt- als Trauerſpiele aufführen.

Sehen wir auf die einzelne Anwendung des Begriffs, den wir mit der Natur verknüpfen, ſo denken wir uns dieſelbe bald als einen höhern Willen, bald als eine körperliche Beſchränkung für den Menſchen.

Dieſe Beſchränkung iſt die Körperwelt ſelbſt, die im Komiſchen bald bedingendes Hinderniß (wie dies ſchon in Raum und Zeit liegt), bald als Mittel für den handelnden Geiſt (Hand, Fuß u. ſ. w.) wirkt.

In ſo fern die Natur Bedingung und Mittel zugleich hergiebt, und in ihrem großen Zuſammenhange den Menſchen in Abhängigkeit von ſich erhält, ja ihn ſogar beſtimmt und leitet, erſcheint ſie als handelnd, wollend, herrſchend, gebietend, kurz, als ein verborgner Geiſt, der ſich aller äuſſern Dinge zu ſeinem höchſten Zweck bedient, aus jedem Körper wie aus einem Gliede hervorſtrebt, und durch mancherley Verknüpfungen und Beſchränkungen den Menſchen bald ſo, bald anders in Thätigkeit, in Spiel und Kampf und Verlegenheit ſetzt. In dieſem Sinne erſcheint die beſchränkende Körperwelt wieder als belebt, als ein handelnder Geiſt, der dem un-

tergeordneten Geiste des Menschen nur unter der Bedingung seine Freyheit gegeben hat, daß sie sich wieder mit dem höchsten Zwecke des Ganzen vereinigen und sich erhebend wieder zu demselben zurückbegeben soll *).

Der sinnreiche Zufall in der Kunst ist ein Symbol für die Vernunft des Zufalls in der Welt überhaupt, der in dem Zusammenhange des Ganzen zur Handlung wird. Der Scherz des Dichters ahmt den Weltgeist nach, und indem er zugleich mit den Mitteln der Existenz ein muntreres Spiel treibt, bringt er im Bewußtseyn der höhern Freyheit beym Zuschauer die Empfindung von der komischen Beschaffenheit ihres Zustandes hervor. Es ist ein Zurückgeben des Scherzes, das sich in der heitern Erhebung sowohl beym Dichter als beym Schauspieler offenbart. Spielend belächelt der freyere Geist die Geistes-Instrumente, deren er sich bedienen muß, und eine Ironie blickt durch seine Lust, mit welcher er die sinnliche Welt zugleich geringschätzt und genießt.

So schwebt das Komische immer zwischen Körper und Geist, zwischen dem Bedingten

*) Alles, was wir nicht geradezu für menschliche Freyheit und reine Willenskraft erkennen, oder dafür halten, nennen wir, selbst wenn es im Menschen seine Ursache und Mittel hat, nichts anders als mit dem Namen Natur benennen.

und Unbedingten, zwiſchen der Natur und der Freyheit.

Anmerkung. Eine beſondere Erwägung verdient noch die enge Verwebung der menſchlichen Freyheit mit der Natur. Die dem Komiſchen zum Grunde liegende Täuſchung wäre wohl nicht einmal möglich, wenigſtens nicht ſo leicht, wenn der Menſch nicht ſo enge mit der Natur in Verbindung ſtände, ſo allmählig in ſie überginge, ſo daß er das, was mit ihm handelt, noch für ſein eigenes handelndes Selbſt halten kann.

Viertes Kapitel.

Objective Begründung des Lächerlichen, oder äußere Veranlaſſung dazu.

In den Hauptbeſtandtheilen des Lächerlichen ſuchten wir bisher die nothwendigen Bedingungen (das, was das Lächerliche möglich macht) auf, und dachten blos an die ſubjective Möglichkeit deſſelben. Dabey könnte der Menſch mit gehöriger Behutſamkeit mehr oder weniger vielleicht immer noch dem thätigen Antheile und gleichſam der Verſchuldung des Lächerlichen entgehen, wenn er ſich ſeiner Natur nach in der Verbindung des Ganzen überhaupt nicht in einer Lage befände, die objectiv das Lächerliche unumgänglich herbeyführt oder veranlaßt. Das Materiale, der Mechanismus, die Welt, worin er mit ſeinem Geiſte ſchwebt,

kommt hier noch besonders in Betrachtung. Diese bestimmende Welt ist sowohl in ihm als außer ihm, und trägt überall dieselben Kennzeichen. Die ganze objective Veranlassung des Lächerlichen ist im Grunde das Vorhandenseyn einer Körperwelt, oder die Einkörperung des Geistes, der theilweise seine Wirkungen durch die Umgebungen ausdehnen muß. Es sind zweyerley Eigenschaften der Welt und des Menschen (der nur ein persönliches Abbild von der Welt ist), welche die Unvollkommenheit des Zustandes wirklich hervorbringen, und die beschränkte Freyheit des Menschen gleichsam zur Lächerlichkeit zwingen: erstlich die Zusammenfügung aus Theilen, und zweytens die Richtung und das Streben nach Einheit und Ganzheit. In der bürgerlichen Aussenwelt steht alles in so fortgehender Verbindung, daß immer das Entfernte auf das Nahe, das Große auf das Kleine zurückwirkt, und der Handelnde nie das Ende absehen kann. Wie aber hier alles eine Richtung zum Ganzen hat, so hat auch der Mensch das Streben, Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, und darin liegt für ihn wieder zweyerley: erstlich das Streben nach Einheit selbst, und zweytens das Streben nach Ganzheit (Persönlichkeit und Allgemeinheit). Schwer wird es ihm, in sich selbst Zusammenhang und Uebereinstimmung zu bringen, und indem er darum bemüht ist, kommt sogleich der zweyte

Wunsch

Wunsch hinzu, nicht nur er selbst, sondern auch wie andere zu seyn und die ganze Menschheit in sich zu vereinigen, vollkommen zu seyn als Mensch überhaupt. Mit diesem Streben nach Allgemeinheit sucht er andere in sich und sich in andere hinüberzutragen, kurz — sich selbst zu verallgemeinern und herrschend zu machen. Er sucht einen zweyten, einen dritten, mit dem er seine Empfindungen ausgleichen, mit dem er sich verbinden kann. Er erweitert seinen Gesichtskreis und bildet Korporationen auf Korporationen, um hinaufstehend mit seiner Persönlichkeit zugleich Volk und Menschheit zu seyn. So treten die Menschen zusammen, und stellen immer neue Körper, neue Personen vor, die auch wieder ihre besondern Eigenschaften haben. Und verfolgen wir den Menschen, sowohl in seinem Denken als in seinem Handeln, von Stufe zu Stufe, so finden wir, daß sein Streben zuletzt auf die höchste, absolute Freyheit gerichtet ist, (die nur in der Ganzheit der Welt oder in Gott existirt,) daß er mit der höchsten Idee des Weltalls eins zu werden trachtet, daß er gern alles erkennen, alles besitzen, ja die Allheit selbst seyn möchte. Indem er hiebey immer stückweis und theilweis verfahren muß, und das Ganze nicht abtragen kann, hat ihm die Natur einen beständigen Kampf auferlegt, zwischen Persönlichkeit und Allgemeinheit, zwischen dem Individuellen und dem Generellen.

Betrachten wir zuerſt, wie er in und mit ſich ſelbſt ſertig wird: wie viel Veranlaſſung zum Lächerlichen bemerken wir da! Eine große Anzahl von Neigungen und Trieben hat ihn umringt; alle verlangen Gehör, wollen den Vorrang oder wohl gar die Oberherrſchaft. Die Triebe, die Wünſche wirken nach Stunden, nach Augenblicken, machen mit ihrem Ungeſtüm andere Forderungen vergeſſen, und verwirren den Geiſt in der Schätzung ihrer Gerechtſame. Das Einzelne fordert, ſtatt einen Theil, den ganzen Beſitz, und, iſt ihm derſelbe eingeräumt, ſo kommen die Rebellen, ihm denſelben ſtreitig zu machen. Wie leicht wird der Menſch ein Thor, ein Narr, wenn er ſich dem Einen überläßt! Und nicht minder luſtig iſt der Zuſtand, wenn zwey Wünſche, zwey Begierden zugleich um ihn ſtreiten, oder wohl gar mehrere abwechſelnd ihn beſtürmen. Er rettet ſich hierhin und dahin, ſpricht dieſem und jenem das Wort, und obgleich glücklich unter dieſen Anreizungen des Lebens, iſt er doch ſtets von ihnen geneckt, und faſt in beſtändiger Verlegenheit. Ein weites Feld für das Komiſche eröfnet ſich hier, und ſchwer würde es ſeyn, aufzählend aller möglichen Fälle zu gedenken. Der Dichter geht an eine reiche Quelle, wenn er die Bruſt des Menſchen öffnet, und ihn, darſtellend, in ſeinem Zwieſpalt offenbart. Ja oft werden ſelbſt die Kräfte des Menſchen, die doch nur dienend ſeyn ſollten,

seiner Freyheit gefährlich, und treten auf Augenblicke (durch Angewöhnung auch wohl auf Zeitlebens) als handelnd gegen ihn in die Schranken. Wie sehr kann nicht z. B. die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft mit dem Menschen ihr Spiel treiben, und seine Freyheit verspotten! Nicht nur beym Dichter (der in dieser Hinsicht herrlich zur komischen Darstellung paßt), sondern bey jedem Menschen, kann sie (in Furcht, Erwartung, Freude) das, was er nicht will, hervorbringen. Selbst die bloße Vorstellung von einer Handlung, die man zu thun fürchtet, macht oft, daß man sie wirklich thut.

So ist es sehr komisch, bey Jean Paul den Feldprediger Schmelzle (in der Reise nach Flätz) erzählen zu hören: „Beym heiligen Abendmahle am ersten Ostertag, mitten in der Rührung von Orgel und Gesang, warf plötzlich etwas die Frage in mir auf: gäb es wohl etwas Hölliſcheres, als wenn du mitten im Empfange des heiligen Abendmahls verrucht und spöttisch zu lachen anfiengest? Sogleich rang ich mich mit diesem Höllenhund von Einfall herum — versäumte die stärksten Rührungen, um nur den Hund im Gesichte zu behalten, und abzutreiben, — kam aber von ihm abgemattet und begleitet vor dem Altars-Schemel mit der jammervollen Gewißheit an, daß ich nun in Kurzem ohne Weiteres zu lachen anfangen würde, ich möchte innen weinen und stöhnen, wie ich

wollte. Als daher ich, und ein sehr würdiger alter Burgermeister uns mit einander vor dem langen Geistlichen verbeugten, und letzterer mir die Oblate in den klemmen Mund steckte; so spürt' ich schon, daß an den Mundwinkeln alle Lachmuskeln sardonisch zu ziehen anfiengen, die auch nicht lange an der unschuldigen Gesichtshaut arbeiteten, als schon ein wirkliches Lächeln darauf erschien, — und als wir uns gar zum zweyten male verneigten, so grinzte ich wie ein Affe. Mein Nebenmann, der Burgermeister, redete ganz mit Recht, als wir hinter den Altar umgiengen, mich leise an: Um Gottes-willen, sind sie ein ordinirter Prediger? Lacht denn der lebendige Gott-sey bey uns aus Ihnen? Ach Gott! sagt' ich, wer denn sonst!"

Dieses Etwas und dieser böse Geist, der den armen Schmelzle in einen solchen Kampf versetzte, ist nichts anders, als — mit einem allgemeinen Ausdrucke — die Natur, die sich öfters einen solchen Muthwillen erlaubt, um den Menschen seine Abhängigkeit fühlen zu lassen, und seine Freyheit zu verspotten.

Um innerlich und äußerlich ein Ganzes herzustellen, bedarf der Mensch vieler Veranstaltungen, die bey der besten Einrichtung mit ihrer Theilwirkung gleichwohl alle Augenblicke nur als ärmlicher Behelf im lächerlichen Lichte erscheinen. Hinausstrebend aus sich selbst muß z. B. der Geist, um seinen Gedanken und

Wünſchen einen Zuſammenhang und ein Ziel zu geben, den Glauben an Gott, an Fortdauer u. ſ. w. zu Hülfe rufen, und weil er die Gefahr des Kampfes ſieht, der er innerlich ausgeſetzt iſt, ſo denkt er an äußere Mittel dagegen, und errichtet Schule und Kirche. Wie unvollkommen er aber ſeinen Zweck erreicht, fällt leicht in die Augen. Indem er die Kinder gegen Irrthümer zu ſichern ſucht, ſind es ſeine eignen Irrthümer, die mit an der Erziehung arbeiten. Und nicht minder verleiht auch die Kirche nur ſchwachen Beyſtand. Jeder Glaube iſt der Anfechtung ausgeſetzt, jede menſchliche Vorſtellung hat ihre Mangelhaftigkeit, und nirgend fehlt der Stoff zum Lachen. Hiervon überzeugen wir uns gleich, wenn wir nur, mit einem Blick auf das ganze Menſchengeſchlecht, die große Verſchiedenheit der Meinungen und Religionspartheien bemerken. Wie mit ihrem Glauben, ſo iſt es mit ihren Bitten, womit ſie dort und hier Krieg und Frieden, Sieg und Niederlage, Sonnenſchein und Regen zugleich fordern. — Bey dem ſteten Streben nach einem abſoluten Zuſtande bleibt ein beſtändiges Schwanken. Bal iſt Krieg, bald iſt Frieden, bald wird ein [illegible]arren, bald Aufſtand und Reformation für nöthig gehalten, und keins hilft und rettet ganz: jedes gebiehrt eine neue Unvollkommenheit, eine neue Thorheit. Staatsverfaſſungen, Geſetzgebungen ſind vergebens bemüht, das Ganze und das Ein-

seine zugleich so zu sichern, daß der Kampf zwischen beyden geschlichtet, und bey den Verordnungen nie eine Lächerlichkeit zum Vorschein käme. Das weiseste Gesetz, die größte Gerechtigkeit kann es nicht dahin bringen, daß gar keine komischen Auftritte in den Gerichtshöfen vorfielen, die den Richter beschämen. Was für das Ganze nothwendig ist, wird leicht für das Einzelne mangelhaft; und nicht selten hat auch die Kunst von dem Komischen, das sich hierdurch erzeugt, Gebrauch gemacht.

Die Menschen, in dem vergeblichen Bestreben, Alles zu seyn, haben für nöthig gefunden, sich für das praktische Leben eine engere Bestimmung zuzumessen, und zur Wohlfahrt des Ganzen, wie zur Befriedigung des Einzelnen, sich in die Geschäfte getheilt. Diese Selbstbeschränkung wird für das Komische aber wieder eine große Bereicherung. — Jeder Stand an und für sich giebt schon jedem Menschen durch das bestimmte Gepräge, das er ihm aufdrückt, eine lächerliche Seite. Seine Beschränktheit erinnert an den Tribut, den er der Natur zollt, die ihn damit immer in gewissen, wenn auch noch so feinen Banden hält, und ihn so angefädelt vor der Welt sehen läßt. Die Arbeit, das Geschäft, der Umgang, die Art zu leben prägt sich auf seinem Gesicht, in Mienen und Gebehrden, im Ton der Stimme, in Stellung, Gang und jeder Bewegung, ja sogar in der Kleidung aus. Diese

Geſtaltung iſt ſchon ein öffentliches Bekenntniß von der Abhängigkeit, worin ſich jeder befindet, wovon aber keiner etwas wiſſen will, weil er ſtets ſtrebt, ein ganzer Mann zu ſeyn, und ſich als vollkommenen Menſchen zu zeigen. Es iſt, als hätten ihm neckende Buben etwas angehängt, womit er luſtig herumſpringt, ohne die Poſſe zu ahnen. Je mehr er nun mit ſeiner Freyheit an das Phyſiſche zurückfällt, und ſich von der Geiſtigkeit, die er auch zu beſitzen trachtet, entfernt, deſto deutlicher, deſto auffallender wird an ihm das komiſche Gepräge des Standes. Ja es iſt nicht möglich, manches Gewerk mit ſeiner Kleidung und Phyſiognomie auf dem Theater nur zu ſehen, ohne darüber gleich in ein lautes Gelächter auszubrechen. So wie der Menſch durch ſein Geſchäft an Freyheit, Macht und Würde verliert (wobey er jedoch nicht ganz zur Niedrigkeit oder Gemeinheit herabſinken darf, in welcher ſonſt der handelnde Gegenſatz fehlen würde), ſo iſt er mit ſeinem Wohlſeyn auch dem Gelächter des Zuſchauers, der den Menſchen immer als Menſchen nimmt, ausgeſetzt. Manche Handwerker ſind und bleiben deshalb lächerlich auf alle Zeiten. Beſonders verſtärken ſie ihre komiſche Wirkung, wenn ſie ihre Forderungen an die allgemeine menſchliche Vollkommenheit laut werden laſſen (womit ſie gleichſam ihre Feſſeln der Länge nach ausmeſſen), wenn ſie raiſonniren, und philoſophiren, und ihre

Meynungen und Grundsätze offenbaren. Das Wissen macht aber keineswegs den komischen Unterschied allein aus, sondern jede Entfernung von der Ganzheit (die im Grunde immer nur ideal bleibt) giebt dem Menschen ein komisches Gepräge. Man sehe den Advocaten, den Burgermeister, den Schulpedanten, den Platzmajor, den manierirten Hofmann, den freundlichen Handelsjuden, den zornigen Postmeister, den übelgelaunten Zöllner. Alle haben etwas Komisches an sich; alle haben ihre Art zu handeln und zu leben, und alle ihre eigene, durch den Stand beschränkte Ansicht von der Welt, und ihre eigenen Vorurtheile. Es wäre nichts lächerlicher in der Welt, als wenn irgend ein Stand, und fäße er auch mit der feinsten Bildung in Gold und Seide, sich einbilden wollte, von allen Lächerlichkeiten frey zu seyn. Dies ist eben so wenig möglich, als der Mensch je im Stande ist, die Welt mit seinen Händen auszureichen, oder Etwas und Alles zugleich zu seyn. Es giebt nur Annäherungen zu einer absoluten Freyheit und Vollkommenheit, für dieses Daseyn niemals völlige Erreichung.

Wenn man die Stände in der Welt mit einander vergleichend betrachtet, so findet man auch solche, die außer der nothwendigen Lächerlichkeit ihres Zustandes noch eine besondere an sich tragen, indem sie das Unvermögen zur großen Ganzheit überhaupt noch auf eine spe-

etelle Weise, gleichsam symbolisch, darstellen. Dies sind solche, welche auf der Grenze zwischen dem einen und dem andern Stande stehen, und gern beyde vereinigen möchten. Hier tritt die Lächerlichkeit, die dem Wesen nach eigentlich an allen haftet, durch die bestimmten Fälle und durch die größere Versinnlichung nur deutlicher hervor, und es entstehen daraus ganz vorzüglich komische Standescharaktere, die sich am leichtesten zur Darstellung eignen, und deshalb in der Kunst auch am ersten benutzt und bald verbraucht werden. Dahin gehört z. B. der Barbier, der Worte aus der Arzneywissenschaft aufgefangen, der Cantor, der etwas von der Glorie der Gottesgelahrtheit geborgt, die Kammerjungfer, die die Manieren der gnädigen Frau abgesehen, der Gerichtsdiener, der etwas von dem Ansehen des Burgermeisters geerbt hat, und mehrere dergleichen.

Man darf nur die Stände, wie sie sind, gegen einander auftreten lassen, um die Beschränktheit des einen durch den andern zu beleuchten, und der komische Eindruck wird von selbst erfolgen. Oft erleichtert man sich aber auch das Geschäft dadurch, daß man ihnen das Bild des Menschen überhaupt durch Wünsche, Neigungen und Absichten aus ihrem eigenen Herzen vorhält, welche, dem Standescharakter gegenüber, zeigen müssen, wo das Joch sie schon gedrückt hat.

Und doch muß der Menſch, ſo ſehr auch das Gehäuſe, die Welt, worin er handelt, ihn von allen Seiten mit einem lächerlichen Gepräge bedroht, unaufhörlich zum Abſoluten hinaufſtreben, und immer mehr ſeyn wollen, als er iſt; dieß iſt ſein Ziel, ſeine Beſtimmung, ſein innerer Beruf; der Glaube an ſeine Hoheit berechtigt ihn dazu. So lange die äußere Nothwendigkeit und das Schickſal ihn nicht laſtend ganz darnieder beugt, bleibt dies Leben für ihn ein glückliches, ſcherzhaftes Daſeyn, und oft mitlachend kann er es ſich ſchon gefallen laſſen, dem freyeren Geiſte zum Gegenſtande des Lachens zu dienen. Wollte er ſich muthlos ganz den äußern Beſtimmungen übergeben, und aufhören zu ſtreben und zu handeln, dann würde freylich des Lachens über ihn weniger ſeyn, aber geringer wäre dann auch ſeine Luſt.

Fünftes Kapitel.

Prüfung der herrſchenden Definitionen des Lächerlichen.

Nachdem wir dem Sinn und Weſen und der Entſtehung des Komiſchen auf allen Seiten nachgeforſcht, und uns davon, ſo viel als möglich, einen Begriff gebildet haben, wird es Zeit ſeyn, uns wieder nach den herrſchenden Definitionen umzuſehen, und ſie, der gegebenen Erklärung gegenüber, genauer ins Auge zu faſſen.

Die erſte Hauptdefinition geht dahin, daß man behauptet, das Komiſche beſtehe im Kontraſt. Dieſer Meynung ſind viele, und die meiſten weichen nur im Ausdruck darüber von einander ab, oder ihr Urtheil läßt ſich wenigſtens darauf zurückführen. — Quintilian erklärt das Lächerliche geradezu für unerklärlich, und er hat nicht ganz Unrecht.

Ariſtoteles nennt das Lächerliche einen Fehler (eine Abweichung) und einen Uebelſtand, der aber ſchmerzlos und nicht zu Grunde richtend ſeyn dürfe.

Cicero ſetzt es in die Unanſtändigkeit und Häßlichkeit.

Home, Batteux und Mendelsſohn ſind für den Kontraſt.

Möſer meynt, es ſey Größe ohne Stärke.

Prieſtley — Mißhelligkeit oder Disproportion, ſobald nicht ernſthaftere Gemüthsbewegungen durch etwas Erheblicheres erregt würden.

Beattie hält es für die Wahrnehmung von Dingen, die auf eine unſchickliche oder unpaſſende Weiſe mit einander verbunden ſind.

Büſching ſagt, es ſey etwas Unregelmäßiges, Ungewöhnliches und Unſchickliches.

Feder — ein Mißverhältniß.

Eberhard definirt es die im höhern Grade ſinnliche und überraſchende Vorſtellung einer kleinern Unvollkommenheit, die aus dem Kontraſte entſteht.

Obgleich die Alten, wie wir ſehen, ſich über das Komiſche zu allgemein ausgedrückt haben, ſo findet ſich doch beym Ariſtoteles in dem Begriff der Abweichung, wenn wir zugleich an das, wovon abgewichen wird, denken, der Begriff des Kontraſtes, und in der Unanſtändigkeit und Häſslichkeit des Cicero das, was andere Disproportion nennen.

Aber, es fragt ſich: iſt der Kontraſt überhaupt ſchon hinreichend, damit das Komiſche zu bezeichnen und zur Erkenntniß zu bringen? Keinesweges! denn es drückt ja offenbar nur etwas Formelles aus, und wenn dies allein das Lachen bewirken ſollte, ſo müßte ja der Verſtand nur ganz mechaniſch daran ſein Vergnügen finden, ohne an weiter etwas zu denken. Dieſe Ellenmeſſerey bringt uns, wenn wir uns nicht um Sinn und Bedeutung bekümmern wollen, zur wirklichen Erkenntniß des Lächerlichen um keinen Schritt weiter.

Kontraſt iſt eine Ausdrucksform, ein Mittel der Darſtellung, wie wir deren in der Poeſie noch viele haben, und er dient nicht allein zum Komiſchen, ſondern auch zum Erhabenen (z. B. in Wurm und Seraph), zum Schrecklichen (Triumphmuſik auf einem Leichenfelde) und zum Sinnreichen in der Kunſt, wo z. B. ein Charakter den andern durch das Gegentheil hebt und fördert. Aber geſetzt auch, dieſer Begriff bezeichnete wirklich das Komiſche vollkommen,

will man denn annehmen, daß er nichts auf die Sache und den Sinn der Worte wirke, daß die kontraſtirenden Dinge blos todt neben einander ſtünden, ohne ſich in ihrem Werth Abbruch zu thun? Die Poeſie beſteht ja nicht blos darin, daß wir Bilder und Gleichniſſe gebrauchen, und daran ſchon unmittelbar uns ergötzen, ſondern dieſe müſſen für Sinn und Bedeutung etwas wirken und ſchaffen. Niemals wird die Form ohne den Inhalt aufgefaßt, nur die Abſtraction ſondert ſie ab, und bedient ſich einer Trennung, die in der Natur der Sache nicht vorhanden iſt. Das Nämliche geſchieht auch beym Komiſchen mit dem Begriffe des Kontraſtes. Zwey kontraſtirende Dinge werden nicht deshalb neben einander genannt, daß wir blos ihren Abſtand fühlen, ſondern daß wir ſie auf einander beziehen, und ihren Werth darnach erkennen ſollen. Der Werth eines Dinges kann aber nicht anders erkannt werden, als wenn wir die Bedeutung deſſelben auf den Zuſammenhang und die Beziehung aller Dinge überhaupt zurückführen.

Jedes Ding hat ſeine Wichtigkeit für das Ganze, die wir mit unſerer Vorſtellung bald zu hoch und bald zu niedrig anſchlagen. Beſonders aber giebt die Proſa des Lebens demſelben häufig einen Werth, den es nicht hat. Dieſes duldet nun die Phantaſie des Dichters nicht, der immer das Ganze vor Augen behält. Wenn

Millionen vor einem Herrſcher niederfallen, ſo wandelt ihn, in Beziehung auf das Höchſte, die Luſt an, denſelben an ſeine Sterblichkeit oder an ſeine Abhängigkeit von der Natur zu erinnern, und z. B. ſeiner Gnade und ſeiner Macht das Bedürfniß eines Zahns, der ihm jetzt zu ſchaffen macht, entgegen zu ſtellen. Dieſes Verdammungsinſtrument oder der Schmerz daran kann nicht neben der Gnade und Macht des Sultans genannt werden, ohne dem Glanze deſſelben einige Strahlen zu rauben. Es iſt das Mittel, wodurch der Dichter das Vermögen und die Freyheit des ſonſt ſo mächtigen Mannes verſpottet. Und dies iſt eben das Ziel des Komiſchen. Niemals können zwey kontraſtirende Dinge neben einander ſtehen, ohne daß eins auf die Bedeutung des andern nicht auch Einfluß haben ſollte. Das Geringere zieht im Komiſchen gewöhnlich das Größere herab, und geht entblößend und beraubend auf das Weſentliche, das nur in Beziehung auf das Ganze, und zuletzt auf das Abſolute (die höchſte Freyheit) ſeine Würdigung erhält. Es iſt daher natürlich, daß der Kontraſt im Komiſchen eine Hauptrolle ſpielen muß, weil das Weſen eines Gegenſtandes nur durch Berührungen ſeiner Grenzen ſchnell gewürdigt werden kann. Will man aber genau ſeyn, ſo ſagt der Ausdruck Kontraſt für das Komiſche an und für ſich ſchon zu viel; denn es ſind nicht kontraire Dinge, die darin vor-

kommen, weil diese sich einander ausschließen würden, sondern nur solche, die einen groſsen Abstand gegen einander bilden, wovon das eine immer den Begriff der Freyheit, und das andere den Begriff der Natur oder einer bedingenden Nothwendigkeit bezeichnet. Ein groſser Abstand oder eine groſse Verschiedenheit von Dingen läſst aber recht gut eine Vereinigung zu, wie es bey einem komischen Gegenstande nöthig ist. Wenn indeſs auch die Zusammenstellung zweyer sehr von einander abstechenden Dinge oder Vorstellungen am besten zum Komischen dienlich ist, so ist es doch noch nicht das Komische selbst, sondern nur ein Mittel desselben, indem es den komischen Zustand der angefochtenen Freyheit nur ans Licht und zur Erkenntniſs bringt. Es ist aber nicht das einzige Mittel, das diesen Zweck erfüllt, wie wir weiter unten sehen werden, also wird auch äuſserlich nicht einmal das Gebiet des Komischen damit ganz ausgemessen.

Eine zweyte Definition behauptet geradezu, das Komische sey etwas Ungereimtes, etwas Unsinniges, ein Widerspruch, ein Unverstand. Eine Behauptung von sehr nachtheiligen Folgen!

Zuvörderst haben wir uns schon bey der subjectiven Entstehung des Komischen überzeugt, daſs der Verstand, worauf diese Definition hinzielt, nicht die einzige Quelle des Komischen ist. Es ist daher Unrecht, aber eine nothwendige

Folge dieſer beſchränkten Anſicht, wenn Heydenreich die Thorheit allein zum Gegenſtande des Lächerlichen, und die Thoren ausſchließlich zum Thema des Luſtſpiels macht. Wie mancherley iſt nicht die Veranlaſſung zum Lachen, auch ohne Thorheit, auch ohne Irrthum! Bey der größten Klugheit kann jemand in eine lächerliche Situation, in eine Verlegenheit gerathen, worin wir ihn wegen der Abhängigkeit ſeiner Klugheit von äußern Umſtänden gerade um ſo mehr belachen müſſen, je größern Verſtand er in allem zeigt. Der Luſtige, der Arm und Bein fröhlich um ſich wirft, reizt uns durch ſeine Laune ſchon zum Lachen, ohne daß wir im mindeſten an ſeinem Verſtande zweifeln.

Andere, die behutſamer ſeyn wollen, nennen das Komiſche einen anſcheinenden Widerſpruch. Dies trift mit dem Kontraſte zuſammen, der ebenfalls nur ſcheinbar ſeyn darf.

Wie kann man ſich aber einbilden, daß man über Unſinn als ſolchen jemals lachen würde; das würde ja ſelbſt Unverſtand oder wenigſtens eine groſe Albernheit vorausſetzen. Freylich glauben viele, weil ſie oft über einen komiſchen Auftritt lachen müſſen, ohne gleich zu begreifen, worüber oder warum ſie doch eigentlich lachen, daß der Grund davon der Unſinn ſey, der in dem Auftritte vorkomme, und der ihnen freylich am deutlichſten oder als das Letzte vorſchwebt. Dies iſt aber ein großer

Irrthum,

Irrthum, oder ein Fehlſchluß, der leicht daher entſteht, weil das Lächerliche ein dunkles Gefühl iſt, worin ſich bey der ſchnellen Wirkung Sinn und Unſinn nicht ſchnell genug ſcheiden läßt. Man kann überhaupt nicht leugnen, daß das Komiſche, weil ſeine Wahrheit verſteckt liegt, und mehr indirect hervortritt, weit ſchwerer verſtanden wird, als der Ernſt oder das Tragiſche, das ſeine Gedanken geradezu offenbart.

Wagt nun gar der Dichter einen hohen Flug oder umſchwebt er ſeinen Gegenſtand mit Humor, dann iſt vollends der Zuſchauer mit ſeinem Verſtande wenigſtens auf halbem Wege verloren. Aber an der ganz klaren Verſtändlichkeit iſt auch nicht ſo viel gelegen, wenn der Zuſchauer dem, was er ſieht, nur mit der Phantaſie nachzukommen ſucht, und das Lächerliche als Wirkung nimmt; denn das Lachen iſt nun einmal von der Beſchaffenheit, daß darin eine dunkle Offenbarung liegt von einer Wahrheit, die der Menſch in dem Augenblick mit dem Verſtande nicht ganz ermeſſen, von einer Freyheit, die er nicht ganz durchſchauen kann. — Aber wir wollen annehmen, daß ganz nahe und einfache Verhältniſſe komiſch wirken: würde der Zuſchauer wohl darüber lachen, wenn der Unſinn gleich offen und baar hervorträte? Gewiß nicht! ſondern er wird eben dadurch überraſcht, indem er vorher mit der Phantaſie ſo treulich folgte, und alles ſo natürlich fand, bis plötzlich ein Reſultat hervor-

geht, das unter andern Umständen Unsinn seyn würde, aber hier ganz erklärlich und nach dem Vorhergehenden ganz vernünftig erscheint. Ja, wenn er seinem eigenen Gefühle traut, so muß das Ungereimte, das Seltsame ihm so natürlich erscheinen, daß er glauben muß, selbst dessen unter den gegebenen besondern Umständen fähig zu seyn. Der Zuschauer geht ganz in die Seele des Handelnden ein, und denkt und empfindet mit ihm, und nur, wenn er hier auf nichts Unbegreifliches stößt, wird er von dem daraus plötzlich hervorgehenden komischen Zustande vollkommen überrascht und zum Lachen gezwungen werden. Mit dem Lachen ist er wieder zu sich selbst zurückgekehrt, doch kann er das nicht mehr als Wahrheit bestreiten, was er vorher dafür erkannte; die Wirkung selbst spricht dafür.

Und wollen wir auch den Erfolg, aus dem Zusammenhang gerissen, für Unsinn gelten lassen (für etwas, das sonst Unsinn seyn würde), so kommen wir doch immer noch nicht zu der Wahrheit des Satzes, daß das Komische ganz und gar in Unsinn selbst bestehe, weil wir gezwungen sind, anzuerkennen, daß bey dem Unsinn auch viel Sinn seyn müsse.

Jean Paul fügt zur Erklärung des Lächerlichen hinzu, daß wir bey dem Irrthum des andern uns vorstellten, als wüßte er denselben. Dadurch, daß wir ihm bey dem Nichtwissen ein Wissen andichten, erhalten wir freylich einen ge-

rechten Grund, über ihn zu lachen. Andere sagen statt dessen: wir lachen, weil wir uns freuen, die Klügern zu seyn. — Beydes muß aber auf etwas Tieferes und Allgemeineres sich stützen. Wir lachen nicht blos, weil wir uns gerade von diesem oder jenem Fehler und Irrthume frey fühlen, sondern weil wir überhaupt uns und andere einer größern Vollkommenheit und Freyheit fähig halten. Wir bilden uns (zur Täuschung des Augenblicks) nicht ein, daß der Irrende den Fehler wisse, sondern wir denken nur, daß er ihn überhaupt als ein Mensch, der Verstand hat, wissen sollte. Wir sehen es bestimmt, daß er es nicht wissen kann; aber er könnte und sollte es wissen, als ein verständiger Mensch, oder, wenn er mehr Verstand anwendete. Wir wundern uns also, und belachen es, daß ein menschlicher Verstand überhaupt eines solchen Unverstandes fähig ist. Der seltsame Fall ergötzt uns; aber so sehr wir staunen, so finden wir doch alles so natürlich, daß wir, die Freyeren und Klügern, uns selbst unter den gegebenen Umständen nicht von dem Fehler lossprechen können. Zuschauend begehen wir den Fehler mit, aber lachend erheben wir uns wieder über das beschränkte Loos. Wir halten es mit beyden Theilen, mit dem Menschen, der da fehlt, und mit dem freyeren Geiste. Den Zufall bewundernd setzen wir dem Menschen oft selbst im Namen des Naturgeistes neckend zu,

und wünschen noch mehr Umstände herbey, um seine Verlegenheit noch zu vermehren. Eines solchen Doppelspiels des Handelns und Leidens ist der Mensch nur fähig, in so fern er sterblich und unsterblich zugleich geboren ist.

Die Personen eines Lustspiels mögen noch so verkehrt handeln, so dürfen sie doch nicht völlig unklug erscheinen, in der größten Verirrung muß noch Wahrheit, muß noch eine Aeußerung und Spur des Geistes seyn, die von der aufstrebenden Freyheit des Handelnden und von der Möglichkeit eines höhern Zustandes zeugt. — Bey allem komischen Betragen des Menschen muß die Natur einen Antheil behalten, es muß etwas Natürliches dabey zum Grunde liegen, oder es muß der Irrthum in der Natur selbst gegründet seyn. Reißt sich der Mensch ganz davon los, so hört das Komische auf. Er handelt alsdann völlig widersinnig und unnatürlich; es entsteht alsdann entweder ein baarer Unsinn, der uns ärgert, oder eine Bosheit, die uns empört. — Daraus sehen wir, daß eigentlich nicht der Unsinn als Unsinn das Komische ausmacht, sondern daß dieser nur der letztere Bestandtheil einer Handlung ist, worin die Freyheit mit der äußern Bestimmung oder der entgegenstehenden Beschränkung kämpft, und worin der Mensch klug und unklug, frey und unfrey zugleich erscheint. — Wir können dem Lustspieldichter recht gut als Wahrheit einräumen, daß

er Handlungen erfindet, die in Abſicht der Wirkung auf Unſinn reſultiren, wenn nur in dem Unſinn auch recht viel Sinn verborgen liegt, und er dem Unverſtand auch recht viel Verſtand entgegen ſetzt, der unter ganz beſondern Einflüſſen der Natur (recht aus der Tiefe geſchöpft) handelnd und ringend zu dem Seltſamſten ſich verirrt. — Es iſt auch ungegründet, daß der Menſch nicht über ſich ſelbſt lachen könne. Dies kann er recht gut in dem Grade, als er einer Reflexion über ſich fähig iſt. In dem Menſchen iſt bey der ſinnlichen Empfindung immer eine höhere Freyheit, ein höherer Richter, der auf das, was die äuſſere Natur über ihn vermag, auch bey dem Kampfe, der dagegen entſteht, mit einem Geſchehen laſſen lächelnd herabſchaut, und bey dem Bewuſtſeyn ſeiner Macht und Hoheit ſich verwundert, wie er doch ſolche Irrthümer begehen, oder ſich ſo den Umſtänden und Eindrücken überlaſſen könne. Es giebt wenigſtens Augenblicke, wo er dem luſtigen Kampfe in ſich eben ſo gut, als auſſer ſich, zuſehen kann, und zuweilen wird er ſogar von Dingen überraſcht, die ihm vorher als Erſcheinungen ſeines Herzens fremd waren. Der Klügere lacht freylich über den minder Klugen, aber beydes iſt der Menſch ſelbſt, handelnd und zuſchauend, und es iſt nur die Beſchränktheit der menſchlichen Freyheit überhaupt, welche er in dem Kampf der Luſt belacht. Dies iſt nur mög-

lich durch das Beysammenseyn einer niedern und höhern Natur. Mit jener wird die Schwäche als möglich anerkannt, mit dieser wird sie für etwas Lächerliches angesehen, und auf eine vollkommnere Freyheit bezogen.

Nicht den speciellen Irrthum, sondern den Menschen als Menschen, der Verstand und Freyheit hat, belachen wir, und weil doch etwas vorhanden seyn muß, das den Fehltritt möglich macht, so finden wir als die Ursach eben die Abhängigkeit der menschlichen Freyheit von der Natur als einer höhern Freyheit, die mit ihm spielt. Ueber sich selbst lacht der Mensch, in so fern er seine Abhängigkeit zwar bemerkt, aber freywillig mit sich spielen läßt.

Eine dritte Definition setzt das Komische in die Auflösung einer Erwartung in nichts. Dagegen ist schon genugsam eingewandt, daß eine solche Täuschung oft sehr verdrießlich ausfalle, und daß das Lächerliche oft erscheine ohne eine solche Erwartung. Indeß findet man in dieser Definition, wenn man ihr weiter nachgeht, mehr Sinn und Wahrheit, als sie auf den ersten Blick zu geben scheint. Nämlich diese Auflösung der Erwartung muß man nicht blos subjectiv, sondern auch objectiv, und nicht blos von einem einzelnen Fall, sondern auch von einem ganzen Spiele verstehn. Die Auflösung der Erwartung in nichts drückt für den Zuschauer nichts anders aus, als die Ueber-

raſchung, die durch etwas Ungewöhnliches bewirkt wird. Dieſes Ungewöhnliche iſt die Abweichung des Ariſtoteles, nämlich die Abweichung von der Harmonie zwiſchen Natur und Freyheit gerade auf dem Punct, wo ſie nicht weiter gehen kann, und wo die Freyheit mit einer Thorheit, der ſpecielle Wille oder die einzelne Handlung ſo in ihrer Blöße erſcheint, daß ſie gleichſam nichts wird.

Und wie dies in einzelnen Vorfällen geſchieht, ſo geſchieht es auch in dem großen, ganzen Spiele des Dichters, in einem Luſtſpiele. Doch leidet dies noch eine nähere Beſtimmung, indem der Irrende nicht immer am Ende des Stücks erſt überführt, belehrt oder auch angeführt zu werden, nicht immer ſeines Zwecks zu verfehlen braucht, um uns über ihn in ein Lachen zu verſetzen, ſondern er muß nur jederzeit ſo dargeſtellt erſcheinen, daß wir ſeine Handlung als eine Abweichung von jener Harmonie, und durch das ganze Spiel hindurch als thörigt und nichtig erkennen. Aber es fragt ſich wieder: was iſt denn dieſes Nichts und dieſes Etwas, worum ſich alles drehet? Und da finden wir, daß mit dieſem Nichts eigentlich wieder zu viel behauptet, und nur die äußerſte Grenze bezeichnet wird. So wie in jeder Thorheit, und in jedem Irrthum noch eine halbe Wahrheit iſt, ſo iſt in dem, was der Thor erlangt, immer noch etwas, immer ein Gut, ein Beſitz, nur nicht mit dem

hohen Werth, als er es betrachtet. Würden alle seine Bestrebungen im eigentlichen Sinne vernichtet, und wäre gar keine Möglichkeit vorhanden, daß er damit etwas erlangen könnte, so würden wir ihn in der That nur bedauern müssen. Es ist wahr, es giebt solche Grade von Bethörungen in der Welt, aber diese hören auf, lächerlich zu seyn. — Und dann müssen wir bey dem Komischen nicht blos an die Thoren denken, sondern darin den Menschen überhaupt in seinem ganz gewöhnlichen glücklichen Zustande beachten.

Hier entstehen alle Augenblicke komische Situationen, indem die Freyheit in ihrer Glückseligkeit angefochten wird, und der Mensch in Gefahr ist, eine Sache zu werden, da er doch Person ist. Jenes geschieht aber keineswegs völlig, sondern der Mensch sträubt sich dagegen. Und bey diesem Lustkampf ist weiter kein Irrthum, als daß der Mensch sich mächtiger, klüger, freyer und glücklicher dünkt, als er es wirklich ist, oder als wir in der Freyheit der Reflexion ihn dafür können gelten lassen. Das völlige Nichts ist ein Todtes, und wenn der freye Mensch mit seinen komischen Situationen und Handlungen sich wirklich in ein Nichts auflösen sollte, so müßte er ganz zur Sache, zum Thier, ja zum Stein werden. Läßt der Mensch sich so weit überwinden (wie es denn wirklich zuweilen geschieht), so hat alles Lachen ein Ende,

und wir werden uns mit Bedauern oder mit Abſcheu von ihm wegwenden. Jenes Nichts iſt nur ein relatives, in Rückſicht auf das, was der Menſch im ſpeciellen Fall denkt und will und ſich einbildet, wobey er aber immer noch etwas erbeutet. Der ganze Kampf des Lebens um das abſolute Nichts und um das abſolute All beſteht darin, daß der Menſch nicht Thier ſeyn will, und nicht Gott ſeyn kann, und immer von beyden etwas iſt. Darum findet ſich die Behauptung auch grundlos, daß

nach einer vierten Definition das Komiſche der Untergang des Idealen im Realen ſey.

Sobald ſich dieſer Untergang wirklich zeigt, ſo iſt es auch um das Komiſche geſchehen, wir ſehen die Beſtialität oder einen unglücklichen Menſchen vor uns. Das Wahre davon iſt, daß der Geiſt in ſeinem Aufſluge immer von der körperlichen Beſchaffenheit ſeines Daſeyns gehemmt, aufgehalten, aber keinesweges völlig herabgezogen wird. Das Komiſche tritt nur dadurch um ſo deutlicher hervor, wenn recht hohe Ideen recht niedern Bedürfniſſen unmittelbar gegenüber erſcheinen, und jene mit dieſen zu kämpfen haben. So giebt es allerdings zwiſchen dem Poeten und dem Hunger, zwiſchen dem Philoſophen und einem verliebten Herzen ein luſtiges Kampfſpiel; aber wenn der Poet dem Hunger oder auch dem Trunk erliegt, wenn

der Thierisch, statt von Liebe geneckt und beunruhigt zu werden, ganz von thierischen Begierden hingerissen wird, dann fangen wir seinen Charakter, seine Freiheit und Würde zu begreifen an, und es vergeht uns die Lust, über ihn zu lachen. Es ist dann kein Widerspiel mehr, sondern Tod und Niederlage. Es sind nicht Gegensätze mehr, die einem einander streiten, und sich theilweise etwas abdingen, sondern wirkliche Widersprüche, die sich einander aufheben. Einen heraufsteigenden Menschen mögen wir wohl belachen, denn wir sehen ihn in einem lustigen Kampfe mit der Natur, die ihn durch den Einfluß geringer Säfte alle Augenblicke zu Boden zu werfen strebt; hat sie ihn aber aller Gegenwirkung, alles Verstandes beraubt, dann geht unser Lachen in Widerwillen und Abscheu über.

Sehr leicht kann selbst mitten unter komischen Situationen der Druck der Umstände so groß werden, daß der komische Zustand sich in einen traurigen verwandelt, oder wohl gar, wenn der moralische Wille mit Hartnäckigkeit sich einmischt, ins Tragische übergeht. Der Kampf der Lust wird dann ein Kampf des Schmerzes, oder es entsteht ein Mittelzustand, so daß das Lächerliche mit dem Traurigen sich verbindet. Oft ist es nur eine gradweise Annäherung. Darum läßt Shakspeare den Prinzen Heinrich sagen: da er den dicken Falstaff in die Flucht geschlagen hat: „Falstaff schwitzt sich todt, und spickt die mage-

Ende, wo er geht; wär's nicht zum Lachen, ich bedauert' ihn." Aber es iſt wirklich zum Lachen, weil er nicht erliegt, und mit der Laſt, die ihm die Natur angehängt hat, immer noch der ruhmredige, beuteſüchtige, trinkluſtige Falſtaff bleibt.

Die Idealität darf auch in der Hinſicht beym Komiſchen nicht zu Grunde gehen, als daraus ein Menſch ohne alles Streben, ein Menſch, der nichts iſt, und nichts ſeyn will, kurz ein völlig verächtlicher Menſch entſtehen würde, der mit aufgegebener Freyheit auch alle komiſche Kraft verlieren müſte. Obgleich das Lächerliche keinesweges dazu dient, den Menſchen ehrwürdig zu machen, ſo darf doch dadurch die allgemeine menſchliche Würde nicht verletzt werden, welches aber geſchehen würde, wenn man alles ideale Streben bey ihm zu Grunde gehen ließe. Selbſt in der gröſten Thorheit ſteckt noch ein Ideal, das nur nicht gereinigt und geläutert iſt; ſelbſt auf den gröſten Abwegen ſtrebt doch der Menſch einem Ziele nach, das ihm durch Irrgewinde hindurch zu einer allgemeinern Wahrheit, zu einer höhern Freyheit immer weiter hinaufwinkt. Ohne Idealität iſt kein Witzthum, kein Handeln, keine Freyheit, keine Hofnung, kein Glaube, kein Irrthum, keine Lächerlichkeit und auch kein Lachen möglich.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit einer fünften Definition, die das Komiſche in

eine Umkehrung oder auch in eine Vernichtung der Welt setzt.

Beyde Erklärungen gehen von einem subjectiven Standpuncte aus, und sind von dem entlehnt, was der Dichter thut oder zu thun scheint. Man nimmt an, der Dichter stelle in der ältern, positiven Poesie die Sache hin, wie sie wirklich ist, und wie sie im Zusammenhange zur Harmonie des Ganzen wirkt; in der komischen, negativen Poesie aber mache er sich die Lust, zu zeigen, wie wohl die Welt aussehen würde, wenn alles verkehret, thöricht und unklug darin hergienge, kurz, sein Uebermuth versuche, die ganze Welt umzukehren, oder die verkehrte Welt darzustellen. Unter einer Welt aber, wie sie auf guten Füßen stehe, meynt man die Ansicht derselben, wornach sie entweder harmonisch oder zugleich erhaben erscheint. Bey dem Erhabenen denkt man an ein Streben nach einer höhern Harmonie, an ein Uebergewicht des Geistes, und hat dabey besonders den Menschen im Sinne, der bey mächtigen Hindernissen sich muthig durchkämpft, und für das Gute sich selbst aufopfernd ein Gegenstand des Trauerspiels wird. Wie das Trauerspiel nun die Würde des Menschen und das Rechte und Wahre zeigt, so zeige das Lustspiel den Menschen ohne Würde und alles auf verkehrtem Wege.

Allein (ohne noch zu untersuchen, ob die Entgegenstellung völlig richtig sey) ist denn die

Erhabenheit die alleinige wirkliche Beſchaffenheit der Welt, iſt ſie nicht auch im Komiſchen als allgemeines Streben vorhanden, und iſt die vermeintliche Umkehrung der Welt eine bloße Willkühr des Dichters?

Daß beym Komiſchen die Idealität keineswegs unterſache, ſondern derſelben zur Baſis diene, daſſelbe erſt möglich mache, und immer als ein fernes Ziel vorſchwebe, haben wir vorher ſchon geſehn. Auch iſt dies ſchon in dem Begriffe des Irrthums enthalten, welcher zwar ſagt, daß der Menſch auf falſchen Wegen gehe, aber doch daſſelbe Ziel ſuche und dieſelbe Richtung zu haben meyne, in welcher andere wandeln. Irrthum iſt noch keine völlige Verkehrtheit, die man eher im Laſter als in jenem Luſtkampf des Komiſchen finden möchte. Sodann, wenn der Dichter in einem Luſtſpiele wirklich verkehrte Handlungen hinſtellt, billigt er ſie als ſolche, oder will er nicht durch ſie vielmehr das Wahre zeigen? Und iſt er nicht ſelbſt genöthigt, das Spiel des Irrthums zuletzt in Wahrheit aufzulöſen, und die aufgehobene Harmonie wieder herzuſtellen? Aber überhaupt fragt ſich: ſtellt er blos angenommene Fälle oder die wirkliche Welt dar, wie ſie iſt und beſteht? Es wäre ein ſonderbares Unternehmen, wenn der Dichter Dinge zuſammenfügen wollte, die gar nicht in der Natur vorhanden wären. Ja das iſt nicht einmal denkbar, der Dichter müßte denn ſeinem

eigenen Verſtande zuwider handeln. Das Kühnſte, das Tollſte einer komiſchen Dichtung muß, wenn es Wahrheit haben ſoll, in der Natur der Dinge gegründet und als möglich vorhanden ſeyn, ſelbſt wenn es auch nur ſymboliſch zutreffen ſollte. Nun ſehen wir aber, wenn wir die ganze Zuſammenfügung der Welt und des Menſchen betrachten, daß ſie die Beſtandtheile des Komiſchen wirklich ſelbſt enthalte, ja daß kein Funken von Freyheit darin denkbar ſey, wenn nicht auch das Komiſche darin möglich wäre. Wir würden nie auf den Begriff der Freyheit kommen, wenn ſie unbeſchränkt exiſtirte. Ihre Beſchränkung, ihre Erſchwerung, ihre Halbheit macht erſt das Handeln und Streben möglich, dieſes kann aber gar nicht gedacht werden ohne Fehlen und Irren. Soll der Menſch nun im Irren und Fehlen nicht ſeine höhere Natur einbüßen, ſo muß er dabey auch etwas Beſſeres und Klügeres zu thun glauben, als er wirklich thut, und hierin liegt von ſeiner Seite der Urſprung des Komiſchen. So ſehen wir mehr oder weniger die ganze Menſchheit vor uns, ſo muß ſie ſeyn und handeln, wenn ein Fortſchreiten zu einem höhern Ziele, wenn Kampf und Thätigkeit und Muth und Glückſeligkeit mit einander möglich ſeyn ſoll. Eine Menſchenwelt, ein Daſeyn auf einer niedern Stufe der Geiſtesfreyheit mit dem Streben nach einer höhern iſt ohne die Möglichkeit des Komiſchen nicht denk-

her. Triumph genug, daß wir über uns selbst lachen können!

Der Luſtſpieldichter thut weiter nichts, als daß er die Welt gerade von ihrer komiſchen Seite auffaßt, das Sichtbarwerden des Komiſchen mehr an einander drängt, und den Grund und die Veranlaſſung dazu aus der dunkelſten Tiefe zum hellſten Gipfel hervorhebt. Dies iſt ſein Schaffen und ſein Idealiſiren. Weit entfernt, von der Wahrheit, von dem Wirklichvorhandenſeyn abzuweichen, ſpürt er es erſt recht auf, und giebt es zur hellen Erkenntniß an den Tag. Er erdichtet nur, um deſtomehr wahr zu ſeyn. Das Komiſche zeigt das Erhabene nur auf einem Umwege, und indem es Zweck und Ziel, gleichſam das Zukünftige, Abweſende, nicht vorellig oder vornehmend in die Gegenwart mit herüberzieht, giebt es das wirkliche irdiſche Leben weit treuer, als jede andere Dichtung mit vorherrſchender Erhabenheit. In dieſer erſcheint der Wille des Menſchen ſchon gereinigt, geläutert, im Komiſchen aber noch in ſeiner Vermiſchung, in ſeinem Wachſen und Werden und in der kämpfenden Berührung von Körper und Geiſt, in ſeinem Irren und Fortſtreben, in ſeinem Schwanken zwiſchen Höherm und Niederm, halb in ſeiner Freyheit und halb in den Händen der Natur. Das Ganze giebt den Anblick von Scherz und Luſt, ohne Ausrottung des Zweckes, aber auch ohne ängſtliche Bemühung darum, mit

dem einstweiligen Wohlseyn in Hofnung auf etwas Besseres und Höheres. Wollte man also annehmen, daß entweder das Trauerspiel oder das Lustspiel die Welt darstellte, so möchte eher dieses als jenes dazu passen; aber im Grunde sind beyde nicht für das Ganze zutreffend, weil sie absondernd (wegen der Beschränktheit der menschlichen Fassungskraft) ein Ganzes für sich bilden, das nur in gewählter Proportion die Welt nachahmt.

Eigentlich ist die Welt ein Gemisch von Lust und Trauer, und beydes muß sich für den Menschen ereignen können, wenn seiner Freyheit Streben und Spielraum genug bleiben soll.

Der Begriff der Vernichtung in der Definition des Komischen ist vom Humor entlehnt, der ein so freyes Spiel mit der Körperwelt treibt, daß er sie zu vernichten scheint. Aber auch nur scheint, indem er die Körper keineswegs zerstört, sondern nur das Relative der gewöhnlichen Schätzung aufhebt, Grosses und Kleines oft so neben einander stellt, daß dieses die Stelle von jenem vertritt. Bey diesem Vermischen und Vertauschen, bey dieser Beraubung des falschen Scheins ist es demselben aber offenbar gerade darum zu thun, das Wesentliche, das Wahre bemerkbar zu machen. Sein Spiel ist das Spiel der Natur, die in dem ewigen Wechsel der Gestaltungen und Verwandlungen mit den Körpern auch alles anfangen kann, was sie will,

will, aber frey wirkend ſich ſelbſt eine Regel unterwirft, und, das Unweſentliche oft gegen einander aufhebend, die Welt keinesweges zerſtört, ſondern ſchafft.

Wäre dieſe Vernichtung beym Komiſchen im eigentlichen Sinne wahr, ſo würde darüber nicht nur die irdiſche Schalenwelt, ſondern auch die höhere geiſtige als ihre Frucht verloren gehen. Freylich trägt alle Thorheit, aller Irrthum und überhaupt alles Falſche den Keim des gänzlichen Verderbens und des völligen Untergangs in ſich — das liegt ſchon in dem Begriff derſelben, — nämlich, wenn wir annehmen, daß der aufgeſtellte Fall eines Irrthums allgemein wäre und bis zum Aeuſerſten fortgienge, ſo müſte darüber die ganze Welt zu Grunde gehen. Allein ſo weit ſchreitet das Komiſche nicht hinaus, noch hat es den Zweck, dieſes zu zeigen und darzuthun, ſondern in dem Irrthum iſt zugleich ſo viel Wahrheit, in der Unklugheit ſo viel Verſtand, daß weder der Sinn, noch das Spiel, noch die Welt bis zur völligen Vernichtung dadurch gefährdet wird. Vielmehr zeigt das Komiſche die Welt und das Leben bey ſo anſcheinenden Widerſprüchen in ſo luſtigem Fortgange, daß wir die Exiſtenz und das Gedeihen derſelben dabey ſehr wohl begreifen. Wir ſehen in dem Irrthume nicht dem Untergange entgegen, ſondern begleiten ihn nur auf ſeinem Kampfzuge, auf dem er zwar nicht alles gewinnt, aber auch

nicht alles verliert. Wird der äußere Zweck des Ernstes im Lustspiele auch aufgehoben (wiewohl dies, wenigstens materiell, nicht immer der Fall ist, indem der Geizige z. B. seinen Schatz eben so gut verlieren als wieder gewinnen und zuletzt behalten kann), so bleibt doch innerlich für den handelnden Charakter immer noch ein wichtiges Etwas und ein wahrer Grund, der auch nach aufgehobener Täuschung nicht gänzlich verschwindet. Es liegt darin eine allgemeine Wahrheit, etwas Natürliches, etwas Begründetes, das auch vom klügern Zuschauer als gültig anerkannt wird. Den Irrthum bis zur völligen Vernichtung der Welt (auch nur symbolisch) fortgesetzt, müßte ein schreckliches Spiel geben, wo zuletzt das Lachen sich in Weinen verwandelte. Und in der That kommen dergleichen Fälle, wenn auch nur selten und zum Theil, auf dem Theater vor, aber das Lustspiel hört in demselben Augenblicke auf, als z. B. der Geizige uns zu dauern anfangt. Das Komische hat es nicht mit dem Irrthume zu thun, der die Welt vernichtet, sondern nur mit dem, der mit ihr bestehen mag, und auch ewig besteht; und findet der Dichter es für gut, sein Spiel selbst zu vernichten, so thut er es nur, um eine schönere Harmonie daraus hervorgehen zu lassen. Durch das Ganze aber herrscht ein Geist und eine Idealität, die durch alle schwankenden Theile sich erstreckt, in dem Kampfe zwischen Willen und Schwachheit

immer als ein höheres Etwas vorleuchtet, und auch hinter dem so bestehenden morschen Weltgebäude noch eine bessere Welt durchscheinen läßt, die uns bey aller Täuschung und bey allem Irrthume von dem Gefühl der Vernichtung weit entfernt hält. —

Jeder Scherz hat etwas Ernstes zur Grundlage; wer in einem Scherze den Ernst nicht versteht, hat auch den Scherz nicht verstanden. Es gehören dazu gewisse Bestandtheile, etwas Gegebenes, das seinen Werth und seine Bedeutung hat. Die Reduction geht auf etwas Geringeres, auf etwas Wesentliches, keinesweges bis auf Nichts herab. Wenn der Gegenstand auf keinerley Weise Stand hält, und gar keine Wahrheit, gar keine Kraft und Eigenschaft übrig läßt, so ist er des Scherzes unwerth und unfähig, er verdient nicht, daß über ihn gescherzt und mit ihm gespielt werde; das Gepräge des Spiels kann sich ihm gar nicht aufdrücken, weil er gleich unter den Händen des neuen Schöpfers verschwindet. — Der Humor kann wohl die Welt, aber nicht die Natur verachten, etwas Wesentliches muß ihm bleiben, wenn er eins gegen das andere in Vergleich und Wirkung setzen, und dem Ganzen eine höhere Beziehung geben soll. Ja, wenn er keine Wesenheit in den Dingen entdeckte, so müßte er ihnen schon um seines Spiels willen eine andichten. Seine Betrachtung ist eine wahre Feuerprobe der Welt,

wogegen die Erſcheinung nicht beſtehet, wohl aber das Seyn der Dinge. Der Sinn deſſelben iſt keinesweges auf Nichts, ſondern auf ein ſtetiges Etwas, und ſeine Idee auf etwas Vollkommeneres gerichtet. Er beginnt die Weltſchöpfung aufs neue, aber er kann nicht über den Weltgeiſt hinaus, ſondern nimmt freywillig deſſen Geſetze an, und läßt das Weſen der Dinge um ſo unerbittlicher gegen den Schein wirken, als er den Schein verachtet. Wenn es ausſieht, als ob bey dem Hin- und Herüberwirken der Dinge ſich alles mit der Welt anfangen ließe, ſo iſt dies doch nur auf einer Grundlage mit Annahme gewiſſer feſten Puncte möglich. Die gröſte Willkühr des Spiels muß ſich ſelbſt Regel und Schranken ſetzen, wenn ſie nicht in völlige Verwirrung übergehen ſoll. So iſt es ein viel vernichtender humoriſtiſcher Satz, wenn Fallſtaff, um die Feigheit ſeiner Flucht vor Heinrich zu entſchuldigen, ſagt: „der Löwe rührt den ächten Prinzen nicht an. Inſtinct iſt eine große Sache, ich war eine Memme aus Inſtinct.“ Vieles wird damit aufgehoben und gleichgemacht, indem freylich der Inſtinct alles kann, aber dieſer bleibt denn doch mit den Gegenſtänden ſeiner Wirkung, und hinter demſelben eine handelnde Natur, die der Dichter reſpectirt.

Jede Willkühr, die nicht ſinnlos ſeyn ſoll, muß ihre Grenzen haben. Die Willkühr des

Luſtſpieldichters iſt es nur in Rückſicht auf die gewöhnliche Betrachtungsweiſe der Menſchen, keinesweges aber in Rückſicht auf die Natur, deren freyes, Geſetze wählendes Spiel er nicht zu übertreffen vermag, er müßte denn geradezu zum Unſinn und zur Verwirrung ſeine Zuflucht nehmen. Schon indem er einen Stoff wählt, iſt er gebunden, und das Feld der Möglichkeiten für ſeine Dichtung dadurch beſchränkt. Und nicht nur auf das Beharrliche muß er ſich ſtützen, ſondern er muß ſeiner Schöpfung ſelbſt wieder den Ernſt des Scheinlebens geben, um, wie in allen, ſo auch hierin dem ſcherzenden Naturgeiſte wieder ähnlich zu werden.

Vor Gott iſt alles gleich; und ſollten ſo auch vor dem Humoriſten alle Dinge gleich werden, ſo müſſen dieſe Dinge doch Eigenſchaften behalten, weil er ſonſt nichts mit ihnen anfangen kann; und das gleiche oder ſich ſtets ausgleichende Alles iſt dabey noch keinesweges ein Nichts. Jedes Spiel hat ſein Geſetz in ſich und außer ſich, und ſeine Freyheit iſt noch lange keine eigentliche, poſitive Willkühr, die für den Menſchen wohl relativ, aber nicht abſolut möglich iſt.

Sechstes Kapitel.

Vergleichung des Luſtſpiels mit dem Trauerſpiele.

Da man das Komiſche häufig durch eine Zuſammenſtellung von Gegenſätzen aufzufinden und zu erklären geſucht hat, ſo iſt es wohl der Mühe werth, auch dieſen Weg etwas zu verfolgen. Aber es ſcheint, daß alles Suchen nach einem reinen, vollkommenen Gegenſatze vergeblich ſey. Will man das Komiſche dem Ernſthaften entgegenſtellen, ſo findet ſich nur der Scherz, der dem Ernſte entſpricht; will man es mit dem Traurigen zuſammenbringen, ſo paßt nur das Luſtige darauf; und obgleich Lachen und Weinen einander gegenüber ſtehn, ſo müſſen doch dabey noch verſchiedene Beſtimmungen hinzugedacht werden, um damit zum Komiſchen und Tragiſchen zu gelangen. Und wiederum folgt auch nicht aus dem Erhabenen das Komiſche, ſondern das Niedere als Gegenſatz. — Da indeß das Erhabene und das Komiſche noch die meiſten Verſchiedenheiten darbieten, und gern in Luſt- und Trauerſpiel übergehen, ſo laſſen ſie noch am erſten eine Vergleichung zu. Es iſt wahr: das Erhabene ſchließt das Komiſche feindſelig aus, und ſeine Unächtheit wird gerade daran erkannt, wenn es ins Komiſche oder ins Lächerliche übergeht. Auch will das Komiſche nichts von dem Erhabenen

wiſſen; aber es iſt doch nur gegen den falſchen Schein deſſelben gerichtet, und trift dem Sinne nach wieder mit ihm zuſammen. Das Erhabene verbindet ſich gern mit der Moralität und geht auf Tugend und Charakterwürde *). Um beydes iſt es dem Komiſchen nicht zu thun, aber es verwirft ſie doch auch nicht, es fragt nur nicht darnach. Würde fordert es gerade nicht von einem Charakter, aber es will doch auch nicht alles davon miſſen, damit ihm der Charakter nicht ganz in Gemeinheit und Niedrigkeit (den eigentlichen Gegenſatz) verſinke, und ſo zum Gegenſpiele die nöthige Kraft verliere. Tugend begehrt es nicht, aber es will ſich auch mit dem Laſter nicht zu ſchaffen machen. Läßt es daſſelbe zu, ſo muß es untergeordnet ſeyn, und die Richtung auf das Komiſche nicht ſtören; am liebſten wird es darin ganz gemieden, als ein Hinderniß der reinen Luſt. Der komiſchſchlechte Charakter ſteht nur da, in ſo fern er komiſch, nicht in ſo fern er laſterhaft iſt.

Wenn das Tragiſche groſſe Leiden und Leidenſchaften in ſich ſchließt, ſo hält ſich das Komiſche zwar davon entfernt, aber es iſt doch auch keineswegs geneigt, ſeine Perſonen immer

*) Wenn Tugend und Laſter nicht auch gradezu Gegenſtand des Trauerſpiels ſind, ſo geben ſie doch den leidenſchaftlichen Beſtrebungen, wenigſtens für den Zuſchauer, doch Gehalt daraus hervor.

in groſser Ruhe und Glückſeligkeit zu laſſen, ſondern ſie müſſen ebenfalls heraus zum Kampf, nur iſt dies ein Kampf der Luſt, wobey ſie, auch ohne Erreichung ihres Zwecks, dem Glück entgegen gehn. — Kurz, wohin wir uns wenden mögen, nirgends finden wir vom Komiſchen das reine und **vollſtändige** Gegentheil. Das Komiſche iſt ſo eigenthümlicher Art, daß es nur in und durch ſich ſelbſt erkannt und erforſcht werden kann.

Am erſten gelangt man noch vom Luſt- zum Trauerſpiele durch Verſtärkung. Was in dem einen Irrthum und Thorheit iſt, das wird in dem andern Laſter, Bosheit, ſelbſtgewählte Blindheit. Der leichte zweifelhafte Kampf in dem einen um irgend einen Beſitz wird in dem andern zur Hartnäckigkeit, zum Beſtehen auf etwas; dort handelt der freye Wille halb getäuſcht, halb verführt, halb verhindert, hier mit völligem Bewuſtſeyn und mit Vorſatz; dort iſt der Kampf nachgebend gegen Natur und Zufall, hier widerſtrebend gegen das Schickſal gerichtet. Tugend und Ehre iſt es, warum der Held des Trauerſpiels ringt, während der Thor im Luſtſpiele irgend einem zum Theil eingebildeten Glücke nachjagt. Im Trauerſpiel herrſcht kämpfend häufig ein böſes und gutes Princip, wovon das Luſtſpiel nichts weiß. Dort ſiegt die Tugend entweder durch den Untergang des Laſters, oder dadurch, daß ſie ſich vor die-

ſein ſterbend flüchtet; im Luſtſpiele handelt der Thor nur für dieſe Welt, und er wird entweder am Ende klug, ohne es gewollt, oder glücklich, ohne es erſt verdient zu haben. In beyden herrſcht Idealität, aber im Luſtſpiel als Vorausſetzung überhaupt, und im Trauerſpiel als beſtimmter Zweck des Tugendhelden insbeſondere; dort verliert ſich die Freyheit in Luſt, hier in Reſignation; in beyden iſt eine Appellation an etwas Höheres, im Trauerſpiel von Seiten des ſterbenden Helden, im Luſtſpiele von Seiten des Dichters und der Zuſchauer. Die endliche und völlige Harmonie geht eigentlich bey beyden über das Sichtbare in das Unſichtbare hinaus, weil ſie ſich auf die Idee der höhern Freyheit und des vollkommenern Zuſtandes gründet, welche im Luſtſpiel wie im Trauerſpiel im Glauben ihren Sitz hat, und nicht ſichtbar vor uns erfüllt wird, indem auch der Held das Vollkommenere ſterbend noch erwartet. Ohne dieſe Idee müßte für uns das Trauerſpiel in Verzweiflung und das Luſtſpiel in Bangigkeit um unſern Verſtand übergehen. Erhebung kommt beyden zu, doch wird ſie beym Luſtſpiel ſchon mehr vorausgeſetzt, beym Trauerſpiel mehr ſympathetiſch und ausdrücklich bewirkt. Mit freyerem Geiſte verlaſſen wir beyde, das Irdiſche ficht uns weniger an, wir kehren mit Luſt zur Welt zurück, indem wir mit geſtärktem Muth nur das Höhere darin verehren, und den Schein gering achten.

Aber welche sinnreiche Vergleichungen man auch weiter noch zwischen Lust- und Trauerspiel anstellen mag, so bleibt es doch mit der Erkenntniß einer Sache, die blos durch Gegenüberstellung einer andern erlangt wird, immer sehr mißlich, indem eine Sache durch Vergleichungen gewöhnlich nur einseitig beleuchtet, und nur auf den Puncten aufgeklärt wird, wohin das Gegentheil gerade seinen Schein wirft. Wenn jemand spricht: das Komische erscheint im Verhältniß zum Tragischen so und so, so kann man nichts dawider haben; wenn er aber aus seinem Satze folgert, daß er damit auch die Sache an und für sich und schon ganz und gar erkannt und ergründet habe, so muß man dagegen billig einiges Mistrauen hegen, weil ein solches Urtheil, aus einer Vergleichung hergenommen, gewöhnlich unvollständig ausfällt, und wenn es nachher außer dem Zusammenhange, für sich, betrachtet wird, leicht zu viel oder zu wenig aussagt. Wie das Lustspiel das Trauerspiel ganz ignorirt, und in seinem Fortgange thut, als ob es weder Tugend noch Laster gebe, so muß es auch für sich betrachtet und erkannt werden. Das Trauerspiel hat schon seine Gegensätze in sich und muß sie bey seiner großen Thätigkeit in sich haben, ohne sie erst vom Lustspiel erwarten zu dürfen. Dieses bewegt sich dagegen wieder in seiner eignen Proportion und in seiner eigenen Sphäre, aus welcher es höch-

ſens nur durch Verſtärkung aller ſeiner thätigen Elemente, durch Verwandlung des Irrthums in Bosheit, des Uebelſtandes in Unglück, des Zufalls in Schickſal, durch Aufhellung der gebundenen Idealität in das klare Bewußtſeyn der Tugend u. ſ. w. zum Trauerſpiel erhoben werden kann.

Siebentes Kapitel.

Mittel der Darſtellung des Lächerlichen.

Der ganze Zuſtand des Menſchen überhaupt mit dem Streben nach Freyheit und mit der halbbewußten Abhängigkeit iſt von der Art, daß er uns ſchon unmittelbar, ohne beſondere Veranlaſſung, eine lächerliche Seite zeigen würde, wenn die Gewohnheit, den Menſchen ſo und nicht anders zu ſehen, und unſere eigne Lebensweiſe, die das Zufällige und Bedingte leicht zu etwas Natürlichem und Nothwendigem macht, den Blick des Geiſtes nicht dagegen abgeſtumpft hätte. Könnten wir als höhere, freye Weſen auf uns herabſchauen, ſo dürfte vielleicht nur der Anblick der Erſcheinung nöthig ſeyn, wie ſich unſere Maſchinerie in Bewegung ſetzt, wie wir gehen und ſtehen, eſſen und trinken, und wie wir dabey mit unſern Gedanken und Beſtrebungen ſo und glücklich ſind, um über alles dieſes eine Anwandlung zum Lachen zu empfin-

den. Um dieſes Lachen wirklich hervorzubringen, dazu gehört weiter nichts, als zu bewirken, daß wir uns des Lächerlichen dieſes Zuſtandes bewußt werden. Dies geſchieht entweder dadurch, daß wir uns ſelbſt zu einem höhern Standpuncte erheben, und uns außer dem Spiele hinſtellen, oder dadurch, daß wir äußerlich die Gewohnheit durch Abweichung und Veränderung unterbrechen, ſo, daß uns das Eigenthümliche wieder einleuchtend und fühlbar wird. Hier iſt oft die geringſte, die leiſeſte Anregung ſchon hinreichend. Um Naturhandlung und Menſchenfreyheit im Zuſammentreffen erſcheinen zu laſſen, darf oft nur eins von beyden um ein weniges hervorgehoben und im äußerſten Fall beydes zugleich verſtärkt werden. Ein plötzlich abgedrungenes Nieſen *), ein plötzlich eintretendes Hinderniß im Sprechen, ein unwillkührlich veränderter Ton, ſchnelle Abwechſelung in der Stimme, ein unabwendlich für den innern Zuſtand verrätheriſches Huſten, ein Stocken, ein Stolpern, — kurz das Geringſte, worin die Naturwirkung hervortritt, ſo daß ſie entweder die Anordnung des Willens nicht abwartet, oder mächtiger über

*) Das Nieſen wird komiſch, wenn die Natur wider den Willen des Menſchen dadurch mithandelnd erſcheint (nach der Definition), z. B. durch das Plötzliche bey dem wichtigſten Wort der Rede, durch einen beſondern Ton, und durch unabläſſige Wiederkehr in einer großen Verſammlung.

ſie hinaus geht, kann uns unverhoft an den halb gebundenen Zuſtand als Gegenſpiel gegen die Freyheit erinnern, und uns in Lachen verſetzen. Es iſt, als wollte die Natur plötzlich mitſprechen, mithandeln, und ihren Eigenwillen zeigen, und als ſey der Menſch bemüht, ſie nicht durchſchauen zu laſſen. Alles Ungewöhnliche hebt oder rückt den Schleier ein wenig, ſo daß eine Blöße zum Vorſchein kommt: es kann dieſes das Plötzliche, das Langſamere oder Schnellere, das Spätere oder Frühere, jede Veränderung, jede Abſtufung, jeder Reiz und jede Beſtimmung thun. — Daher hat alles auf dem Theater eine komiſche Wirkung, was den Menſchen zur Sache zu machen ſcheint, und die Ahnung von einem Mechanismus giebt. Dahin gehören nicht nur tauſend Angewöhnungen in Worten und Reden, in Vorſchlagsſylben, in der Tonweiſe, in gewiſſen Mienen, Bewegungen, Stellungen u. ſ. w., ſondern auch mancherley Wiederholungen, durch welche die Natur wie inſtinctartig fortwirkt. Es iſt z. B. äuſſerſt komiſch, wenn ein Betrunkener, der den andern zum Fenſter hinausſteigen ſieht, ſeinem Cameraden durchaus durch das Fenſter folgen will, und gar nicht davon abzubringen iſt. Dieſe wiederkehrende Naturwirkung, die den Menſchen halb zur Sache macht, iſt auch ſichtbar, wenn Perſonen hinausgehen wollen, und immer wieder kommen, wobey nicht

blos unsere getäuschte Erwartung, sondern die Sache selbst das Lächerliche enthält. Wir bemerken hier fühlbar das Unwillkührliche, das einmal gefaßten Entschluß immer wieder unterbricht und nicht zur Ausführung kommen läßt. (Der Scherz damit ist aber noch davon zu unterscheiden.) *) Einen ähnlichen Eindruck macht es, wenn viele Personen schnell einer nach dem andern abgehen, wobey die Menschen ebenfalls, (wenn es nicht spielend geschieht) Maschinen zu werden scheinen, vergleichbar einem vielzahnigen Mühlrade, das von Wind oder Wasser getrieben wird. Leicht komisch wird so auch das Kommen vieler Personen, die, blos, um eine Reihe zu bilden, hinter einander gehen **). Daher ist es mit Processionen, die nur ernsthaft wirken sollen, eine mißliche Sache. Ueberhaupt bekommt alles Erscheinen von Personen auf dem Theater, wenn sie nur als Masse dienen müssen, leicht etwas Komisches; z. B. ein Chor von Unbekannten, die nur zu gaffen oder nur ein einziges Wort zu sagen haben, Soldaten, die wie be-

*) Er reflectirt nämlich diesen Zustand, zeigt ihn gleichsam in einem Spiegel.

**) Das Auftreten und Vorübergehen sehr verschiedener großer und kleiner, dicker und dünner Personen wird hier ohne Weiteres komisch, weil uns dabey unmittelbar vorschwebt, wie die Natur mit den Gestalten oder den Gestaltungen der Menschen ihr Spiel treibt.

wegte Statuen aufmarſchiren, Muſicanten, die einem Zuge wie Goldpapier angeſetzt ſind, Freunde und Nachbarn, die nur ein freundliches Geſicht machen, Beyſitzer eines Gerichts, die kaum ein ſtummes Ja nicken, Bediente, die wie ein Schwarm Kraniche dem Willen eines andern nachziehen, eine Geſellſchaft von Trinkern, wovon zehne nur mit den Gläſern manövriren, eine Sitzung von Bauern, die ſich alle raſiren laſſen, und dergleichen. Und lange noch nicht genug hat das Theater von dieſer Art des Komiſchen Gebrauch gemacht, weil dies bisher mehr unbewußt als bewußt geſchah. Wenn man dieſen Gedanken, wo die Perſon ſcheinbar zur Sache wird, weiter verfolgt, kann man noch eine Menge komiſcher Fälle und Mittel auffinden, ſo wie überhaupt die Hervorbringung und Darſtellung des Komiſchen ſehr erleichtert und erweitert werden muß, wenn man mit der Idee darüber im Klaren iſt. *) — Um einen Gegenſtand zur freyen Anſicht zu bringen, ſo daß er nicht mehr als Gewohnheit wirkt, dient auch (ſtatt der ſubjectiven Erhebung) die objective Entfernung und veränderte Proportion. Schon, indem etwas abgeſondert aufs Theater hingeſtellt wird, macht es mehr Eindruck auf die freyere Beſchauung als ſonſt.

*) So konnte vielleicht im Luſtſpiele ſo gut ein Chor ſtatt finden, als im griechiſchen Trauerſpiele, aber es würde grade von entgegengeſetzter Art ſeyn.

In der Hinſtellung liegt ſchon eine Trennung und Scheidung aus der Wirklichkeit, eine Preisgebung, eine Verallgemeinerung, der Anfang eines Spiels und einer Perſiflirung der handelnden Menſchheit. Das Erſcheinen auf dem Theater reizt unmittelbar ſchon zum Lachen, und alles Schauſpielweſen hat daher auch mit dem Komiſchen ſeinen Anfang genommen. — Dieſe Abſonderung im Bilde nimmt zu, wenn z. B. der Sprechende aus einem Fenſter ſchaut, oder gar zwey aus den Fenſtern mit einander reden, weil dadurch ſchon ein gröſseres Verhältniß von Häuſer bewohnenden Menſchen in die Phantaſie kommt. Wegen der gröſsern Wirkung der künſtleriſchen Entfernung ſchreitet man auch lieber zur Verkleinerung der Perſonen, als zur Vergröſserung, wovon camera obscura, laterna magica, Schattenſpiel und Puppenſpiel ſprechende Beyſpiele ſind *). Auch in den Zauberopern kommen mehr Zwerge als Rieſen vor, und ein groſses oder gleichartiges Weſen wird nicht ſobald lächerlich, als ein kleines, das in ſeine Entfernung von uns nicht leicht unſere Sympathie feſſelnd hinüberzieht, ſondern unſere Vorſtellung frey läſst, und dieſe mit dem Bilde einer handelnden Kreatur überhaupt beſchäftigt. —

Fragen

*) Eine ähnliche Wirkung entſteht, wenn man von einem hohen Thurm auf einen gewühlvollen Markt niederſchaut, wo die ruhrigen Menſchen wie Gewürm erſcheinen.

Fragen wir weiter nach den einzelnen und besondern Mitteln der Darstellung, so sind diese theils objectiv, theils subjectiv, ersteres, in so fern sie als körperliche Erscheinung, und letzteres, in so fern sie als eine Vorstellung des Dichters wirken. Weil aber derselbe beydes anordnet, so mischt sich seine Vorstellung auch in die Erscheinung, und beydes ist nicht genau zu trennen. Das Objective nun kann entweder mittelbar oder unmittelbar erscheinen. Unmittelbar erscheint es durch die sichtbare Gestalt und Handlung selbst, und mittelbar durch Zeichen, durch Worte, welche eine sinnliche Vorstellung erwecken. In beyden herrschen gleiche Gesetze, die aber in den Worten mehr zur Ausübung kommen, weil alles doch eine Vorstellung geben soll, und die Worte sie am besten vermitteln. — Sichtliche Darstellungen in Statuen, in Bildwerk und Gemählden haben auch ihr komisches Gebiet, aber sie wirken in der Einzelnheit leicht zu sinnlich (nicht geistig genug), und in der Zusammensetzung nicht sinnlich genug, weil die Phantasie durch längere Betrachtung (durch Erwägung des Vorhergehenden) sich erst in den komischen Moment versetzen muß, und durch diese gröſsere Thätigkeit leicht das Unwillkührliche des lächerlichen Eindrucks verloren geht. *) — Ballette, die zur Gestalt auch in

*) Das Komische kann hier bey einer groſsen Zusammensetzung nicht so schnell und plötzlich (mit einer

der Zeit die Bewegung hinzufügen, und wirkliche Handlungen nach Anfang und Ende darstellen, können das Komische und das Lachen schon frischer und kräftiger hervorbringen. — Eine Handlung mit Worten aber wirkt durch innere und äußere Vorstellung zugleich, und nicht blos das Gegenwärtige, sondern auch das Abwesende, das gedacht und berichtet wird, beschäftigt die Phantasie. Entweder kann nun eine Person, eine Gestalt, eine Bewegung schon unmittelbar ihre komische Wirkung thun, oder unmittelbar und mittelbar zugleich, indem noch die Worte dazu kommen, und das Aeußere dadurch seine Auslegung, so wie der Wortausdruck durch das Aeußere wieder seine Versinnlichung erhält. Doch muß auch das Sinnlichste auf etwas, das ihm zum Grunde liegt, zurückgehen, und eine Vorstellung geben, sonst kann es nicht komisch seyn. Es ist nur eine Täuschung, wenn wir über eine bloße Gestalt zu lachen glauben; in der Gestalt liegt irgend ein Ausdruck von etwas Innerm, oder wir selbst bringen sie in eine Beziehung und verknüpfen ihren Anblick mit einer Idee. *) —

Komisch wirken, weil entweder der Blick nicht gleich alles umfaßt oder der Sinn des Ganzen nicht gleich deutlich hervorspringt.

*) Die Vorstellung geht freylich um so eher auf die spielende Natur zurück, wenn der Mensch an dem Ausdruck der Gestalt, der in seinem Namen etwas zu sagen scheint, unschuldig ist; doch wirkt hier die Na-

Auch können die Worte allein, ohne sich mit Gestalt und Bewegung zu verbinden, Lachen hervorbringen, indem sie nur einen komischen Gedanken, der von der Gegenwart unabhängig ist, als eine gewählte Vorstellung mittheilen.

Da das Komische als eine Verspottung der menschlichen Freyheit auf die Abhängigkeit des Menschen geht, und diese zwischen Freyheit und Natur erscheint, so ist es natürlich, daß der **Kontrast ein Hauptmittel** der komischen Darstellung seyn muß; indem er durch die Zusammenstellung des freyen Willens mit der entgegenstehenden Bedingung den beschränkten Zustand desselben unmittelbar an das Licht stellt. Wie die Natur als der eigentlich einwirkende Gegensatz bald als ein scheinbarer Zufall, bald aber und hauptsächlich als etwas Körperliches sich zeigt, so steht auch Körper und Geist, planmäßiges Handeln und äußere Vereitelung am liebsten im Kontrast einander gegenüber. Dieser wird um so auffallender, je geistiger in der Zusammenstellung das Eine und je sinnlicher das Andere ist. Daher strebt der Ausdruck im Komischen nach dem Kleinsten und Speciellsten, und vermeidet das Allgemeine, welches dagegen am liebsten im Erhabenen gebraucht wird, weil dieses sich der sinnlichen Bedürfnisse schämt.

nur leicht mit einem Uebergewichte, und erregt oft Mitleiden.

Indem die erhabene Vorſtellung gern in das Materielle noch einen activen Antheil legt, und z. B. von einer Beſchirmung und Bedekkung des Hauptes ſpricht, nennt der Komiker geradezu die Sache, von der der Menſch abhängt, und ſetzt dafür nicht nur den Hut und die Mütze, ſondern wohl gar den Filzhut, den Filz, die Strumpfmütze, die Nachtmütze, und, damit der hohe Geiſt dadurch recht ſehr beſchämt werde, fragt er z. B. nach dem Befinden des Verſtandes unter der Schlafmütze, wo gleich mehr als ein Bedürfniß ſich an die Freyheit hängt. Durch dieſe Zuſammenſtellung drückt er unmittelbar den Spott aus: was iſt das für eine Freyheit, was iſt das für ein Geiſt, der zu ſeiner Exiſtenz und Wirkſamkeit des Schlafes und einer Schlafmütze bedarf!

Diejenigen, welche das Komiſche ſelbſt durch Kontraſt definiren, und ihn nicht blos für das Mittel, ſondern für die Sache ſelbſt halten, müſſen, da doch die Form nie das Weſen giebt, eine Menge Kontraſte nennen, um das Gebiet des Komiſchen damit nur einigermaßen auszumeſſen. Sie ſprechen von einem Kontraſt der Dinge und ihrer Beſchaffenheiten, der äußerlichen Verhältniſſe, der ähnlichen und unähnlichen Sachen, der Urſach und Wirkung, der Mittel und Zwecke, der Ausdrücke und Gedanken, der heterogenen Wiſſenſchaften, der Charaktere und Handlungen, der Geſinnungen, der

Zeiten, der Gebräuche, des Großen und Kleinen, des Ehrwürdigen und Unehrwürdigen, der Stellung und Absicht, u. s. w. Da aber die Berührungen des Geistes und Körpers auf allen Seiten sichtbar werden, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie mit den einzelnen Fällen gar nicht zu Ende kommen. Weil sie die Hervorbringung des Kontrastes der Willkühr überlassen, so gehen auf eine spielende Weise (zwischen Kittel und Purpur, Feuer und Wasser, Frost und Hitze, Tugend und Laster, Wurm und Seraph) so mancherley Kontraste von so verschiedener Wirkung hervor, daß damit für das Komische noch gar keine Sicherheit gewonnen ist. Deshalb sollte man doch wenigstens, wenn man mit dem Kontraste das Komische bezeichnen wollte, für eine nähere, allgemeinere Bestimmung desselben sorgen, und man könnte in Hofnung, daß sich alles Komische unter Kontrast bringen ließe, z. B. sagen: das Komische ist ein Kontrast, der aus dem Zusammentreffen oder aus dem Widerspiele des Willkührlichen und Unwillkührlichen entsteht. Damit wäre doch auch zugleich der Sinn und die Beziehung des Kontrastes angegeben, und man wüßte, wohin derselbe gerichtet wäre, und daß z. B. der große Abstand blos sinnlicher Dinge (wie Felsen und Thal) für das Komische noch nichts wirke, so lange noch die Beziehung auf den menschlichen Willen nicht hinzukäme. Mit

dem Begriffe des Willkührlichen und Unwillkührlichen würde man auf den Begriff der Freyheit, der Beſchränkung, der Natur, und eines von innen und außen her handelnden Princips und der Möglichkeit eines höhern Seyns gelangen, wo der Kontraſt ſein Poſitives in dem Ideal eines vollkommenen Zuſtandes fände. Da wir unmittelbar ſchon von dieſen Begriffen, dem Sinn und Weſen des Komiſchen, ausgegangen ſind, ſo können wir von der Bedeutung des Kontraſtes nur Gebrauch machen, in ſo fern er als ein Mittel das Komiſche hervorbringt. Und hierbey gehört zunächſt zu ſeiner Wirkſamkeit als Bedingung, daß er in keinem Widerſpruch, in keiner Ausſchließung, ſondern in einer Beziehung des Verſchiedenen auf einen gemeinſamen Punct, alſo zugleich in einer Vereinigung beſtehen müſſe. Der gemeinſame Punct iſt der Menſch, und die Verſchiedenheiten, die in ihm zuſammentreffen, ſind Natur und freyer Wille. Der Kontraſt muß alſo, wenn er wahrhaft komiſch ſeyn ſoll, eine Beziehung auf beyde Gegenſätze enthalten. Und das nicht genug, ſondern er muß auch zugleich eine Beziehung auf das haben, was über den beyden Gegenſätzen als die letzte Vermittelung ſchwebt, auf die poſitive Freyheit und den vollkommeneren Zuſtand. Dieſer letztere nun wird häufig auf einer niedern Baſis blos repräſentirt, und wirkt relativ. Das Relative gilt vor der Hand für das Rechte. Weil aber in

der Annahme desselben schon ein menschlicher Behelf liegt, so kann es jederzeit wieder als lächerlich über den Haufen geworfen werden, ja es ist möglich, daß es an und für sich schon einen Irrthum enthalte, und so, auf falsche Vorstellungen der Menschen begründet, nur ein falsches Maaß für die Abweichung gebe. Dergleichen findet sich häufig in solchen Lustspielen, die ohne den klaren Sinn für das Komische, also ohne Poesie, ohne Sinn für die Natur, mit den Kontrasten nur ein eiteles Spiel treiben und ohne Herzensreinheit die natürlichen Beziehungen verwirren. Da gilt oft die Verdorbenheit mit dem Anstrich von feinen Sitten für die Regel, wogegen das Unschuldige und Natürliche verspottet wird. Auf diese Weise geht entweder die poetische Ansicht der Welt (wie auch häufig in andern Poesien) gänzlich verloren, und der Mensch von natürlichem Gefühl empfindet, wie bey einer künstlich verdorbenen Speise, einen Ekel dabey, oder das Komische kommt bey seiner sehr entfernten Beziehung auf die Natur, (z. B. bey Sitten und Gebräuchen) in einem sehr schwachen und gebrochenen Lichte zum Vorschein, so daß allmählige Steigerungen zum Poetischen und verschiedene Grade des Komischen entstehen. Es geht hier, wie mit der Poesie überhaupt, die das Wesen der Dinge bald flach, bald tiefer auffaßt, und deren höhere Beziehungen oft nur in ihrem Anfange überschaut werden.

Alles dieſes aber, was die Sache trübt, oder verfälſcht, kann nur als Ausnahme und nicht als Regel, am wenigſten zur Begründung des Komiſchen ſelbſt dienen. Mit blos willkührlichen Zuſammenſtellungen von Kontraſten wandeln wir in einer Finſterniß; der Dichter muß ſich der Beziehung derſelben auf Willen und Natur und auf höhere Freyheit bewußt werden, wenn ſeine Darſtellung für ächt komiſch und poetiſch gelten ſoll. — Unter den aufgeſtellten Beyſpielen von Charakteren, die einen Kontraſt enthalten ſollen, ſteht bey Heidenreich auch ein prachtliebender Geizhals, ein aufſchneidender Greis, und ein ſüßer Herr von Geiſtlichen. Dieſe möchten aber ſchwerlich an und für ſich ſchon Lachen erwecken, weil ihre Kontraſte ſich entweder vernichten oder gegen einander nichts Entſprechendes haben oder ſich nicht auf die Natur zurück beziehen. Der prachtig gekleidete Geizhals hebt ſich von ſelbſt auf, wenn wir ihn mit ſeiner Neigung nicht erſt gegen die Pracht als etwas Abgefordertes kämpfen ſehen. Der Greis hat mit dem Aufſchneiden nichts gemein; ſoll die Aufſchneiderey lächerlich werden, ſo muß ſie nicht die Kraftloſigkeit des Alters (ein zu ſtarkes Gegengewicht von Seiten der Natur), ſondern Kindheitsſinn, oder für den aufwallenden Muth eigentliche Feigheit zum Gegenſatze haben. Mit dem ſüßen Herrn von Geiſtlichen möchte es auf dem Theater auch ſchwerlich gelingen, denn ſein

Betragen würde uns für seine Würde entweder blos unanständig scheinen; oder wir würden bey langer Fortsetzung der süßen Galanterie bald den Geistlichen darüber vergessen. Und auch so können die Gegensätze keine rechte Wirkung thun, weil uns noch die Beziehung derselben auf eine Art von Nothwendigkeit im Widerspiele mit der Willkühr fehlt. Wenn der Geistliche sein süßes Wesen durchaus nicht lassen kann, würden wir sagen, warum ist er ein Geistlicher geworden? Wir würden ihn mehr tadeln als belachen. Aber nun wollen wir dem Geistlichern eine halbe Nothwendigkeit und eine halbe Willkühr unterlegen, und gleich werden wir ihn in einem lustigen Kampfe mit beiden sehen, z. B. wenn er einer frommen Mutter zu Liebe (halber Antrieb, halbe Wahl) ein Geistlicher geworden ist, und er nun trotz seiner besten Vorsätze in Gegenwart seiner Mutter seine Neigung zur Galanterie bey dem Auftritte schöner Frauenzimmer nicht unterdrücken kann, immer wieder seine verliebten Süßigkeiten vorbringt, während die Mutter ihm zur Seite steht, und ihn ums Himmels willen bittet, doch nicht seinen Stand zu vergessen, so entspinnt sich ein Kampf zwischen seiner Liebhaberey, und der Liebe zu seiner Mutter, wobey Wille und Natur (das Willkührliche und Unwillkührliche) gleiche Macht gegen ihn ausüben. Derselbe Kampf würde eintreten, wenn er aus Eitelkeit, um sich als Redner sehen zu

laſſen, gegen die Warnungen ſeines Oheims den geiſtlichen Stand erwählt hätte, und der Onkel bey einem ſolchen Auftritte in die Worte ausbräche: da haben wir's; hab' ich's nicht geſagt; Neffe, bedenkſt du denn gar nicht? Und wollen wir das Komiſche noch weiter treiben, oder demſelben einen Schluß geben, ſo läßt er ſich nach langem Kampfe endlich von der ſtärkern Neigung beſiegen und wirft im Angeſichte der Frauenzimmer ohne Umſtände die geiſtliche Perücke von ſich, wo denn gewiß das Lachen allgemein ſeyn wird. — So müſſen immer Freyheit und Natur in Berührung kommen, und die Kontraſte ſich mit beyden vermählen, oder auf ſie eine Beziehung haben, wenn eine komiſche Wirkung mit einem Blick ins menſchliche Herz (mit einem poetiſchen Hintergrunde) entſtehen ſoll. –

Das Komiſche erfordert ferner in den Kontraſten immer ein gewiſſes Gleichgewicht, ſo daß Wille und Natur ſich nicht einander Trotz bieten. So kann ein alter verliebter Geck leicht Ekel erwecken, wenn er ſich gegen die Natur zu viel anmaaßt, und auf dem Wege iſt, unnatürlich zu werden. Seine Thorheit muß noch einigen Grund haben, und die Natur muß mit der Vereitelung gegenüber treten, z. B. wenn er bey noch ziemlicher Rührigkeit mit einem jungen Menſchen um die Wette läuft, und den Athem oder beym Anſtoß das Gleichgewicht verliert.

Ohne diese Unterstützung und Gegenhandlung zugleich wird sein verliebtes Wesen, sein Schmunzeln, sein Liebkosen, sein Drehen und Wenden leicht unsere Geduld ermüden, und unser Interesse zurückschrecken. — Da der Kontrast auf Vereinigung abstechender Dinge geht, so wird auch der Reim im Ausdruck ein dienendes Mittel zur Darstellung des Komischen *). —

Außer dem Kontraste, der objectiv das beste Mittel ist, das Komische erscheinen zu lassen, giebt es noch subjectiv, von Seiten des Dichters, mancherley Mittel oder Darstellungsweisen, das Komische zur Wirkung zu bringen, worin sich Ansicht, Stimmung und Ausdruck vereinigen.

Zuerst kommt die Naivetät in Betrachtung, worin entweder der Dichter sich äußert oder seine Personen sich äußern läßt. Sie ist eine einfache unbefangene Aeußerung unschuldiger, in Absicht des Verstandes noch halb befangener Gemüther, die halb unbewußt etwas Treffendes sagen, das sich unmittelbar aus einem dunkeln Gefühl über einen Gegenstand entwickelt. Das Gesagte ist nicht erst überlegt oder überdacht, so daß der volle Wille mit einem Ueberblick ähn-

*) S. meinen Versuch einer Theorie des Reims, wornach derselbe in der Vereinigung zwey verschiedener Dinge unter gleichen Klang besteht. Wie der Reim komisch wirken könne wird hier erst durch den Begriff der Vereinigung beym Kontraste klar.

licher Fälle es als Auswahl hervorbrächte, sondern es geht hervor wie ein entstehender Klang, worin die Natur selbst zu sprechen scheint. Dieser plötzlich aus dem Dunkel hervorbrechende einzelne Lichtstrahl ist vorzüglich Personen verliehen, die sich noch ganz ihren Gefühlen überlassen, und deren Verstand gewissermaaßen noch im Gefühl wohnt. In dieser Empfänglichkeit und in dieser ruhigen Hingebung an den Gegenstand bemerkt der zurückgezogene Verstand eher das Resultirende einer Lage, als er es mit größerer Freyheit und Thätigkeit, durch vielerley Rücksichten zerstreut, sonst zu bemerken im Stande ist. Daher die Dummen, die Einfältigen oft die richtigsten Urtheile fällen. Es ist aber überhaupt zu bemerken, daß die Einfalt einen noch unentwickelten Gegenstand zwar langsam faßt und begreift, aber einen entwickelten, offen da liegenden keinesweges unrichtig beurtheilt, weil bey ihr das Gefühl spricht, und im Gefühl Wahrheit ist. Der Irrthum geht erst durch falsche Schlüsse, durch falsche Würdigung, durch Verwechselung des Geringern und Wichtigern hervor.

In so fern nun die Naivetät eines Andern ein halb unbewußtes Urtheil des Gefühls ist, das unser eigenes noch dunkel empfundenes Urtheil plötzlich und mit einem treffenden Ausdrucke, wornach wir noch auf halbem Wege suchen, überraschend ausspricht, bringt sie auf uns eine

komiſche Wirkung hervor, und hat auch in der That etwas Komiſches an ſich, weil das Willkührliche und Unwillkührliche darin ſich miſcht, und wir den freyen Verſtand von der Natur übermeiſtert, übertroffen und gleichſam beſchämt ſehen. Was wir erſt kämpfend und durch einen Zwieſprach in uns hätten hervorbringen müſſen, davon giebt die Natur mit ſtärkerer Kraft gleich das Reſultat wie eine Frucht, die ihr von ſelbſt zufällt.

Es finden ſich Menſchen, die dieſen kindlichen Zuſtand, alles rein aufzufaſſen, und den Eindruck als ein Urtheil aus dem Gefühl wieder zu geben, Zeitlebens bewahrt haben, und deren friedliches Gemüth ganz zu dieſer Denkweiſe paßt. Solche Menſchen müſſen dem Dichter zum Komiſchen ſehr willkommen ſeyn, weil ſie bald freywillig handelnd, bald zur Natur ſich bekennend alle Augenblicke komiſch werden, ohne es zu wollen *). Was aber hier herrſchende Weiſe iſt, das wird bey andern öfters durch Lagen und Umſtände bewirkt. Wenn der Menſch lange den neckenden Hinderniſſen entgegengeſtritten hat, kommt plötzlich ein Moment, wo er

*) Die Naivetät als Ausdruck iſt ein Bekenntniß zur Natur da, wo der ernſte Verwandesmenſch die Einwirkung derſelben gern leugnet und verbirgt. — Iſt dieſe Einwirkung ſtark verletzend, ſo kann die Naivetät auch Zorn, Unwillen, oder auch Wehmuth und Rührung hervorbringen.

sich nicht enthalten kann, seine Herzensmeynung zu sagen, oder das Seltsame, das Mißliche seiner Lage, wie von der Natur abgedrungen, einfach und klar auszusprechen. Das Einzelne, Vorhergehende vereiniget sich dann in wenigen Worten zu einem Hauptschlage, und bringt das fröhlichste, lauteste Lachen hervor *). Da die Wirkung des Lachens momentweise geschieht, so bedarf der Dichter solcher Concentrirpuncte, um die Empfindung des Lächerlichen mit Uebermacht in ein völliges Lachen zu verwandeln. Wie der Dichter in den Handlungen und Charakteren immer die Natur durch den Willen des Menschen hindurch treten läßt, so muß es auch in den Reden und Aeußerungen geschehen, und dieselbe zuweilen unmittelbar zur Sprache kommen. Deshalb wird der komische Dichter bey aller Mannichfaltigkeit der individuellen Gestalten doch immer auf Naivetät hinarbeiten, so daß diese durch das Ganze ihre Grundzüge verbreiten. Nach der komischen Darstellung selbst ist die naive Reflexion oder der subjective Reflex des Komischen gar nicht zu verwerfen, sondern vielmehr als eine Heimführung und Hindeutung auf die Sache oft sehr nöthig und ersprießlich, wenn anders sie eine gehörige Grundlage hat, und nicht mehr sagt, als wirklich ist. Als

*) Das Komische, Einfache und Wichtige einer leichten Bemerkung [illegible] das beym [illegible] entstehende Durchwirken der [illegible] Natur hat.

Deutung, als Concentrirung, als eine [illegible] Entwickelung des dunkeln Gefühls, als eine unmittelbare Wirkung der Natur dient also die Naivetät nicht nur zur Hervorbringung, sondern auch zur Erhebung und Verstärkung des Komischen. Sie wirkt treffend und doch überraschend, weil sie mit dem Verborgnen des Gefühls unserm Urtheil voreilt und durch die deutlichere Aussage uns zu gleichem Bekenntniß zwingt. Indem sie nicht befremdet, sondern etwas Natürliches sagt, muß sie gleichwohl etwas hervorbringen, das nicht jeder gleich bemerkte, obgleich bemerken konnte. Und eignen wir uns auch das Urtheil nicht selbst an, so muß es doch von der Art seyn, daß wir es in dem Charakter des andern natürlich finden. So ist es eine sehr naive Aeußerung, die wir dem Charakter als wahr zugestehen müssen, und zu der wir auch noch viele Theilnehmer voraussehen können, sollten diese auch eine gleiche Empfindung, weniger naiv, verschweigen, wenn Falstaff in der Schlacht recht aus der Tiefe seines Herzens den Wunsch zum Vorschein bringt, daß er statt in die Schlacht lieber zu Bette gehn möchte.

In so fern die Naivetät für eine Sprache der Natur gilt, deren volle Bedeutung der Sprechende selbst nicht einsieht, kann man ihr den Witz und den Scharfsinn entgegensetzen, die bewußterweise Verstand und Klugheit zeigen. Naivetät ist ein unmittelbarer, unwill-

höherlicher Scharfsinn des Gefühls, dessen Aussprüche keinesweges dem Zufall gehört (wie wenn z. B. ein Kind etwas sagt, worin nur zufällig ein vielbedeutender Sinn oder ein Doppelsinn liegt), sondern der von der wirklichen Bemerkung einer Wahrheit, obgleich ohne dessen volle Entwickelung, herrührt, wobey aber die Klügern der Einfalt mit Recht die Absicht absprechen, daß sie etwas Witziges habe sagen wollen. Was die Einfalt im Dunkeln findet, das sucht der Witz im Hellen und bringt es hervor mit der Selbstschätzung seines Products. Er geht auf etwas, das nicht jedermann schon bemerkte, aber doch hätte bemerken können, nämlich auf entfernte Aehnlichkeiten und auf entfernte Verschiedenheiten. Von Seiten des Subjects ist es ein Spiel des Verstandes, der sich daran ergötzt, verschiedene Dinge unter einerley Beziehung zu bringen; von Seiten des Objects giebt er zu erkennen, oder macht es auf eine täuschende Art wahrscheinlich, daß die Natur selbst ein so witziges Spiel getrieben, indem sie Dinge mit getrennten Aehnlichkeiten hingestellt habe, und noch zufällig dafür sorge, daß sie zu den sinnvollsten Verbindungen zusammentreffen. Eben so macht es der Witz auch mit der Sprache, indem er spielend mit der Bedeutung und Aehnlichkeit der Worte Wahrheiten wie versteckte Schätze der Weisheit hervorgehen läßt, und uns die Empfindung giebt, als ob die Sprache selbst

über

aber ein Genius darin ſchon, dieſes Spiel getrie-
ben habe. Dies iſt die poetiſche Natur des
Witzes, der deshalb auch mit der Poeſie über-
haupt, und beſonders mit dem Komiſchen in
naher Berührung ſteht. Sobald die Dichtkunſt
ſich nicht ganz den Gegenſtänden und der Em-
pfindung hingiebt, ſondern ſich mit eigner Kraft
darüber erhebt, bedarf ſie des Witzes, und ge-
langt von ſelbſt dazu. Nach der Grundlage der
Empfindung und nach Beſchaffenheit der Erhe-
bung iſt auch der Witz verſchieden, und er fin-
det ſich daher ſowohl im Erhabenen, im Leiden-
ſchaftlichen, im Einnreichlyriſchen, als im Ko-
miſchen. Und je nachdem ſich die Phantaſie
oder der Verſtand über die Gegenſtände herr-
ſchend und bildend beweiſt, entſteht ein Witz
von verſchiedener Art und verſchiedener Schatti-
rung. Iſt der Verſtand nur der Phantaſie die-
nend, ſo wird dieſe jenen auch auf ſolche Aehn-
lichkeiten leiten, die das Weſen der Dinge ſelbſt
betreffen, und vielbedeutende Eigenſchaften der
Natur offenbaren. Ueberläßt der Verſtand ſich
aber blos ſeinem willkührlichen Spiel, und führt
Aehnlichkeiten zuſammen, die nur in etwas Zu-
fälligem, in etwas Auſſerweſentlichem vorhanden
ſind, ſo wird auch der Witz, der daraus ent-
ſteht, nur einen formellen, ſubjectiven, und kei-
nen objectiven reellen Werth haben. Und iſt der
Witz auch reell, d. h. in der Sache gegründet,
ſo kann er doch auch ſo öfters nur ſehr ober-

flächlich und proſaiſch ausfallen. Kurz, mit dem Witz geht es hier, wie vorher mit dem Kontraſt; als bloße Form, die ſo und ſo angewandt werden kann, läßt er den Inhalt und folglich auch ſeinen Werth und ſeine Bedeutung unbeſtimmt.

Da der Witz in einer Beziehung beſteht, ſo fragt ſich immer, welche Dinge füglich zuſammengebracht und worauf ſie bezogen werden, und alles kommt zuletzt auf den Vergleichungspunct oder auf die Idee an, wegen welcher ſie in der Vorſtellung verknüpft werden. Das Geringſte freylich kann ſchon zum wichtigſten Witze dienen, wenn darin das Große wahrgenommen wird. Ueberdies ſind manche Witzäußerungen nur erklärender Art, und machen blos einen Begriff deutlich; andere ſind dagegen an ſich ſinnvoll und verrathen einen tiefen Blick in die Natur. Und nur dieſe, — ſo viel aufſteigende Grade ſie auch wieder haben mögen, nach Maasgabe des Gedankens — ſind die eigentlich poetiſchen.

Da das Komiſche ſeiner zwiefachen Natur nach ebenfalls in Beziehungen beſteht, ſo iſt nichts natürlicher, als daß der Witz, gleich dem Kontraſte, ihm ſehr dienlich ſeyn müſſe. Schon indem etwas Geiſtiges einer körperlichen Sache durch eine Aehnlichkeit gleich geſtellt wird, geſchieht eine Verſpottung deſſelben und eine Aufforderung an die Zuſchauer, die Freyheit des Geiſtes zu belachen. Am meiſten aber wirkt er

komiſch, wenn er mehr thätig das Spiel der Natur mit dem Menſchen in den ſinnlichen Vergleichungen hervortreten läßt, das Eigenthümliche und Wirkſamſte jeder Sache zur Anſchauung bringt, und in dem anſcheinend Todten einen Willen und eine verborgene Handlung offenbart.

Da der Witz eben ſo verſchieden iſt, als der Inhalt deſſelben, die verknüpfende Vorſtellung, das Ziel der Vergleichung ſeyn kann, ſo ſcheint es vergeblich, alle Arten auffinden und deren Werth vollſtändig prüfen zu wollen. Geringfügig bleiben immer die, die für die Anſicht der Welt kein Reſultat geben, und ſich mit der Einzelnheit wieder in das Hiſtoriſche verlieren. Nichts ſagend ſind die, die blos zur Deutlichkeit oder zur Erklärung dienen, ferner die, welche gar keinen wahrhaften Vergleichungspunct darbieten, wie die Verknüpfung von einer guten Lunge und einem guten Herzen oder einer guten Handlung und einem guten Gedicht. Zur Gültigkeit einer Vergleichung müſſen auch die Dinge in eine Klaſſe gehören, oder dahin gebracht werden können, ſonſt iſt der Witz erſchlichen und ohne Wahrheit. Endlich iſt auch die Art des Witzes von geringem Werth, der in der Sphäre der Sinnlichkeit ſtehen bleibt, und deſſen verknüpfende Vorſtellung unter ſinnlichen Dingen nur wieder von ſinnlicher Beſchaffenheit iſt, wie gewöhnlich die Gattung der ſchlüpfrigen Zweydeutigkeiten, die deshalb nicht weniger leicht

zu erfinden als zu verſtehen ſind. Der Werth des Witzes beruht nicht blos auf dem Paſſen und Zutreffen, ſondern hauptſächlich auf der Vorſtellung, mit welcher der Geiſt die Dinge betrachtet und auf einander bezieht. Daß die Dinge ſo verſchiedene Anſichten zulaſſen, und man etwas ſo und ſo verſtehen kann, je nachdem man es ſo oder anders nimmt oder auslegt, darin liegt ſchon an und für ſich eine Verſpottung der menſchlichen Freyheit, die ſich gern auf Erkenntniß verlaſſen möchte, und dieſe Art des Witzſpiels, wie ſie häufig bey Shakeſpeare vorkommt, bewegt ſich deshalb ſchon, ſubjectiv betrachtet, in einem komiſchen Elemente. Objectiv hat ſie das Unſichre, das Schwanken der Dinge zum Wahrheitsgrunde. Vorzüglich aber eröfnet ſich der Witz ein weites Feld, wenn er auf den Zuſammenhang zwiſchen der Sinnen- und Geiſteswelt geradezu ſein Augenmerk richtet. Der Menſch iſt genöthigt, das Körperliche geiſtig und als etwas Menſchliches zu betrachten, das Geiſtige ſelbſt muß er wieder körperlich und ſinnlich bezeichnen, und, mit ſeiner Freyheit zwiſchen Körper und Geiſt geſtellt, verſpürt er beſtändig den Einfluß des Einen auf das Andere. Alle dieſe drey Puncte werden ein Gegenſtand oder Standpunct für den komiſchen Witz, weil alle drey auf die Abhängigkeit und Bedürftigkeit des Geiſtes hinausgehen. Im erſten Fall tritt das Komiſche mehr indirect, durch eine Gleichſtellung

der Dinge mit dem Menſchen hervor, die ſonſt dem Erhabenen günſtig iſt. Im zweyten Falle hilft die Sprache witzig ſeyn, weil ſie mit derſelben Bezeichnung des Geiſtigen und Sinnlichen jenes dieſem gleich ſetzt, und dadurch deſſen höhere Natur beſchämt oder ins Lächerliche zieht. Dieſes Lächerliche geht im dritten Fall ſelbſt aus der Wirklichkeit hervor, indem das Geringſte in der Sinnenwelt mit dem Höchſten des Geiſtes in Berührung ſteht, und gerade ſo vom komiſchen Witze dargeſtellt wird. Der höchſte Spott über die menſchliche Freyheit ſucht das Geiſtige ganz in das Sinnliche herabzuziehen, und darauf zurück zu bringen. Deshalb läßt Shakeſpeare den ganz ſinnlichen Fallſtaff vor der Schlacht alſo raiſonniren: „Ehre beſeelt mich vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beym Vordringen entſeelt? wie dann? Kann Ehre ein Bein anſetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde ſtillen? Nein. Ehre verſteht ſich alſo nicht auf die Chirurgie? Nein. Was iſt Ehre? Ein Wort. Was ſteckt in dem Worte Ehre? Was iſt dieſe Ehre? Luft!“ Daß der Witz ſich eben ſo gut zu einer Weltbetrachtung erheben als in die bloße geſellſchaftliche Reflexion ſich verlieren könne, darf uns nicht wundern, weil er als eine bloße Form nur dienend iſt, und bald dem profaiſchen Verſtande in die bürgerlichen Verhältniſſe, bald der Phantaſie zu höhern Beziehungen folgt. Eben

so verschiedenen Werth hat auch der Wortwitz und das Wortspiel, bey denen es immer auf das Resultat ihrer Aehnlichkeit (den Gedanken) und auf das Zutreffende mit der Sache ankommt. —

Ein vorzügliches Mittel zur Hervorbringung des Komischen ist ferner der Scherz, der ebenfalls einer besondern Erwähnung verdient. Oft verbindet er sich mit dem Witz, oft aber auch nicht. Er hat das Aehnliche mit demselben, daß er zunächst nur das Wortkomische giebt, das Komische der erweckten Vorstellung. Es ist nicht die Sache, die Situation selbst, welche komisch wirkt, sondern nur ein Bild, eine Vorstellung davon, oder eine Anspielung auf ein Verhältniß, das als komisch gedacht und so in Worten dargestellt wird. Ja es wird beym Scherz angenommen, daß das komische Verhältniß nicht wirklich vorhanden sey, sondern nur Stoff und Gelegenheit darbiete, es sich komisch zu denken, und andern mit einem Spiele des Witzes und der Phantasie als solches wahrscheinlich zu machen; denn im wirklichen Fall würde man den andern geradezu dem Gelächter preiß geben und der Scherz Persiflage werden, der den andern zum Ernst stimmt. Aber dadurch unterscheidet sich eben der Scherz vom Ernste, daß er keinen Zweck hat, und keine Sache bewirken oder schaffen will, sondern das wirkliche Leben nur als ein Spiel zur Lust in der Be-

ſchauung vorübergehen läßt. Sein Element, ſein Reflex, ſeine Urſach und Wirkung zugleich iſt gegenſeitige Heiterkeit und Erhebung des Gemüthes über alle Fesſeln. Die Scherzenden ſind Object und Subject zugleich; aus ſich ſelbſt ſchöpfen ſie das Belachenswerthe, und ſie ſelbſt ſind es wieder, die ſich belachen. Im Scherz iſt ein wahrhaft geiſtiges Seyn, die Wiederherſtellung der menſchlichen Freyheit, die erneuerte Wiedergeburt und Wiederergänzung des Menſchen, die Wiederauffindung des vorigen Gleichgewichts. Der Scherz iſt, — wie es ſelbſt der Sprachgebrauch des gemeinen Lebens ſagt, — zur Erholung, und keine Erholung pflegt ohne Scherz zu ſeyn. Ihm ſind Vergnügen und Luſt und Spiel beygeſellt, und das Leben ſcheint dem Menſchen durch denſelben erſt den wahren Genuß und die letzte Erfreulichkeit zu gewähren. Alle Kräfte der Seele werden durch ihn wieder in harmoniſche Thätigkeit geſetzt, und Verſtand und Witz und Phantaſie ermächtigen ſich in ihm der vorigen Eindrücke.

Da die Menſchen zu ihrer Erhaltung gezwungen ſind, die Geſchäfte des Lebens unter ſich zu theilen, und ſich und ihren Kräften dadurch einſeitige Richtung und Beſtimmung zu geben, ſo bleibt ihnen zur Wiederherſtellung ihres Weſens weiter nichts übrig, als nach vollendetem Geſchäft ſich wieder der menſchlichen Geſellſchaft anzuſchließen, ihre Ideen gegen einan-

der umzutauſchen, und, ſich freymachend von ihrer Beſchränktheit, auf ihr Schaffen und Treiben, auf ihre Einſeitigkeit und Eigenheit mit allgemeinerm Blick lächelnd hinzuſchauen. Sie halten ſich deshalb gegenſeitig den Maasſtab des vollkommenern Menſchen (nach ihrem Standpuncte) vor, und der Scherz nimmt ihn zur Richtſchnur. Als wollten ſie ihre Unebenheiten wieder gegen einander ausgleichen, unterziehen ſie ſich einer gegenſeitigen Prüfung, und alle ihre Neckereyen laufen auf die Beſchuldigung hinaus, daß ſie ſchon einen großen Theil ihrer Freyheit und Vollkommenheit eingebüßt hätten. Der eine hält dem andern Gewinnſucht oder eine Liebſchaft, die er nicht geſtehen will, oder Stolz, oder Furchtſamkeit, Eitelkeit und dergleichen vor, und keiner will gern bekennen, daß er von irgend einem Gegenſtande beherrſcht werde. Den Luſtkampf, den die Natur mit ihnen aufführt, wiederholen ſie zu ihrer eignen Luſt *). Und in der Betrachtung genießen ſie der Freyheit wieder, die ſie vielleicht zum Theil im Handeln wirklich ſchon verloren haben. Die Anſchuldigung, beſiegt zu ſeyn, iſt Freude für den Unbeſiegten, und Ermunterung für den Wankenden. Alle, indem ſie ſo ſcherzen, fühlen ſich frey und ſtark, die

*) Deshalb iſt auch der Scherz nichts weiter als ein Reflex (eine Erwägung und Wiedergebung) des Spiels der Natur, er mag nun ganz perſönlich ſeyn oder ſich freyer bewegen.

Laſt des Lebens dünkt ihnen leichter, und nun jedes Hinderniß mehr in ihrer Gewalt zu ſeyn. Scherzend machen ſie ſich wieder zu Herren der Welt. — Hier wird das ganze Leben vor ihren Augen zum Luſtſpiel, und es iſt kein Wunder, wenn ſie es nun auch in ſichtlicher Darſtellung vor ſich zu ſehen begehren. Der Scherz iſt das Mutterland des Komiſchen und der erſte Schritt zur Bühne. — Weil ſie aber hier die Sache, die Objecte des Scherzes vergegenwärtigt wünſchen, und zugleich, nach dem Wunſche der Phantaſie, vollſtändiger erwarten, ſo folgt daraus, daß auf der Bühne eigentlich die komiſche Welt ſelbſt, die dem Zuſchauer zu lachen giebt, und nicht wieder die ſcherzende Geſellſchaft erſcheinen ſoll. Der Scherz ſpielt alſo auf dem Theater eine untergeordnete Rolle, denn der Dichter iſt es ja ſchon, der dieſen Scherz treibt, indem er in einem Beyſpiele das Lächerliche der Welt hinſtellt. Er kann aber noch in dem Grade wirkſam ſeyn, als die Charaktere und Situationen ihm zur Grundlage dienen. Hier hat der Scherz den Zweck, das Komiſche zu heben oder hervorſpringen zu laſſen, den andern neckend zu reizen, ſo daß er ſich lächerlich zeigen, oder ſein komiſches Verhalten bekennen muß. Wird das Luſtſpiel der Geſellſchaft aber auch darin ähnlich, daß das Meiſte, worauf der Scherz geht, ungegründet und nur angenommen iſt, dann bleibt dem Anordner deſſelben weiter

nichts übrig, als kleine Mißverständnisse zu erfinden, die vor der Hand für Handlung und wirkliche Charakterzüge gelten müssen, woran der Wortspaß sich üben kann. — Bey einem wahrhaften, objectiven Lustspiele wird der Scherz am besten nur dienend nebenher gehen, wenn er seinen Zweck als Mittel der komischen Darstellung am glücklichsten erreichen soll.

Das Lustspiel hat zwar seinen Ursprung subjectiv im Scherz, aber keinesweges objectiv, wo er gerade durch den sichersten Ernst entsteht, indem die thörigten, einseitigen Menschen, die komischen Charaktere in ihrer Weise dreist weg leben, alles folgerecht darnach einrichten, so das Rechte zu treffen glauben, und es ihnen nicht einfällt, daß sie eine Lächerlichkeit begehen. Je befangener sie in ihrem Zustande, je beschränkter sie in ihrer Ansicht, je unbekümmerter sie um das Urtheil anderer, je klüger und raffinirter sie in ihrer Unklugheit, je mehr sie auf sich selbst reducirt erscheinen, und je ernsthafter sie ihren Gegenstand behandeln, desto eher taugen sie zum Lustspiel. Der Scherz verhält sich dagegen activ, frey schwebend, das Komische bemerkend, in Erinnerung bringend und es hervorrufend; er wendet sich auf die Seite des Dichters, er hat und giebt eine poetische Stimmung, und macht das Gemüth für das Lustspiel empfänglich.

Noch höher steht die Laune. Die subjective Grundlage des Scherzes ist die Heiterkeit, das

Freyſeyn von allem materiellen Einfluſſe der Dinge, das Zurückſchauen auf ihre Wirkungen, und alſo zunächſt negativer Art. Die Laune iſt ſchon etwas Poſitives, die innere Regſamkeit eines frohen Genius, der ſich des ganzen Menſchen bemächtigt, eine Art von Begeiſterung, ein Reden und Handeln der entfeſſelten Natur. Sie tritt aus dem Dunkel hervor, ohne daß wir immer ihre Entſtehung oder Veranlaſſung wiſſen, ſie iſt eine unmittelbare Lebensthätigkeit der Seele, ein Ausdruck des frohen Lebensgefühls, ein Ergreifen und Schaffen der freyeſten Luſt. Wenn die Heiterkeit ſich ſchon mit Scherz begnügt, ſo geht die Laune in Luſtigkeit über. Jene iſt erſt wegen ihrer Folge poetiſch, die Laune ſchon in ihrem Urſprung, denn ſie erſcheint plötzlich als das Product vieler vorhergegangenen Gefühle und Stimmungen, wie ein heller ſchöner Tag nach unſtät ſchwankender Witterung. Oft wiſſen wir nur die letzten mitwirkenden Urſachen davon anzugeben, oft aber auch dieſe nicht einmal, und wir ſehen uns von ihr wie von dem Beſuche eines Freundes überraſcht. In der höhern Exiſtenz, die ſie uns verleiht, iſt es uns nicht genug, uns von den Einwirkungen der Gegenſtände, von den Neckereyen der Natur frey zu wiſſen, ſondern wir fordern ſie ſelbſt heraus. Wir ſetzen andere in Bewegung, wir reizen ſie auf, und nicht blos die Wirklichkeit mit Hinzudichtungen

dient uns zum Scherz, sondern unsere Phantasie schweift in das Reich der Möglichkeit hinüber, und wir dichten uns selbst tausend Verlegenheiten, mit denen wir unserm Vorgeben nach zu kämpfen haben. So wie es der Charakter des Spiels ist, sich Gefahren und Schwierigkeiten zu denken *), und sie herauszufordern, so wendet sich auch der Lustige zur Beschränktheit zurück, verspottet sie und vergilt der Natur mit gleicher Neckerey, gleich als ob er sicher wäre, daß sie ihn nicht treffen könne. Sein Gehen und Stehen, sein Reden und Agiren setzt er sich selbst in eine Lächerlichkeit um, seine Bedürfnisse, die Mittel seiner Existenz gebraucht er, nicht achtend, als ein Spielwerk, entfaltet sie in ihrer Mannichfaltigkeit, in den Bewegungen der Hände, der Füße, der Mienen, des ganzen Körpers, und schaukelt sich in dem Reichthume seiner beschränkenden Umgebung wie auf einem Nachen.

Indem er den Herrn gegen die Natur spielt, leugnet er nicht, daß man von ihr auf mancherley Weise geneckt werden könne. Er zeigt, wie man klagt, wie man überlegt, wie man bedenklich aussieht, wie man sein Glück nicht fassen kann. Er denkt sich den andern zornig, verweisend, ihn bedrohend, verfolgend, hassend, liebend, spröde

*) Bey einem Feuerwerk lacht die Menge, wenn Schwärmer um sie her prasseln, nicht, wenn Raketen hoch in die Luft steigen.

verwerfend; bald ſteht er vor dem Richter, bald hat er es mit einem Pedanten, bald mit einem Verliebten zu thun. Jetzt geht er verſchwenderiſch im Gebrauch der Mittel der Glieder, der Hände, der Füße um, und bald darauf beraubt er ſich ihres Dienſtes, und deutet auf die Poſſen, die uns die Natur ſpielen könne: er hinkt, er kann nicht gut hören, ſein Gedächtniß iſt ihm untreu, ſeine Zunge ungelenk. Eine Krankheit hat ihn befallen, eine Unpäßlichkeit macht ihm zu ſchaffen, Schmerzen bemächtigen ſich der Sprache ſeines Geſichts. — Heiterkeit und Scherz ſind die einladenden Wirthe zum Volksfeſte, aber Laune iſt die Erfinderin ihrer Luſtbarkeiten: Spiele, ſcherzhafte Gebräuche, ſinnvolle Neckereyen, Verkleidungen und Maskeraden ſind die Producte ihres Geiſtes. Und ſie wird das Lachen in ihrem Gefolge haben, ſo lange ſie ſelbſt in den Grenzen des Komiſchen bleibt, d. h. ſo lange ſie die ſinnliche, beſchränkende Natur nicht zu ſtark hervortreten läßt, und ihr das gehörige Gegengewicht von Geiſt und Freyheit giebt, ſonſt wird ihr Uebermuth Frevel, ihr Leichtſinn unverantwortlicher Spott, und ihre Freyheit läppiſche Kinderey und ſinnloſe Narrheit. Kurz, die Laune muß nicht blos als etwas Subjectives und Willkührliches erſcheinen, ſondern ſie muß in ihren Darſtellungen auch objectiven Grund haben, ſo daß die Phantaſie des Zuſchauenden ſich mit ihm in ein gleiches Ver-

hältniß verſetzen kann, und das Lächerliche als eine natürliche Folge davon empfindet. Die körperliche Luſt (die Luſtigkeit) muß den Geiſt nicht völlig erſticken, ſonſt geht ſie in eine blos ſinnliche Naturwirkung, in Schwelgerey und Ausſchweifung über, und kann als ein ſubjectiver Zuſtand nicht mehr objectiv beluſtigen. Das Willkührliche muß mit dem Unwillkührlichen ſich auch hier miſchen, und der Geiſt immer noch ſchöpferiſche Freyheit behalten. — Das Gegentheil iſt freylich eben ſo ſchlimm, nämlich, wenn das Subjective ganz fehlt, und der Verſtand die Laune allein erſetzen will, wo wir für Eingebung des Gefühls nehmen ſollen, was demſelben nur nachgeſagt iſt. Auf dieſe Weiſe entſteht die gezwungene Laune, welche pedantiſche Schriftſteller dadurch verſchulden, daß ſie dem wirklich Launigen nur einige Mittel abſehen, und dabey Ausdrücke gebrauchen, welche ihnen ſtatt der fröhlichen Erhebung des Gemüths nur ein weiſes Anſehn geben, wie z. B. Ehren Blaſius, der ci devant Schulmeiſter, der Paſtor in spe, der Vice-Thorſchreiber, mein quasi-Schwiegervater, die Frau Baſe, die mit ihrer Baarſchaft der Fortuna ein Schnippchen ſchlägt, der Verwalter, der mit dem laus deum angeſtochen kommt, der Arreſtant, dem die Häſcher ein freyes Quartier anweiſen, der Kranke, dem der Arzt ſchon den Reiſepaß ausgefertigt hat, der Förſter,

ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, der paſtörliche Kriegsheld, der verſchuſterte Schuſter, der mit einem großen Sündenpäckchen beladene Reu- und Bußfertige, der im Dienſt der Venus grau gewordene Huſarenrittmeiſter, der ſeinem alten Kriegskumpan an- und vermelden läßt, u. ſ. w. Die Afterlaune gebraucht die Redensarten und den Witz wie eingemachte Sachen, ſie kommen Jahr aus, Jahr ein bey ihr unverändert zum Vorſchein. Ihre Nachahmungen ſind wie Obſt aus Wachs, es fehlt ihnen das friſche Leben und der geſunde Kern.

Eben ſo iſt es auch mit der Laune auf dem Theater. Sie iſt ein herrliches Mittel, ſympathetiſch auf die Fröhlichkeit der Zuſchauer zu wirken, aber dann muß man ihr auch weder Zwang noch geiſtloſe Willkühr anſehen, ſie muß nicht ſparſam hie und da einmal zum Vorſchein kommen, ſondern ſie muß mit Leichtigkeit wie eine Eingebung, wie ein flüchtiger Geiſt das Ganze durchdringen und beleben. Es muß alles wie von ſelbſt hervorgehen, und der Zuſchauer, angelockt und fortgeriſſen, immer willig mitdichten. Ein luſtiger Charakter in einem Stück iſt ein herrliches Reizmittel für das Komiſche, für den Ernſt der übrigen Charaktere ein rechter Sporn zu lächerlichen Situationen, und eine Würze, wovon alle einen Geſchmack bekommen. Doch muß ſeine Laune ächter Art ſeyn, und bey

fröhlicher Exiſtenz aus dem Geiſte herſtammen, ſo daß ſein Betragen weder grob-ſinnlich, noch läppiſch wird. Auch die momentane und zufällige Laune thut herrliche Wirkung; ein Menſch, der über ein Glück außer ſich geräth vor Freude, ergreift auch andere leicht, und reißt ſie fort in den fröhlichen Taumel. Der Zuſtand eines Halbberauſchten iſt gar zu komiſch, als daß er auf dem Theater nicht immer eine willkommene Erſcheinung ſeyn ſollte. Wenn mehrere Urſachen zuſammen wirken, können auch im Komiſchen wahrhaft begeiſternde fortreißende Momente entſtehen, die den Zuſchauer gleichſam berauſchen und in eine Ausgelaſſenheit verſetzen. Von der Art iſt die Scene im ſchwarzen Mann, wo Herrſchaft und Kammermädchen in Ohnmacht fällt, und die Freude des Dichters im Stück über dieſen dramatiſchen Stoff immer höher und endlich bis zum Entzücken ſteigt. — Mit der Laune und dem Ton, den ein Luſtſpieldichter anſtimmt, giebt er ſeinem Werk gleich eine Sphäre, und weiſt dem Zuſchauer einen Standpunct an, woraus er das Ganze betrachten ſoll. Mit ſolcher Vorausſetzung und Stimmung iſt ihm nachher manches erlaubt, das ſonſt ganz unpaſſend und unſchicklich ſeyn würde.

Am höchſten erhebt ihn aber der Humor, der ihn als das geiſtigſte Mittel des Komiſchen zur kühnſten Darſtellung berechtigt.

Wie ſich die bloße Heiterkeit zur wirklichen Laune verhält, ſo verhält ſich die Laune wieder zum Humor. Von ihm iſt die Laune nur der phyſiſche, der ſubjective Theil, eine lyriſche Stimmung, die den Körper blos des Humors fähig macht. Dieſer iſt aber ein Product des Geiſtes, ja der Geiſt ſelbſt. Deshalb iſt er auch nicht ſowohl empfindend, als beſchauend, keine Aufwallung, keine Begeiſterung, ſondern ein ruhiger und doch aufs höchſte beſeelter Zuſtand, keine fortreißende Fröhligkeit, auch keine Freude über einen Gegenſtand, ſondern ein Schweben, ein Erhabenſeyn über alle, nicht bloße Freyheit in Abſicht der Dinge und ihrer Eindrücke, ſondern eigne Selbſtſtändigkeit, kein Fliehen aus der Welt, und kein Entſagen, ſondern ein Herrſchen über alles, aber kein Herrſchen mit Kampf, ſondern die völlige friedliche Vereinigung mit dem Weltherrſcher ſelbſt, mit dem waltenden Naturgeiſte, deſſen höchſte Gewalt er in der Mitherrſchaft theilt; alſo ein völliges Hingeben an den höchſten Willen der Natur und doch ein völliges Freyſeyn. Ja wie ſollte der Menſch auch die vollkommene Freyheit anders erreichen, als dadurch, daß er ſich ſelbſt hingiebt an die Idee. Dieſe lebendige, alles durchdringende, frey waltende Idee ſucht und ſchaut er in der Natur und ahnet ſie in ſich ſelbſt. Ohne die innere Offenbahrung könnte er nicht zur äußern, und ohne die äußere nicht zum Gefühl und zur

Thätigkeit der innern gelangen. Diese giebt ihm das Vermögen, jene wahrzunehmen, und jene setzt ihn in den Stand, diese zu entwickeln und anzuwenden. Weil aber seine irdischen Kräfte zu beschränkt sind, so bleibt für ihn außer dem Nachmachen im Kleinen, in Kunstwerken, nur die äußere Beschauung, und wenn hier sein Geist herrscht, so ist es zugleich die Phantasie, die ihn trägt. Und alle Vorstellungen der Phantasie in der Herrschaft dieser Beschauung werden Aeußerungen des Humors.

Der Humor hat das große Spiel vor Augen, das die Natur mit den Dingen, mit der ganzen Körperwelt treibt, indem sie eins in das andere verwandelt, eins durch das andere ersetzt, belebt, verringert, vergrößert, aus den kleinsten Ursachen die größten Wirkungen hervorgehen läßt, das Nächste mit dem Entferntesten in Berührung bringt, und alle Theile nach ihrem Willen gegen einander in eine lebendige Thätigkeit setzt. Diese Thätigkeit ist sowohl schaffend als vernichtend, und giebt jedem Dinge sowohl eine Eigenschaft für sich, als auch eine Wirkung und Beziehung auf andere, ohne welche kein Spiel und keine Welt möglich wäre. In diesem gegenseitigen Schöpfungsproceß, wo alles zu verschwinden scheint, kann jedes Einzelne wieder als wichtig und als ein Standpunct angenommen werden, woraus eine lebendige Wirkung auf alles hinüberweht. Ein Kraut, das ruhig im Thal wächst,

kann plötzlich zum Herrscher eines ganzen Reichs werden. Ein Giftstropfen drängt sich ein als Symbol der handelnden Natur. Ueberall zeigt sich die Wirkung vom Einzelnen aufs Ganze und vom Ganzen aufs Einzelne. Es ist nicht ohne Sinn, wenn Hamlet zum Polonius sagt: „ehrlich seyn, heißt, wie es in dieser Welt hergeht, Ein Auserwählter unter Zehntausenden seyn; denn wenn die Sonne Maden in einem todten Hunde ausbrütet, — eine Gottheit, die Aas küßt, — habt ihr eine Tochter? Laßt sie nicht in der Sonne gehn. Gaben sind ein Segen; aber da eure Tochter empfangen könnte, — seht euch vor, Freund.“ Und wenn diese Worte auf die anscheinende Willkühr der Natur ein Licht oder vielmehr einen Schatten werfen, so beschaut folgendes wieder ihre Nothwendigkeit in dem, was sie sich selbst gesetzt hat: „ihr selbst, Herr, würdet so alt werden, wie ich, wenn ihr wie ein Krebs rückwärts gehen könntet.“

Der Humor setzt alle Dinge der Körperwelt in eine Verwandschaft, und Hamlet zeigt, wie ein Bettler durch die Gedärme eines Königs wandert. Und weil ihre Wirkung bey ihrer Nothwendigkeit (bey der Bedingung durch die Eigenthümlichkeit) noch ein Zufälliges übrig läßt, so giebt der Humor dieses wieder in die Hände eines höhern Willens, und vereint so die Selbst-

ſtändigkeit der Dinge mit der Zufälligkeit als dem Rückgang in die höhere Nothwendigkeit. Deshalb liebt der Humor die Gleichſtellung zweyer Dinge, als zweyer für ſich handelnden Weſen, wovon jedes dem andern gegenüber tritt, wie im Hamlet der Todtengräber ſagt: entweder der Menſch geht zum Waſſer, oder das Waſſer geht zu ihm. Dies iſt völlige Naturwahrheit, wobey aber der Weltgeiſt als das zuletzt Beſtimmende durchblickt, und ſo das niedere Geſetz dem höhern unterordnet. Wie der Humor eine Einzelnheit durch die andere zu ertödten ſcheint, ſo belebt er wieder alle einzelnen Theile um des Ganzen willen, um das Spiel einer Welt daraus hervorgehen zu laſſen, das für die Endlichkeit ihm wahre Objectivität giebt. Sein ſubjectiver Zweck iſt die Idee, worauf ſich alles zurückbezieht, und ſein objectiver das Leben an ſich in ſeinem ewigen Werden. Ohne das eine ſowohl als das andere wäre alles todt, ruhig und in einem ewigen Stillſtand. Obgleich das Streben nach Abſolutheit überall fortwalten muß, ſo können wir uns deſſen Erreichung doch nicht vorſtellen, ohne einen Durchgang, und ohne die Umfaſſung einer untergeordneten Welt. So entſteht das Leben, ideell und reell zugleich, und die Kunſt hat keinen andern Zweck, als deſſen Darſtellung. Dieſe Grenzen kann auch der Humor nicht überfliegen, immer ſchwebt er zwiſchen dem Bedingten und Unbedingten,

und weil er das Ganze in ſeiner letzten Harmonie zwar glaubend, aber nicht begreifend und mit durchdringender Erkenntniß zu umfaſſen, noch darzuſtellen vermag, ſo muß er alles wieder theilweiſe nach ſeiner poſitiven und negativen Natur zugleich geben, und das Ganze ahnen laſſen. Auch bey ihm zeigt ſich die menſchliche Beſchränktheit, indem er den Erſcheinungen auf die Freyheit des Menſchen eine verſchiedene, bald eine ſtrengere, bald eine mildere Beziehung giebt, und auf dieſe Weiſe bald eine tragiſche, bald eine komiſche Anſicht von der Welt hervorbringt. Im Tragiſchen läßt er die Körperwelt auf den Geiſt bis zur Bürde herablaſten, ſtellt das eiſerne Schickſal in den letzten Hintergrund, und geſtattet der Freyheit des Menſchen keine andere Exiſtenz, als das Feſthalten am moraliſchen Willen, und das Vertrauen auf ſeine Tugend mit Hingebung an jenes höhere Schickſal. Darf man dem Humor ja für die Außenwelt ein vernichtendes Streben beymeſſen, ſo beweiſt er dieſes am erſten im Tragiſchen, wo es für ſeinen triumphirenden Spott über den handelnden Menſchen immer ein Hauptſatz bleibt, „daß der Menſch ſterben muß.“ „Für Würmer! ſagt Prinz Heinrich zum ſterbenden Percy; groſſes Herz, leb' wohl! Wie eingeſchwunden, ſchlecht gewebter Ehrgeiz! Als dieſer Körper einen Geiſt enthielt, war ihm ein Königreich zu enge Schranke: nun ſind zwey Schritte

der gemeinſten Erde ihm Raum genug.“ Der Rathsherr da, ſpricht Hamlet zum todten Polonius,

Iſt jetzt ſehr ſtill, geheim und ernſt fürwahr,
Der ſonſt ein ſcheel'ſcher alter Schwätzer war.

Jeder Scherz über den Tod behält eine Bitterkeit und kann wegen des zu ſchweren Gewichts, das er auf die Freyheit wirft, nicht leicht komiſch werden. Soll er es, ſo muß dieſe Nothwendigkeit dem Bewußtſeyn weiter entrückt, und ihm die befangene kurzſichtige Laune, die in der Beſchränktheit ſich wohl ſeyn läßt, gegenüber geſtellt werden. Hier wirkt der unbewußte Humor wieder heiter, während er in Beziehung auf das Ganze ſeinen tragiſchen Ernſt beweiſen kann; und dies giebt dem Komiſchen mit dem Tragiſchen auch in der Darſtellung mögliche Berührungspuncte, ſo daß der Dichter durch das Komiſche daſſelbe zu ſagen vermag, was er durch den Ernſt des ganzen Trauerſpiels ausdrückt. Von der Art iſt der Scherz der Todtengräber im Hamlet, und die Betrachtung, wie lange wohl ein Grab und wie lange ein Leichnam aushalte. Das flüchtige Liebesglück in Romeo und Julie iſt in den nämlichen Worten enthalten, wenn ein Bedienter zum andern ſpricht: wer am längſten lebt, kriegt den ganzen Bettel. Auch Fallſtaff ſagt mit aller Laune im Grunde nur eine Bitterkeit über das Schickſal, das die Menſchen oft wie eine todte Sache

behandelt, wenn er zur Entschuldigung seiner Werbung schlechter zerlumpter Kerle spricht: „Pah! gut genug zum Aufspießen; Futter für Pulver, Futter für Pulver; sie füllen eine Grube so gut wie bessere, h'm, Freund! sterbliche Menschen! sterbliche Menschen!" Komischer schon ist das Folgende, wenn er auf die Erinnerung, daß sie doch gar zu arm, und bloß, und gar zu bettelhaft wären, antwortet: mein Treu, was ihre Armuth betrift, ich weiß nicht, woher sie die haben; und die Blöße — ich bin gewiß, die haben sie nicht von mir gelernt." Ob dieser Spott gleich auf die Natur gerichtet ist, so läßt er sich doch auch auf die Menschen in ihrer Pracht und Herrlichkeit zurück wenden. — Soll nämlich der Humor eine heitere, rein komische Wirkung hervorbringen, so muß er eigentlich nicht die Natur zum Gegenstande, als einen vernichtenden Gegensatz des menschlichen Thuns, sondern die menschliche Freyheit als einen Wirkung empfangenen Gegensatz von der Natur annehmen; es muß der Freyheit Handlung, Gegenwirkung, Glückseligkeit und Dauer übrig bleiben und gelassen werden, wenn sie im Angesichte des großen Naturspiels komisch erscheinen soll. Das Komische hat sein Daseyn in einer glücklichen Beschränktheit, in einem stufenweis fortgehenden Aufklimmen, und in dem dunkeln Glauben an ein höheres Ziel, nicht in der völligen Auflösung in Trug, nicht in der Aufhe-

hung aller Schranken und in der Vernichtung der ganzen Körperwelt sammt Wahrheit und Irrthum. Der Humor muß von der Laune die heitere Farbe annehmen, und das ganze Spiel und Treiben der Welt bey allem Schwanken noch ergötzlich finden, wenn er es belachen soll. Ja er selbst muß nicht abgeneigt seyn, dieses bunte Gewühl mit mancherley Reizen sich gefallen zu lassen, es müssen die Wogen wie spielende Wellen an ihn anschlagen. Er ist der schwebende Schiffer auf schäumendem Meer, mit dem Ruder in der Hand weiß er, daß er regierend irrt, aber er läßt es geschehen, und denkt, daß alle zuletzt doch in einem Hafen eintreffen werden. Duldsam gegen einzelne Thorheit lacht er über alle, und auch über sich selbst. Er sieht nicht die Menschen gänzlich betrogen, sondern nur irrend im glücklichen Wahn, und, mit ihnen hierhin und dorthin zu einem hinnigten Ufer, zu einer neuen Erscheinung getrieben, dünkt es ihm eine lustige Fahrt. Mangelhaft, aber nicht vergebens scheinen ihm jene Mittel der Freyheit, jene ringenden Kräfte, denn, was sie auch versagen und unerreicht lassen, so geben und lassen sie doch, schon auf der Mitte des Weges, des Lebens Lust. Es ist daher ein wahrhaft humoristischer Satz, wenn Hamlet, obgleich nur über seinen Zustand spottend, sagt: was kann der Mensch besser thun als lustig seyn. Dieses Lustigseyn ist immer die eine Seite des

Komischen, und des Menschen beschränkte Freyheit ist auf der andern Seite das Ziel des Lachens nur so lange, als er nicht in der völligen Blöße da sitzt, und der farbige Staub- Bettler- oder Purpurmantel — ob schon mit einiger Mühe im Winde gehalten, noch seine Dienste thut. Deshalb darf der heitere Humor dem Spiele der Natur, das er am weitesten überschaut, hingegeben, zwar neckend im Sinne der Natur an die Blöße erinnern, aber sie nicht in ihrer Furchtbarkeit zeigen. Wie der große Zusammenhang der Dinge die Freyheit des Menschen anficht, so thut der Humor es auch scherzend, in den kühnsten Bildern und Gegensätzen, aber nie vergißt er für den Menschen das wohlthätige Gegengewicht. Und dies ist keine Spende der Willkühr, er läßt ihm nur, was er schon hat, und was die ankämpfende Natur ihm selbst immer zum Gegenkampf verleiht. Wirkt ein kleines Glück ein großes Verderben, so ist es eben so wahr, daß es auch ein großes Glück geben kann. Und gerade, indem er das Zufällige walten läßt, erinnert er mit dem einen auch an das andere, und zeigt den Menschen in seiner Abhängigkeit. Wenn ein Bäcker reich wird, so hat er sich nach seiner Vorstellung das Landgut aus Zuckerpretzeln zusammen gebacken. Der Wind weht (durch die Schiffahrt) ein großes Vermögen zusammen. Der Gärtner lebt von der Raupe, in so fern sie seinen Garten ver-

ſchent, oder vom Sperling, in ſo fern dieſer jene frißt. Ein ganzes Dorf zittert vor einer Hagelwolke, wie eine Heerde Schaafe vor dem Wolf. Vor der Heerde flieht der Haſe, und vor dem Haſen der Froſch. Ich kann nicht anders, ſagt Hamlet;

Laßt Herkuln ſelber nach Vermögen thun,
Die Katze maut, der Hund will doch nicht ruhn.

So läßt der Humor jedes Ding in ſeiner Beſtimmtheit, und indem er dieſe anerkennt, hat er auch zugleich ein Mittel, die Abhängigkeit der menſchlichen Freyheit davon zu zeigen. Sein Spiel iſt die lebendige Wechſelwirkung der Dinge auf einander, das ewige Schaffen und Werden, und wenn darüber eine Einzelnheit zu Grunde geht, ſo ſteht ſchon wieder eine neue Schöpfung dahinter. Sein Symbol iſt nicht die Nacht, ſondern Tag und Nacht zugleich mit Morgen, Mittag und Abend. Spielend in und mit dem Ganzen iſt er um das Einzelne nur unbekümmert; er will es weder zerſtören noch retten, er braucht es ſelbſt zu ſeinem Spiel, und ob es hält oder bricht, iſt ihm gleichgültig, wenn er nur wieder eins für das andere, und überhaupt Gegenſtände für ſeine Freyheit und Phantaſie findet, welche wandelnd durch die Körper ihre Beharrlichkeit in der Idee erlangt. Auch das Wandelbare hat ſein Beharrliches, alles, was iſt, muß etwas ſeyn und das All kann ohne dieſes nicht ſein irdiſches Leben haben.

Der Mensch wird in seinem Handeln und Thun gerade um so mehr angefochten, als er rings von bestimmten und bedingten Wesen umgeben wird. Und der Humor, wenn er geneigt ist, ihn mit seiner irdischen Freyheit in ein komisches Licht zu setzen, kann nach allen Seiten aus der reichsten Quelle schöpfen; weil er alles übersieht, das bedingt Nothwendige sowohl, als das Zufällige. Er kann ihn von einem Zwirnsfaden, von einem Nadelstich abhängig machen. Jede Einzelnheit wird wieder bey ihm belebt, und was dem gewöhnlichen Menschen nur als Mittel erscheint, dem giebt er selbst handelnde Kraft. Deshalb liebt er im Ausdruck die Form der Absonderung; Aug' und Ohr, jedes nimmt seine wichtige Stelle ein, und maßt sich eine Art von Selbstständigkeit an, eins muß das andere um seinen Dienst ersuchen, eines redet und handelt zu dem andern hinüber. Die Füße zeigen, daß die Hände ihrer bedürfen, und die Hände versagen dem Munde den Gehorsam oder eilen ihm zuvor. Die Worte sind Boten der Lippen. Der Athem wird zum Verräther. Und wer kann den Willen des Menschen von dieser Dienerschaft umgeben sehen, ohne über seine Freyheit zu lachen. Wirkt nun die Natur selbst wieder von innen herüber, befindet sich z. B. der Mensch in einem verliebten Zustande, so hat vollends der Humor ein leichtes Spiel. Jede Kleinigkeit wird zur wichtigsten Sache, ein

Band hat Zauberkraft, und ein Ton bemächtigt sich aller Sinne. Nicht nur Shakespeare, auch Moliere zeigt sich hier, wo sich die Gelegenheit wie von selbst darbietet, öfters humoristisch; er läßt z. B. einen Bedienten mit großer Beredsamkeit schildern, was das Moll in der Musik für Wirkungen auf ein Mädchenherz hervorbringe. Außer dieser Sonderung und Beleuchtung des Theils ist auch die Verbindung des Entferntesten ein vorzügliches Mittel des Humors, wie schon aus seiner Natur und aus seiner Ansicht der Welt von selbst hervorgeht, wo der Abwurf wieder zum Dünger wird, und der Einfall eines Amerikaners einen Europäer vom Stuhle jagen kann. Das Kleinste, das Zufälligste wirkt hier am mächtigsten. Wenn es regnet, breitet der geputzte Philister ein Tuch über seinen neuen Hut, aber auch bey heiterm Himmel kann statt des Regens schon ein vorüberfliegender Vogel ihm einen gleichen Possen spielen. — Weil im Komischen Geist und Körper sich einander entgegen treten, so bedient sich auch der Humor, um diese Abhängigkeit auffallend zu machen, im Ausdruck neben dem Geistigen des Sinnlichen und Individuellsten: John Bull ist ihm lieber als das Volk und der dumme Peter aus der Sackgasse ihm lieber als ein einfältiger Bürger der Stadt. Für jeden Begriff wünscht er sich einen Eigennamen, womit er symbolisch gern ein ganzes

Geſchlecht bezeichnen möchte. Und oft bekriegt er das Geiſtige mit dem Sinnlichen in vielen erneuerten Schlägen, indem er dieſes wieder in mehrere Objecte zertheilt, und die Einzelnheit durch Zerſtückelung und Umſchreibung noch furchtbarer ausrüſtet.

Aber weil der komiſche Zuſtand des Menſchen unter den Verhältniſſen der Dinge oft dann erſt recht erſcheint, wenn dieſe verändert werden, ſo begnügt ſich der Humor nicht immer mit der überſchauenden Betrachtung und Darſtellung der wirklichen Welt, ſondern er geht damit dichtend um. Eine einzige Annahme iſt hinreichend, um das, was iſt, in ſeiner Dürftigkeit zu beleuchten. So wird die ganze Art der Menſchen, zu wohnen, und ſich durch Häuſer und Mauern zu verwahren, lächerlich, wenn der Humoriſt, wie Jean Paul thut, ſich auf einen Augenblick vorſtellt, daß der Menſch fliegen könne. Was ſind Wälle, Städte, Thore, wenn jeder fliegend dem andern in den Schornſtein ſehen kann? Was wollen gegen die Fliegenden Acciſe-Inſpectoren und Viſitatoren ausrichten? — Wie beſchränkt erſcheint da die menſchliche Sphäre! Und wollen wir auf dem Wege nach dem Monde Wirthshäuſer anlegen, die an Stricken hangen, ſo verſpotten wir damit unſere eigenen Wohnungen, und die neue Art zu bauen obendrein. Wenn wir mit Anſtand gehen und tanzen, dünkt uns dieſes gar nichts Lächerliches.

und doch sehen wir gleich das Behelfliche daran, wenn wir aus gröſsern oder nur veränderten Verhältniſſen darauf herabſchauen, und uns z. B. denken, wie wir mit Anſtand fliegen würden, und wie der Tanzmeiſter auf dieſe Bewegung ſeine Regeln anzuwenden hätte. Es iſt hier nicht das Neue, worüber wir lachen, ſondern im Neuen eigentlich das Alte, das uns nur durch die veränderte Geſtalt erſt zum Bewuſtſeyn kommt. Weil der Menſch mit ſeiner hochſtrebenden halben Freyheit überhaupt in einem lächerlichen Zuſtande ſich befindet, ſo iſt auch das Komiſche überall, und am beſten weiſ es der Humor, der Herrſcher über alles, zu entbinden.

Dabey iſt noch zu bemerken, daß der Humor, ob er gleich, bey einer gewiſſen Genügſamkeit, auch romantiſch wirken kann, doch noch vom Romantiſchen verſchieden iſt. Dieſes giebt zwar den Dingen und Zufällen auch Handlung und Verſtand, aber die Wirkung geſchieht mehr aus einem geheimen Dunkel zu uns herüber, und läſt den Weltgeiſt mehr als etwas Verborgenes ahnden, als in den Kräften ſichtbar werden. Im Romantiſchen verſpüren wir die öftere Einwirkung eines geheimniſsvollen Weſens, aber nicht ſein gänzliches Fortwirken und Handeln; ein Wetterleuchten dämmert aus ſchwarzen Wolken; wogegen der Humor ſelbſt der helle Tag iſt, der alle Räume mit Licht

erfüllt, und geistig alle Dinge umfängt. Das Romantische mischt zur Phantasie mehr dunkles Gefühl, der Humor mehr Verstand und Geist. Das Romantische ist ganz und blos poetisch, das Humoristische poetisch und philosophisch zugleich. Jenes lehnt sich mit dem Epischen gern ans Lyrische, dieses an die Idee. Vor dem Humor liegt der Zusammenhang der Dinge wie ausgemessen da, das Romantische deutet nur darauf hin und hält sich in einer angenehmen Ungewißheit. Darin sind beyde ähnlich, daß ihr Ziel ein von fern her über uns waltender Geist ist. — Im Mährchen ist es, wo sich beyde durchdringen, der Humor schafft, und die Romantic gebraucht das Geschaffene zu ihren Zwecken. Man könnte hier sagen, daß die Schöpfung humoristisch war, daß aber das Werk romantisch wurde. Deshalb können auch mitten im Ernst des Mährchens wieder komische Charaktere Platz finden: es sind Boten, die der Schöpfer abschickt, um das gewordene Werk zu beschauen und zu belachen. Dieses Lachen aber über ein Beyspiel von Schöpfung ist für die Idee ein Verlachen der ganzen Welt. — —

Es bleiben nun noch als Darstellungsmethoden die Parodie, die Travestie, die Persiflage und die Ironie zu betrachten übrig.

Die Parodie (Gegen- oder Nachgesang) ist ein Gedicht, das einem andern nachgebildet

wird, so daß man davon einen Theil der Worte (am besten die Schluß- und prädicirenden Worte) beybehält, neue Verknüpfungen macht, und so ein ganz neues Gedicht mit einem ganz andern Inhalte hervorbringt *). Man sieht nämlich die vorhandenen Worte in ihrem Zusammenhange als eine gute Gelegenheit an, darin einen ganz andern Gedanken einzukleiden. Dies kann nun bald etwas Lächerliches, bald etwas Ernsthaftes zum Zweck haben; oder es kann, noch genauer bestimmt, entweder die Form des komischen Gedichts wieder zu einem komischen ganz andern Inhalts oder zu einem ernsthaften, und eben so die Form des ernsthaften wieder zu einem ernsthaften oder zu einem komischen Gedichte dienen. Die letztere Art von Parodie ist es allein, welche hier in Betrachtung kommt, weil sie als ein formelles Mittel gebraucht wird, etwas lächerlich darzustellen. Doch giebt sie nicht allein den komischen Ausdruck, so daß der Gegenstand schon ohne Weiteres lächerlich würde; sondern dieser ist auch im Uebrigen so behandelt, daß jeder, der den Grundtext auch nicht kennt, das nach derselben Form und Einkleidung gebildete neue Gedicht doch für ein komisches halten, und schon an und für sich verstehen muß.

Es

*) Mitunter wird Parodie aber auch von jeder Aeusserung gebraucht, die einer andern nachgebildet und auf sie bezogen wird.

Es dient also die komische Parodie, wo die ernsthaften Worte zu einem scherzhaften Inhalte verwandt werden, nur zur Verstärkung des Lächerlichen. Sie ist das im Ganzen, was ein Wortspiel und Wortwitz im Einzelnen ist, und man könnte sie daher ein fortgesetztes melodisches Wortspiel (Phrasen- und Versspiel) nennen, denn sie ahmt nicht nur ganze Redensarten, sondern auch die Melodie des Verses nach *).

Indem der Zuhörer eins auf das andere bezieht, und die Worte aus dem ernsten Zusammenhange mit auf den komischen herübertönen hört, befindet er sich in der angenehmen Verwunderung, halb durch Zufall, halb durch Scharfsinn ein neues Gedicht entstehen zu sehen, woran der spielende Genius der Sprache eben so großen Antheil hat, als die dichtende Willkühr, und er glaubt hier in den Worten dieselbe mitwirkende, selbstthätige romantische Kraft zu bemerken, die er in den Dingen und in der Natur wahrnimmt. Ihm ist, als wäre der Ernst schon auf halben Wege, den Scherz zu sagen, und als habe er ihn gewissermaßen schon vorher

*) Hier verdient noch die Accommodation erwähnt zu werden, welche darin besteht, daß man bekannte Aussprüche, z. B. Stellen der Bibel, Sprichwörter u. dergl. auf sich oder auf einen andern und dessen Zustand anwendet, was im Ernst sowohl als im Komischen geschehen kann.

bereiten, und vom Scherze dünkt es ihm wieder, daß er vom Ernst nicht weiter, als der Sohn vom Vater, entfernt sey, und lächelnd auf seinen Ursprung zurückweise. Ob er gleich den Scharfsinn des Dichters bewundert, so ist es doch, als hätte die Sprache selbst für ihn gedichtet. Der ernste Dichter wird unwillkührlich in den Scherz hinübergezogen, und wir müssen über seine redende Freyheit lachen, da sie so nahe daran war, ganz etwas anderes zu sagen. Es ist nicht blos der Zufall, dem wir zulächeln, sondern zugleich der Dichter, den das Gelächter trift. Und eigentlich nicht dieser allein, sondern der redende Mensch überhaupt, dessen Wahl und Freyheit in der Sprache durch die Parodie ins Lächerliche gezogen wird *).

Die Parodie hat zwar nicht die Absicht, mit der entlehnten Form auch den Inhalt eines vorhandenen Gedichtes lächerlich zu machen, weil es dieselbe auf einen neuen Gegenstand anwendet, aber es geschieht doch leicht, daß sie auch auf den ersten Gedanken ein lächerliches Licht zurück wirft, weshalb man auch häufig Parodie mit

*) Und so erinnert sich, daß die komische Parodie auch im materiellen Sinne zum Scherze dient, wenn sie nämlich einen geringeren Gegenstand [illegible] größeren giebt, wodurch sie [illegible] die Travestie [illegible], und von der Travestie das Gegentheil ausmacht, indem diese das Große und Erhabene ins Lächerliche [illegible] [illegible].

Travestie verwechselt. — Diese letztere ist es eigentlich, welche ganz und gar auf den Inhalt eines ernsten Gedichts ihr Augenmerk gerichtet hat, und darauf ausgeht, das Ernsthafte in etwas Lächerliches zu verwandeln. Dabey kann sie auch mehr oder weniger zugleich parodisch verfahren, indem sie nicht nur den Inhalt, sondern selbst einen Theil der Form beybehält. So kann sie entweder bey derselben Versart bleiben, aber auch eine andere wählen, je nachdem sie das Komische direct oder indirect zu erreichen gedenkt. Tritt sie unmittelbar mit offener Naivetät oder mit drolliger Laune auf, so wird sie gern einen Volksvers mit kurzen Zeilen oder geradezu den Knittervers wählen, der gleich seine Absicht verräth, und das Erhabene in die niedere Sphäre herabziehen hilft. Die Parodie wird am meisten im Lyrischen, bey Liedern, angewandt, wo man nicht gerade immer dieselben, aber doch wenigstens ähnliche Worte gebraucht, die Travestie am meisten im Epischen und Dramatischen; wohl aus dem Grunde, weil bey Lied und Gesang die melodische Form, bey diesem aber der Inhalt wichtiger ist. Läßt man hier, z. B. im travestirten Trauerspiel, die nämliche Versart, so thut man es, um mit ihrer Hülfe das Komische durch Uebertreibung des Pathos zu bewirken. Es wird daher gewöhnlich dasselbe Personal und im wesentlichen Fortgange auch dieselbe Geschichte

oder Fabel beybehalten, nur daß man ihnen hie und da andere Gegenstände, andere Absichten und andere Motive unterschiebt und andere Wendungen gebraucht *). Je mehr man von der Handlung Worte und Gedanken beybehalten und ihnen durch den Zusammenhang einen andern Sinn unterlegen kann, desto besser ist die Travestie, denn es soll bey der neuen Dichtung das Ansehn haben, als wenn sie schon in der alten unbemerkt vorhanden gewesen wäre, und als wenn die Hauptperson die Lächerlichkeit schon wirklich an sich trage. Daher ist die Travestie z. B. von einem Trauerspiele, um so leichter, je mehr dasselbe schon durch falschen Pathos, durch Unnatur und Uebertreibung die Hand dazu bietet, und sich gleichsam schon von selbst travestirt. Zu große Folgsamkeit kann aber auch leicht die Deutlichkeit des Komischen in der Travestie erschweren, und sie halb zwischen Ernst und Scherz stehen lassen, so wie auf der andern Seite zu große Willkühr sie über die Grenze hinaus treiben kann. Dies letztere geschieht entweder dadurch, daß man vom Original zu wenig beybehält, so daß man an gar keine Beziehung mehr denkt, oder dadurch, daß man den Per-

*) Soll die Travestie nicht parodirend seyn, so wird ein ganz anderes Personal und eine andere Sache untergeschoben, die aber in der Behandlung wieder [illegible] mit der ersten erhält und darauf zurückweist.

ſonen zu viel, zu arge Sachen anbringen, ſo daß ein Unſinn hervorgeht, der auch des Schattens der Wahrſcheinlichkeit entbehrt. Wenn der Unſinn baar und förmlich, ohne allen Verſtand iſt, und ſelbſt die kühnſte Phantaſie ſich keine Möglichkeit davon denken kann, ſo erweckt das Product Ekel, und wir nennen es abgeſchmackt. Es ſteht aber dem traveſtirenden Dichter frey, alle möglichen Truggmittel in Witz und Scharfſinnigkeiten anzuwenden, um ſeinem Producte ein Scheinleben zu verleihen, weil er damit zugleich das Trügliche und Sophiſtiſche der unächten Poeſie überhaupt, mit welcher er es zu thun hat, in ein lächerliches Licht ſtellt. Uebertreibung und Anwendung des Groſſen aufs Kleine (in Geſinnung und Gegenſtänden) ſind die Hauptmittel ſeiner Darſtellung; doch darf kein bloßes Gemiſch entſtehen, ſondern es muß beym Rückblick auf das Ganze der neuen Dichtung auch eine Proportion und Uebereinſtimmung, ein folgerechtes Verfahren wahrzunehmen ſeyn. — Eigentlich iſt eine Traveſtie nur als ein Gelegenheitsgedicht zu betrachten, weil ihre Dichtung ſich an eine andere anlehnt, und daraus erſt ihr Daſeyn empfängt. Soll ſie demnach für ein freyes Kunſtwerk gelten, ſo muß ſie ſowohl in Beziehung auf das Urgedicht, als auch für ſich ſelbſt ſchön und verſtändlich ſeyn, auf welche Weiſe auch jedes andere Gelegenheitsgedicht ein allgemeines werden kann. Es kann aber auch jemand einen

ſchon behandelten ernſten Gegenſtand aufs neue zu einem komiſchen Zweck ſo gebrauchen, daß ein ganz neues Gedicht daraus hervorgeht, welches bey aller Aehnlichkeit des Inhalts doch nicht die Abſicht hat, eine Traveſtie zu ſeyn *). Der Wille des Dichters und das Gelingen ſeines Werks muß darüber entſcheiden.

Uebrigens darf es uns nicht wundern, daß die Traveſtie einen ernſten Gegenſtand lächerlich machen kann, da die ganze Verfaſſung der Welt und des Menſchen von der Art iſt, daß alles für die hochſtrebende Kraft nur als Behelf sich ergiebt. Der Komiker darf nur die ernſtlich angewandten Mittel oder die Anwendung derſelben ſo enthüllen, daß ſie mangelhaft, unzureichend, oder auch nur unſicher erſcheinen, und das Komiſche entſteht von ſelbſt. Iſt dies ſchon mit allen menſchlichen Veranſtaltungen in der Welt der Fall, wie viel mehr mit den Handlungen in einem Trauerſpiele, wo die ſtärkſten Affecte von den kühnſten Beſtrebungen begleitet ſind, und Irrthum und Unſicherheit und Mißlingen ſo leicht möglich iſt. So vollkommen auch ein Trauerſpiel ſeyn mag, ſo iſt doch kein einziges von menſchlichen Schwächen frey, und dieſe ſind es gerade, auf die der ächte Ko-

*) Ein anderer Fall iſt, wenn es in der Wirkung komiſch erſcheint, ohne die Abſicht zu haben, und daher beym Leſer oder Zuſchauer die Frage entſteht: iſt es Traveſtie oder nicht?

miker, der Humoriſt, am liebſten ſein Augenmerk richtet. Steht aber das Trauerſpiel ſonſt nur menſchlicher Weiſe feſt, ſo kann es ruhig über ſich die Traveſtie ergehen laſſen, die alsdann in dem Ernſt nichts Falſches weiter als das Trügliche unſerer Natur überhaupt entdeckt. Die Traveſtie mag alsdann noch ſo komiſch ausfallen, — wenn das Trauerſpiel wieder dagegen erſcheint, ſo wird es mit ſeinem echten Pathos doch wieder ſeine Wirkung thun, und die Traveſtie in dem Augenblick vergeſſen machen. — Die oft aufgeworfene Frage: ob das Lächerliche der Probierſtein der Wahrheit ſey, iſt daher leicht zu entſcheiden, wenn man ſie nur recht verſteht. Wahr oder nicht wahr — alles leidet eine lächerliche Darſtellung, in ſo fern es unzulänglich und mangelhaft iſt, und für die menſchliche Freyheit und im Verhältniß zur Ganzheit als ein elender Behelf erſcheint. In ſo fern aber dieſer Behelf nöthig iſt, hat er für die ernſte Poeſie auch wieder ſeine bleibende Wahrheit, deren ernſtes Recht eben ſo gültig iſt, als ihr komiſcher Antheil. Angefochten kann dieſe Wahrheit vom Komiker werden, aber ohne daß ſie für ſich darunter leidet. Das Lächerliche iſt für ſie nur in ſo fern ein Probierſtein, als dadurch etwas Ungegründetes, etwas blos Angenommenes, eine Lüge des Dichters entdeckt wird, deren Gegenſtand nicht aus der Natur

der Dinge, wie sie nun einmal ist, von selbst herfließt. Geht nun durch eine Travestie an einem Trauerspiele wirklich etwas verloren, das bey der Wiederkehr uns als falsch erscheint, und nun immer dafür erkannt wird, so hat sich das Lächerliche allerdings als ein Probierstein daran bewiesen, so wie es das auch häufig schon bey der ersten Aufführung thut, indem das zuweilen verlautende Lachen über eine Stelle für dessen Naturwahrheit immer der schlimmste Ausspruch ist. Die dabey obwaltende besondere Rücksicht auf Bildung und Geschmack führt zu den Ausnahmen, welche bey der allgemeinen Beantwortung jener Frage nicht in Betrachtung kommen dürfen, weil man dabey ohnehin in Absicht der Subjecte immer gesunden Sinn und die beste Beschaffenheit voraussetzt.

Wenn man das, was Parodie und Travestie mit Gedichten thun, auf Personen anwendet, so entsteht die Persiflage. Die meiste Aehnlichkeit hat diese mit der komischen Parodie, indem sie auch etwas Gegebenes zum Theil wiederholt, aber nicht aus reinem ästhetischen Vergnügen, sondern um den andern tadelnd zum Gelächter und Gespötte zu machen. Sie kann gradweis materieller und formeller Natur seyn, je nachdem sie entweder mehr auf die Sache geht, und ernstliche Mißbilligung enthält, — dann grenzt sie an die Satyre; oder je nachdem sie mehr um der Form, um des Witzes willen, ihr

Spiel treibt, — dann wird sie wieder dem Scherze verwandt. Der Scherz ist absichtsloser und unschuldiger, indem er aus einem heitern, wohlwollenden Gemüth entsteht, etwas Erdichtetes bey seinen Behauptungen schon voraussetzt, und den Zweck der Lust nicht verhehlt. Die Persiflage ist mehr objectiven Ursprungs, indem ein wirklicher Gegenstand sie veranlaßt, und ihre Aeußerungen sind eine Sache des Verstandes, und mit einer gewissen Kälte verbunden. Sie erwähnt des Geschehenen auf solche Weise, daß es tadelns- und belachenswerth erscheinen muß *): dies thut sie, indem sie das Gegebene mit bedeutenden Accenten wieder giebt, oder es auch durch eine andere Stellung und durch Zusätze verstärkt. Der Ton, womit sie es sagt, dient ihr zur Auslegung, und sie führt damit oft ganze Reden eines andern an. Oft aber läßt sie es bey bloßen Anspielungen bewenden, und verfährt indirect. Bald ahmt sie die unschuldige Naivetät nach, als wisse sie von nichts, bald giebt sie sich den Schein der guten Laune, als könne sie des Lustigen gar nicht Herr werden, bald thut sie freundlich und liebreich, wie der Scherz, bald nimmt sie den Ernst eines weisen Rathgebers an, und wenn der andere ihre Verstellung nicht merkt, überläßt sie

*) Sie hat in ihren Aeußerungen das Princip der Verwichtung, ist Ehre und Ansehn raubend und hat nicht das Lächerliche als das Komische zum Ziel.

ſich völlig der Abſicht, ihn aufzuziehn. Wo es nöthig iſt, bringt ſie ihre Bemerkungen fein und verſteckt an, und wählt anweſende Perſonen mit Anekdoten und Stadtgeſchichten zu ihrem Gegenſtande *). Die gemeinliche Perſiflage iſt ein Product nicht der Poeſie, ſondern der feinen Geſellſchaft und des Welttons, und wird zum unterhaltenden Bedürfniſſe, wenn die Perſonen nicht mehr Charakter und gegenſeitiges Vertrauen genug haben, um ſelbſt mit und über einander zu ſcherzen. Weit entfernt, mit neuen Dichtungen die Phantaſie in ein anmuthiges Spiel zu verſetzen, bedient ſie ſich nur des Geſchichtlichen zur Uebung des Witzes, wobey das Augenmerk ihrer Vergleichungen häufig nicht auf die Natur, ſondern auf ſchon beſtimmte bürgerliche Verhältniſſe, auf angenommene Grundſätze der Convenienz, und auf verſteckte Abſichten im bürgerlichen Leben gerichtet iſt **). Das Komiſche ihres Wirkens iſt alſo oft ſehr gebrochener Art, indem es ſtatt der wahren Bedürfniſſe erkünſtelte ſetzt, und des Menſchen Abhängigkeit davon als von Geſetzen der Natur ans Licht zieht. Da aber demſelben doch etwas Allgemei-

*) Oft ſpricht ſie auch von einer abweſenden Perſon, indem ſie eine gegenwärtige meint.

**) Daher das Sprichwort beym Volke: wer den Schaden hat, der darf für Spott nicht ſorgen! Doch iſt der Spott von größerer Freyheit und Mannichfaltigkeit, und die Perſiflage nur ein Theil davon.

nes, etwas Angebornes zum Grunde liegt, so kann es nicht fehlen, daß der Reflex doch zuletzt auf eine Naturhandlung zurückfällt, deren Hervorwirken auf die Abweichung von der künstlichen Regel ein schwaches Licht wirft. Ein anderes aber ist es, wenn diese Regel, die hier dem Lächerlichen zum Maaß und Gegensatze dient, selbst zum Gegenstande des Gelächters gewählt wird, was die feine Persiflage der Gesellschaft gewöhnlich nicht thut, wohl aber die poetische. Nicht selten ist es scherzender Muthwille des Aristophanes, den oft schwülstigen Euripides mit seinen hochtönenden Worten und aufgehäuften Rührungsmitteln in einem Lustspiele aufzuziehn, indem er jene in einem andern Zusammenhange gebraucht und durch den Doppeldienst ihre Lächerlichkeit enthüllt. So kann die Persiflage als eine nebenher gehende Dienerin auch in der Poesie die höhere Kraft verherrlichen, und durch Vergleichungen zwischen Natur und falscher Kunst mit siegreichem Rückblick auf die erstere den fröhlig lachenden Scherz über des Menschen irrende und kämpfende Freyheit vermehren. Mit diesem Zweck wird sie wieder poetisch.

Noch ist zu bemerken, daß die Persiflage nicht nur gern die Worte eines andern, sondern oft auch seine Handlungen wiederholt, indem sie solche treu und nur mit etwas verstärktem Ausdruck nachahmet, um den Handelnden durch den Spiegel, den man ihm dadurch vorhält, auf das

Unſchickliche oder Lächerliche ſeines Betragens aufmerkſam zu machen, oder auch, ohne daß er es merkt, ihn damit dem Gelächter preis zu geben. In ſo fern man die Art und Weiſe des andern nachahmend wiedergiebt, nennt man dies auch einen andern parodiren, womit man aber eigentlich das Beſtreben ausdrückt, vermittelſt der komiſchen Parodie einen andern zu perſifliren, ſo wie dies zuweilen auch mit Gedichten geſchieht, auf die man perſifliirende Parodien macht.

Eine Hauptform und ſubjective Methode beym Komiſchen iſt noch die Ironie. Sie iſt von der Parodie, Traveſtie und Perſiflage dadurch unterſchieden, daß dieſe ſich an etwas anlehnen, und das Objective zu etwas Subjectiven verarbeiten, ſie aber das Subjective (ihre Meynung) verbirgt, und das Objective zur eignen Wirkung des Komiſchen hinſtellt. Einen versteckten ſubjectiven Antheil daran kann man ihr nicht abſprechen, aber ſie ſetzt ihre ganze Kunſt darin, den Gegenſtand ſo in ſeiner lächerlichen Blöße hinzuſtellen, daß ſchon durch die Wirkung deſſelben ihre Meynung hervorgeht. Sie ſagt ihren Gedanken nicht, aber ſie läßt ihren Sinn errathen. Indem ſie hierin ganz dem ernſthaften Scherze der Natur folgt, die ein Vorbild der Kunſt iſt, wird ſie mit ihrer Objectivität für das Komiſche überhaupt ein Kunſtprincip, das für die rein objective Darſtellung das Ver-

Hervorseyn des Dichters (wie in der Natur des Schöpfers) und die sich selbst entwickelnde organische Beschaffenheit des Gegenstandes (nach Art der Pflanzen) zum herrschenden Gesetz macht. Daß das Komische nicht blos subjectiver Scherz, sondern auch eine für sich bestehende Handlung seyn kann, das giebt demselben erst die Fähigkeit, wirkliche Kunst zu seyn. Indeß, ob man nun gleich gestehen muß, daß die meisten Lustspiele eine Ironie begleitet, so ist, streng genommen, auch dieses selbst nicht immer nöthig, indem der Gegenstand ohne dieselbe, wenn auch nicht so verständlich, doch freyer und noch selbstständiger wirken kann. Nämlich die reinste Objectivität wird eigentlich durch die Naivetät erlangt, und nicht durch die Ironie. Das Naive dient allen Gattungen der Poesie, und folglich auch dem Komischen. Kann der Dichter das Unbewußte desselben ganz treu nachahmen, dann bleibt auch die Ironie davon entfernt, und nur der Zuschauer, welcher weiß, daß der Dichter scherzen will, legt dieselbe erst hinein. Sie entsteht also erst, wenn der Scherz beym Ernst durchblickt; sie ist eine Andeutung, eine Bestimmung des Naiven zum Komischen, und macht, daß das Naive sich deutlicher aus dem allgemeinen Elemente sondert, und sich selbst für etwas Komisches giebt.

Man kann auch nicht leugnen, daß das Anschhalten der Ironie nicht immer streng, sondern

nur gradweise geschieht. Ton, Miene, Accent läßt sie nicht so ruhig gehen, wie die Naivetät, sondern diese sind in einer gewissen Spannung gehalten, und verrathen, obwohl nur mit den leisesten Spuren, den Richter hinter sich, der mit ihnen eine Absicht verbindet. Die geringste Kleinigkeit ist schon hinreichend, die Ironie durchblicken zu lassen, und so gern sie sich auch verbirgt, so kann sie doch nicht umhin, den Gegenständen einen schwachen Schimmer von sich zu verleihen. Da sie es indeß doch auf ihr Incognito abgesehen hat, so muß sie zu ihrer Verständlichkeit das äußerlich ersetzen, was sie innerlich zurückhält. Was sie mit dem größten Schein der Billigung hinstellt, das muß sie so in der vermeintlichen Vollkommenheit verstehbaren, daß gerade der falsche Schein ihre Unächtheit verräth. Die Ironie hat es also mit dem Vermeintlichen einer Vollkommenheit zu thun, und ahmt die Sprache des Irrthums und der Thorheit nach. Sie stellt sich, als wäre sie auch von der Wahrheit derselben durchdrungen, und indem sie es wiederholend zu bedenken und zu betrachten giebt, macht sie im helleren Lichte das Falsche daran bemerkbar. Indem sie also in die Natur und Lage eines andern sich versetzt, und diese zu ihrer eigenen macht, ist sie wahr und falsch zugleich, wahr in der Nachahmung der Falschheit, und falsch in dem Vergeben der Wahrheit. Um aber das Falsche

ers angeblich Wahren desto sicherer zur Erkenntniß zu bringen, hat sie ihr Hauptaugenmerk auf den falschen Schein desselben gerichtet, welchen sie als den objectiven Verräther am meisten hervorzieht, und dessen Sprache sie studirt. Deshalb nennt Jean Paul die Ironie den Ernst des Scheins. — Was also die Ironie noch durch eigne Betonung und Verstärkung hinzufügt, das dient nur dazu, den falschen Schein des angeblich Wahren zu bezeichnen, und so den Gegenstand in seiner schlecht verschleierten Blöße selbst deutlicher erscheinen zu lassen. Je mehr Scheingründe jemand für eine falsche Sache zu erfinden vermag, desto feiner ist seine Ironie; er kann eine Menge derselben einem andern andichten; widerstreiten sie aber dem Charakter des andern, so wird seine Ironie unwahr und gezwungen. Wird er durch Uebertreibung zu deutlich, so daß ohne alle objective Wahrscheinlichkeit nur seine Absicht und sein Urtheil hervorgeht, so entsteht die grobe Ironie. Läßt die Darstellung der Wahrheit wenig oder gar keinen Schein der Unächtheit bemerken, dann ist die Ironie versteckt, oder auch völlig unverständlich. Dieses ist so gut ein Fehler, als die zu große Deutlichkeit, die die Ironie zur Persiflage macht. Uebrigens wird die Ironie um so komischer wirken, je unbefangener und je natürlicher sie zu Werke geht, und je mehr komische Bestandtheile der Gegenstand in dem sel-

schen Schein schon von selbst offenbart. Ohne diese würde die Ironie nur Scherz seyn, mit diesen ist sie eine wahrhaft poetische Beschauung der Welt, und eine stille Ergötzung an ihrer Thorheit.

Achtes Kapitel.

Entstehung verschiedener Arten von Lustspielen.

So lange das Komische nur indirect, durch die Aussage eines Dritten, durch Erzählung dargestellt wird, entstehen daraus in der Poesie nicht so viele Arten von komischen Producten, als wenn dies direct, durch bloße Objectivität, also dramatisch geschieht. Der Grund ist, weil das Komische eine starke Versinnlichung verlangt, und sein ganzes Wesen auf Mannichfaltigkeit, auf die mancherley Gestaltung der persönlichen Freyheit und also auf das Individuelle sich gründet. Das Individuelle nun wird besser sichtbar und gegenwärtig als in der Abwesenheit mit der bloßen Vorstellung erkannt; daher strebt selbst jene indirecte Darstellungsweise zum Dramatischen hinüber, und bedient sich zum Theil der sinnlichen Deutlichkeit desselben. In so fern sie ihre Absicht durch den Ausdruck erreicht, wird ihr Verfahren schon aus den Darstellungsmitteln überhaupt erkannt; in so fern sie aber mit dem Dramatischen zusammenfällt, empfängt sie am besten

ihr

ihr Licht aus diesem. Deshalb bedürfen zur Aufklärung des Komischen überhaupt die komische Erzählung und der Roman, das komische Heldengedicht und Epos und die Burleske, (welche letztere drey aus der Laune und Ironie und durch Travestie ihr Daseyn erhalten,) hier keiner besondern Erwähnung.

Zwar bleibt dem Erzähler immer der Vortheil, daß er wegen der Ferne kühner seyn, und z. B. Situationen dichten kann, die in der Sichtbarkeit und Gegenwart zu sinnlich ausfallen würden, oder auch wegen ihrer Größe der wirklichen Darstellung sich enthalten müssen (weshalb also sein Spielraum in materieller Hinsicht weiter ist), und er genießt dabey noch des zweyten Vortheils, daß er als Referent sich auch selbst geben, seine eigene Meynung sagen, seine Laune und Stimmung wirken lassen, und durch subjective Mittheilung des Ideals neben dem Spiel der wirklichen Welt eine größere Verständlichkeit über sein Werk verbreiten kann; allein dies sind eigentlich mehr Vortheile für ihn (Erleichterungsmittel), als für das Kunstwerk, das mit größerer Objectivität seine Absicht, die Welt im Bilde zu zeigen, noch wahrer und selbstständiger und ohne Behelf erreicht. Es kann auch der dramatische Dichter recht gut das, was jenem unmittelbar als Mitsprecher zu Gebote steht, mittelbar durch seine eigenen Geschöpfe erlangen und ausführen, denn sein Spiel ist eine Handlung

und eine Welt für ſich, und ob ſie gleich die Außenwelt im Bilde wiedergiebt, ſo iſt und bleibt ſie doch als des Dichters Werk auch ſeine eigene Welt, der er ganz und gar ſeinen Geiſt und ſeine Laune einhauchen, in der er ſich ſelbſt ſogar aufſtellen kann. Seine Subjectivität, ſeine Meynung und ſein Ideal wird erkannt aus dem, was er von der Welt, und wie er ſie auffaßt, aus der Fügung, aus der Zuſammenſtellung, aus der ganzen Behandlung des Gegenſtandes, und aus der Anordnung, die in Irrthum und Begegniſſen, im Reden und Thun, die Thorheit des Thoren offenbar werden läßt. Und die beſondere Andeutung des Erzählers ſteht ihm auch frey, indem er dem Thoren auch vernünftige Menſchen oder kleinere Thoren an die Seite ſtellen, und ihnen nach Maasgabe der Charaktere in den Mund legen kann, was er will. Zuletzt bleibt ihm noch die Erfindung einer eignen Perſon, ein luſtiger Rath, ein Hanswurſt oder ein Stellvertreter deſſelben übrig, durch den er ſeinen Willen und ſeine Anſicht auf das Werk zurückwerfen kann. Aber — obgleich der Geiſt des Dichters mit in ſein Werk hinüberzieht, ſo iſt doch recht wohl zu merken, daß, nachdem er ſein Product hingeſtellt hat, eigentlich nicht mehr die Rede davon ſeyn kann, was ſeine Anſicht davon ſey, ſondern, wie es, abgelöſt von ihm, nun dem Zuſchauer erſcheint. Dieſer betrachtet ein Kunſtwerk wie ein Stück

von der Welt, wie eine Beyſpielswelt, und es fragt ſich, was er darüber nun denken, empfinden und urtheilen, und welches größere oder geringere Ideal er unbewußt mit ſeinem Gefühl und ſeinem Geiſt dagegen ſtellen werde. Die Subjectivität des Dichters kommt nun gar nicht mehr in Betrachtung; dieſe muß ſchon lebendig wirkend mit im Werke vorhanden und ſelbſt objectiv geworden ſeyn.

Der Zuſchauer ſieht einem Vorfall, einer Handlung zu, wie wenn er auf dem vollen Markte des Lebens ſtände, und was er daran Thörigtes finden will, ob viel oder wenig, das kommt auf ihn, auf ſeinen Geiſt, und auf ſeine Anſicht an. Indeß obgleich der Unterſchied der Zuſchauer ſehr groß ſeyn kann, ſo iſt doch dieſer keinesweges beym Luſtſpiel als etwas Beſtimmtes mit eingerechnet, ſo daß es ſelbſt einen Theil davon ausmachte, ſondern die allgemeine Rückſicht geht nur auf ſie als auf Menſchen überhaupt, ſonſt müßte ja bey jedem Luſtſpiele noch hinzugeſetzt ſeyn: für Könige, für den Adel, für den Bürgerſtand, u. ſ. w. Will der Dichter vorher noch beſondere Rückſichten nehmen, ſo ſteht das bey ihm; nur wenn das Werk einmal vorhanden iſt, kann das Beſondere nicht noch als allgemeine Bedingung nebenher gehen, und den allgemeinen Satz begründen, als ob das Urtheil der Zuſchauer und ihre Anſicht geradezu mit zum Luſtſpiele gehörte, ei-

nen Theil deſſelben ausmachte (nämlich den ſubjectiven) und daß die Zuſchauer im eigentlichſten Sinne mitſpielen müßten. Nein! das Luſtſpiel bleibe ſo gut wie jedes andere Kunſtwerk der Empfindung des Beſchauers überlaſſen, und der verſchiedene Eindruck macht für daſſelbe keinen Unterſchied. Die Verſchiedenheit des Luſtſpiels von andern Kunſtproducten beſteht in keiner totalen Abweichung, ſo daß das Objective auf dem Theater und das Subjective deſſelben in den Zuſchauern ſäße (welche Zuſammenrechnung für die Kunſt als ſolche unerhört ſeyn würde), ſondern ſie iſt blos gradweis, indem die Verſchiedenheit des Urtheils der Beſchauer bey dem Luſtſpiele nur größer iſt, als bey andern Producten. Uebrigens hat das Luſtſpiel ſeine Geſchloſſenheit und Selbſtſtändigkeit ſo gut, als jedes andere Drama; die thörigte Welt iſt da, wenn auch kein einziger Zuſchauer ſich einfindet, ſie zu betrachten, und zur Beurtheilung ſeinen Maasſtab von Idealität anzulegen. Und ſo ſehr auch des Zuſchauers Idealität geweckt wird, und zum Werke hinüberſchaut, ſo iſt es doch ganz falſch, das mit zum Werke zu rechnen, was ganz auſſer demſelben liegt. Alles, was es von Idealität haben kann und ſoll, muß auch in demſelben wirklich vorhanden ſeyn, wenn es für einen objectiven Theil deſſelben gelten ſoll. Will man aber demſelben nur die Kraft beymeſſen, Idealität zu wecken, oder

zum Bewußtſeyn zu bringen, ſo iſt es dieſe Eigenſchaft, die Urſach der Wirkung, nicht die Wirkung (beym Zuſchauer) ſelbſt, die mit zur Beſchaffenheit, zum ganzen Weſen und Daſeyn des Werks gehört.

Indem wir die verſchiedenen Arten von Luſtſpielen betrachten, kommen wir von ſelbſt auf die Art und Weiſe, wie der Dichter ſein Werk bald mehr, bald weniger beſeelt und begeiſtigt. Wie er die Welt anſchaut, oder wie er will, daß die Welt angeſchaut werden ſolle, ſo theilt er ſich auch ſeinem Producte mit. Die Objectivität ſeines Werks beſteht in einem Zuſammenhange von Lächerlichkeiten, ſeine Subjectivität in der Art, wie er ſie behandelt. Alles Hinüberſtreben zu einem Ideal für den moraliſch handelnden Willen (zur Moralität) ſtört des Lebens unmittelbare Luſt, und der Luſtſpieldichter bleibt darum unbekümmert. Aber eben ſo wenig will er das Unmoraliſche, und wir ſehen gleich ein Beyſpiel von dem Einwirken und dem Hinübergehen der Subjectivität in das Werk, wenn in einem Luſtſpiele nach der Verderbenheit oder den falſchen Begriffen des Dichters falſche Naivetät, falſche Natur herrſcht und Sünde für Thorheit gilt. Nicht in dieſen Dingen — zwiſchen Tugend und Laſter — ſoll ſich die Subjectivität wirkſam beweiſen, ſondern in der gröſſern oder geringern Freyheit des frohen Muths und in der höhern oder niedern Anſicht der thö-

riaten Welt überhaupt. Je nachdem er das Handeln der Menschen mit der Handlung der Natur in Beziehung und Berührung bringt und je nachdem er alle Macht und allen Verstand auf die höchste Freyheit bezieht, wird sich auch die Lächerlichkeit unter seinen Augen versichtbaren und vermehren, je kühner wird er vordringen, und je weiter wird er sich in die Verkettung der menschlichen Gesellschaft wagen, bis er die ganze Welt lachend überschaut. Die Menge und die Stärke der Thorheit und des lächerlichen Zustandes verräth seinen scharfen Blick, sowohl in die Weite, als in die Tiefe, und der höchste Komiker, der Humorist, wird gradezu zum kühnsten Spiele, sowohl in der Idee als in der Darstellung, schreiten.

Zuerst kommt aber das bloße Scherzspiel in Betrachtung, das auf Wortwitz, auf Gegensätze in Reden beruht, und gern epigrammatisch wirkt. Hier tritt das Komische blos in, direct, und also nur schwach hervor. Es wirken hier nicht sowohl Charaktere, Handlungen und Situationen, als Anspielungen auf etwas, das von dem einen dem andern als komisch vorgehalten und schuld gegeben wird, wogegen sich dieser wieder leicht zu reinigen und jenem mit neuen Anschuldigungen zu vergelten weiß. Der Stoff, die Fabel besteht daher in solchen Stükken gewöhnlich nur in kleinen Mißverständnissen, in kleinen Irrthümern und Mißhelligkeiten, ohne

welche es freylich zu gar keiner Fabel, zu gar keinem Fortgang und zu keinem Schluſſe kommen würde. Doch ſind Stücke dieſer Art, die ſich mit den Worten hin und her werfen, oft von ſo lockerer Beſchaffenheit, daß ſie mit angenommenen Fällen und leeren Späßen eben ſo gut länger fortdauern, als auch viel eher ſchließen könnten. Bey ſolcher Willkühr entbehren ſie faſt aller Objectivität, und es iſt, als wenn wir mit jenen Perſonen ſelbſt in Geſellſchaft wären. Der geſellſchaftliche Scherz iſt von uns zu ihnen hinübergegangen, und wir hören einen Wortwechſel aus unſrer Mitte. Wenn ſolche Stücke dennoch gefallen, ſo rührt das zum Theil von der Gleichheit der Sphäre zwiſchen den redenden Perſonen und den Zuſchauern, zugleich aber auch von der Heiterkeit her, die zum guten Glück ein kleines Luſtſpiel der Art belebt, und die ſympathetiſch wirkt. Häufig wird indeß nur der Witz belacht, und man glaubt, daß es das Stück ſey. Jemand, der hinträte und uns Epigramme vorläſe, oder ſich dialogiſch mit einem andern in Epigrammen übte, würde oft ſchon ähnliche Wirkungen hervorbringen, wiewohl nicht zu leugnen iſt, daß der Witz im lebendigen Entſtehen eines perſönlichen Verhältniſſes mehr Kraft hat. Uebrigens ſind ſolche Spiele das beſte Mittel, das Publicum vom Komiſchen ganz zurück zu bringen, weil ſie die Phantaſie unbeſchäftigt laſſen, und in eine Bequemlichkeit und

Schlaffheit verſetzen, die ſich mit dem wahrhaft Komiſchen, das Geiſt und Phantaſie und alle Sinne in Anſpruch nimmt, ſehr wenig verträgt. Diejenigen Scherzſpiele ſind noch die beſten, welche zwiſchen Feinheiten und gutem Witz in einem reinen Verhältniſſe ſchweben, ſo daß die kleinen Urſachen mit den kleinen Wirkungen auf Fortgang und Schluß gut berechnet ſind, und in der Leichtigkeit weder zu viel geben, noch zu viel erwarten laſſen.

Das Luſtſpiel erhebt ſich gleich, wenn der Scherz zur Laune übergeht, wenn eine regſame Munterkeit durch das Ganze herrſcht, und wenn beſonders ein luſtiger, launiger Menſch darin auftritt. Dieſer wird Veränderungen wünſchen und hervorbringen, und, kommt noch Liſt und Schlauigkeit dazu, die Handlung des Stücks vermehren, und dem Vorgang mehr Wichtigkeit verſchaffen. Auf dieſe Weiſe entſteht das Intriguenſtück, das mehr auf Handlung, als auf Charakter berechnet iſt, welche beyde ſich leicht einander Abbruch thun; denn wo viel geſchehen ſoll, da haben wir nicht Zeit, bey einem Einzelnen lange zu verweilen, und ihm beſonders unſere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Wer uns mit einer Geſchichte unterhalten will, die viel Veränderungen enthält, der darf uns, zumal, wenn ſie durch viele kleine Umſtände ſich verwickelt, mit Charakterſchilderungen nicht lange aufhalten, ſondern er kann vorausſetzen, daß

wir schon zufrieden sind, wenn wir die Personen nur, so weit es zur Geschichte dient, kennen lernen. Zu einem wichtigern Charakter und dessen langsamerer Entwickelung erwarten wir auch, wenn sie zu einer Geschichte dienen soll, eine wichtigere Handlung und ein langsameres Vorschreiten. Im Intriguenstück ist der Gegenstand der Betrachtung die Verknüpfung von vielen kleinen Umständen (nicht großen Begebenheiten, denn diese würden wieder große oder wichtige Charaktere erfordern und an den Ernst streifen). Hier gilt es Erfindungskraft in Absicht des geschichtlichen Stoffs oder: der Dichter hat hier nicht das Komische zum Ziel, das in den menschlichen Charakteren und Handlungen gleichsam bleibend ist, sondern jenes, das in der geschichtlichen Welt flüchtig vorübergeht. In so fern er ein sonderbares, seltsames Zusammentreffen und Zusammenfügen vor Augen hat, räumt er auch dem Zufalle große Gewalt ein, und er will mit seiner Erfindung das Ansehn haben, als wenn sich alles von selbst so füge, und als ob in den Umständen schon Verstand sey.

Sein Zweck ist also offenbar, den Naturgeist als einen neckenden Genius darzustellen, wie er in den menschlichen Begegnissen erscheint. Oder, mit andern Worten: er will nicht das Komische des Zustandes, noch der Handlung und des Charakters, sondern das Komische des

Geſchichtlichen in der Welt vergegenwärtigen. Dabey rechnet er auf eine von außen her wirkende Kraft, die ihm oder ſeinen Perſonen bald dienlich, bald hinderlich iſt, und woraus ein neckender Widerſtreit zwiſchen der Natur und dem Menſchen entſteht. Kommt dieſe äußere Wirkung mehr aus einem geheimnißvollen Dunkel, und verliert ſich in mehr geahnete als völlig erkannte Naturkräfte, ſo geht das Intriguenſtück ins Romantiſche über.

Häuft der Dichter aber das Zufällige ſo ſehr, oder auf eine ſolche Weiſe, daß es nicht als Naturhandlung, ſondern als ein Product ſeiner Willkühr, blos als eine Annahme von Möglichkeiten erſcheint, die nicht aus einander, ſondern nur auf einander erfolgen, ſo ſchweift das Stück ins Romanhafte, und verliert das Anſehn einer Handlung. Um dieſes letztere, die Handlung, zu erreichen, muß der Dichter den Wirkungen von außen auch eine Kraft von innen entgegen ſtellen, und deshalb bedarf er eines luſtigen, ſchlauen Menſchen, der ſich für das Ganze zum Schöpfer aufwirft. Aber auch die übrigen Perſonen müſſen eher mit einem Grade von Klugheit ausgerüſtet als durch zu große Dummheit beſchränkt ſeyn, weil ſonſt die Kunſt, ſie zu täuſchen, ein zu leichtes Spiel haben, und die Handlung ohne den Gegenkampf immer wieder zur bloßen Geſchichte, und zur Paſſivität zurückſinken würde. Bringt der Intriguen-

dichter den Betrug mehr subjectiv als objectiv, und nicht von beyden Seiten hervor, so wird das Komische sehr wenig Wirkung thun; wir werden den Betrogenen, statt über ihn zu lachen, nur einen dummen Menschen schelten. Für den Schlauen, der sich aufwirft, in der Schöpfung Herr zu seyn, ist es eben so nachtheilig, wenn ihm nichts, als wenn ihm alles gelingt. Ja, so fern er darauf ausgeht, das Nothwendige und Zufällige zu seinem Vortheil zu vermitteln, steht er zwischen dem Menschen und der Natur (der geschichtlichen) und horcht nach beyden Seiten.

Wir werden über ihn lachen, wenn ihm der Betrug an andern mit Hülfe des Zufalls zuweilen gelingt, und zuweilen von ihnen vereitelt wird, aber noch größer wird unser Vergnügen seyn, wenn der Gehülfe wieder über den Herrn hervortritt, wenn der Verbündete sich plötzlich gegen ihn wendet, wenn der Zufall über ihn sein eigenes Netz zuzieht. Ohne diese eigenwillige und gleichsam launige Einwirkung von außen her würde das Spiel noch der vollen poetischen Freyheit entbehren und mit Klugheit und Gegenklugheit zu sehr einem Schachspiele oder dem Werke eines falschen Spielers ähnlich sehen. Das Intriguenstück hat die Verspottung der menschlichen Freyheit auf den menschlichen Verstand gerichtet, und alle Verlegenheiten, die es herbeyführt, fallen auf diesen zurück. Da indeß der Dichter hierbey an dem Menschen doch

irgend etwas haben muß, worauf er seine Schlauheit berechnen kann, so wird er mehr oder weniger auch die Charaktere zu Hülfe nehmen, und die Verlegenheiten der einzelnen Personen in komische Situationen verwandeln, so daß er die Charaktere durch seine List in ein streitendes Verhältniß bringt, in welchem die Eigenheiten sich gegen einander bespiegeln. Die Situationen sind Resultate von Begegnissen und vorhergehenden freyen Handlungen, durch welche die Personen von verschiedenen Seiten her so zusammentreffen, daß sie sich selbst einander Verlegenheiten schaffen, welche sie in der herbeygeführten Lage entweder noch eine Weile blind bekämpfen, oder verwundernd mit Eingeständniß ihrer Schwäche erkennen.

Das Intriguenstück wird immer mehr dem Schein einer bloßen Rechnung entgehen, je mehr der Dichter Gemüth und Charakter daran Antheil nehmen läßt, und auch den Eigenschaften und Neigungen des Menschen eine Rolle darin ertheilt. Dadurch erhält es zugleich die Fähigkeit, ein Situationsstück zu werden, das seinen komischen Stoff halb aus der Geschichte und halb aus den Personen schöpft. Auch im Fluge des raschen Ganges zwischen thätiger List und mithandelnder Natur können wir die Charaktere, so viel zur Wirkung des Komischen nöthig ist, erkennen, und in der Verbindung von beyden ist unsere Aufmerksamkeit theils auf die

geſchichtliche Handlung, die Intrigue, theils auf das Innere des Menſchen, auf Neigung und Charakter, gerichtet, doch ſo, daß wir immer eins auf das andere beziehen und in Wechſelwirkung ſehen. — Tritt nun aber vorzüglich die Neigung eines Menſchen handelnd hervor, und kämpft mit den Hinderniſſen der Natur und den Umſtänden, ſo macht dieſe mehr unmittelbar die Perſon oder den Menſchen zum Hauptgegenſtande des Stücks; der Held der Schlauheit, der Luſtſpielmacher, fällt dann von ſelbſt weg, die Fabel wird eigentliche Handlung, und das Luſtſpiel erhält, in ſo fern ſich alles aus etwas Gegebenem entwickelt, mehr geſchloſſene Objectivität. Auf dieſe Weiſe entſteht zunächſt jene Gattung, welche man das bürgerliche Luſtſpiel nennen könnte. Es iſt ein Spiel zwiſchen den verſchiedenen Neigungen, Grundſätzen und Abſichten der Perſonen, wie es im gewöhnlichen Leben (und daher auch auf der Bühne) häufig vorkommt. Der Sohn will z. B. ein junges hübſches Mädchen zur Frau, und dem Vater iſt ſie nicht reich, nicht vornehm genug, oder er lebt mit der Familie in Feindſchaft, oder er hat ihm ſchon eine andere zur Frau beſtimmt oder zwey Wünſche treffen auf den Beſitz eines Gegenſtandes zuſammen und dergleichen. Indem das Willkührliche und Unwillkührliche ſich hier von ſelbſt miſcht, und bald die Natur halb verborgen durch den Menſchen handelt, indem er

selbst allein zu handeln glaubt, bald der Mensch — heimlich oder offenbar — ihr gradezu entgegen zu streben sucht, entstehen mancherley komische Scenen, und was im Intriguenstück erst herbey geführt wird, die komische Situation, die ist hier vermöge der sich durchkreuzenden Neigungen und angenommenen Mißverhältnisse recht eigentlich an ihrem Platze. Es giebt hier zwischen den Personen, die sich einander suchen und meiden, hindern und befördern, in einem weg komische Auftritte. Wir sehen hier die handelnde Natur in ihrer unmittelbaren Wirksamkeit, und halb verleihend, halb versagend giebt sie den Menschen mit seiner Freyheit öfters seinem Zorn und Unwillen und unserm Gelächter preis. Es ist ein leichter Kampf von allen Seiten, der Menschen mit sich selber und mit andern, — genau betrachtet — aber immer nur mit der Natur, die nachgiebig den Personen freyen Spielraum läßt, und sie doch im Kreise vor sich her treibt, bis sie sich unter ihrem Scepter vereinigen. Diese Art von Lustspielen, wo sich die Menschen nur gegen einander ausgleichen, schließen daher gewöhnlich mit der Zufriedenheit oder der Beruhigung aller.

Aber die einzelne Neigung kann auch eine größere Stärke, eine Beharrlichkeit zum Nachtheil des Ganzen, eine gewisse Verhärtung annehmen, und in förmliche Thorheit, in Liebhaberey und Fehler übergehen. Hier beginnt das

Sittenluſtſpiel, das ſich mit den lächerlichen Gewohnheiten und Handlungsweiſen, mit den Sitten und Thorheiten der Menſchen beſchäftigt. Dieſe erſcheinen nun entweder als eine Sonderbarkeit an einzelnen Menſchen, oder an ganzen Ständen. Im erſtern Fall iſt gewöhnlich eine Grille, eine Idee, eine Liebhaberey der Gegenſtand des Luſtſpiels, und das Stück hat alsdann ein gewiſſes Thema vor ſich, womit es in einer etwas zu ſclaviſchen Behandlung leicht ans Didactiſche ſtreift, — es zeigt einen theilweis närriſchen Menſchen; — im letztern Falle ſchöpft es das Komiſche aus einer allgemeinen bürgerlichen Beſchränktheit, wo es Lächerlichkeiten und Thoren genug findet, aber mit denen es ohne Verarbeitung zu einer beſondern kräftig durchherrſchenden **Fabel** leicht zu einem bloßen **Sittengemählde** wird, und über der bloßen Wahrheit das Komiſche ſelbſt, den Zweck der reinen Luſt, vergißt. Hier miſcht ſich leicht ein zu großer Ernſt ein, oder aber das Ganze ſchwankt unſicher zwiſchen Gemählde und Poſſe, ohne einem von beyden ſein volles Recht widerfahren zu laſſen. Das Portraitiren mit läppiſchen Zuthaten iſt hier ſehr häufig. Kurz: es wirkt der Stoff leicht vor, und bleibt in einer gewiſſen Rohheit, ſo daß wir oft ſagen können: die Sache iſt luſtig, aber es iſt daraus noch kein Luſtſpiel geworden. Die völlige Verarbeitung zu einem freyen, komiſchen Ganzen, ſo daß

aller Zweck und alle auſserwesentliche Rückſicht verſchwindet, macht hier die Hauptſache aus. Wenn Sitten und Handlungen gehörig zur Fabel verknüpft werden, können aus den mancherley Ständen recht viele gute Luſtſpiele zum Vorſchein kommen.

Nimmt ſich der Dichter vor, eine ſolche zum herrſchenden Fehler gewordene Neigung zu behandeln, die nicht blos als eine Sonderbarkeit an dieſem oder jenem haftet, ſondern in der menſchlichen Natur überhaupt ſo ſehr gegründet iſt, daß ſie oft unter den Menſchen wiederkehrt, dann liefert er ein eigentliches Charakterſtück. Dieſer Fehler kann nun entweder auf eine Zeit oder auf ein ganzes Leben beharrlich ſeyn. Von der erſtern Art iſt z. B. die Eiferſucht, von der zweyten der Geiz. Bey jener kann noch zuletzt eine Beſchämung oder eine Bekehrung Statt finden, bey dieſem iſt an keine Erkenntniß und Aenderung zu denken. Bey beyden aber geht die Beſchauungsluſt an ihrem Irrweſen dahin, zu ſehen, wie die Natur durch eine Ausartung der Menſchen ſich ihrer Freyheit bemächtigt hat, während ſie gerade recht frey zu ſeyn glauben. Beſonders hat der Geiz als die ſonderbarſte Erſcheinung, wo der rechnende und zählende Menſch faſt ganz zur Zahl wird, und die ganze Welt nach ſeiner Anſicht gern darein verwandeln möchte, von jeher auf den Bühnen viel Stoff zum Lachen gegeben. Dieſer

Fehler,

Fehler, der die Neigung des Menſchen faſt bis zum Inſtinct herabwürdigt, würde gleich aufhören, ein Gegenſtand des Lachens zu ſeyn, wenn nicht ein vorzüglicher Verſtand wieder dabey den Wahn der Freyheit rettete, und den Trieb wieder in eine freye Handlung verwandelte. Der Geizige wandelt unter dem Joche der Natur, ohne daß er es weiß und will, und das macht ihn, weil er doch auf ſeine Weiſe auch das Glück erſtrebt, eben lächerlich. Aber nicht genug, daß ihn die Natur zum folgſamen Sclaven umbildet, ſie reizt ihn auch wieder von andern Seiten durch Triebe und Neigungen, und ſetzt dadurch ſeine vermeintliche Freyheit in den größten Kampf. Er iſt von allen Seiten geneckt und geplagt, aber ſein Verſtand und ſein entſchloſſener Wille (geizig zu ſeyn) hält ihn immer wieder aufrecht, ſo daß er nicht bloß leidend, ſondern auch in einem hohen Grade handelnd erſcheint. Seine Erfindungsgabe in der Erſparniß, ſein Scharfſinn in der Entdeckung des Betruges, ſetzt uns in Verwunderung, und, indem wir ſeiner Thätigkeit folgen, ſchenken wir ihm eine Art von Achtung und Huldigung, ohne welche er uns gar zu verächtlich oder erbarmungswürdig vorkommen würde. Zeigt ſich ſein Geiz von der Stärke, daß er ſelbſt darunter erliegt, und ganz und gar Mitleiden einflößt, dann hat die Natur ihn völlig beſiegt, alle Gegenwirkung, alle Handlung, alle Freyheit, alle Ideenthätig-

keit hört auf, und alles Komiſche hat ein Ende *). Je verſteckter die Natur durch die Freyheit des Menſchen hindurchwirkt, deſto mehr gewinnt das Komiſche an poetiſcher Kraft, doch muß es nicht gänzlich in Dunkelheit ſich verlieren und verſchwinden, ſondern bey aller Heimlichkeit doch lebhaft uns tief empfunden werden.

Nur in einem ſolchen Dämmerlichte zwiſchen Willkühr und Unwillkühr wird der komiſche Charakter ſeine volle poetiſche Wirkung thun, indem ſein thörigtes Treiben uns zugleich einen Blick in die Werkſtätte der Natur vergönnt; ſoll aber ſeine eigenthümliche Beſchaffenheit uns nicht nur an und für ſich, ſondern als ein Spiel ergötzen, ſo muß er auch durch eine äußere Handlung in Thätigkeit geſetzt werden: oder, die Fabel des Stücks muß von der Art ſeyn, daß ſie dem Charakter erſt Gelegenheit giebt, ſich zu zeigen, und beydes, Fabel und Charakter, muß gegen einander in freyer Wechſelwirkung ſtehen. Eben, weil der Dichter eines Charakterſtücks alle Aufmerkſamkeit auf das Innere einer Perſon gerichtet hat, das er unmittelbar zu entwickeln ſtrebt, und wobey ihm die hervorgehenden Aeuſſerungen, Willensmeinungen und Anordnungen die nächſten Mittel ſind, ſo vergißt er leicht die Handlung darüber, die zwar hier als äußere

*) In der Erſtarrung, z. B. wenn der Geizige bey ſeinem Schatze wachend und wie angeſchmiedet bliebe, kann ein Charakter nicht mehr komiſch wirken.

Veränderung nicht so groß seyn darf, daß der Charakter darüber verdunkelt wird, indeß doch auch für ein Ganzes, das ein Drama seyn soll, nicht erlassen werden kann. Ein komisches Charaktergemählde ist an sich noch kein Lustspiel, die Handlung, innere und äußere Veränderung und Wechselwirkung muß es erst dazu machen, ob man gleich bey dem Uebergewicht des Innern mit einer geringern Thätigkeit von außen her schon zufrieden seyn, und jenes Vorherrschen natürlich finden wird. In so fern die eigentliche Handlung des Menschen in der Gemüthsveränderung und Gemüthsthätigkeit besteht, von wo alles anfängt, und wohin alles zurückkehrt, kann man von einem Drama, um nichts zu übersehen, behaupten, daß darin nicht blos gehandelt werden, sondern, daß darin auch etwas geschehen müsse, so wie umgekehrt nicht blos darin etwas geschehen, sondern auch gehandelt werden muß. Und dies ist vornehmlich bey einem Charakterstücke wohl zu beobachten, wenn die Historienmalerey kein bloßes Gruppiren und Portraitiren werden soll.

Sonst pflegt man auch wohl noch ein komisches Charakterstück dasjenige zu nennen, dessen komische Bestandtheile nicht auf der Intrigue, noch auf dem bloßen Scherz, sondern auf den Charakteren überhaupt beruhen, wobey man nicht an eine Person, sondern an alle denkt.

Die Handlung und Naturwirkung tritt hier von mehrern Seiten ein, und ſo darf und wird auch die Fabel des Stücks, die das Einzelne in Zuſammenhang bringt, am wenigſten fehlen: hier iſt die Concentrirung auf eine Hauptperſon nicht unumgänglich nöthig, wenn nur das Ganze durch Einheit der Idee und durch Steigerung zu Hauptſtellen der Phantaſie einen Ruhe- oder Vereinigungspunct giebt. Kein einziges Luſtſpiel ſollte eigentlich auf allen Unterſchied von Charakteren Verzicht leiſten, weil es mit dieſen erſt recht den Weg zur Natur eröfnet, und die Freyheit des Menſchen in ihrer Abhängigkeit am deutlichſten oder fühlbarſten zur Anſchauung und zum Bewuſtſeyn bringt.

Nun kommt es noch darauf an, wie weit der Dichter die Handlungen des Menſchen, ſowohl rückwärts als vorwärts, verfolgen will, welchen äußern Wirkungskreis er ihnen zu ſetzen, und wie tief er das Komiſche nach ſeiner Möglichkeit zu ergründen denkt. Da dieſes Weiterſehen ganz von der Schärfe ſeines Blicks, von Geiſt und Phantaſie abhängt, ſo iſt Scherz und Laune und das gewöhnliche Talent, Einzelnes komiſch aufzufaſſen, und zu verbinden, hier noch nicht hinreichend, ſondern die Erhebung des Gemüths bis zu einem allgemeinen Ueberblick (der dort nur theilweiſe wirkt) muß dazu kommen, kurz, die komiſche Dichtungskraft muß Humor ſeyn. Mit dieſem wird auch der Dich-

ter an die gröſsern Verhältniſse der menſchlichen Geſellſchaft, und an das öffentliche Leben ſich wagen. Staat und Kirche, Könige und Fürſten, und ein handelndes Volk wird vor ihm auftreten. Nicht mehr die bloße Sache eines Privatmanns, ſondern die Angelegenheit einer ganzen Stadt, eines ganzen Landes wird der Gegenſtand ſeines Spiels werden. Dieſe Art könnte man das große oder das heroiſche Luſtſpiel nennen, weil ſie es mit einer Maſſe und zugleich mit Vorſtehern derſelben zu thun hat. Da aber dieſer Wirkungskreis ſo weit umfaſſend iſt, ſo daß dem Einzelnen weniger Alleinhandlung verbleibt, ſo wird das Ganze hier ſehr leicht in ein groſses Gemählde übergehen, welches das Handeln und Treiben der Menſchen überhaupt ſchildert, und deſſen Einheit mehr durch die Idee als durch die Fabel erhalten wird. Und dies beſtätigt auch die Erfahrung. Um ſich der Maſſe zu überheben, bleibt noch das Mittel übrig, ſie zu perſonifiziren. Dies hat Ariſtophanes häufig gethan. Sobald die Maſſe handelnd wird, — und dies kann eigentlich nur in Freyſtaaten geſchehen — ſo muß ſie auch als Perſon gedacht werden, und es iſt eine natürliche Folge davon, wenn England ſeinem Volke einen Eigennamen giebt, und es John Bull nennt. Und ſo läßt auch Ariſtophanes das Volk in einer einzigen Perſon auftreten, und ganze Provinzen durch perſönliche Einzelnheiten ſicht-

der werden, neben der Individuum alle Charakterzeichen der Gesamtheit an sich trägt. Und hat er dieses mit den äußern extensiven Gesamtheiten und Größen gethan, so muß er es auch mit den innern, intensiven thun, theils, um jenen zu entsprechen, theils aus dem nämlichen Grunde, weil er die großen Angelegenheiten des Staates nicht in den kleinen Raum der menschlichen Handlung zusammendrängen, und mit ihrem Umfange verschachteln kann. Er muß sie daher durch allegorische Personen darstellen, und so z. B. den Krieg, den Frieden und die Gerechtigkeit vergegenwärtigen. Dies geschieht nicht, um überhaupt nur zu allegorisiren, — denn damit würde dem Lustspiele ein schlechter Dienst erwiesen werden, — sondern um nothgedrungen auch das Abwesende, Unsichtbare und Große sinnlich und sichtbar erscheinen zu lassen, und dadurch im engen Raum symbolisch einen weiten Wirkungskreis zu bezeichnen. Je höher sich die Idee schwingt, und über mehrere Körper sich verbreitet, je schwerer wird es, ihr großes Augenmerk zu concentriren und zu versinnlichen. Die Alten wählten dazu jene symbolische Kunst, die schon in ihrer plastischen Darstellungsart überhaupt und in ihrer Mythologie sich offenbart; die Neuern, die für die Götter weder Sinn und die Natur sehen, können die Umfassung der Ganzheit nur durch viele kleine Einzelnheiten erreichen. Und deshalb muß auch jetzt

ein Lustspiel, wenn es sich an das öffentliche Leben wagt, die Masse theilweis in mancherley Gruppen vorüber führen, und eine Staatshandlung, wenn sie ins Leben treten soll, in einzelne Vorfälle und Auftritte zersetzen, wie solches ohnehin objectiv die wirklich zerstückelte Thätigkeit der bürgerlichen Verfassung nöthig macht.

Auf diesem Wege ist dem Dichter auch die Einführung gigantischer Erscheinungen erlaubt, und das Groteske erhält hier seinen Ursprung. — Noch einen Schritt weiter, und er erhebt sich völlig zur Mährchenwelt, wo das komische Mährchenspiel entsteht, das man das hohe Lustspiel nennen könnte. Hier hat er sich wieder die Macht und Freyheit der symbolischen Dichtung errungen, indem er das Menschliche wie in einem Spiegel auffängt und verstärkt, so daß es aus der neuen Schöpfung in die wirkliche Welt auffallender zurückstrahlt. Die Abhängigkeit des Menschen von den Naturkräften wird hier um so deutlicher sichtbar, da diese Kräfte in eine selbsthandelnde Freyheit, ja in Person und Leben übergehen. Das Verborgene wird offenbar, die Natur handelt nicht mehr in einem gebundenen Zustande, sondern in lebenden Gestalten. Genien und Feen, böse und gute Geister treten auf, aus der Wirkung ist Handlung geworden, und der Wald, der Berg, das Gewässer hat sein redendes Organ. Hier steht der Mensch mit der Natur in unmittelbarem

Verkehr, und es ist ein Leichtes, seine Kranheit zu verspotten. Daher haben die komischen Masken in den Mährchenspielen von Gozzi zum Scherz ein weites Feld. Ohne etwas zu begreifen oder zu übersehen, machen sie sich lustig über die Willkühr und Beweglichkeit der Natur, deren Handlungen den Sprüngen muthwilliger Tänzer gleichen. Indem sie sich selbst völlig abhängig und stets zur Verwandlung bereit erklären, betrachten sie ihre noch kühn handelnden und doch bezauberten Herrschaften mit staunenden Lächeln, und üben über ihr Wollen und Vermögen einen heitern Spott aus. Oft können sie nicht umhin, die Natur wunderlich zu schelten, aber kaum haben sie das Wort ausgesprochen, so schauen sie auch schon nach einem neuen Strafwunder um, und fügen sich in ihr Verhängniß. Die Neckerey, die das Lustspiel nur in Leben andeutet, zeigt sich hier vollkommen. Der Schein wird Wirklichkeit, das Todte persönlich.

Indem die Phantasie im Mährchen wagt, nach Art der Alten eine neue Welt darzustellen, und statt der bloßen Wirkungen die Ursachen als bedingte Thätigkeiten hervortreten zu lassen, so hat sie nicht nöthig, zur Entscheidung ihres Spiels auf etwas Zukünftiges hinzuweisen, ihre Trauerspiele werden also immer mit der vollen Gerechtigkeit zuletzt dem Schauspiele ähnlich sehen, dessen Schluß den Ernst wieder zu einem

Spiel des Lebens macht, und ſich dem Luſtſpiele annähert. Die ungewöhnlich großen Erſcheinungen ihrer Tragödie rufen daher faſt von ſelbſt das Komiſche herbey, das im voraus eine Aufklärung darüber verbreitet. Das Mährchen, das das Ganze der Natur vor Augen hat, wird nicht gern auf der einen Seite, im Tragiſchen, ſtehen bleiben, und auch bey dem größten Ernſte der ſich mit der Strenge der handelnden Kräfte von ſelbſt verbindet, nicht gern den Scherz, der das ganze Leben für ein Spiel giebt, ausſchlieſſen. So erträgt das Mährchen die Miſchung von beyden, und eine Tragi-Komödie iſt ihrem Weſen natürlich.

Es iſt hier beym Schaffen für den Dichter eben ſo ſchwer, die volle Freyheit der Natur mit der Phantaſie wieder zu gewinnen, als ihren Geiſt und ihre Geſetze nicht zu verletzen. Das Mährchen geht über die ſichtbare Natur hinaus, aber verſtößet niemals wider die Natur. Es kommen wohl andere Verhältniſſe (Verbindungen, Beziehungen, Miſchungen) aber nicht andere Kräfte (dem Weſen nach) zum Vorſchein. Wenn dieſe der Dichter einem Ganzen andichtet, ſo ſind ſie irgendwo ſchon vorhanden, neue zu dichten, vermag er nicht. Sein Werk iſt alſo eigentlich nur eine veränderte Fügung, eine erneuerte Schöpfung, und je ähnlicher er bey der kühnſten Anordnung nach dem Geiſte der Natur und zur Befriedigung ſeiner Phanta-

sie handelt, je vollkommener ist sein Werk. Dies geht so weit, daß seine Veränderungen nur Erweiterungen, niemals völlige Umschaffungen des Vorhandenen sind: die Sonne darf nicht feucht und kalt machen, das Wasser nicht bergan fließen (ohne eine andere Kraft), der Wald nicht auf dem Kopf stehen, die Dirne keine Baßstimme singen, u. s. w.

Alles dies ist wohl zu bedenken, weil bey einem Mährchen zum Behufe des Komischen alles darauf ankommt, daß ein anscheinender Ernst mit Täuschung für die Phantasie hervorgebracht werde; das Komische erfolgt alsdann von selbst. Ohne jene Rücksicht würde dieses völlig grenzenlos umherschweifen, und mit der Willkühr ganz in das Läppische und Kindische ausarten, wo zwar die Meinung zum Lachen, aber nicht das Lächerliche selbst zum Vorschein käme *).

So wie nun der Humor in die Weite und in die Höhe sich begiebt, und darüber sich verbreitend im großen Lustspiele das Treiben der Welt oder das öffentliche Leben, im Mährchenspiele aber mehr unmittelbar die Handlung der Natur zeigt (beydes zum lustigen Kampfe für die menschliche Freyheit), so steigt er auch hinab in die Tiefe, in das Herz des Menschen, entfaltet und durchforscht es nach allen Möglichkeiten zu lächerlichen Gestaltungen, und bildet nach

*) So wie sich auch im Leben der bloß lustige Mensch noch vom Komiker unterscheidet.

der höchsten Denkbarkeit einer abhängigen Welt — die Posse *). Aber es geht hier, wie mit dem Mährchen: indem der Dichter sich blos der Phantasie zu überlassen scheint, schöpft er nur aus der Natur. Die Phantasie ist es eben, welche ihre Tiefen ergründet, das Gewordene bis zum ersten Werden zurück verfolgt, und den Keim des ersten Werdens zum Gewordenen macht. Ohne diesen Hin- und Herweg erscheint die Thorheit in der Posse nur in einem historischen Erstarren: wir sind über die Gestalt befremdet, und fragen; wie wir dergleichen für möglich halten sollen, und indem wir uns der Willkühr des Dichters hingeben, haben wir lachend nur die Empfindung des Unsinns. Dies ist ein Lachen ohne alle Phantasie, welche aufgeregt und in das Innere des Menschen versetzt werden muß, um hinter der Lächerlichkeit die handelnde Natur zu erblicken, und in der Thorheit eine Täuschung wahrzunehmen, wie sie zwar hier aufs höchste getrieben, aber für den Menschen nicht unmöglich ist. Deshalb muß der Dichter in der Posse nicht blos mit der starren sinnlich ver-

*) Diese beruht demnach auf stark gezeichneten Charakteren; doch wird Posse auch jeder dramatische Schwank genannt, der nicht sowohl auffallende Charaktere, als eine List, eine Verkettung, einen Streich, der zur Erreichung eines nahe liegenden Zwecks ausgeführt wird, darstellt, und deshalb zwischen Scherz und Lustigmachen schwebt.

ſtärkten auffallenden Erſcheinung, als dem letzten Reſultate des Spottes, den die Natur über die menſchliche Thorheit ergehen läßt, uns überraſchen und erſtaunen wollen, ſondern zugleich immer wieder den Augenblick geſtatten, und auf dieſe Weiſe das, was iſt, erſt recht in Handlung verſtehen. Dies geſchieht, wenn er der äußerſten Dummheit ſo viel Klugheit, der Narrheit ſo viel Scheingründe und Verſtandesäußerungen giebt, als ſie irgend nur ertragen können. Die Menſchen müſſen ſich in der großen Beſchränktheit überaus klug dünken, und ſelbſt von dieſer Klugheit Beweiſe liefern, aber es muß ſcheinen, als wenn der Verſtand, durch Lage und Umſtände gedrückt, wie durch ein Geſtrüpp im Wachsthume ſich zur Verkehrtheit mit verrankt hatte. So wie wir äußerlich zwar auffallende Geſtalten, aber doch Menſchen ſehen, ſo müſſen wir durch die Thorheit hindurch auch den Verſtand erkennen. Natur und Vernunft müſſen bey aller Verſchränkung doch ſo ihr Recht behaupten, daß wieder ihr Geſetz und ihre Conſequenz, kurz, ein glückliches Daſeyn zum Vorſchein kommt. Um daher allen Schein von Hemmung zu entfernen, muß es in der Poſſe grade am munterſten und lebhafteſten hergehen, und bey aller Beſchränktheit der Perſonen muß es ſcheinen, als wenn die Natur in ihnen grade recht bey Laune wäre. So wird die Poſſe, die eigentlich die Natur mit dem Menſchen ſpielt,

erst völlig sichtbar, und es ist dann eine Lust zu sehen, wie der Mensch die Beschränktheit zu seinem eignen Willen macht, zu handeln glaubt, da doch mit ihm gehandelt wird, und irrend und kämpfend nicht merkt, mit wem er eigentlich zu kämpfen habe. Aus diesem Befangenen und Unbewußten folgt von selbst, daß das herrschende Element der Posse muntere Naivetät *) sey, wohinter sich der Humor versteckt hält. Will er selbst und unmittelbar hervortreten, so geht er in eine besondere Person, in den Hanswurst über, der mit dem Bekenntniß: — wir sind alle Narren — die Thorheit erst recht ans Licht bringt, und über das Unbewußte dem Zuschauer eine solche Auslegung giebt, daß dieser die ganze Welt und sich selbst in der Thorheit mit begriffen sieht. Ein solcher Ausleger, der die Rolle des Dichters spielt, und lustig den reinen Extract von der Lust giebt, ist noch mehr dem grossen Lustspiele, als der Posse, von nöthen, weil dasselbe durch angenommenen Ernst häufig das Lächerliche noch halb gefangen hält, und dabey einer Auflösung bedarf. In der Posse ist die Narrheit sichtbarer, aber die Hinweisung auf Idee und Allgemeinheit wirkt versteckter, und wird vom Zuschauer nicht immer errathen. Daher kommt es denn auch, daß die Posse ohne Unterschied die Benennung des niedrig-

*) die in der Bewegungslosigkeit des Ganzen zur Lustigkeit wird.

Komischen erhält, welche eigentlich nur die Außenseite derselben, die vorzüglich sinnliche Beschaffenheit des Komischen bezeichnet. Da das Lustspiel zwischen dem Geistigen und Sinnlichen schwebt, so kann es leicht kommen, daß eines davon das Uebergewicht erhält; ist es das Geistige, so entsteht das fein Komische, das wegen der fehlenden Versinnlichung nur belächelt und nicht belacht werden kann; ist es das Sinnliche, so entsteht das niedrig- oder gemein-Komische, das, wenn es nur eine entferntere Beziehung auf Geist und Idee hat, mehr den Körper erschüttert. Treten aber Idee und Sinnlichkeit in die genaueste Verbindung, so entsteht das Hoch-Komische. Und von dieser Art sollte eigentlich die Posse seyn. Freylich ist das Sinnliche leichter zu sehen, als das Geistige zu verspüren, und deshalb wird die Posse häufig verkannt und fälschlich mit jenem Namen der Gemeinheit belegt; aber zu leugnen ist es auch nicht, daß sie oft auch wirklich im Vordergrunde des sinnlichen Ausdrucks stehen bleibt *). Hierbey sind indeß wieder verschiedene Grade und

*) Den Unterschied zwischen der Verstärkung des Komischen in der Posse, wenn sie blos sinnlich und von außen bewerkstelligt, und derjenigen, die zugleich aus der Tiefe geschöpft, und phantasieerregend ist, wird man einsehen, wenn man z. B. den Dichter in den Kleinstädtern mit dem Dichter im schwarzen Mann vergleicht.

Ausschweifungen möglich, und das Aeußerste ist, wenn das Thierische durchblickt. Und dies ist eigentlich das Gemeine, das Niedrige, das nicht nur eine Herablsetzung, sondern eine gänzliche Verwerfung verdient, indem es keinen Kampf, sondern eine Ueberwältigung, eine Vernichtung der Freyheit ausdrückt. Dieses Gemeine kommt aber nicht allein in schlechten Possen, sondern auch öfters in bürgerlichen Lustspielen vor, wenn diese nämlich mit Frivolität die Lüsternheit reizen, und der Thierheit einen geheimen Sieg über die Menschheit einräumen. In der Posse dürfen und müssen allerdings die menschlichen Bedürfnisse, wie Hunger und Durst, Essen und Kleidung, als die äußersten Schranken des Geistes eine Rolle spielen, aber nur, in so fern sie dem Menschen, und nicht, in so fern sie dem Thiere zukommen und herrschender Instinct (Gier, Fraß, und Fell) werden. Statt Verachtung muß stets Liebe herrschen. —

Die Musik kann an sich das Komische (weil dieses von einer Vorstellung herrührt) nicht erreichen; als ein Ausdruck des Gefühls hindert sie dasselbe eher, weil das Komische die freye Beschauung voraussetzt, und alles lyrische Hingeben an die Sache und gänzliches Sympathisiren (das Gegentheil vom Scherz) dieselbe erschwert, und der Seele mehr eine Ausdehnung als eine Richtung auf Hauptmomente giebt; indeß kann die Musik doch auf dreyerley Weise

mit dem Komischen in Verbindung treten; erstlich: wenn und in so fern sie nicht auf das Gefühl, sondern auf die Phantasie wirkt, und das ganze Spiel in ein flüchtiges Element versetzt, welches die kühnere Dichtung befördert, und also auch für das Komische neben dem Geistigen den stärkern Ausdruck des Sinnlichen und Körperlichen zulässig, ja zur Hindurchwirkung des Lächerlichen sogar nöthig macht. Dies ist besonders in den Zauberopern der Fall, wo die Musik die Phantasie zu größern Erscheinungen erhebt, und in eine neue Welt von Wundern versetzt, durch welche das scherzhafte Spiel der Natur mit den Menschen auffallender, grotesker hervortreten darf. Menschen, die von Drachen durch die Luft geführt, von Kobolden geneckt, in Thiere verwandelt oder sonst verzaubert und mit besondern Eigenschaften begabt werden, erregen hier häufig das lebhafteste Gelächter, was sie ohne die Hülfe der magischen Töne schwerlich würden. Die Musik ist hier nicht auf Seiten des fühlenden Herzens, sondern im Dienst der mächtigen und eigenwillig handelnden Natur, welche gegen den Menschen der mehr thätige Theil ist, und auch die Phantasie des Zuschauers mit zu sich hinüberzieht. — Zweytens tritt die Musik mit dem Komischen in Verbindung, in so fern sie die Stimmung, welche demselben zum Grunde liegt, andeuten, und ausdrücken, und also das Gemüth zum Komi-

schen

ſtern empfänglich machen kann. Dieſe Stimmung iſt nämlich Heiterkeit, Munterkeit, Luſtigkeit. Damit wirkt ſie beſonders bey komiſchen Operetten und komponirten Poſſen, in welchen die Munterkeit der Perſonen als Gegenſatz der erſtarrenden Thorheit zum Ausdruck der beſchränkten Glückſeligkeit ſehr nöthig iſt. Die muntere, luſtige Muſik, die die närriſchen Handlungen in Takt und Harmonie zurückbringt, giebt den Perſonen etwas Drolliges, womit ſie bey einer Art von Naivetät wieder den ſingenden und hüpfenden Kindern ähnlich werden, und dem Zuſchauer in eine fröhliche, ſorgenfreye Stimmung verſetzen. Das Grelle der Poſſe verſchwindet unter dem Zauber der Muſik, oder vielmehr: ſie verträgt nun erſt recht die volle Sinnlichkeit, und die närriſchen Querſprünge der glücklichen Thoren. Drittens kann die Muſik das Komiſche befördern, wenn ſie in den Reden den auf- und abſteigenden Gang der Stimme nachahmt, und alſo mimiſch wird. Indem ſie ihren Antheil an der Proſa wieder zur Sprache bringt, paredirt ſie gleichſam, der Rede nachfolgend, die Veränderungen des Willens und den Tonwechſel des Verlangenden, faſt wie Kinder es machen, wenn ſie ſich einander ſingend nachſprechen. Bald ſteigt ſie mit der Frage hinauf, bald begiebt ſie ſich mit dem Unwillen brummend in die Tiefe, bald tritt ſie plötzlich mit einem eigenſinnigen Machtgebote her-

vor, bald macht ſie Sprünge hin und her, bald perſiflirt ſie die eintönige Klage. Es verſteht ſich, daß ſie dies gewöhnlich mit der Melodie verſchmilzt; aber ſie kann es auch, wo es gerade hingehört, für ſich deutlicher und ſinnlicher hervortreten laſſen, wobey es nun wieder auf den Schauſpieler ankommt, daß er ihre Sprache auffaßt, und, ſich an ſie anſchmiegend, ſie mehr zum Gelächter hervorzieht. Beſonders könnte in komiſchen Recitativen von beyden Seiten, vom Componiſten und dem Schauſpieler, noch weit mehr, als bisher, zum Ausdruck des Lächerlichen geſchehen. — Was hier von den Tönen gilt, das paßt noch mehr auf das komiſche Ballet in Abſicht der Bewegungen, wo das Mimiſche der Muſik in Gang und Schritt und Capriolen übergeht. Was ſie nur andeutet, ſetzt die Gebehrdenſprache in ſtarken Ausdrücken fort, und da die Handelnden die Rede durch Zeichen und Bewegungen erſetzen müſſen, oder denſelben allein überlaſſen ſind, ſo iſt es natürlich, daß auch im Komiſchen die Verſinnlichung, das Handthieren und poſſirliche Männchenmachen hier weit ſtärker als ſonſt zum Vorſchein kommt, und unter der harmoniſchen Begleitung der Muſik ſich dreiſter hervorwagen darf. —

Die äußern Mittel der dramatiſchen Darſtellung bringen immer einige Veränderung, zwar nicht zunächſt in der Sache, aber im Ausdruck derſelben hervor, der ſich nach jenen körperlichen

Mitteln richten muß, und dadurch nun auch zugleich die Sache modifizirt.

Deshalb kommen hier noch das Puppenspiel und das Schattenspiel in Betrachtung. Das Puppenspiel scheint an und für sich schon komischer Natur zu seyn, indem es durch die Veränderung der Körperwelt, durch die Verkleinerung der Menschen, auf die Körperannahme des Geistes überhaupt ein komisches Licht wirft. Die kleinen Figuren machen die Schranken des Geistes auffallender, und bringen es uns zum Bewußtseyn, daß er, um eine Art von freyer Handlung auszuüben, sich der Körperwelt, sich der Arme und Beine bedienen muß. Hier ist keine Verzerrung nöthig, wie sich die Posse dieselbe auf halbem Wege erlauben darf, auch keine Umschaffung und Verwandlung der handelnden Wesen überhaupt, wie im Märchen, sondern alles dieses erreicht das Puppenspiel schon durch die veränderte Proportion der Figuren, und der General mit seinem Federbusch wird grade um so bessern Eindruck machen, je ähnlicher er in seiner steifen Gravität einem wirklichen General ist. Dabey muß er aber in dem erstarrten Gesichte den vollen und bestimmten Charakterausdruck an sich tragen, so daß er sein ganzes Geschlecht repräsentiren kann, und jeder glauben muß, den General schon überall gesehen zu haben. Die Natur ist die erste Lehrmeisterin der Kunst; daher sieht man schon bey den ge-

wöhnlichſten Puppenſpielen dergleichen ſprechende Figuren, die dem Leben abgelauſcht und durch die größere Beſtimmtheit ſogar idealiſirt ſind. Das Lächerliche des Ernſtes in dem ganzen Treiben der Menſchen, deren Wichtigkeit auf einmal unwichtig wird, kommt hier recht zum Vorſchein, und das Lachen des Hanswurſtes, der alles und ſelbſt wieder ſein eignes Lachen belacht, iſt über das Ganze das wahre humoriſtiſche Urtheil und Reſultat. Die ſinnliche Seite des Komiſchen darf hier überwiegend ſich äußern, weil die hölzernen Puppen die Sympathie weiter entfernen (und über das Anſtößige erheben) und die Vorſtellung von der unmittelbaren Empfindung frey, und das Herz gleichſam unangefochten laſſen. Daher iſt eine körperliche Einwirkung durch Prügel hier wohl erlaubt, und kann, als auf den Schmerz und deſſen Motiv für den Geiſt hinweiſend, in einer Scene beſonders zum Schluß einer Steigerung, das Volk, das ſolche Motive noch am beſten kennt, in ein lautes Lachen verſetzen. Bey der beſchränkten Beweglichkeit der Puppen bleibt jede einzelne Bewegung um ſo wirkſamer, und die Bewegung ſelbſt darf daher auch nicht unterlaſſen werden. Ein gänzlicher Stillſtand mit langen Reden würde hier gar nicht an ſeinem rechten Platze ſeyn. Die Sprache und der Körper müſſen hier immer zugleich agiren, und alles muß in kurzen Scenen vorübergehen, damit das Eintönige und

langwierige den Erscheinungen ihren Reiz und ihre komische Kraft nicht raube. Ein völliger Ernst wird hier selten so gelingen, daß er nicht zuweilen von selbst lächerlich werden sollte. Um so grausiger aber dürfen die Personen thun, und nach einer kurzen Weile muß doch der Hanswurst wieder hervortreten, den man auch nach dem größten Ernst als den Wirth des Puppenspiels, der darin zu Hause ist, nur ungern vermissen würde.

Der Hauptvortheil des Komischen beym Puppenspiel, die größere Sinnlichkeit, geht zum Theil beym Schattenspiel verloren, nicht als ob sie darin weniger sich äußern dürfte, sondern weil sie darin nicht so stark zum Vorschein und zur Wirkung kommt. In dem bloßen Gegensatz von Licht und Schatten hat man es mit reineren Formen zu thun, und das Ganze bekommt dadurch etwas Geistiges, ja wohl gar Idyllisches; deshalb findet das Ernsthafte hier auch nicht weniger als das Komische seine Stelle. Da die Erscheinung der Körper hier auf den bloßen Umriß beschränkt ist, und alle Thätigkeit außer der Sprache auf das Mimische zurückfällt, so muß die Handlung der kleinen Figuren besonders auf Bewegung berechnet seyn. Wenn schon das Puppenspiel weiter als das Theater in der sinnlichen Wirklichkeit (mit Häusern und Palästen bis zur Errichtung eines Galgens) vorschreiten kann, so kann dies noch mehr bey einer

edlern Haltung das Schattenspiel, das in Darstellungen von Meer und Gewitter die Naturhandlung unmittelbar hinzunimmt, und bald das blos scherzhafte Spiel mit den Menschen, bald aber auch das Schicksal offenbart. Doch erscheinen nicht minder ruhige Scenen an und für sich schon als ländliche Gemählde hier in ihrem natürlichen Reiz, und die Musik ist bey dieser halb geistigen Körperwelt, wo überdies das Mimische vorherrscht, ja sogar die Sprache ganz entbehrlich machen kann, sehr willkommen, nur verliert dann das Komische an seiner Wirkung. Dieses kann indeß sich dabey wieder jenes Vortheils der Erweiterung bedienen, und vom Komischen der Thierwelt (z. B. in den Handlungen einer Katze) wie auch in Schattenspielen häufig geschieht, Gebrauch machen. Mit Zwittergattungen, wie das Puppenspiel mit großen Figuren ist, wird wenig oder gar nichts Eigenthümliches gewonnen, weil die größere Annäherung an wirkliche Personen die Puppen zuletzt ganz vergessen macht, und mit der Täuschung von Schauspiel und Zauberoper oft das Vollkommnere des Theaters nur vermissen läßt.

Neuntes Kapitel.

Arten und Abarten des Lächerlichen.

Das Zusammentreffen des Willkührlichen und Unwillkührlichen oder das Spiel der Natur mit dem Menschen bey dessen vermeintlicher Freyheit kann in verschiedenen Graden der Stärke und Deutlichkeit geschehen und sichtbar werden; ferner kann die Wirkung der Natur und die Wirkung des Menschen bald auf dieser, bald auf jener Seite stärker oder schwächer seyn; und es kann sich endlich auch die Empfindung des Lächerlichen mit verschiedenen andern Empfindungen und Beziehungen mischen, welche die Stimmung des Gemüths und den Ausdruck modifiziren. Aus allen diesen drey Fällen entstehen verschiedene Arten und Abarten des Lächerlichen.

Schon das Niedliche, wo wir den Willen der Natur mit dem Willen des lebendigen Wesens noch in friedlicher Eintracht sehen, und ihr heiteres Zusammentreffen sich auf einen kleinen Raum beschränkt, wo eins noch für das andere handelt und die unbewußte Freyheit das Nothwendige zu seinem Ausdruck macht, kann uns schon ein freundliches Lächeln, ein Wohlgefallen, und eine ahnende Bewunderung abnöthigen. Dies geschieht besonders bey allen Geschöpfen, worin sich noch das erste, junge Leben regt, sowohl bey jungen Wesen überhaupt, als haupt-

ſächlich bey jungen Kindern. Jene Eintracht mit den erſten Spuren der Freyheit iſt es wohl eigentlich, was dieſes Lächeln hervorbringt; denn ſobald das kleine Geſchöpf leidet und ſich gegen eine Nothwendigkeit peinlich ſträubt, hört der Ausdruck der Niedlichkeit auf. Auch in der Kunſt wird häufig das Lächeln durch Niedlichkeit bewirkt, wenn Wille und Natur in froher, friedfertiger Regſamkeit erſcheinen, und ihr Unterſchied gleichſam nur das Spiel gut geneteter Kinder iſt *). Unſchuld und Naivetät und Gutherzigkeit, entfernt von allem Grob-Sinnlichen, ſind dabey die Hauptreitze. — Dem zunächſt kommt das Drollige, wo das Naive oder der unmittelbare Naturausdruck ſich mit Munterkeit, mit etwas Laune und Klugheit miſcht. Bey dem Drolligen denken wir an etwas Unſchuldiges, an eine kleine Selbſtthätigkeit und zugleich an eine gewiſſe Beſchränktheit **). Es iſt zuerſt wieder von den Kindern entlehnt, aber von ſolchen, die ſchon etwas mehr Willen und Verſtand zeigen, und die zwiſchen Klugheit

*) So ſetzt uns auch wohl das ebene Zutreffen einer Sache mit einer ſorgfältigen Form in eine lächelnde Verwunderung.

**) Damit verbindet ſich oft etwas Neckliches, worin ſich das Anſehn eines Größern abſpiegelt, das dadurch als ein Spiel der Natur erſcheint. So ſehen wir in dem Kinde den Vater, deſſen Handlungsweiſe ſich hier als Naturwirkung offenbart.

und Natur ſich glücklich hin und her bewegen. Dieſe kleine muntere Thätigkeit ahmt auch die Kunſt in der Naivetät nach, wo ſie bey anſcheinend unbewußter Beſchränktheit mit Kindeslaune deſto treffender die erſte Differenz zwiſchen Willen und Natur verräth. Steigt die Laune und Regſamkeit, ſo wird das Drollige poſſirlich und mit zunehmendem Uebermuth bey zurückbleibendem Verſtande endlich gar poſſenhaft. Wenn man dies Wort tadelnd gebraucht, bezeichnet man damit den Uebergang der kindlichen Laune ins Kindiſche oder in Kinderey. —

Mit dem Anfange des Witzes bey der Naivetät entſteht das Schalkhafte, wo die Liſt ſich bey der Unſchuld noch verborgen hält. — Tritt die Liſt über die Unſchuld hervor, und ergötzt ſich an den Verlegenheiten anderer, ohne bemitleidende Rückſicht auf ihren Nachtheil, ſo wird daraus leicht Schadenfreude. Das ſchadenfrohe Lachen *) hat noch das mit der Empfindung des Lächerlichen überhaupt gemein, daß es das nächſte, materielle Sympathiſiren oder Mitleiden von ſich entfernt, und den Zuſtand blos mit der Vorſtellung, in der Doppelbeziehung zwiſchen Freyheit und Natur, auffaßt. Das Lachen eines Gefühlloſen triſt in der Hinſicht noch mit dem Komiſchen zuſammen, weil für ihn das Uebergewicht der Leiden ſo gut wie nicht da iſt. Eigennützig aber wird die Scha-

*) dem das reine äſthetiſche Vergnügen fehlt.

denfreude bey dem Menſchen, wenn das Lachen über die Verlegenheit ſich zugleich mit dem Gedanken an einen für ihn daraus entſpringenden Vortheil verbindet. — Viel Mitgefühl und Sympathie beſchränkt die Sphäre des Lächerlichen, wenig Theilnahme erweitert ſie oder läßt ſie frey.

Erhebt ſich der Uebermuth und die Kühnheit des Menſchen ſo weit, daß er ſich ſelbſt über Natur und Gott hinausſetzt oder ſich dagegen empört, denn entſteht mit einem Ueberſchritt zum böſen Princip des Tragiſchen das höhniſche Lachen, das Lachen des Frevels, der Frivolität und der Gottloſigkeit *). Hier giebt die gereizte Phantaſie der menſchlichen Freyheit das Uebergewicht, und der Wille tritt der Natur trotzend entgegen; oder es wird auch die Freyheit als Wille wie ein Phantom verlacht. So höhnt der Gottloſe der Tugend des Rechtſchaffenen, weil er ſeine Kraft für nichtig, und ſein Beſtreben für Thorheit erklärt. Frevel iſt es zu ſagen, daß ſich Gott den Henker um uns bekümmere. Der Frivole macht die Materie zu Gott, und jedes neugeborne Kind kommt wie ein Product aus einer Fabrik. — Religiöſe Spöttereyen ſind entweder von der Art, daß ſie Gott und das Gött-

*) Dieſe heben die höhere Freyheit, auf welche das Beſchränkte im Reinkomiſchen bezogen wird, und damit zugleich die höhere Harmonie auf.

liche selbst oder die menschlichen Vorstellungen davon treffen. Letztere Spöttereyen können rein und ächt komisch seyn, doch werden sie von denen, die ihren religiösen Vorstellungen und ihren Gebräuchen die Heiligkeit des verehrten Wesens selbst beylegen, ebenfalls für etwas Bösartiges und Lästerliches gehalten.—

Vorzüglich verdient hier das Satyrische einer besondern Erwähnung. Die Satyre als das Bestreben, den Menschen durch Spott zu bessern, gehört zur angewandten, zur practischen Poesie, und fällt als solche mit dem Wesentlichen einer Rede zusammen, die sich dabey nur häufig einer poetischen Form und des Witzes und Spottes bedient, um dadurch desto bessern Eingang zu finden. Sehr entfernt sie sich indeß von der wirklichen Rede durch die sinnliche Darstellung, durch das Geben der Einzelnheiten statt der Begriffe, durch die Vermeidung langer Demonstrationen und durch die indirecte Weise der Ueberzeugung, indem sie durch das Falsche die Erkenntniß und die Befolgung des Rechten bewirken will. Sie geht auf den Tadel eben gegenwärtig vorhandener Mißbräuche, Lächerlichkeiten und Thorheiten, und verspottet und verlacht sie. Dieses kann nun mit heiterer Laune (doch ohne Wohlgefallen daran) oder mit wahrem Unwillen und mit Bitterkeit geschehen. Je mehr sich der moralische Ernst einmischt, je weiter entfernt sie sich vom Komischen, das indeß

hie und da als mitwirkende Einzelnheit immer noch ſi tt finden kann. Gegen Thorheiten bleibt es für den Satyriker immer das beſte Mittel, wenn er ſie lächerlich macht; allein die Verkehrtheit kann ſo weit gehn, daß ſie die völlige Unvernunft des Menſchen und die völlige Verdorbenheit und Sündlichkeit an den Tag bringt, wo mit dem gänzlichen Untergange der menſchlichen Würde und Freyheit aller Reiz zum Lachen aufhört.

Dagegen kann aber auch die Satyre den Zweck haben, in den wirklichen Thorheiten eine Welt, einen Zuſammenhang von Lächerlichkeiten überhaupt darzuſtellen, das blos der Phantaſie das Vergnügen der Beſchauung und des Lachens gewähren ſoll. In dieſem Fall wird ſie, ob ſie gleich eine hiſtoriſche lächerliche Einzelnheit ſtatt einer allgemeinen Thorheit von Menſchen als Menſchen überhaupt wählt, wieder in die freye, heitere Region der Poeſie übergehen, wo ſie nicht mehr die Menſchen beſſern, ſondern ihr Treiben überhaupt nur zur Anſchauung bringen und eine ergötzliche Verwunderung darüber erwecken ſoll. Um die allgemeine Mangelhaftigkeit der menſchlichen Freyheit und Klugheit ans Licht zu ſtellen, kann der Dichter recht gut vom Einzelnen, Wirklichen, Gegenwärtigen ausgehen, nur muß er dabey jene höhere Beziehung nicht vergeſſen. Die Menſchen müſſen immer nur wieder als Menſchen lächerlich erſcheinen, nicht

als Einzelnheiten, die man erst selbst muß gesehen und gekannt haben, um sie belachen zu können. Keine bessere Gelegenheit kann der Komiker zu seiner Darstellung finden, als wenn die Gegenwart selbst ihm den Vordergrund dazu herleiht. Aber er muß sich nicht an die Erscheinung blos anlehnen, sondern sie in reiner Objectivität wieder hinstellen, so daß das Bild für sich spricht, und, wo möglich, für jedermann verständlich wird. So haben Aristophanes und Cervantes ihre heitern Schöpfungen aus der Wirklichkeit hervorgehen lassen; und die wahre, bleibende Schönheit darin ist die erkennbare Allgemeinheit in dem Besondern. Daß der Komiker einzelne Beziehungen und Anspielungen gebraucht, die mit der Zeit unverständlich werden, ist weder zu tadeln noch zu verwundern, weil die doppelte Natur des Komischen dahinführet; allein wenn die komische Kraft ihrer Werke auf diesen allein beruhte, dann hätten sie nur schlechte Satyren und Gelegenheitsgedichte, und keine freye, auf immer gültige komische Poesien geliefert. Nicht blos auf die Wahl des Stoffes, auf die Verarbeitung, auf die Verallgemeinerung, auf die Umschmelzung zum Phantasiebilde, auf die höhere Beziehung und Begeistigung kommt es hier an; die Wirklichkeit muß wieder Gedicht werden. Ohne diese objective Reinheit kann zwar ein Product auch wohl Lachen erregen, aber wir täuschen uns oft, wenn wir dem Werke

zuſchreiben, was nur der Wirklichkeit zukommt, die erſt hiſtoriſch mit hinein dichten muß, um den Figuren wenigſtens auf Stunden Leben einzuhauchen.

Das Komiſche erreicht den höchſten Grad, wenn es eine Fülle von wirkenden Kräften ſowohl von Seiten der Natur als von Seiten des Menſchen offenbart, und unſere Betrachtung wie in einen Zauberkreis gebannt wird, wo überall eine neue Urſach des Lachens uns entgegentritt.

Es iſt um ſo vollkommener, je mehr Geiſt und Idee ſich mit der vollen Sinnlichkeit darin verbindet.

Es wirkt um ſo ſtärker, je ſymboliſcher es wirkt, d. h. je mehr Fälle es mit einem einzigen bezeichnet, ſo daß die Wahrheit und der Grund des Lachens mit jeder dunkeln Erinnerung aufs neue an Kraft gewinnt, und wir fortlachend die aus der Ferne herüberwirkenden Urſachen ſelbſt nicht mehr anzugeben wiſſen *). Und überhaupt: je mehr das Komiſche in die Geheimniſſe der wunderbar ſchaffenden und handelnden Natur ſich verliert, deſtomehr Tiefe, deſtomehr Geiſt und Kraft erhält es, deſtomehr erregt es die Phantaſie. —

*) Dies möchte zum Theil in Cervantes Portrait in der Scene der Fall ſeyn, wo der Bediente einen Todten ſpielt, und ſelbſt in Todesangſten ſchwebt, einen andern täuſchend ſelbſt das Aergſte fürchtet und beſtändig im Leiden und Handeln zugleich iſt.

Zehntes Kapitel.

Ueber die Schönheit des Komischen in der Darstellung.

Eine der schwierigsten Fragen ist die, wie die komische Dichtung, z. B. das Lustspiel, Schönheit gewinnen könne, da sie doch in einer Abweichung von Regel und Ziel, in Irrthum und Thorheit bestehen soll.

Allein die Hauptschwierigkeit macht man sich eigentlich erst dadurch selbst, daß man das Komische geradezu dem Tragischen entgegenstellt, und sein Wesen in bloße Subjectivität, in Negation, in Vernichtung und Carricatur setzt. Das Ideale, sagt man, werde im Komischen nur erreicht, in so fern sich in dem Spiele des Dichters, dem man die höchste Willkühr einräumt, die unendliche Freyheit offenbare, und er wieder dahin strebe, sein ganzes Werk zu vernichten; ja er dürfe alle Objectivität aufheben, und zwischendurch selbst hinter den Coulissen hervortreten. Wenn dies wirklich in dem Wesen des Komischen läge, dann müßte es uns wundern, warum es nicht immer geschähe, da es doch (abgesehen vom Humor) so leicht ist, seine eigne Form zu zerbrechen, und durch den Lampenputzer und Soufleur, wenn man sie hervorspringen läßt, alle Täuschung aufzuheben. Daß man aber auf diesen Uebermuth, den man wohl einmal erlau-

ben kann, den man jedoch bey häufiger Wiederkehr unleidlich finden würde, gern Verzicht leistet, zeigt schon, daß man hierin einem natürlichen Gefühle folgt, welches von keiner falschen Theorie ganzlich verleitet werden kann *). — Und mit dem Begriff der Carricatur geht es eben so. Diese bleibt immer und ewig ein Ausdruck der Häßlichkeit, und kann nie den Forderungen der schönen Kunst entsprechen. Wenn sie uns dennoch ergötzt, so ist es nur von Seiten der Idee, die sie ausdrückt, nicht von Seiten der Gestalt und Erscheinung, und wir verwechseln unsere Vorstellung von der angedeuteten, bezeichneten Sache mit der wirklichen schönen Darstellung derselben. Diese ist gar nicht vorhanden; die Carricatur ist in ihrer Unförmlichkeit nur eine Verdeutlichung für den Verstand, und geht nur auf Wahrheit, nicht auf Schönheit zugleich. Sie giebt zwar eine Anregung für die Phantasie, aber keine Befriedigung durch ein völliges Bild, keine Täuschung des wirklichen Daseyns, keinen wahrhaften Schein des Lebens.

Der

*) In der Vorstellung freylich kann der Dichter einen weiten Spielraum umfassen, und z. B., wie Tieck thut, sowohl die Personen auf dem Theater als die im Parterre sprechen lassen; allein von einem entferntern Standpuncte kommt doch wieder (durch die Idee zusammen gehalten) Objectivität und ein Ganzes heraus, und das Stück könnte z. B. heißen: Theater und Publikum.

Der Verstand geht durch sie zu Begriffen und einzelnen Vorstellungen über, aber das Gefühl bebt vor der Erscheinung zurück. Kurz: sie ist eine Darstellung der Wahrheit auf Kosten der Schönheit. — Vom Lustspiele sagt man nun, daß es nach dem Individuellsten (welches die Negation des Allgemeinen sey) und folglich, wie man hinzusetzt, nach der Carricatur strebe. Aber erstlich folgt aus dem Individuellen noch nicht die Carricatur, und zweytens ist das Individuellste des Lustspiels ganz falsch verstanden, wenn man sich darunter die größte Abweichung von der menschlichen Vollkommenheit vorstellt, die auf Gemeinheit und Nichtswürdigkeit führen würde, wovon das Komische sich sorgfältig entfernt hält.

Ueberhaupt kann weder die völlige Negation, noch das völlig Absolute jemals das Ziel und Vorhaben der Kunst seyn, weil diese es mit wirklicher Darstellung (nicht mit dem blos philosophischen Denken) zu thun hat. Die Kunst kann weder das Nichts noch das All darstellen, und es ist nur ein Behelf unserer Vorstellungskraft, wenn wir das gradweis fortgehende Streben derselben in völlige Gegensätze auflösen und in der Neigung hiehin und dahin schon die wirkliche Erreichung des Ziels als eines Extrems zu erblicken glauben. Die Annahme des Positiven und Negativen ist in der Trennung und Absonderung, wie wir es gebrauchen, nur eine

dienliche Form des Verſtandes, und führt in der Ohnmacht, das Ganze zu faſſen, auch leicht zu Irrthümern und zu extrematiſchen Behauptungen. Ja die Beziehung des Poſitiven und Negativen ſelbſt iſt öfters nur willkührlich, und wir ſetzen oft etwas als negativ, das wir in Vergleich mit einem andern auch als etwas Poſitives betrachten könnten.

Aber ſtellen wir feſt, daß das wahrhaft Poſitive und Abſolute nur das Ewige, das Bleibende, das Höchſte, das Unveränderliche ſey, und daß der Menſch, um poſitiv zu ſeyn, auch ewig ſeyn müſſe, — wo finden wir dieſes Ewige anders, als in dem Leben der Idee, und wo für den Menſchen anders, als in der Tugend? Verfolgen wir nun das Streben des Menſchen bis zum Höchſten, ſo hat er nichts Geringeres zum Ziel, als Gott zu ſeyn, der zugleich die höchſte Idee iſt, und die ganze Menſchheit hat kein anderes Vorbild, und keinen andern Willen, als ſich mit Gott zu vereinigen. Wollte nun die Kunſt wirklich das Abſolute geben, ſo müßte es Gott ſelbſt darſtellen, was unmöglich iſt. Alles Streben dahin aber bezeichnet zugleich eine Abweichung, eine Entfernung, und alſo auch etwas Negatives. Jede Kunſt hat daher bey der Annäherung zum Abſoluten durch die Idee zugleich auch mit einer Negation zu thun, und dieſe übernimmt ſie mit dem Daſeyn der Welt, deren Darſtellung ſie für die Dar-

ſtellung Gottes ſetzt. Und auch die Welt kann ſie nicht als ein Ganzes wiedergeben, ſondern nur bildlich im Einzelnen das Ganze derſelben nachahmen, worin ſie nach dem Beyſpiele organiſcher Einzelnheiten wieder der Natur folgt. So wie nun das Poſitive niemals in der Kunſt ohne Negation ſeyn kann, weil es ſonſt das unerreichbare Abſolute ſelbſt ſeyn müßte, ſo kann auch das Negative nie völlig ohne etwas Poſitives ſeyn, das ſonſt das abſolute unerreichbare Nichts ſeyn würde. Das Nichts kann eben ſo wenig von der Kunſt dargeſtellt werden, als das All. Beyde Begriffe ſind nur relativ, in Beziehung auf etwas anders gültig, nie an ſich. Nun aber haben dieſe Begriffe und Beziehungen beym Tragiſchen und Komiſchen ganz verſchiedene Stufenleitern. Das Poſitive bey jenem iſt Macht, Tugend und Würde. Und wenn das Luſtſpiel wirklich das Negative davon liefern wollte, ſo müßte es völlige Ohnmacht, das Laſter, die Bosheit und Niederträchtigkeit darſtellen. Die wahre Negation Gottes, der Idee und des geiſtigen Lebens iſt die Sünde, die den Teufel herbeyführt zur wahrhaften Zerſtörung der Welt. — Von dieſer Rückſicht weiß das Luſtſpiel nichts; der Zweck des menſchlichen Strebens iſt hier bloß die Luſt, und die Erwerbung und Erlangung derſelben iſt die Handlung und das Ziel der menſchlichen Thätigkeit. In ſo fern der Menſch nun allein zu handeln glaubt

aber dahin ſtrebt, und die Natur zugleich mit ihm handelt und er in mancherley Irrthümer geräth, die doch gleichwohl wieder ſeine Klugheit bezeichnen, wird er für den Beobachter ein Gegenſtand des Gelächters. Frey und doch ein Spiel der Natur, klug und doch thörigt, mächtig und doch armſelig — das iſt das allgemeine Loos der Menſchheit, und auf dieſe Anſicht baut das Luſtſpiel ſeine Unſchuldswelt. Mit der völligen Negation, mit der wirklichen Vernichtung hat es nichts zu ſchaffen. Des Menſchen Göttlichkeit iſt hier ſein Glaube an Freyheit, womit er wie ein Weltherrſcher um ſich greift, und immer etwas Höheres meint, als er wirklich faßt. Dieſes Meinen des Höheren iſt allen Thoren eingeprägt, und macht die beſtändig ſie begleitende Idealität aus, die zwar in ſehr veränderter Geſtalt erſcheint, aber niemals ganz verſchwindet. Der völlige Untergang derſelben würde auch der Tod des Luſtſpiels ſeyn. Je mehr Verſtand ſich in Unverſtand, je mehr Glückſeligkeit ſich bey eiteln Gütern, je mehr Freyheit ſich in Beſchränktheit, je mehr Wahrheit in Irrthum ſich offenbart, deſto herrlicher geht das Komiſche an das Licht hervor. Das Ideal der Kunſt in der Darſtellung iſt nicht die Bildung eines allgemeinen, vollkommenen Weſens, das Gott ſeyn könnte (denn dies bleibt blos Idee), ſondern die tiefſte Auffaſſung und Ausprägung eines Charakters bis zu der Vollkom-

menheit, daß er das Schaubild werden kann von allen ihm ähnlichen Gestalten.

So vereinigt auch das Komische das Allgemeine mit dem Besondern, indem es die Thorheit und den Irrthum so tief in der menschlichen Brust ergründet, daß in dem größten Thoren zugleich eine ganze Gattung der Art hervorgeht, und dieser ein Schaubild wird, das als ein Exemplar von vielen ihm ähnlichen Thoren betrachtet werden kann. Finden wir die Schönheit hier auch nicht in der geistigen Vollkommenheit nach den Begriffen von menschlicher Größe überhaupt, so sehen wir sie doch in der Form als Folge eines innern Zusammenhangs, was für die Kunst als Erscheinung schon genug ist.

Je tiefer das Komische aufgefaßt wird, desto mehr fühlen wir die Möglichkeit davon, und werden darin den Grund unsrer eignen Irrthümer gewahr, so daß der Thor nicht sich allein, sondern beyspielsweise uns und alle Menschen zugleich darstellt. Die größte Ausartung nach außen muß auch auf die größten Ursachen nach innen begründet seyn. Freylich werden oft bloße Schöpfungen von außen gemacht, und mit den ärgsten Anhäufungen von Narrheit und Unsinn recht markirt und verdeutlicht hingestellt, aber je näher solche Ungestalten einer wirklichen Carricatur kommen, destoweniger geben sie für das Komische ein Ideal. Selbst der speciellste Narr in der Wirklichkeit kann in der Kunst nur dann

zum komiſchen Charakter dienen, wenn der Dichter ihn durch Verſtand gehoben, und ihm durch eine Verallgemeinerung (durch Beziehung auf Menſchennatur überhaupt) erſt die Proſa der Wirklichkeit abgeſtreift hat.

Jeder komiſche Charakter iſt handelnd im beſtändigen Uebergang von Diſſonanz zur Harmonie, nie völlig diſſonirend, nie völlig ohne Conſequenz. Mit völliger Diſſonenz wäre er ein häßliches Unding. Er trägt ſein Gleichgewicht in ſich, deſſen Erhaltung ihm aber, weil er den Schwerpunct verändert hat, viel Mühe macht, und ihn dem beſtändigen Gelächter preis giebt. Und wie es mit der Einzelnheit iſt, ſo iſt es mit der Handlung des ganzen Spiels, das zwiſchen ſteter Diſſonenz und Harmonie hinläuft, und wenn nicht eher, doch zuletzt, einen harmoniſchen Schluß hervorbringt.

Ohne dieſen Schluß, welcher der Fabel des Stücks auch eine materielle Einheit giebt, würden wir die Luſtſpiele unleidlich finden und niemals für Kunſtwerke gelten laſſen. Eben ſo nothwendig fordern wir auch die Objectivität deſſelben, und der Dichter mag ſeine Subjectivität noch ſo ſehr, direct und indirect, darin offenbaren, er mag ſeine Anſicht der Welt durch die Auffaſſungsart, durch Laune, durch Geiſt, durch Meinungen und Einfälle im Munde anderer, ja durch eine beſondere Perſon, die ſeine Gedanken ausſpricht, zu erkennen geben, — wenn er

einmal das Werk als ein Abbild der Welt hingestellt hat, muß er auch davon entfernt bleiben, und uns der Täuschung überlassen, als geschehe wirklich etwas vor unsern Augen, und als zeige sich die Natur selbst in einem Spiele mit dem Menschen. Sein Hervortreten und jede Hinzufügung von außen würde völlig unkünstlerisch seyn, und der Form und dem Sinn seines Drama's widersprechen. Mag er seinen Uebermuth während der Schöpfung ausüben, nachher ist es zu spät. Wir werden den spätern Einfall belachen, aber das Werk bleibt für sich. — Je freyer seine Willkühr sich in Regel fügt, desto ergötzlicher wird das Ganze. Er muß nur zu scherzen, zu phantasiren scheinen, alles muß wie von selbst eins aus dem andern sich ergeben, und zu einem Zusammenhange harmonisch sich fügen. — Wie in jedem Drama, so muß auch im Lustspiele eine bestimmte Sphäre, ein bestimmter Ton, eine bestimmte Proportion herrschen *). Es muß nicht bald langsam, bald schnell vor sich schreiten, nicht zwischen Ernst und Laune, zwischen Scherz und Posse, zwischen einer höhern und niedern Ansicht der menschlichen Thorheiten schwanken. Raum und Farbengebung und Gestalten — alles muß harmonisch für einander passen, jedes natürlich und selbstständig seyn, und doch wieder dem Ganzen dienen. So der Welt

*) Dies giebt die Schönheit der Form als Uebereinstimmung der einzelnen Theile zum Ganzen.

nachgebildet wird sein Werk, trotz seiner Dissonanzen, und trotz der Beziehung auf eine höhere Harmonie *), der über das Ganze sich verbreitenden Schönheit nicht ermangeln.

Eilftes Kapitel.

Einige Folgerungen und Regeln.

1) Für den Lustspieldichter.

Ob man gleich nicht als Regel fordern kann, daß ein Lustspieldichter ein Humorist sey, was mit andern Worten hieße, er müsse ein großer Lustspieldichter seyn, so kann man doch von ihm verlangen, daß er überhaupt ein Dichter, und daß sein Werk poetisch sey. Alle Poesie aber hat den Entzweck, die Natur in ihrer wunderbaren Kraft und Schönheit darzustellen, und dies ist auch beym Komischen der Fall. Der Mensch, mit seiner Freyheit sich selbst überlassen, ist doch

*) Nur in Rücksicht dieser Beziehung kann man sagen: das Komische giebt das Ideale auf eine verneinende Weise, indem es mit Aufhebung des Scheins und Darstellung des Unzulänglichen auf den höhern Geist der Natur hinweist, ohne es, wie im Trauerspiel, gradezu auszusprechen oder deutlich zu erkennen zu geben; aber auch selbst in der positiven Unterlage, das in der Beschränktheit ein Abbild einer höhern Freyheit ist, kann und muß es durch innere Uebereinstimmung den Ausdruck der Schönheit geben.

nur in den Händen der Natur, und wenn er der Lächerlichkeiten fähig ist, so liegt der Grund davon nur in seiner menschlichen Beschaffenheit überhaupt, und die Natur ist es zuletzt, welche durch und mit ihm handelt. Ohne den Glauben an Freyheit würden wir sogar in dem Lächerlichen nichts weiter als unmittelbaren Naturausdruck sehen, und nicht im Stande seyn, über ihn zu lachen. Dieses Schweben zwischen der Willkühr und Unwillkühr, zwischen der Beschränktheit und einer höhern Bestimmung muß also der Dichter vorzüglich vor Augen haben, wenn er den Menschen mit seinen Lächerlichkeiten wahrhaft komisch darstellen will. Statt des Relativ-Lächerlichen, das auf Sitten und Gebräuchen, und auf der Annahme einer künstlichen Bildung beruhet, und durch ein willkührliches Spiel von Kontrasten (zwischen Kultur und Unkultur) hervorgebracht wird, ist jenes Lächerliche, das aus den einfachen, ursprünglichen Verhältnissen der Menschen, aus ihren Charakteren und unmittelbaren Eigenschaften hervorgeht, bey weitem vorzuziehen. Und auch in der Behandlung künstlicher Bedürfnisse sollte der Dichter die Beziehung auf die Natur nicht vergessen, und diese nicht aufs Geradewohl im Dunkel lassen, sondern mehr hervorheben, damit der Blick immer auf den wahren Ursprung treffen und sich in einen tiefern Hintergrund verlieren kann. Ohne diese Erweiterung ist die Aussicht beym

Komischen wie vermauert, man fühle sich beschränkt, und hat in dem Hysterisch-Spectakeln die Empfindung einer lästigen Gegenwart, wie bey dem Besuche eines Narren, dessen komische Bestandtheile noch nicht geläutert sind. — Wie der Dichter auch die Welt auffassen möge, so können wir doch wenigstens erwarten, daß es mit Laune und mit Unschuld geschehe. Ohne diese Unschuld sind wir mit seinem Lustspiele gefährdet: er wird sarcastisch, bitter, frivol, wo er witzig, schalkhaft und lustig seyn sollte. Statt mit einer Darstellung von einem komischen Verhältnisse unsere Phantasie zu beschäftigen, zwingt er unserer Sinnlichkeit durch schlüpferige Reitzungen ein Lachen ab, das nichts Anderes als den blos körperlichen Kitzel zum Grunde hat. Er täuscht uns in seiner Verdorbenheit, und verleitet uns durch Witz, etwas als lächerlich anzusehen, das wir im nächsten Augenblick nicht dafür halten können, so daß wir, oft zum Lachen gereizt, zuletzt doch unwillig ihn verlassen müssen. Wie jede Poesie von der Wahrheit und Natur abweichen, und mit falschem Schimmer bestehen kann, so ist es auch mit dem Komischen, das nur in der wahren Gestalt unser Gefühl und Urtheil für das Wesentliche schärfen kann. Der Lustspieldichter muß Kind und Weiser zugleich seyn, und bey allem Uebermuth und bey allem anscheinenden Frevel doch eine fröhliche Reuigkeit haben.

Ist das Lachen gleich etwas Körperliches, so muß es doch in der Kunst nicht blos körperlich erregt werden, sonst verliert es das Gebiet derselben, und ist keine Poesie mehr. Ueberhaupt muß der Dichter im Komischen für den sinnlichen und geistigen Antheil zugleich sorgen, und weder in das blos Materielle ohne Ideer, in Verzerrung und Häßlichkeit, noch in bloße willkührliche Spielereyen übergehen. Freyheit und Natur — keines muß das andere unterdrücken, und sich zu viel anmaßen: weder der bloße, selbst gemäßigte Unsinn, noch der bloße Ausdruck des Verhältnisses kann allein schon für komisch gelten: jedes muß sein Gegengewicht, seine Gegenwirkung finden, damit ein Spiel der Natur und Freyheit, damit eine Handlung darum hervorgehen, und der Mensch als wirklich begriffen und lebend erscheinen kann. Bis zu den äußersten Extremen darf sich der Dichter wagen, wenn er nur beyde, Handlung und Naturwirkung, tief aus der Quelle geschöpft und bis zur organischen Durchdringung in Wechselwirkung gesetzt hat. Es würde an sich eine leichte Mühe seyn, einer Person Narrheiten und Sonderbarkeiten anzuhängen, und ihr eine Menge Widersprüche anzudichten, wenn diese nicht alle mit dem Charakter eins seyn, und das Bild eines wirklich lebenden Menschen geben müßten.

Bey aller Willkühr des Dichters muß es immer scheinen, als wenn die Natur für ihn gedichtet hätte.

Aber auch mit dem Geistvollen des Werks ist es nicht gethan, wenn auf der andern Seite ihm die achtbare Versinnlichung fehlt. So wie der Körper ein Ausdruck des Geistes ist, so muß auch das Geistige im Komischen in der Sinnlichkeit, im Einzelnen, im Individuellen sichtbarlich hervorgrenzen, und Freyheit und Nothwendigkeit in der gemeinsamen Berührung erscheinen. Die Sprache des Lebens, Naivetät, Witz, u. s. w. müssen das Komische erst zur rechten Wirkung bringen, und es in Momente zusammenfassen, die die Vorstellung des Komischen auf Concentrirpuncte und zur Explosion des Lachens führen. Man findet öfters Lustspiele, die ihrem Geiste und ihren Bestandtheilen nach an sich komisch sind, aber es fehlt ihnen diese Crystallisirung, die wie mit Stacheln das Lachen reizt. Deshalb muß der Dichter hauptsächlich auch die Mittel *) der komischen Darstellung studiren, und darauf aufmerksam seyn. — Hier

*) Diese Mittel lernt der Dichter oft schon durch Uebung kennen, und mancher macht davon nicht selten einen unnützigen Gebrauch, so daß er nun alles komisch vortragen will, wobey man aber nicht deutlich fühlt, was schon an sich komisch ist, und was es mit dem Witz werden soll, welche Bemerkung uns schon oben auf das Wesen des Komischen und auf den Unterschied desselben von der bloßen Mittel führen kann. — Auch im Komischen muß keine Manier, sondern der Styl herrschen, der sich immer dem Gegenstande anpaßt.

entſteht nun die Frage: wie weit er in der Verſinnlichung gehen dürfe? Zunächſt iſt es wohl ausgemacht, daß das Komiſche in der Objectivität, in der Erſcheinung, mehr Werth hat, als im bloßen Scherz, in der Beziehung und Anſpielung auf etwas. Sodann iſt freylich nicht zu leugnen, daß man auf die Beſchaffenheit derer, auf die das Komiſche wirken ſoll, einige Rückſicht nehmen müſſe. Rohe, ſtarke Naturen verlangen eine ſtarke Verſinnlichung, wenn das Komiſche bis zum Lachen bey ihnen durchdringen ſoll; dahingegen feine Naturen nur ſehr wenig davon vertragen können. Vorzüglich kommt hier der Unterſchied der beyden Geſchlechter, und die feinere Organiſation des Weibes in Betrachtung. In ſofern das Komiſche ſich zur Weltidee erhebt, und ganz humoriſtiſch wird, ſcheint es mehr dem Manne zuzuſagen, der ſeinen Blick in die Weite gerichtet hat. In ſofern das Komiſche aber eine Stimmung vorausſetzt, alles leicht und ſcherzhaft zu nehmen, trift es mehr mit der Natur des Weibes zuſammen, das gerne alles auf die Annehmlichkeit des Lebens zurückführt. Vor blos männlichen Zuſchauern kann das Komiſche leicht in zu große Derbheit und Roheit ausarten; und vor blos weiblichen Ohren iſt es in Gefahr, zum bloßen Scherz herabzuſinken. Letzteres wird auch unausbleiblich der Fall ſeyn, wenn das Weib in der Bildung der Menſchen das Uebergewicht bekommt, und auch

der Mann zuletzt ihre Empfindungsweise annimmt. Eigentlich kann nur erst aus beyden die wahre Bildung und der wahre Geschmack hervorgehen. Deshalb richtet sich der Künstler weder nach dem einen, noch nach dem andern, sondern indem er einem Ideale nachstrebt, bildet sich bey ihm ein Kunstgeschmack, der für jene beyden Geschlechter wieder das Muster einer gemeinsamen Bildung wird. Und so wird auch dem Lustspieldichter bey seinem Werke ein Publicum vorschweben, das er vielleicht nirgends findet, das er sich aber dennoch als vorhanden, und dem wahren Kunstgeschmack entsprechend, denken muß. Er will weder den rohern Mann durch grobsinnlichen Ausdruck erschüttern, noch ist er willens, durch zärtliche Behandlung seiner Gegenstände ganz die Sympathie des Weibes zu schonen. Er rechnet darauf, daß man das Sinnliche mit der Vorstellung beherrschen, und die Erscheinung wieder in Idee verwandeln werde. Bleibt eine zartere Natur gleich im Vordergrunde stehen, und bemitleidet einen Charakter, statt daß sie ihn belachen sollte, so kümmert der Dichter sich nicht darum, sondern schreitet seinen Weg zur Verknüpfung des Ganzen muthig fort.

Und eben so, wenn er die Welt humoristisch auffaßt, fragt er nicht ängstlich darnach, ob ihm jedermann folgen werde. Wenn man ihn nur dunkel ahnet, und das Spiel belacht, auch ohne

es völlig begreifen zu können, so ist er schon zu frieden. Da der Humor sich über alles erhebt, und alle menschliche Angelegenheiten als ärmlichen Behelf betrachtet, so kann auch das Lustspiel in seiner ganzen Größe und in seinem ganzen Umfang nur in einer Republik gedeihen, wo jeder mitbauend und bessernd auch alles tadeln darf. Was der eifrige Republicaner in einem Staate ist, das ist der Humorist in der ganzen Weltverfassung. Ueberall sieht er einseitige Aushülfe und Stützen, woran er rüttelt und schüttelt. Selbst das Heiligste, die Religion, erscheint ihm im Gebrauch und in der Vorstellung der Menschen nur arm und schwach, und der Mensch damit nur in der Nothdurft dastehend. — In einem Staate, wo man diese Sprache, diese Erschütterung, dieses Ueberschauen des Ganzen nicht gewohnt ist, muß eine Regierung, die alle Anordnungen selbst gemacht hat, sich gefährdet glauben, wenn der Humorist auch darin die menschliche Schwäche darstellt. Dem Menschen, der nicht muthvoll genug ist und sich stark genug fühlt, auch in zerbrechlicher Hütte sich noch frey zu wähnen, wird es ängstlich, wenn er die Dinge, deren er sich nun doch einmal bedienen muß, bespottet und belacht sieht, und in dieser Rücksicht darf man allerdings vom neuern Lustspieldichter erwarten, daß er säuberlich mit dem Zuschauer umgehen, und seine Religion, wie seinen König, und alles, was ihm ehrwür-

dig ist, schonen werde. Aber mit diesen Bedingungen ist dem Komischen auch seine Spitze gebrochen, es schwebt nicht mehr von oben herab, sondern sucht nur von unten herauf die Freyheit und das Licht. Um so nöthiger ist es aber, daß der Weg zur Natur und die Beziehung auf die höhere Freyheit durch den künstlichen Zustand hindurch offen und in Ausübung erhalten werde, damit das Komische, obgleich durch die Wirklichkeit geschwächt, doch niemals ganz als Poesie verschwinde.

2) Für den Schauspieler.

Es muß uns in Verwunderung setzen, daß wir unter zwanzig bis dreyßig Schauspielern nur immer höchstens zwey Komiker antreffen. Dies giebt uns deutlich zu erkennen, daß mehr als zu andern Rollen zum Komischen ein besonderes, eigenthümliches Talent gehört, und daß dieses gleich mit dem Charakter und der ganzen Sinnesart des Menschen angeboren werde *). Der Komiker muß — schließen wir mit Recht — eine ganz andere Richtung des Geistes, eine ganz andere Neigung und Gewohnheit haben, die Dinge um sich her zu sehen und aufzufassen. Es muß bey ihm ein beständiger Zwiespalt herrschend seyn, oder sein Wesen muß sich in zwey Gegensätze zertheilen, die stets den Kampf zwischen

*) Im Leben bemerken wir dies noch deutlicher.

ſchen Natur und Freyheit in ihm erneuern und ſeinen Geiſt zum Zuſchauer dieſes Kampfes machen. Wenn andere ſich einer Empfindung oder einem Gegenſtande hingeben, und ihm mit dem Verſtande dienend folgen, muß bey ihm gleich eine Reflexion darüber, eine höhere Beziehung entſtehen, die noch den Wunſch vom Willen unterſcheidet, und in dem, was der Menſch zunächſt verlangt, noch entdeckt, was er eigentlich möchte. Der Komiker ſieht eine Operation der Natur vor ſich, über welche ſich der Menſch zum Herrn zu [illegible] ſieht, kann ihm auch an ſeiner eigenen Perſon nicht entgehen. Und dies erleichtert es ihm nachher wieder, ſich in den Zuſtand eines andern zu verſetzen. Sich ſelbſt erprobt er an andern, und andere an ſich, und ſo anſchauend und aufmerkend kann er nicht umhin, den innern Zwieſpalt eines andern in ſich hinüber zu tragen, und auf einen Augenblick der andere ſelbſt zu ſeyn. Dieſes nun bringt beym Komiker zweyerley Zuſtände hervor: erſtlich den Zuſtand der Reflexion und der Beſonnenheit, die ſich auf die Erſcheinungen erſtreckt und eine ruhige, ernſte Stimmung giebt. So ſehen wir den Komiker meiſt im gewöhnlichen Leben: das Menſchliche beſchauend und ſich keiner Sache mit Theilnahme hingebend gewinnt er zuletzt ein finſteres, verdrießliches Anſehn, und ſeine Gleichgültigkeit geht nicht ſelten

in kalten Trübsinn über *). Tritt aber der zweyte Zustand ein, wird er thätig und aufgeregt, so ist es eben jenes Spiel des Kampfes, das ihn ergreift und ihn verführt, seine Reflexion in Handlung zu verwandeln, d. h. an sich selbst den Zwiespalt eines andern zu zeigen und mit heimlicher Verspottung einer so gearteten glückseligen Freyheit das wirklich darzustellen, was er vorher nur in Gedanken trug **). Deshalb ist der Komiker sehr weit vom lustigen Menschen verschieden, ob man ihn gleich auf Augenblicke mit diesem verwechseln kann. Die Laune des lustigen geht auf Scherz, der mehr eine Thätigkeit nach außen hat, und das Lachen nicht zurückhält; und ob der Lustige gleich zuweilen den Zustand eines andern annimmt, so geschieht dies doch nur zum Beleg seiner Worte beyspielsweise, um ein Gelächter zu erregen, und er kehrt lachend gleich wieder zu sich selbst zurück. Der Komiker ist aber dabey ganz ernst, ganz verloren, ganz vertieft, und wie verwandelt in seinen Gegenstand. Es ist ihm in dieser

*) Kein Mensch ist mehr überzeugt, daß alles in der Welt eitel sey, als der Komiker und der Humorist, daher eine öftere hypochondrische Stimmung bey ihm nothwendig entstehen, und häufig eine finstere Miene, neben der Lust an der Welt ein Ueberdruß entgegen muß.

**) Aber tritt er auf die Seite des neckenden Weltgeists.

Veräußerung faſt nicht möglich, zu ſich ſelbſt zurückzukehren; kaum hat er die eine Rolle verlaſſen, ſo geht er wieder in eine andere über. Durch alles blickt eine Herrſchaft des Geiſtes, eine gewiſſe Ironie hervor, aber äußerlich bleibt er in der reinen Objectivität. Endet er, ſo werden wir ihn ſeltener in Ausgelaſſenheit auflodern, als in ſeinen vorigen trüben Ernſt zurückſinken ſehen. Wir können nicht anders glauben, als daß ein ſolcher Geiſt ſchon bey der Geburt eine andere von der gewöhnlichen Betrachtungsweiſe abweichende Richtung bekommen habe. Der Komiker iſt ein [illegible] halb bewußt und halb unbewußt wird er zur komiſchen Darſtellung getrieben; er mag leben, in welchem Stande er will, wenn ſeine Augenblicke kommen, iſt er ein gebornet Schauſpieler.

Wie wir das in der Welt wahrnehmen, ſo iſt es auch auf der Bühne. Der kunſtloſe Menſch vertritt hier oft die Stelle eines ächten Komikers, er hat einige Scherze aufgefaßt, einige lächerliche Züge ſich gemerkt, er bringt ſie vor mit Laune, mit Munterkeit, und er verſetzt uns in eine ähnliche heitere Stimmung. Immer ragt er über ſeinen Gegenſtand hinaus, und ſich ſo und ſo gebehrdend giebt er dazwiſchen immer wieder deutlich zu verſtehen, daß er nur Scherz treibe, und daß er etwas Märriſches thue. Es wird ihm ſchwer, ſeine Laune mit einem Charakter zu vereinigen, und, erzwingt

er es mit Unterdrückung derſelben, dann vermiſſen wir wieder etwas, wir meinen dann, es ſey die Laune, eigentlich aber fehlt die durchweg herrſchende komiſche Kraft. Ganz anders erſcheint uns der Komiker: er iſt ganz und gar verwandelt, ſo, daß wir ihn kaum wieder erkennen. Er iſt für ſich weder ernſt noch ſcherzhaft, ſondern zürnend, lachend, fürchtend, fröhlich, — alles im Namen und in der Seele eines andern. Und dennoch iſt es uns, als ob noch das Lächeln und die Freyheit eines Dritten, ſeine eigene ſtille Ironie, hindurch ſchauete. So ernſthaft er ausſieht, ſo bleibt uns ſeine Richtung auf das Lächerliche doch keinesweges zweifelhaft und verborgen. Es iſt ſchwer anzugeben, worin dieſer heimliche Spott liege, aber er verbreitet einen Anſtrich über ſein ganzes Weſen, und wir fühlen es. Beſonders ſcheint die Stimme ihn zu verrathen. Dieſe iſt beym Komiker gewöhnlich von ganz eigenthümlicher Beſchaffenheit. Sie kommt oft gepreßt, halb wie aus einer Gefangenſchaft zum Vorſchein, gleich als wolle ſie ſchon an ſich Freyheit und Unterdrükkung, Muth und Scheu zugleich verkünden. Sie giebt ſich das Anſehn des Unbewußten, des Unwillkührlichen, und ahmt mit erkünſtelter Einfalt die Naivetät eines Naturkindes nach, gleichſam, als wiſſe er ſelbſt nicht, was er ſpreche, und als könne er nicht anders ſprechen. Es kommt alles heraus wie ein Geſtändniß der

Menſchlichkeit, wie eine von Klugheit bewachte und dennoch hervorbrechende Sprache der Natur. Indem der gepreßte Ton der Sache einen ſolchen Anſchein giebt, offenbart ſich in dem Anhalten und Modifiziren deſſelben wieder eine Freyheit und Thätigkeit des Komikers, die uns auf ſeine innere Ironie, auf ſeinen geheimen Spott zurückführt. Mit dem Ernſt iſt Laune, mit dem Unwillkührlichen Selbſtbeherrſchung, mit der Einfalt Geiſt verbunden, ohne daß wir ſagen können, wo jedes anfängt und aufhört. Den Luſtigen beſchauen wir lachend mit einem heitern Wohlgefallen, aber den Komiker mit Bewunderung. Unſere ganze Phantaſie iſt bey ihm beſchäftigt, indem wir bald auf die Natur, bald auf ſeine Kunſt zurückſehen. — Da alles im Menſchen eins iſt, und ſich von ſelbſt in Wechſelwirkung und Uebereinſtimmung ſetzt, ſo geht es vielleicht auch aus der Art zu denken und zu reden beym Komiker hervor, daß er ſelten ein guter Sänger iſt. Ohnehin wiſſen wir, daß das Lyriſche (die materielle Hingebung) wider die Natur des Komiſchen ſtreitet. Dazu kommt nun noch das Disharmoniſche, worin ſich der Komiker nachahmend verſetzt, und worin er den ſteten Uebergang zur Harmonie ſucht, und ſich ſeine eigne Harmonie erkünſtelt. Und aus dieſem Grunde wird auch wohl ſelten der frey hingleitende Wohlklang des voll austönenden Liedes ihm gelingen.

Daß der Komiker sein entschiedenes Talent durch Beobachtung und Fleis noch sehr vervollkomm'nen könne, ist wohl keine Frage. Vorzüglich muß er auf die Verbindung des Sinnlichen und Geistigen aufmerksam seyn, und grade zur rechten Zeit den Körper in Bewegung setzen, so z. B. zur rechten Zeit vorwärts schreiten, stillstehen, stutzen, aufhorchen, den Kopf drehen, sich räuspern, mit dem Hute sich bedecken, eine Prise nehmen, das Glas Wein zum Munde führen, das Kleid zurückschlagen, sich setzen, aufstehen, zurückweichen, die Hand ausstrecken, u. s. w. Diese geringfügigen Dinge, beym rechten Worte und in der rechten Pause angebracht, sind nicht allein als Zeichen des Willens, sondern vorzüglich als das Unbewußte eines unwillkührlichen Ausdrucks, als eine mithandelnde Sinnensprache, die die Freyheit an sich schon persiflirt, im Komischen von der herrlichsten, ja von wunderbarer Wirkung, so, daß die Worte dagegen oft nur wie todte Unterlage erscheinen, woraus sie erst den Geist und die komische Kraft wecken müssen. Es geht fast über alle Begriffe, wie an einem Komiker alles komisch werden könne; das gleichgültigste Wort in seinem Munde trägt einen Sonnenstrahl seines Humors; die geringste Bewegung ist ein Verrath der Seele. Immer sehen wir ihn frey und gebunden zugleich, verwandelt in einen andern, und doch über denselben spottend. Indem er aber ver-

flüglich auf Versinnlichung bedacht seyn muß, ist er, zwischen Geist und Sinnlichkeit schwebend, der großen Gefahr ausgesetzt, sich zu sehr auf diese Seite zu neigen, und den Untergang der Freyheit statt den Kampf derselben zu versichtbaren. Obgleich der Schauspieler meist als ein unbewußter und unwillkührlicher Humorist das Rechte trift, so bedarf er doch dabey noch einiger Sicherheit, und erlangt diese gewiß am ersten, wenn er seiner Neigung zum Beobachten bis zur wirklichen Ausbildung seines Geistes folgt, und sich jener kämpfenden und zugleich aufstrebenden Freyheit des Menschen deutlicher bewußt wird, um derselben auch in der Kunst den gebührenden Respect wiederfahren zu lassen. Der Schauspieler muß nicht mit der Vorstellung einer nichtsnutzigen, verdorbenen und gemeinen Welt aufs Theater kommen, sondern in der Verirrung und Thorheit des Menschen immer noch seine Bestimmung und sein geistiges Wollen vor Augen behalten. Bey einer solchen Ansicht wird er nicht ins Gemeine verfallen, und auch das Aergste noch so aus der menschlichen Natur herleiten, daß es für den, der ihm mit der Phantasie folgen kann, nicht Uebertreibung wird. Die Regel besteht hier mit einem Wort darin, daß er das Thierische vermeiden muß, und alles, was darauf hindeutet. Das Zittern der Hände, das fortgesetzte Stampfen mit dem Fuße, das öftere Aufheben

des Beins, das gegenseitige Anstieren und Zanken nach Art beißiger Hunde *), das lange Herumwälzen auf der Erde, und noch viele andere Bewegungen, wenn sie thierische Begierde oder thierischen Affect ausdrücken, sind vernichtend für die menschliche Freyheit und Würde, und beleidigend für das Gefühl. Da der Komiker immer an sich hält, und jede Bewegung dadurch bedeutend macht, so kann auch hier das geringste Zeichen schon das Aergste ausdrücken, und die Phantasie zu den geheimsten Verrichtungen und also auch zu solchen hinführen, deren Vergegenwartigung kein Mensch verlangen, oder auch nur ertragen kann. Je mehr die Dinge von der Art sind, daß sie pathologisch auf Fleisch und Blut wirken, und uns gänzlich der Freyheit berauben, desto sorgfältiger müssen sie vermieden werden. Essen und Trinken wirken nicht so stark auf unsere Phantasie, als manche andere sinnliche Verrichtung, doch haben auch sie

*) Zweye, die mit gleichem Eifer zugleich zankend gegen einander über stehen, können kein Lachen erregen, weil eine bestimmte Wirkung fehlt, die nur von einem auf den Zuschauer übergehen kann. — Der Schauspieler muß das Augenblickliche als Einwirkung der Natur vor Augen haben. So muß er z. B., wenn er unwillig zwischen zwey Personen treten will, es nicht von vorn, sondern von hinten her thun, so daß das Plötzliche und Unwillkührliche seines Zorns als Einwirkung recht in die Augen springt, sonst wird er kein Lachen erwecken.

ihre Grenze. Leporello im Don Juan mag eſſen als ein ſehr hungriger Menſch, aber keinesweges an einem Knochen nagen, wie ein Hund. Bey aller Berührung und Aehnlichkeit iſt doch der Unterſchied leicht zu treffen, wenn nur der Schauſpieler will, und deſſen, was er zu vermeiden hat, ſich bewußt iſt. Ueberhaupt muß der Komiker in der Verſinnlichung ſich vor einer zu großen Deutlichkeit hüten, und bedenken, daß er nicht blos auf die Sinne, ſondern auch auf die Phantaſie wirken ſoll *).

3) Für den Zuſchauer.

Da es beſonders beym Komiſchen nicht blos darauf ankommt, wie daſſelbe iſt, ſondern auch, wie es dem andern erſcheint, und wie es von ihm aufgenommen und betrachtet werde, ſo können Dichter und Schauſpieler allein nicht alles wirken und ſchaffen, und den vollſtändigſten Eindruck hervorbringen, wenn der Zuſchauer ihm nicht mit der gehörigen Stimmung und Erwartung, mit der richtigen Vorſtellung auf halbem Wege entgegen kommt. Wir ſehen dies ſchon in der Geſellſchaft bey dem unſchuldigſten Scherz, der, von einem heitern Menſchen ausgegangen, keinen Eingang findet, wenn der andere mit zu

*) Es ſcheint keinem Zweifel unterworfen, daß der Komiker aus einer richtigen Anſicht des Komiſchen große Vortheile ziehen und ſein Spiel daraus ſehr bereichern, auch darnach berichtigen kann.

wichtigen Dingen belastet ist, oder in seiner bösen Laune alles mißversteht und mißdeutet. Zwischen beyden muß schon die stille Uebereinkunft herrschen, daß man von der einen Seite keinen verletzen und verwunden, und von der andern mit Gutmüthigkeit und Liberalität dem Scherze Raum lassen wolle. Und so ist es auch im Theater. Man muß Unschuld und Vertrauen von beyden Seiten voraussetzen, und der Zuschauer muß in dem Spiele keinen Zweck weiter suchen als die reine Lust. Er muß weder an ein Resultat, noch an eine Moral, noch an irgend eine Beziehung auf das praktische Leben denken. Die Personen erscheinen ihm weder zur Nachahmung, noch zur Warnung. Er befindet sich mit ihnen nicht in einer Gesellschaft, wo jedes Wort seinem Ohre zugemessen wird, sondern er steht auf dem vollen Markte des Lebens, wo die wunderlichsten Gestalten in ihrer eignen Freyheit vorübergehn. Wer sich nicht stark genug fühlt, die Menschheit in ihrem Werden und in ihren Ausartungen ohne hinzugefügten Urtheilsspruch zu sehen, wer noch für die Züchtigkeit und Reinheit seines Herzens zu fürchten hat, wenn er ein Gemisch von mancherley Menschen in ihrem ungeläuterten Zustande seiner Phantasie vorüber führt, und noch nicht selbstständig genug das Ganze mit der Idee und Vorstellung beherrschen kann, der bleibe lieber von dem Uebermuthe und der objectiven Sorglosigkeit des Lust-

spiels

Vorrede.

Mit einer groſſen Neigung zum Komiſchen, die ſelbſt auf die Anſicht des Lebens überhaupt Einfluß hatte, verband ſich bey mir ſehr bald auch das Verlangen, über das, was mir ſo oft Vergnügen gewährte, eine deutliche Erkenntniß zu gewinnen, und ich ergriff daher mit froher Begierde jede Erklärung, die mir Licht verſprach; da aber alle Meinungen und Urtheile über das Komiſche, ſo viele ich deren auch zu Rathe zog, mir keine volle Befriedigung verſchafften, ſo überließ ich mich, immer mehr an den Gegenſtand gefeſſelt, zuletzt ganz dem feſten Vorſatze, nicht eher zu ruhen, als bis ich auf meinem Wege den wahren Grund der Erſcheinung entdeckt hätte. Ich nahm alſo das Komiſche von den verſchiedenſten Seiten in Augenſchein, ſchöpfte überall aus der friſchen Quelle unmittelbarer Eindrücke, und ſammelte ſo eine Menge von Bemerkungen, Zweifeln, Einwürfen, Unterſcheidungen und Beſtimmungen, bis die Idee, die ich anfangs nur dunkel ahndete, deutlicher und beſtimmter daraus hervorging, und das Einzelne, aus den entfernteſten Wahrnehmungen ſich begegnend,

nun zu einem Ganzen sich ordnete und zusammenfügte. So entstand diese Theorie. Schon vor sieben Jahren verfaßt wurde sie nur durch die ungünstige Zeit des Krieges zurückgehalten, doch machte ich schon damals einzelne Capitel in öffentlichen Blättern und in meinen (1810 herausgekommenen) Gedanken und Einfällen bekannt, und da sie Aufmerksamkeit fanden, so hoffe ich, daß nun das Ganze, nachdem es nochmals einer sorgfältigen Prüfung unterworfen und mit Zusätzen vermehrt worden, eine nicht ungünstige Aufnahme erhalten, und zur richtigen Erkenntniß und Würdigung des Komischen, so wie zu einer geläuterten Anwendung desselben viel beytragen werde. Wer geneigt ist, das Ganze ins Auge zu fassen, wird auch leicht das, was ihm im Einzelnen noch dunkel oder mangelhaft scheint, daraus sich selbst erläutern oder ergänzen können. Wem es aber neue Gedanken weckt, dem möge es Gelegenheit geben, immer tiefer in den räthselhaften Gegenstand einzudringen. Kein Vergnügen kann edler seyn, als das, welches die Erforschung der Wahrheit, das Anschauen der Dinge in ihrem Zusammenhange, — die Erkenntniß gewährt!

Weimar, den 3. März 1817.

St. Schütze.

ſpiels entfernt, und bewahre die Zartheit und Reinheit ſeines noch jungfräulichen Herzens; denn die Abſicht des Luſtſpiels iſt nicht, ihm den Leichtſinn des Gemüths zu verſchaffen, der ihn aus ſich ſelbſt in den Strudel des Lebens fortreißen, und alle Regeln und Schranken aufheben ſoll; ſondern er ſelbſt ſoll Kraft genug haben, dem Aufſchwunge zur freyen Erhebung über alles, zur Betrachtung, zur Anſchauung eines Spiels zu folgen, das ganz außer ſeinem Kreiſe vor ihm als vor einem Fremdlinge geſchieht. Wie es der ſittſamen Jungfrau in ihrem häuslichen Frieden nicht geziemet, in der Welt Zuſchauerin von allerley Dingen zu ſeyn, ſelbſt, wenn dieſe an ſich zum Theil die unſchuldigſten ſind, ſo kann auch wohl das Anſchauen eines Luſtſpiels, das ſich in das Freye, in das Große hinauswagt, nicht grade jedem Gemüthe, jedem Alter immer räthlich und gefahrlos ſeyn. Das Gebiet des Komiſchen würde eine zu große Beſchränkung leiden, wenn es auf alle Unmündigen und Schwachen Rückſicht nehmen ſollte, und ein Luſtſpiel, das ſonſt nur ſeiner Unſchuld gewiß iſt, und nicht den Lüſten fröhnt, kann nicht die Schuld aller Mißverſtändniſſe und falſchen Anwendungen auf ſich nehmen. Je mehr der Zuſchauer Kindlichkeit und Klugheit, Unſchuld und Geiſt zugleich mit einander verbindet, deſto beſſer paßt er zum Luſtſpiele. Wer alles nur mit der Empfindung auffaßt, und ſich mit

regem Gefühl nur nach Personen sehnt, mit denen er sympathisiren könne, der wird wenig über ein Lustspiel lachen. Dieses fordert die Freyheit des Gemüths, die das Herz vom Gegenstande absondert, und alles nur der Vorstellung und mitschaffenden Phantasie überliefert. Kinder in reifern Jahren sowohl als Personen von behaglich-ruhigem Alter, die aus verschiedenen Gründen die Welt als ein Spiel von Erscheinungen nehmen, werden dem Lustspiele am liebsten zueilen, dahingegen das Feuer der kräftigern Jugend und die Sittsamkeit der Jungfrau mehr nach dem Ernst und der Heiligkeit des Trauerspiels verlangen werden.

Zur Freyheit des Gemüths gehört vornehmlich auch, daß es von Bedürfnissen frey sey, daß es für sich nichts wolle. Das Lustspiel kann zwar durch die Darstellung eines fremden Gegenstandes viele Sorgen vergessen machen, aber diese bleiben doch immer ein schweres Gewicht, das sich dem leichten Fluge anhängt. Besser ist es, wenn der Zuschauer, so viel als möglich, gleich selbst seine Angelegenheiten dahinten läßt, und seiner Phantasie wieder den freyen Spielraum zurückschenkt. Mit solcher fesselosen Hingebung wird er bald immer höher und höher sich erhoben fühlen, und endlich ganz die Luft der reinern Sphäre athmen, so daß er auf seine eignen Verhältnisse nachher wie auf Erscheinungen zurücksehen kann. Mit Entschlossenheit ge-

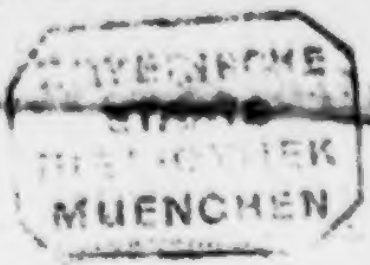
winnt er an Muth, mit Heiterkeit an größerer Freude, in der Betrachtung der Welt findet er mit Ueberschauung seines Zustandes sein reines Selbst wieder, aus der Höhe, aus der Ferne erscheint ihm alles unwichtiger und geringer. So gieng es einem Virtuosen; der, vor dem öffentlichen Auftreten von großer Angst befallen, durch ein Lustspiel, das man vorher gab, davon befreyt wurde, indem die Darstellung ihn zum Lachen fortriß, und ihn wieder zum Herrn über seine Kraft erhob. — Also befreyet der Scherz das Gemüth. — Heiterkeit und Fröhlichkeit, Fröhlichkeit und Muth sind so nahe mit einander verschwistert, daß auch die Kraft des Weins nicht leicht eins ohne das andere giebt. Und nicht hoch genug können wir daher die Wunderkraft des Lustspiels schätzen, das uns gleich dem berauschenden Wein in einen fröhligen Taumel versetzen kann.

Genährt mit körperlichem Wohlseyn und mit der Bereitwilligkeit, der geistigsinnlichen Lust körperlich und geistig zugleich sich zu überlassen, werden wir des Genusses am besten zu Theil werden, den uns der Dichter in seinem Spiele bereitet hat. Wer alle Thätigkeit in eine Rechnung des Verstandes auflöst, wer das Leben bis zur bloßen Formalität erkältet und austrocknet, wer seines Geistes Herrschaft und Würde darin sucht, den Dingen keinen Einfluß, auch nicht einmal zur Freude, auf sich zu gestatten,

oder wer wohl gar das Lachen selbst für etwas Unanständiges hält, für den hat der Lustspieldichter nicht gedichtet. Eine zu große Besonnenheit und Klarheit des Geistes verhindert die Macht der dunkeln Gefühle, in welche der Zuschauer sich verlieren muß, wenn er das Komische bis zum Reiz des Lachens empfinden, und die schnelle Wirkung in sich aufnehmen soll. Der Greis, der Philosoph mag Vieles lächerlich finden, aber er wird am schwersten zum Lachen zu bewegen seyn.

Bey einem Lustspiele muß der Zuschauer als Geist und Körper zugleich erscheinen. Wir dürfen es dem weniger Gebildeten, dem Sinnlichen, so wie dem behaglich Wohlbeleibten nicht verargen, wenn er schon bey einem geringen Aufwande von Witz in Lachen ausbricht, welches nicht grade von Geistlosigkeit, als der unmittelbaren Quelle, sondern daher rührt, weil er noch am ersten jener sinnlichen, dunkeln Gefühle fähig ist, auf welche die Wahrnehmung der verspotteten menschlichen Freyheit am kräftigsten wirken kann. Was äußerlich ihn gleich zum Lachen reizt, das erfassen andere mehr innerlich mit dem Geiste, indem sie, ihrer Phantasie folgend, tiefer in die Naturthätigkeit und in die Verhältnisse eingehen, worin das Leben und Treiben der Menschen mannichfach geartet erscheint.

Was können wir auch bey dem innerlich hohen Streben und bey der äußern Beſchränktheit unſerer Freyheit Beſſeres thun, als in der doppelten Berührung zwiſchen Freyheit und Natur dem Spiele des Lebens lachend zuſehen, worin wir zwar ſelbſt mit befangen ſind, wobey wir aber als Zuſchauer zwiefache Freude genieſſen: in uns das Vorgefühl eines höhern Daſeyns, und außer uns des beweglichen, trüglichen Lebens heitere Luſt.


MUENCHEN

Inhalt.

Einleitung.

Erſtes Kapitel.

Allgemeine Betrachtung über das Lachen und Weinen. Seite 3.

Zweytes Kapitel.

Unterſchied des Lächerlichen und Komiſchen. S. 9.

Drittes Kapitel.

Bisheriger Gang bey den Unterſuchungen über das Lächerliche. S. 14.

Theorie.

Erſtes Kapitel.

Begriffsbeſtimmung. S. 23.

Zweytes Kapitel.

Worterklärung oder nähere Erwägung dieſer Definition. S. 25.

Drittes Kapitel.

Hauptbeſtandtheile oder ſubjective Begründung des Lächerlichen. S 35.

I. Freyheit des Menſchen. S. 35.

1. Verſtand. S. 36.

2. Dinge und Mittel zur Wahl. S. 51.

3. Ideen und Zwecke. S. 64.

II. Natur. S. 70 f.

Viertes Kapitel.

Objective Begründung des Lächerlichen oder äußere Veranlaſſung dazu. S. 79.

Fünftes Kapitel.

Prüfung der herrſchenden Definitionen des Lächerlichen. Seite 90.

Sechstes Kapitel.

Vergleichung des Luſtſpiels mit dem Trauerſpiele. S. 118.

Siebentes Kapitel.

Mittel der Darſtellung des Lächerlichen. S. 123.
Allgemeine. Erhebung über den Gegenſtand. S. 124. Hervorhebung des Unwillkührlichen. S. 124. Mechanismus im Handeln und Unterordnung des Freyen unter Menge und Maſſe. S. 125 f. Objective Entfernung und veränderte Proportion. S. 127.
Beſondere. S. 129. (Unmittelbare Darſtellung in Statuen, Bildwerk und Gemählden. S. 129.)
Kontraſt. S 131.
Naivetät. S. 139.
Witz. S. 144.
Scherz. S. 150.
Laune. S. 154.
Humor. S. 160. —
Parodie. S. 175.
Travestie. S. 179.
Perſiflage. S. 184.
Ironie. S. 188.

Achtes Kapitel.

Entſtehung verſchiedener Arten von Luſtſpielen. S. 192.
(Eingang. Ueber das Epiſche. S. 192. Objectivität des komiſchen Drama's. S. 193 f.)
Scherzſpiel. S. 198.
Intriguenſtück. S. 200.
Situationsſtück. S. 204.
Bürgerliches Luſtſpiel. S. 205.
Sittenluſtſpiel. S. 206 f. Sittengemählde. S. 207.
Charakterſtück S. 208. Charaktergemählde. S. 211.
Das große oder heroiſche Luſtſpiel. S. 213.

Das hohe Luſtſpiel oder Mährchenſpiel. S. 215.
Die Poſſe. S. 219.
(Ueber die Mitwirkung der Muſik beym Komiſchen. S. 223 f.)
Komiſche Operette. S. 225.
Das komiſche Ballet. S. 226.
Purrenſpiel. S. 227.
Schattenſpiel. S. 229.

Neuntes Kapitel.

Arten und Abarten des Lächerlichen. S. 231.
Das Niedliche. S. 231. Das Drollige. S. 232.
Das Poſſirliche. S. 233. Das Schalkhafte. S. 233.
Das Schadenfrohe. S. 233. Das Höhniſche, Frevelhafte, Frivole. S. 234.
Das Sarkaſtiſche. S. 235.
Die höchſten Grade des Komiſchen. S. 238.

Zehntes Kapitel.

Ueber die Schönheit des Komiſchen in der Darſtellung. S. 239

Eilftes Kapitel

Folgerungen und Regeln.
Für den Luſtſpieldichter. S. 248.
Für den Schauſpieler. S. 256.
Für den Zuſchauer. S. 265.

Druckfehler.

S. 88 Z. 5 lies ſtatt ideal — ideell.
» 147 » 12 » » er — es.
» 216 » 19 » » in — im.
» 237 » 23 muß hinter Stoffes ein ; ſtehn.

Lebensgeſchichte

von

St. Schütze.

Erſter Theil.

Mit dem Bilde des Verfaſſers.

Neuhaldensleben,
Verlag von C. A. Cyraud.
1834.

6907329-5

Vorrede.

Daß ich es wage, mein Leben herauszugeben, geschieht nicht etwa aus Eigendünkel, wie wenn ich mich als ein namhafter Schriftsteller dazu berechtigt glaubte, sondern — weil mein Leben selbst ungewöhnlicher Art ist. In Rücksicht auf den Schriftsteller zeigt es nur den Kampf mit Hindernissen, welche die Entwickelung seiner Kräfte und Anlagen verzögert, ja zum Theil vereitelt haben. Weniger das Ziel selbst, als der Weg dahin ist hier das Bemerkenswerthe. Dabei bleibt es immer nur die Geschichte eines Privatlebens, das den Reiz äußerer Wichtigkeit entbehren, und eine ruhigere Theilnahme in Anspruch nehmen muß. — Uebrigens ist mein Bestreben dahin ge-

gangen, alles ganz einfach und der Wahrheit völlig gemäß zu erzählen, nach Anleitung der Tagebücher, die ich fast immer, von der frühesten Zeit an, geführt habe. Hie und da hätte ich vielleicht manches, eben nicht Löbliche, von mir verschweigen sollen, aber — wenn man einmal von sich erzählt, muß man auch aufrichtig sein. Eben so hätten auch vielleicht Betrachtungen dazwischen nicht schaden können, um unter vielen Einzelnheiten Ruhepunkte zu bilden, aber ich habe solche lieber dem Leser selbst überlassen wollen, der durch öftern Stillstand wie ich glaube, seine Aufmerksamkeit schärfen, und besonders gegen den Schluß durch einen Rückblick auf den Gang des Schicksals mehr Bedeutung für das Ganze gewinnen kann.

Weimar, den 7. Januar 1834.

St. Schütze.

Erſtes Kapitel.

Herkommen und Geburt.

Vor ungefähr hundert Jahren lebte in dem Dorfe Snarsleben, zwei Stunden von Magdeburg, ein Landmann Namens Schütze, (mein Großvater) der, weil er einen großen Ackerhof beſaß, zu den Reichen des Dorfs gehörte. Seine Frau gebar ihm drei Söhne, wovon der erſte Chriſtian, der zweite Johann, der dritte Stephan getauft wurde.

Die meiſte Aufmerkſamkeit fiel auf Chriſtian, in dem man den künftigen Erben des Hofes ſah, weshalb man denn auch meinte, daß er ſich bei Zeiten um die Wirthſchaft bekümmern und mit nach dem Rechten ſehen ſollte, aber dazu bezeigte er auch nicht die

mindeste Lust. Er saß immer und rechnete und schrieb, oder beschäftigte sich draußen mit künstlichen Nebendingen. So schnitzte er sich eines Tages einen Degen, schnallte ihn um, putzte sich sonst noch heraus, und gebehrdete sich, indem er vor der Scheune auf und ab ging, so possirlich-wunderlich, daß die Leute im Hofe lachend stehen blieben und ein alter, spaßhafter Dreſcher ihm von der Tenne spottend zurief: „Hier, Herr Kammerjäger, hier haben die Ratten ihre Gänge!“ Auch der Vater schüttelte gewaltig den Kopf dazu. Was in dem Jungen stecken mogte, wußte er freilich nicht zu sagen, indeß für die Landwirthschaft schien er nun einmal nicht zu taugen; und da weder Spott noch Ermahnung etwas fruchten wollten, faßte er den kühnen Entschluß, ihn nach der Stadt zu bringen. Kühn war dieser Entschluß zu nennen, weil es damals noch sehr selten vorkam, daß man Kinder zur Stadt brachte, und weil Christian als der älteste eigentlich den Hof einmal hätte übernehmen sollen. Indeß verstiegen sich des Vaters Gedanken doch nicht so hoch, seinen Sohn studiren zu lassen, wie es in unserer Zeit häufig geschieht, sondern er glaubte nur, weil er im

Rechnen und Schreiben besonders geschickt war, daß ihn vielleicht ein Kaufmann in der Stadt brauchbar finden würde. Er machte sich also eines Tages mit ihm auf den Weg nach Magdeburg, und führte ihn in einen Gewürzladen, dessen Besitzer er kannte. Nachdem er seinen Sohn gehörig gelobt hatte, sprach er den Wunsch aus, daß der Herr ihn in die Lehre nehmen möchte. Der Herr zeigte sich auch geneigt dazu, war mit der Handschrift des Burschen wohl zufrieden und forderte nun, daß er ihm auch eine Probe im Rechnen ablege. Ganz freudig nahm der Bursche den Rechenstift in die Hand und erwartete die Aufgabe. Es war ein Bruchexempel, das er diktirte, ein ganz leichtes. Wohl hundertmal hatte Christian weit schwerere zu Stande gebracht, aber der Himmel weiß, wie es kommen mochte: diesmal traf er es nicht, das Facit war falsch. Der Herr betrachtete die Tafel mit Schweigen, und sagte dann rund heraus, daß er den Burschen nicht brauchen könne. Man kann sich denken, wie der Vater verwundert war und wie der Sohn verblüfft dastand. Mit dem Schreck darüber hatte sich bei diesem das Exempel so tief eingeprägt, daß er es Zeit Lebens

nicht vergaß, und es immer anführte, wenn er von der Vorsehung sprach. Was er damals für ein Unglück hielt, diente nur dazu, seinem Schicksal eine ganz andere, eine viel günstigere Wendung zu geben. Der Bursche im Kramladen wäre wahrscheinlich wieder nur ein Krämer geworden. Ein besseres Loos war ihm bestimmt; denn wie Vater und Sohn weiter gingen, und sich auf dem Breitenweg mit Verlegenheit umsahen, fiel ihnen ein großes Haus in die Augen, wo hinter hohen Glasscheiben viele Schreiber saßen. Es war ein Handlungscomptoir, der Kaufmann hieß Kußkopf. Weil nun doch einmal der Vater nicht wußte, was er mit dem Sohn anfangen sollte, faßte er sich ein Herz, hier bei dem großen Kaufmann anzuklopfen. Der Herr war auf dem Comptoire selbst zugegen, wie sie eintraten. Er lächelte ein wenig zu der Erscheinung, und noch mehr über den Antrag; aber eben die Verwunderung schärfte seine Aufmerksamkeit, er that mehrere Fragen an den Burschen, seine Antworten gefielen ihm nicht minder, als seine Handschrift; er fand Wohlgefallen an ihm. Er meinte, daß er ihn wohl brauchen könnte, und gab sogleich die Entscheidung, daß Christian

Schütze bei ihm bleiben und bei ihm die Handlung lernen solle. Mit diesem Troſtworte ging der Vater vergnügt auf sein Dorf zurück.

Damals wurde von einem Kaufmann, wenigſtens in Magdeburg, weiter nichts als Rechnen und Schreiben verlangt. Somit konnte Christian auf dem Comptoire recht gut seine Stelle ausfüllen. Er bewies sich auch anſtändig und ſehr ordentlich, copirte, zählte Geld, lief zur Poſt und that alles, was man ihm hieß, mit rühriger Freundlichkeit. Ohne franzöſiſche Sprache, ohne Geographie, ohne Waarenkenntniß, ohne Handlungswiſſenſchaft, ohne Mathematik, ohne Stylübung arbeitete er ſich bald zur völligen Zufriedenheit ſeines Herrn in die Handelsgeſchäfte hinein. Anfangs war er freilich ſehr verwundert, daß blos mit der Feder in der Hand Waaren gekauft und verkauft wurden, die er nie zu ſehen bekam; aber er befand ſich um ſo beſſer dabei, und freuete ſich, daß er nicht nöthig hatte, in einem Laden den Leuten lothweis zuzuwiegen und ſich dabei im Winter die Hände roth zu frieren. Auch wäre es wohl noch Zeit geweſen, manchen verſäumten Unterricht in nützlichen Wiſſenſchaften bei ihm nachzuholen; aber Niemand dachte

daran. Indeß mögen Kunſt und Wiſſenſchaft doch wohl, ehe er mit Leib und Seele Kaufmann wurde, etwas in ihm geſpukt haben, denn in den Nebenſtunden ſuchte er Beſchäftigungen, die nicht aufs Comptoir gehörten. So ſchnitzte er z. B. kleine hölzerne Räder, und brachte durch ihre Zuſammenſetzung ein kleines Uhrwerk zu Stande, das eine Stunde ging. Auch im Zeichnen und Malen verſuchte er ſich auf ſeine eigene Hand, und unternahm es ſogar, ſeinen Herrn mit Kutſche und Pferden aufs Papier zu bringen. Sein Herr betrachtete das Bild mit lächelndem Wohlgefallen, als er es aber ſeinem Nachbar, dem Kaufmann Bruder, zeigte, erklärte dieſer es für ein Zeichen von Hochmuth — und es wurde ihm nun ſtreng unterſagt.

Zu Hauſe ging es unterdeß nicht am beſten. Ackerbau und Viehzucht wollten nicht immer ſo viel einbringen, als zum Betrieb nöthig war. Eine eigentliche Vernachläſſigung der Wirthſchaft konnte man dem Großvater grade nicht zur Laſt legen, nur wollte man bemerkt haben, daß er ſich zuweilen heimlich in

seinem Nebenstübchen ein besonderes Brätchen schmecken ließ, was denn auch mit seinem etwas wohlbeleibten, behaglichen Ansehn so ziemlich übereinstimmte. Mit kleinen Unglücksfällen häuften sich kleine Schulden, und endlich kam das größere Unglück — der Krieg dazu, jener siebenjährige, der bald unerschwingliche Opfer forderte. Die Verwirrung in der Wirthschaft vermehrte sich noch, als die Großmutter, die lange für eine gute Hausfrau gegolten hatte, den verlornen Muth durch starke Getränke wieder zu gewinnen suchte.

Die meiste Sorge fiel jetzt auf Johann, den zweiten Sohn, dem der Hof nunmehr zum Erbe bestimmt war. Die fehlende Aufsicht über das Gesinde zu ersetzen, ergriff er den Stock und ging damit über den Hof, zu den Scheunen und zu den Ställen. Er ereiferte sich über die Maaßen und zürnte und schalt, wo er eine Versäumniß fand oder einen Betrug entdeckte, und schlug drein, wenn man nicht gehorchen wollte. Allein — sein Verwalteramt sollte nicht lange dauern, er wuchs über sein Alter zu einer ansehnlichen Größe heran, so daß er mit 14 Jahren schon Mannshöhe erreicht hatte. Sofort ward er zum Soldaten

genommen, zur Stadt gebracht und einexercirt, war aber mit seinem schlanken Wuchs noch so schwach, daß ihm oftmals das Gewehr, wenn er es an den Leib drücken wollte, aus der Hand auf den Boden fiel. Bei dem immer neuen Bedarf an Mannschaft nach schnellen, blutigen Schlachten hielt man sich mit den Vorübungen in den Waffen nicht lange auf. Man erklärte ihn gar bald für einen fertigen Soldaten und schickte ihn in das Feld.

Ueberall, wo er ins Quartier kam, erwarben ihm seine große Jugend und seine Ordnungsliebe die Zuneigung der Menschen, wovon er gleich in den ersten Tagen seines Marsches den auffallendsten Beweis erhielt. Als er nämlich in Zerbst, wohin ihn zunächst der vorgeschriebene Weg führte, bei ein Paar alten Leuten ins Quartier gelegt wurde, gewannen ihn diese so lieb, daß sie ihn gar nicht wieder von sich lassen wollten. Er sollte sich verstekken, bis der Zug vorüber wäre. Er sei ja noch viel zu jung, meinten sie, er könne die Kriegsstrapazen noch nicht ertragen, es würde sein Tod sein; sie wären alte Leute und hätten keine Kinder, sie wollten schon für ihn sorgen. Und wie nun kein Zureden half, begleiteten sie

ihn den andern Morgen mit Thränen hinaus und baten ihn noch, daß er seinen Namen an alle Thüren schreiben möchte, was er denn auch that. Nicht allein zu seinem Andenken war dies, sondern es sah zugleich aus, als wenn er mit der Handschrift von ihrem kleinen Eigenthum Besitz nähme.

Zu einem besondern Glück gereichte es ihm, daß er dem Major, nachmaligen General Kohr, zur Ordonanz gegeben wurde. Dieser behandelte ihn sehr liebreich und wurde ihm durch große Theilnahme an seinem Schicksale bald zu einem natürlichen Vormunde, bei dem er in der Folgezeit noch oft Rath und Hülfe suchen konnte. In eine Schlacht kam er nicht sobald. Aber er hatte oft das schwierige Geschäft, als Scharfschütz mit andern auf einen Felsen gestellt, den Marsch gegen Panduren zu sichern, wobei es ihm einst beinahe schlimm ergangen wäre. Es hatte geregnet, auf schlüpfrigem Boden gleitete er aus, und der Ladestock fiel hinabwärts nach den Panduren. Als ein ordentlicher Bursche aber wollte er ihn nicht preis geben, und kam nun jenen so nahe, daß sie schon die Hände nach ihm ausstreckten; aber er entschlüpfte ihnen noch mit knapper

Noth, und ſein Major rief ihm mit lachendem Beifall entgegen: „da hätten ſie Dich bald erwiſcht!“ Auch in größern Gefechten war er glücklich. Bei Torgau aber erlebte er jenen bekannten ſchrecklichen Tag. Ein Regiment rückte nach dem andern aus dem Walde vor, um auf den Feind zu ſchießen, den ſie gar nicht zu ſehen bekamen, denn die Oeſterreicher ſtanden bis an die Zähne verſchanzt. Wie rechts und links die Kameraden fielen, riß unſerm jungen Krieger eine Kugel das Gewehr aus der Hand. Er ſah ſich um, wo er ein anderes bekäme, und fand einen alten Soldaten ſterbend liegen. Eine Büchſe Kartätſchenkugeln lag ihm vor dem aufgeriſſenen Leibe. „Iſt euer Gewehr noch gut?“ fragte er ihn, und auf ein ſtöhnendes Ja ergriff er es zur Fortſetzung des Kampfes. Aber bald ſtanden die Soldaten nur noch einzeln, und Alles, was noch Athem hatte, lief nach dem Walde zurück. „Es iſt nichts heute!“ rief ein Tambour ganz munter, wie er an ihm vorweg rannte, und indem ſchlug eine Kanonenkugel durch die Trommel und ſchmetterte ihn zu Boden. Nur traurige Ueberreſte ſammelten ſich wieder, und warteten, bis Ziethen, den man im Rücken des

Feindes zu früh erwartet hatte, den theuer erkauften Sieg brachte.

Nicht lange darauf erfolgte der Friedensschluß, und unversehrt kehrte Johann in sein Dorf zurück. Aber wie viel fand er hier verändert! Vater und Mutter waren gestorben, ein gewissenloser Vormund hatte das Gut schlecht verwaltet, und es endlich einem Freunde zu einem Spottpreis zugewendet. Den Verkauf wollte nun Johann nicht gelten lassen; er ging vor den Domvoigt und verklagte den Vormund. Der Richter aber nahm den Verklagten in Schutz, und je tiefer man in die Sache eindrang, desto verwickelter sah sie aus, nach dem Sprichwort; „Eine Hand wäscht die andere!“ so daß den jungen Soldaten eines Tages die Ungeduld übermannte und er den Domvoigt bei der Brust packte, und ihn unsanft auf den letzten Sessel des Zimmers niedersetzte. „Das soll ihm theuer zu stehen kommen!“ ächzte der Domvoigt; und in der That mußte Johann sich keiner geringen Strafe gewärtig sein, denn er hatte sich an seiner Obrigkeit vergriffen. Er lief also gleich zu seinem General Rohr und erzählte, was geschehen war. „Das hast Du freilich schlimm gemacht,“ sagte

der General, „aber es soll den Schurken doch nichts helfen.“ — Eines Tages wurde denn Johann wieder zum Domvoigt gerufen, der ihn jetzt auf das freundlichste empfing. „Lieber Schütze, sagte er zu ihm, ihr könnt kommen bei Tag und bei Nacht, ich will immer zu euren Diensten sein, nur das Eine bitte ich: laßt den Prozeß ruhn.“

Was nun noch vollends sein Gemüth besänftigte, war das Zureden seines Bruders in der Stadt. Dieser hatte sich unterdeß sehr empor gearbeitet, und war durch seinen Eifer und Fleiß dem alten Kußkopf so werth geworden, daß er ihm für die Geschäfte mehr Zutrauen schenkte, als seinem eignen Sohn, den er überdies gern mit großen Anstrengungen verschonen wollte. Auch hatte sich Christian auf seine eigene Hand, und zwar durch Wechselei, schon ein kleines Kapital erworben.

Während des Krieges war nämlich viel schlechtes Geld geschlagen worden, und in Provinzen, wohin der Krieg nicht kam, wie das Herzogthum Magdeburg, strömte schlechtes und gutes Geld in Massen zusammen, so daß nach Aufhebung des schlechten der Landmann nicht wußte, was er mit dem großen Haufen des

Erwerbs, worin allerhand Münzsorten durcheinander lagen, anfangen sollte, und froh war, wenn ihm Jemand das unnütze Zeug gegen gangbare Münze vom Halse schaffte. Dazu hatte Christian den rechten Zeitpunkt wahrgenommen, sich recht bald mit der neuesten Münze versehen, und den Landleuten eine Art von Wechselbank eröffnet. Was er damit erwarb, legte den ersten Grund zu seinem künftigen Vermögen. „Auf diese Weise, lieber Bruder" — sagte er zu Johann — „kannst Du auch Geld verdienen." Er nahm ihn in die Lehre und machte ihn mit dem Werth der verschiedenen Münzsorten bekannt. Darauf füllte er ihm die Geldkatze mit gutem preußischen Courant und schickte ihn hinaus, daß er das Geschäft auf dem Lande fortsetze. Was er dabei erübrigte, gehörte ihm. — Fast abentheuerlich wanderte nun Johann auf den Dörfern umher, war vor Dieben und Räubern wohl auf seiner Hut, und freuete sich, wenn in einem Hofe der Bauer das gesammelte Geld auf den Tisch schüttete und auf den unnützen Haufen schimpfte. Gar bald auch konnte er seinem Bruder das vorgestreckte Kapital wieder zurückbringen. — Dies ermunterte ihn denn

noch manches andere Geschäft zu treiben. Bald war es ein Handel mit Mastvieh, bald das Aufkaufen von Flachs, der damals nicht in das Ausland gehen durfte. Dem Soldaten sah man Vieles durch die Finger, und mit den Aufpassern fiel dabei manches lustige Abentheuer vor, das seinen Verstand noch mehr witzigte.

Indem er auf diese Weise seinen Urlaub zur Verbesserung seines Zustandes benutzte, war er wohnhaft in seinem Dorfe, wo er sich ein Zimmer gemiethet hatte, und als sein eigener Herr ganz vergnügt lebte, bis ein besonderer Auftritt seine Behaglichkeit störte. Eines Tages nämlich, als er eben der Mittagsruhe pflegte, hörte er ein Pochen an die Thür. Eine alte Frau trat herein und fragte, — ob er nicht heirathen wolle; sie wisse eine schöne Gelegenheit für ihn. Es sei da nicht weit, in Olvenstädt, eine junge, hübsche Wittwe, deren voriger Mann auch Schütze geheißen und die ein ganz artiges Bauerngütchen zu verheirathen habe. „Ei was!“ fuhr er auf, „ich werde mir da von einem alten Weibe etwas freiwerbern lassen, scheren Sie sich zum Henker!“ — Ihm war zu wohl. Indeß erzählte er seinem jungen Bruder Stephan davon. Diesen hatte man

auch eingekleidet und einerercirt, aber er war zum Kriege nicht fertig geworden. Jetzt brauchte man ihn nicht weiter, und er lebte ebenfalls in dem Dorfe, mit einem glatten, weichen Geſicht von Mädchen gern geſehen, und von Natur ſanften, friedfertigen Sinnes. Wie er von dem Auftritt hörte, ſagte er zu Bruder Johann: „Du ſollteſt den Vorſchlag doch nicht ſo ganz von der Hand weiſen. Wie wär's? Ich habe mir ein Paar neue kalblederne Stiefeln beſtellt, die den Sonntag fertig werden; damit will ich Dich nach Olvenſtädt begleiten. Was meinſt Du?" — Johann war es zufrieden.

Alſo den nächſten Sonntag wanderten beide Brüder wohlgeputzt nach dem nur ein Stündchen entfernt liegenden Olvenſtädt hinab. Um einen Vorwand durfte Johann nicht lange verlegen ſein; als ein Handelsmann konnte er ganz dreiſt bei der Wittwe eintreten. Er ſah ein kleines, freundliches Frauchen vor ſich, mit einem gutmüthigen Geſicht und muntern, braunen Bäckchen. Ihr einfach — ehrliches Weſen gefiel ihm, und ſeine Handelsfragen gaben ihm auch bald Gelegenheit, ſich in der Wirthſchaft ein wenig umzuſehen. Aber da ſah es kläglich aus. Der Krieg hatte nur noch eine

alte Mähre im Stall zurückgelaſſen, und der Grasgarten mit ein Paar dürren Bäumen war für die Hühner offen geblieben; indeß belaſteten keine Schulden den Hof. An den langen, ſtattlichen Mann mit der Habichtsnaſe blickte die Wittwe etwas ſchüchtern, doch nicht ohne Wohlgefallen hinauf. Ein Lächeln ſagte, daß ſie ſeine Abſicht gar wohl merke. — Lebhafter wurde das Geſpräch, als ihre Schweſter dazu kam, ein zartes, blühendes Geſicht, eine liebliche Stimme mit einſchmeichelnder Beredſamkeit. Nun wurde auch Bruder Stephan lebendig. Neugieriges Fragen ging bald in Neckerei über, und man ſchied in der beſten Stimmung. Wie die Brüder vor das Dorf kamen, ſagte Stephan: „es wird ſich Alles recht gut ſchicken; Du heirathest die Wittwe und ich ihre Schweſter.“ Und das nämliche hatten auch drinnen die Schweſtern gemeint. Was noch fehlte, wurde bald durch Verhandlung in Richtigkeit gebracht. Und ſo heirathete denn Johann die Wittwe Schütze in Olvenſtädt. Aber der Hof konnte ihm nur auf gewiſſe Jahre zugeſchrieben werden, weil aus der erſten Ehe noch ein kleiner Sohn, mit Namen Andreas,

vorhanden war, dem Alles zu seiner Zeit wieder übergeben werden mußte.

Auch Stephan machte bald darauf mit dem Schwesterchen Hochzeit, indem er einen Gasthof pachtete. Ihre Gäste aber bewirtheten sie immer so gut, daß sie an sich selbst zuletzt dachten.

Johann trat dagegen als ein Reformator auf, sowohl in der eigenen Wirthschaft, als in dem Gemeindewesen. Er trug anfangs, bis er den Abschied erhielt, noch den steifen Soldatenzopf, der ihn gewaltig in Respekt setzte. Sogar den Pastor nebenan, der sehr gebieterisch war, und ihm beim Aufgebot noch Hindernisse in den Weg legen wollte, verfolgte er eines Tages, da derselbe ihn eben erzürnt hatte, mit einer Handhabe über den Hof, so daß dieser kaum entfliehen konnte. Nach der Mode richtete er sich nur, wenn sie grade für die Umstände paßte. Immer steuerte er auf das Rechte, Vortheilhafte, Vernünftige los, und wenn die Hausfrau noch irgend einen Aberglauben befriedigen wollte, mußte sie es heimlich thun. Der Gerichtsdiener, der jährlich von der Domvoigtei auf einem Schecken angeritten kam, um von Dorf zu Dorf Geschenke einzusammeln, durfte fortan nicht mehr den Hof

betreten. Alles zitterte, wenn er den großen Menschen mit kurzen Worten abfertigte; aber er bewies den Bauern, daß er ihnen weder schaden noch nützen könne.

Vornehmlich in seiner Wirthschaft traf er so viel Veränderungen und Verbesserungen, daß man es eine neue Schöpfung nennen konnte. Das Baufällige wurde wieder hergestellt, jede Lücke ausgefüllt, der öde Grasgarten aufs neue bepflanzt, und daneben noch ein Kirschgarten, mit regelmäßigen Gängen und einer großen Weinlaube angelegt. Der Hof, als ein Kossatengut, konnte eigentlich nur zwei Pferde halten. Eine solche Handthierung kam ihm aber armselig vor; er schaffte vier Pferde an, die ohne theure Fütterung, nur sorgfältig abgewartet, immer nett und blank einherschritten. Daß diese auch zu thun hätten, pachtete er noch mehrere Aecker. Auch ließ er einen großen Steinbruch bearbeiten, und brachte es in der Stadt dahin, daß ihm die ganze Steinlieferung dort für das Bau- und Fährамt anvertraut wurde, wodurch er noch manchen andern im Dorfe in Thätigkeit und Nahrung setzen konnte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, bald zum Tadel, bald zur Nachahmung.

Nicht lange, so wurde ihm ein Sohn geboren, an dessen Taufe sich wichtige Folgen knüpften, denn Bruder Christian, der Kaufmann, stand bei ihm Gevatter. Dieser hatte im Glück wieder eine neue Stufe erstiegen, denn der alte Kußkopf war gestorben und die Geschäftführung der großen Handlung im Namen seines Sohns ihm übergeben, so daß zwar die alte Firma blieb, er aber mit einem Antheil am jährlichen Gewinnst alles allein besorgte. Wegen dieser Würde trug er nach damaliger Sitte nun auch nicht mehr sein eigenes Haar, sondern eine Perücke, und zu Sonn- und Festtagen einen Degen.

Er war auf dem Kindtaufenschmaus so vergnügt, daß er gleich gelobte, den Pathen, der von ihm den Namen Christian bekommen hatte, sobald er neun Jahre alt sei, zu sich zu nehmen. Noch ein anderer Entschluß wurde gefaßt. Da nämlich unter den ländlichen Gerichten eben gebratene Tauben vorkamen und er solche gern aß, so erbot er sich, zwischen Hof und Garten einen großen Taubenthurm zu erbauen. Gleich in den nächsten Tagen fing man an, dazu den Grund zu graben und Steine anzufahren. Eine dicke, massive Mauer

erhob sich täglich immer mehr und mehr, und des Abends kamen die Leute auf den Hof, zu sehen, was das werden sollte. Ihr Erstaunen stieg mit dem Bau. „Jetzt," hörte man sie von Zeit zu Zeit sagen, „jetzt werden sie aufhören, das Geld ist alle." Es wurde aber immer fortgemauert, bis ein stattliches Ziegeldach und oben eine Fahne kam, worauf sich ein Paar Tauben schnäbelten. Man vergaß auch nicht, im hohen Gebäude ein nettes Zimmer einzurichten, zunächst für den reichen Onkel, und dann für den Officier bei Einquartirung. Solche fiel bei jedem Herbstmanöver vor, das damals jährlich bei Magdeburg gehalten wurde. Der Thurm war aber, in Absicht des Gebrauchs, so wundersam zusammengesetzt, daß ihn ein Officier dem andern als eine Merkwürdigkeit zeigte. Erst kamen die Schweine, dann die Hühner, darauf das nette Zimmer, darüber der erste und dann der zweite Taubenschlag. Am besten war unstreitig für die Tauben gesorgt, die sich auf dem Freisitz denn auch so vermehrten, daß sie im Fluge bald wie eine Wolke über den Hof schwebten.

Als nach der Geburt des Erstlings zwei Jahre und zwei Monate vergangen waren, wurde

ein zweiter Sohn geboren, der nach dem jüngern Bruder des Vaters — seinem Pathen — den Namen Stephan erhielt — vollständig Johann Stephan. In ihm hatte ich — den 1. November 1771 — das Licht der Welt erblickt.

Die Leser wissen nun, was alles mir vor Augen lag, als ich meiner bewußt wurde, was die Sinne und den Geist beschäftigten, und durch welche Fäden ich an die Welt geknüpft war. Das Leben meines Vaters und was vor ihm geschah, nahm zunächst, so wie ich denken konnte, meine Seele ein. Das erste Denken und Empfinden ist wie ein Fortwachsen aus dem Leben anderer, bis die eigene innere Bestimmung allmählig den Menschen aus dem Zusammenhange loswindet und zur Selbstständigkeit bringt. Auch für diese Trennung und Absonderung wurde bei mir bald gesorgt. Besondere Umstände beschleunigten sie.

Zweites Kapitel.

Der Bauerknabe.

Meine früheste Erinnerung mag sich etwa auf das 4. Jahr und auf einen Bären erstrekken, dem ich auf seinem Gange nachgetragen wurde. Dann kam die Schulzeit, wo die listige Frau Kantorin die Ankömmlinge, um sie an ihr hartes Loos zu gewöhnen, mit Rosinen beschenkte, wodurch sie aber eigentlich nur die Mütter zu Gegengeschenken rühren wollte. Ehrwürdiger steht der Kantor vor mir, wie er mit ruhigem Ernst sein greises Haupt zum Gebet entblößt. Den meisten Eindruck im Unterricht machten die biblischen Geschichten von Hübner auf mich, die nach der ersten Stunde vorgelesen wurden. Während andere Schüler

ihr Butterbrot verzehrten, war ich ganz Ohr dafür, und namentlich die Geschichte vom Haupte des Johannes erzählte ich meiner Mutter mit vieler Theilnahme wieder.

Zu Hause bestand die Erziehung hauptsächlich darin, daß man uns zur Ordnung und zum Gehorsam anhielt, wobei die liebreiche Ermahnung der Mutter die größere Strenge des Vaters milderte. Auf die innere Ausbildung wirkten aber am meisten des Vaters Abendunterhaltungen, wenn er von seinem Leben und vom siebenjährigen Krieg erzählte. Sie gaben mir gleichsam die erste Berührung mit Welt und Schicksal. Die Phantasie belebte sich daran; im Herzen keimten stille Vorsätze. Mir gefiel es besonders, wenn er ein Recht verfochten oder durchgesetzt hatte. Doch blieb auch das Listige, Abentheuerliche nicht ohne Nachwirkung. — Zu höhern Ahnungen stimmte sich das Gemüth, wenn die Mutter sagte: „wir haben ja lange nicht gesungen," und der kleine Familienkreis sich nun an einem Liede aus dem Gesangbuche erbauete.

Der Kinder waren jetzt Dreie, denn 2¼ Jahr nach mir kam ein dritter Sohn, welcher Gottlieb genannt wurde.

Ich bemerkte gar bald, daß ich mich in keiner günstigen Stellung befand. Beide Brüder hatten Vorzüge vor mir, der ältere dadurch, daß er zum Onkel in die Stadt kommen sollte, der jüngere dadurch, daß er als der jüngste und überdies als ein sehr stammhafter, rothbäckiger Junge sehr geliebt war. Er gefiel dem ganzen Hof und den Aeltern so sehr, daß selbst der ernstere Vater manch Stündchen mit ihm vertändelte, ihm zum Spiel Anleitung gab und ihn mit einem hölzernen Degen ausstattete. Des Kantors Enkelin, eine vornehme Predigerstochter, die jährlich zum Besuch kam, spielte Braut und Bräutigam mit ihm, während der ältere Bruder, Christian, mit dem jüngsten Sohne des Pastors starken Verkehr trieb. Christian erhielt auch manchen Privatunterricht, und wenn er beim Kantor seine Klavierstunde hatte, schlich ich unter das Fenster und horchte zu. Ich stand gegen beide Brüder im Schatten. Zart und reizbarer Natur, nicht selten von Kränklichkeit und Unpäßlichkeit heimgesucht, hatte ich so oft zu wehklagen, daß man mir den Beinamen Nenger gab. Unbeschreibliches Mißbehagen bereitete mir besonders ein Kopfübel, das mich keinen Morgen

fröhlich erwachen ließ. Mit Angſt ſah ich oft die Tage, die Stunden herankommen, die mir von der liebreichen Hand der Mutter Erleichterung und Hülfe bringen ſollten. Erſt, wenn ich tapfer ausgeſtanden hatte, durfte ich wieder ſchmerzenfreie Augenblicke hoffen. Ein ganz anderer Geiſt dämmerte dann in mir auf; hinter dem trüben Schleier blickte ſogar Scherz und Muthwille hervor. Aber es war, als ſollte ich auch in der muntern Laune zurückgeſcheucht werden, denn gleich der erſte Scherz, den ich mir öffentlich erlaubte, wurde hart an mir beſtraft. Eines Nachmittags nämlich, wie ich eben heitern Sinnes den Ball gegen die Thür warf, ſagte die Mutter zu mir: „geh und hole Chriſtian, er bleibt ſo lange aus.“ Als ich nun durch die Straßen ſchweifte, wurde ich jenſeit des Baches, der mitten durch das Dorf geht, eine Schaar großer Mädchen gewahr, die Ballverſtecken ſpielten. Ich ſtellte mich auf die Brücke und that, als wiſſe ich, wo der Ball verſteckt ſei. Da raffte ſich die Anführerin des Spiels, welche glaubte, daß ich das Spiel wirklich verrathen hätte, ſchnell vom Boden auf und kam mich zu züchtigen. Wie ich ihr nun zu entlaufen trachtete, fiel ich am Rand

des Baches hin und hatte die Empfindung, wie wenn der Arm tief in die Erde ginge und oben mit einem eisernen Ringe umklammert würde. Das Geschrei, das ich erhob, ließ fürchten, daß ich Schaden genommen. Man brachte mich nach Hause. Die Mutter glaubte, daß ich mir den Arm verrenkt oder verstaucht hätte und übergab mich der Magd, die mich zur Heilung nach dem Hirten tragen sollte, welcher in der Heilkunde nicht unerfahren war. Herabhangend von der Magd schrie ich das ganze Dorf entlang. Wie mich der Hirt besichtigte, sagte er gleich, der Arm sei gebrochen; er könne sich damit nicht befassen. Jetzt wurde ich weiter getragen und kam zum Barbier. Dieser, ein lustiger, geschwätziger Mann, hatte gegen den Bruch nicht das Mindeste einzuwenden. Er fand ihn vollständig und gehörig, und versicherte, daß es damit gar keine Noth habe. Er machte gleich seinen Verband, und schickte mich damit nach Hause. Hier lag ich im Wohnzimmer auf einem Lager und schrie in der Nacht das Flimmern des Lichts am Balken als Geister an, bis die Mutter aus dem Bette sprang und mich beruhigte. Aber der lustige Barbier war vom siebenjährigen Kriege her

wirklich geſchickt — er hatte nach einigen Wochen den Arm ſo gut geheilt, daß ich ſpäterhin nicht ſagen konnte, ob es der rechte oder linke geweſen. — Dieſer Unglücksfall mußte indeß noch mehr dazu beitragen, mich zu verſchüchtern und von allem Gewagten zurückzuſchrecken. — Damals mochte ich ſechs oder ſieben Jahre alt ſein.

Einige Zeit nachher war ich Augenzeuge von einem ähnlichen Unglück. Ich ging auf den Hof eines Verwandten, wo ein Haus gerichtet wurde. Viele Kinder ſahen zu. Da trug ein Zimmermann einen großen Balken daher, und weil er ſich eben davon gedrückt fühlte, warf er ihn von der Schulter ſeitwärts ab. Er traf aber auf einen Knaben, der halb in Stroh verborgen ſpielte. Auf ſein Geſchrei trug man ihn nach Hauſe. Ein Schenkel war ihm gebrochen; der Barbier heilte ihn indeß ebenfalls ſehr glücklich. Er hieß Stephan Jericho und war der einzige Sohn eines wohlhabenden Häuslers. Das Schickſal führte mich in der Folge näher mit ihm zuſammen.

Dies Erlebniß vermehrte meine Behutſamkeit noch, ſo daß ich künftig alle rohen Spiele faſt gänzlich mied. Wenn die Knaben

ſich im Winter vor einen Schlitten ſpannen und eine Straße hinabfahrend ſich wechſelsweiſe damit in einen Graben warfen, hütete ich mich wohl, mich mit aufzuſetzen. Ich zog die ſcherzhaftern Spiele vor. So kehrte ich eines Abends faſt mit Begeiſterung von dem Begräbniß einer todten Ente zurück, indem ich meinen jüngern Bruder immer verſicherte, daß es dabei gar nicht, wie im gewöhnlichen Spiele, ſondern mit Rede und Geſang ſehr förmlich und feierlich zugegangen ſei. — Körperliche Züchtigung fiel in der Erziehung nur ſelten vor, doch kränkte mich auch ſchon die geringſte, beſonders, wenn ich bemerken mußte, daß meinen Brüdern weniger zugemeſſen wurde. So geſchah es, als wir eines Abends zu ſpät von einem Ballſpiele zurückkehrten. Der muß nur wenig haben, ſagte mein Vater, indem er den Stab nur leiſe auf Gottlieb fallen ließ; und er kam doch noch ſpäter als ich. Dies ſchmerzte mich ſo ſehr, daß ich mich in die Küche verkroch, ohne zu eſſen. Wo daher eine Strafe vermieden werden konnte, that ich es gewiß mit allem Fleiße. Bei einem Manöver der Reiterei, die in einem Jahre in den Dörfern umherlag, vergaßen im Zuſchauen die meiſten Knaben, daß

ſie zur Beichtvorbereitung zu ſingen hatten; ich aber lief, was ich konnte, um zu rechter Zeit in der Kirche zu ſein. Dafür hatte ich am Montage das ruhige Zuſehen, wie der Kantor einem Jeden, der gefehlt hatte, die Strafe in die flache Hand zahlte.

Weil ich denn öfters zurückgeſetzt und körperlich noch von Schmerzen geplagt wurde, ſo hatte ich es mir feſt eingeprägt, nicht, wie andere, einſt meine frühe Jugendzeit für eine glückliche zu halten. Ich erkühnte mich an einem Winterabende ſogar, darüber eine kleine Rede zu halten und zu erklären, daß meine Jugend — gar nicht glücklich geweſen ſei. Man war verwundert, einen Knaben ſchon von Vergangenheit ſprechen zu hören, und ein allgemeines Gelächter überraſchte und beſchämte mich.

In Abſicht der Neigungen herrſchte unter uns Brüdern die größte Verſchiedenheit. Der älteſte, gewöhnlich ſtill und ernſt, half gern in häuslichen Dingen: er konnte früh aufſtehen, wenn neue Butter geſchlagen wurde und den Durchſchlag halten, trotz des ſpöttiſchen Beifalls der Mägde darüber. Der jüngſte lief gern

in den Stall und hatte ſeine Freude an den Pferden und ihren Verrichtungen. — Mich trieb meine Neigung dagegen zu einſamen und künſtlichen Beſchäftigungen. Ich ging in den Garten, kroch in den Steinbrüchen umher und ſpähete hier nach Vogelneſtern, wie zu Hauſe nach den verlegten Eiern der Hühner. Ich verfertigte Windmühlen, Hollunderbüchſen, bunte Strickbälle und, was mehr ſagen wollte, am Hauſe eine Sonnenuhr, deren Stunden ich nach Beobachtung des von einem Stift herumlaufenden Schattens in einem Halbkreiſe mit ſchwarzer Dinte bezeichnete. Die größte Seligkeit aber war es für mich, Rothkehlchen zu fangen. Wenn ich von dem hohen Boden des Paſtors auf das Erntefeld hinabſah, dachte ich: dieſe Mandeln müſſen erſt alle herein — dann kommen die Rothkehlchen. Von den Weidenbäumen holte ich die Ruthen zu Sprenkeln herab, und wenn dieſe durch den Garten vertheilt waren, konnte in der frühen Dämmerung auch der ſüßeſte Schlaf mich nicht auf dem Lager zurückhalten. Ein magiſcher Nebel umſchleierte oft Bäume und Geſträuche und vermehrte die Heimlichkeit des Gartens, in den ich hineinlauſchte. Schon das Hin- und Her-

ſchlüpfen der kleinen Geſchöpfe war lieblich anzuſehen. Und welche Luſt nun, wenn der Sprenkel lag und ein Paar weiche Flügel emporzappelten! Auf das zärtlichſte umfing ich die niedliche rothe Bruſt, und ſorgte auch immer dafür, daß kein zu harter Sprenkel die zarten Beine zerſchlug. Vermehrte ſich in der warmen Stube die kleine Geſellſchaft zu ſehr, ſo wurde davon Freunden und Nachbarn abgelaſſen. Niemand ſtörte mich bei dieſem Vergnügen; ich hatte immer die Freude, allein zu ſein. Doch war leider unſer Garten nur klein und mit wenig Buſchwerk verſehen. Wie in ein Paradies lauſchte ich in die großen Gärten der Ackerhöfe, die mir Armen verſchloſſen blieben. Zur andern Zeit wurde den Sperlingen nachgetrachtet, die ich mit Stein und Micke und vorgeſtreutem Hecksel ſchnell anzulocken und zu berücken wußte, bis ich einmal eine Kröte ſtatt eines Sperlings in die Hand bekam, was mir einen ſolchen Widerwillen erweckte, daß ich alle Steine zerſchlug.

Eine Neigung zum Künſtlichen verrieth ſich auch darin, daß ich einſt zur Heermeſſe in Magdeburg ſtatt eines Spielzeugs eine Glocke wünſchte, die man über unſer Bette

hängen und des Morgens als Wecker von der Wohnstube aus anziehen sollte. Mich ergötzte der kleine Mechanismus, der ganz so zu Stande kam, wie ich ihn mir gedacht hatte.

Die Beschäftigungen, die gelegentlich uns zufielen, waren im Grunde nur Vergnügungen, denn etwas Schweres legte man uns nicht auf, und die Jugend freuet sich, wenn sie etwas thun kann. Vor allem zu den schönsten Tagen muß ich zählen, wenn uns Kindern vergönnt war, die Schafe auszutreiben. Dies geschah, wenn der Schäfer sie vor der Wollschur gebadet hatte, und sie abtrocknen, aber sich nicht bestäuben sollten, was zu fürchten war, wenn sie mit der allgemeinen Heerde gingen. Wir hatten nun den ganzen Tag frei, und trieben durch das Feld nach den alten Steinbrüchen, welche begraf'te Hügel bildeten. Hier lebten wir das glücklichste Schäferleben, indem wir bald die Wolken am Himmel verfolgten, bald die Regsamkeit im Felde überschaueten, bald den schweifenden, hüpfenden Vogel bis in seine Heimath begleiteten, bald Blumen zu Ordensbändern und Kränzen wanden. Dieses Horchen und Lauschen auf alles, was um uns her geschah, schmeichelte dem frischen, jugendlichen

Sinn mit unendlichem Reiz. Kam die Eßzeit, ſo ging einer in das Dorf hinab, und neugierig ſah der erwartende Blick ihn darauf mit der gewünſchten Labung durch die Kirchhofthür zurückkehren. — Zu den ſchauerlich — ſüßen Vergnügungen gehörte, Feierabend auf dem Kirchthurm zu läuten. Entweder ließ die Tochter des Küſters die verſchämten Burſche mit hineinſchlüpfen, oder ein Paar Knaben erhielten die Erlaubniß allein. Da übten ſich meine Kräfte öfters am Strang der kleinen Glocke, und das Dunkle des Aufgangs mit dem pochenden Uhrwerk wirkte wie ein halb ausgeſprochenes Geheimniß auf das Gefühl. — Selbſt größere Anſtrengungen ſcheute ich nicht. Olvenſtädt ſchätzte ſich glücklich, weder einen Edelmann noch einen Amtmann zu haben, doch mußte es dem Domkapitel, dem es gehörte, Handdienſte leiſten. Dieſe waren indeß ſo unbedeutend, daß die Aeltern öfters ihre Kinder dazu ſchickten. Ich ließ mir dieſe Wanderung zur Stadt nicht nehmen. Es hatte etwas Abentheuerliches, etwas Unternehmendes, ſo in das Groſſe und Fremde hinein zu gehen. Da es gewöhnlich — im Dom, im Kreuzgang — etwas zu fegen gab, ſo nahmen viele

Burſche einen ſchlechten Beſen mit, den ſie, wenn ſie Mittags fertig waren, von der Strombrücke hinab in die Elbe warfen, um nun deſto freier durch die Stadt zu ſchweifen. Eine Kapelle neben dem Kreuzgange, in die der Wind das fallende Laub von den nahen Bäumen durch die zerbrochenen Fenſter wehete, iſt mir von jener Zeit des Herrendienſtes als ein angenehmes Bild der Erinnerung zurückgeblieben. Dabei erſchien der Aufſeher, der Küſter Zehne, uns mit ſeinem Zanken und Poltern immer wie der Tyrann eines Puppenſpiels. Es war eine ordentliche Freude, ſich vor ihm zu fürchten, und davon andern Kindern wie von Heldenthaten zu erzählen. — Die Domſchüler ſah ich in den Zwiſchenſtunden bald mit einigem Stolz durch den Kreuzgang laufen, denn Bruder Chriſtian war nun zur Stadt und an die Domſchule gekommen. Ich fragte nach ihm und wartete unten an der Treppe. Die Freude des Wiederſehens war nicht gering, und wenn Chriſtian einen Groſchen übrig hatte, wurde damit die Kuchenfrau herbeigerufen.

Er wohnte für jetzt bei dem Summiſſarius. An Feſttagen brachte er uns etwas mit, wenn er uns beſuchte. Es kam dann auch wohl die

Frau Summiſſarius mit und ging im Hausflur auf und ab, um ſich auf die Wünſche zu beſinnen, die ſie an meine Mutter zu thun hatte. Da war bald die Butter, bald der Flachs gut gerathen. — Auch Mitſchüler begleiteten meinen Bruder zuweilen, die ſich über die Sprache unſerer Paſtorſohne aufhielten — und mich zuerſt zwiſchen verſchiedene Anſichten, der Dörfer und der Städter, ſtellten. Unſere Leute blieben denn ihrerſeits den Städtern auch nichts ſchuldig, und erinnerten ſich bei ihrer Kleidung gern an den Hanswurſt. Das höfliche Weſen hatte ihnen etwas Poſſierliches; ſchöne Worte erweckten Mißtrauen. Gegen Anmaßungen ermunterte man ſich gegenſeitig. So war man in Olvenſtädt vielleicht freiſinniger als irgendwo, und mir iſt daher die Ueberlieferung merkwürdig geweſen, daß ſich die Leute einſt die freien Männer von Olvenſtädt genannt haben ſollen.

Das Dorf mit tauſend Einwohnern und vieler Wohlhabenheit, ſcheint durch vier Thore, die ſich noch zum Theil erhalten haben, und draußen durch Spuren eines umherlaufenden Walles, ſo wie durch einen (jetzt beackerten) Raum, den man als den ehemaligen Markt

bezeichnet, die Sage zu bestätigen, daß es sonst eine Stadt gewesen, die denn wahrscheinlich bei der Belagerung Magdeburgs zu Grunde gegangen. Wie fest aber sich etwas im Munde des Volks erhält, das beweist hier das Fortdauern mancher Benennungen, die auf das Gegenwärtige gar nicht mehr passen. So unterscheidet man einen Ackermann an der breiten Straße von einem andern gleiches Namens hinter der Kirche, obgleich hier schon längst keine Kirche mehr zu sehen ist, indem die jetzige weit davon, am entgegengesetzten Ende des Dorfs liegt. Räthselhaft klang es mir, wenn Olvenstädt vom schwedischen Olav hergeleitet und damit die Benennung der freien Männer in Schweden, wo die Bauern so heißen, in Verbindung gebracht wurde.*)

*) Als die Liguisten sich der Festung Magdeburg näherten, zerstörten sie zuerst die Verschanzungen, welche die Magdeburger in der Umgegend hatten, worunter denn auch Olvenstädt wird gewesen sein. Bald nach der Zerstörung Magdeburgs aber, das man wieder aufgab, blieb das ganze Erzbisthum eine geraume Zeit in Besitz der Schweden, unter deren Schutz sich wahrscheinlich Olvenstädt wieder erhob, und so könnte denn doch wohl die frühere Benennung der freien Männer (vielleicht mit andern ertheilten Vorrechten) von den Schweden herrühren.

Die reichen Kornfelder der Börde abgerechnet, konnte für mich die flache Gegend umher zur Erweckung der Phantasie eben nichts Belebendes haben. Ein Leiterwagen, der zum Rothenseer Busch nach Heu fuhr, trug mich zuerst in einen Wald: wie staunte ich das geheimnißvolle Reich an, wie wundersam klang das Echo verhallender Töne! Hinter mir und vor mir glaubte ich Feen und Geister im Verfolge meiner Spur. — Auf das Gefühl wirkte besonders der feierliche Gottesdienst in der grossen, heitern Kirche des Dorfs, wo der eifernde, mit überhangenden Augenbraunen oft zürnende Pastor Walter, der die Gemeinde in großer Sittenreinheit erhielt, vornehmlich die Passionszeit durch eine eigene Erfindung sehr erbaulich machte. Er hatte nämlich dazu ein Passionsbuch verfertigt, worin Lieder gesammelt waren, die zu den verschiedenen Auftritten in der Leidensgeschichte paßten, und so wie nun ein Schulknabe eine Stelle der Bibel — oft nur wenig Worte — laut der versammelten Gemeinde vorgelesen hatte, fiel diese mit dem Liede aus dem Passionsbuche ein, worin die Theilnahme an der Begebenheit ausgedrückt war. Die Geschichte wurde dadurch gleichsam

dramatisch, und die Gemeinde bildete den Chor. Bange Erwartung, Rührung, Liebe, Hingebung wechselten in ihrer Andacht. Die heiligste Stille herrschte durch das Haus.

Die Hauptfeste gewannen noch durch besondere Gebräuche. Gesang vom Thurm verkündete in der Nacht die Geburt Christi. Die Kinder gingen aber nicht zu Bette, bevor nicht jeder einen Korb auf den Tisch gestellt hatte. Den Morgen stürzten sie herbei. Christus war in der Nacht gekommen — das Körbchen stand gefüllt. Jeder empfing sein Theil, und weder Neid noch Streit konnte so die Freude stören.

Zu Ostern begrüßten die Kinder ihre Pathen, was das Sammen (Sammeln) genannt wurde. Zu Festkuchen, Nüssen und rothbäckigen Aepfeln gesellte sich noch ein nützliches Geschenk. Ich habe so eine hallische Bibel von 1777 zum Andenken erhalten, die ich noch besitze.

Zwei Hochzeiten fielen in der Familie vor, die meine Erfahrung sehr erweiterten. Die erste war die Hochzeit meiner Pathe — denn ich hatte außer dem entfernten zweiten Onkel auch zwei Pathen im Dorfe. Diese Pathe galt als die einzige Tochter eines Ackermanns für das reichste Mädchen im Orte; nicht minder

zeichnete sie sich durch eine weiße Haut und ein feines Gesicht, dabei aber auch durch eine so außerordentliche Sprödigkeit und jungfräuliche Schweigsamkeit aus, daß kein Kuriche sich an sie heran wagte. Meiner Mutter gelang es endlich, ihr einen Freier zu gewinnen, gegen den auch die stolzeste Sprödigkeit nichts einwenden konnte. Es war ein junger, schöner und, man kann gewissermaßen sagen, gebildeter Mann mit vieler Würde in seinem Ansehn, der mit diesen Eigenschaften noch den Besitz von zwei Ackerhöfen verband. Der Grund aber, warum meine Mutter ihn für das Mühmchen passend hielt, lag in seinem lustigen Humor, der — meinte sie — am ersten den spröden Mund zum Lächeln und zu einem freundlichen Ja bringen würde. Beide kannten sich — obgleich ihre Ackerhöfe einander gegenüber lagen, wegen ihrer Eingezogenheit wenig oder gar nicht. Die Verbindung mußte, wie bei entfernten fürstlichen Höfen, durch Vermittelung eingeleitet werden. Ein Sonntagnachmittag unter der Kirche diente dazu. Der Vorschlag fand für's Erste ein geneigtes Gehör, und nachdem das Nöthige verlautet war besprochen worden, kehrte meine Mutter — daß

sie Niemand sehen sollte — durch das Hinterthor des Vetters vergnügt nach Hause zurück. Eben so heimlich geschah es, daß sich die beiden Nachbarskinder einander zu sehen und zu sprechen bekamen. Das ganze Dorf glaubte, der Himmel thue sich auf, als ihre Verlobung bekannt wurde. Nun gab es unendliche Vorbereitungen und darauf eine Hochzeit, die, das Kränzewinden und andere Nebenfeste mitgerechnet, über acht Tage dauerte. Tafeln streckten sich, so weit nur das Obdach reichte, und kaum, daß sich die Gäste müde getanzt, müde gegessen und getrunken hatten, so wurden sie am andern Morgen schon wieder mit der Trompete geweckt, und wer sich verspätete, den holte man auf einem Hebebaum, kämmte das Haar ihm mit einem Rechen und trug eine Theerbüchse als Laterne ihm voran. Ich hatte nicht Augen genug, das Alles zu sehen. Nicht das Mitessen war meine Lust, sondern um die Tafeln umher zu wandern, und in die dichtesten Haufen des Getümmels mich einzudrängen, wozu ich als Pathe der Braut schon ein größeres Recht hatte. Vor allem aber gefiel mir der zweite Tag der Hochzeit, wo das Spinnrad gebeit wurde. Der Bräutigam hatte es sehr

sinnvoll angeordnet. Das Spinnrad stand in unserm Hause. Das Abholen sollte wohl das Beginnen des Hausstandes andeuten. Die Braut aber erging sich noch im Spielen und Scherzen mit muntern Mädchen. Sie tanzte mit dem Kranz durch unsern Garten, während von den Bäumen lustige Schüsse fielen, als auf einmal aus dem Hinterthor der Scheune der Bräutigam hervorbrach, und ihr mit zorniger Gebehrde den Kranz vom Haupte riß, wie wenn er sagen wollte: heute hast Du kein Recht mehr, ihn zu tragen. Die junge Frau lachte und sah beschämt zur Erde. Dann führten sie die Brautjungfern nach dem Wagen, der sie mit dem Spinnrade, woran der feinste Flachs nebst vielen Bändern und Tüchern hing, wieder in die Wohnung ihres Mannes zurückkehrte. — Viele Jahre noch sprach das Dorf von dieser grosen Hochzeit.

Die zweite in meiner Familie war nicht so glänzend, aber sie rückte mir näher. Schwester Magarethe sollte verheirathet werden. Meine Mutter hatte nämlich mit ihrem ersten Manne noch drei Kinder überkommen: Hans, Niclas und Margarethe, von denen jene das Schneiderhandwerk erlernten, diese aber bei

einem Ackermann diente, der zugleich eine Mühle besaß. Nun hatte sie sich in den Mühlknappen verliebt. Weil jedoch meine Mutter damit nicht zufrieden war, indem der Liebste keine Aussicht zur Versorgung darbot, so nahm sie das Mädchen zu sich. Jetzt war es eine Lust zu sehen, wie das rothbäckige Gretchen in den Winterabenden beim Spinnrade aufhorchte, wenn der Hund bellte. Sie konnte wohl vermuthen, daß sie durch das Fenster belauscht würde, und ehe man sich's versah, sprang sie auf, wischte sich die Augen und sagte: „der Schlaf überfällt mich, ich muß doch sehen, was draußen für Wetter ist.“ Damit flog sie hinaus und flüsterte versteckt, bis meine Mutter sie zurückrief. — Die Liebschaft dauerte also noch heimlich eine Weile fort; indeß blieben die Ermahnungen der Mutter nicht ganz fruchtlos, und da der Liebste bald aus dem Dienst und aus dem Dorfe kam, übergab das Mädchen ihn allmählig der Vergessenheit.

Das Schicksal aber hatte daran gedacht, ihr nach einiger Zeit den Verlust durch einen andern Müller zu ersetzen. Damit ging es nun so zu. Margarethe war eben, nichts weniger als geputzt, durch die Stube in die Kammer

gegangen, um eingeweichte Erbsen für die Schweine zu holen, als zwei Müller bei der Mutter eintraten, der eine aus dem Dorfe, der andere ein Fremder. Dieser wollte gehört haben, daß hier eine Sau zu verkaufen sei und er erkundigte sich darnach. Meine Mutter antwortete, solche sei schon weggegeben — indem trat Margarethe aus der Kammer, ach! in einem Anzuge, worin sie jene fast bildlich vorstellen konnte; mit einem stummen Gruße ging sie an den Männern vorüber. Die Müller lächelten recht verschmitzt, bedauerten, daß die Sau schon fort sei, und empfahlen sich. Sie hätten auch wohl einen bessern Vorwand ersinnen können, indeß — der Fremde hatte seine Absicht, das Mädchen zu sehen, erreicht, und sie gefiel ihm, so daß der Müller des Orts bald wieder zurückkehrte und gestand, daß er den Auftrag habe, zu freiwerbern. Der Bestimmte war ein Müller aus Meizendorf, Wittwer zwar mit einigen Stiefkindern, doch nicht mit geringem Vermögen. Noch jugendlich, rüstig und ein fleißiger, sehr unternehmender Mann durfte er den Antrag nicht scheuen. Somit stellte sich kein wichtiges Hinderniß entgegen und die Heirath wurde richtig. Zu meiner großen Freude,

kann ich sagen, denn die Windmühlen gehörten mit zu meinen Liebhabereien — das warme Stübchen des Knappen, wenn es stürmte und stöberte, hatte eine magische Anziehungskraft, und ich lief jetzt hinaus, die Mühle des neuen Wetters aufzufinden, die ich denn wirklich am nördlichen Horizonte entdeckte. Bei der Verlobung aber war noch ein ganz eigener Umstand. Mein Vater hatte einen Schmaus gegeben, und es ging doch nicht anders an, als daß man den Bräutigam die Nacht bei uns beherbergte. Allein im Hause war außer der Wohnstube nur noch ein einziges Zimmer. Da standen zwei Betten. In dem einen schlief ich, in dem andern Margarethe. Meine Mutter glaubte nun, ihre Anordnung recht klüglich zu machen, wenn der Bräutigam in dem Fremdenbette und Margarethe mit in meinem Bette schliefe; denn auf diese Weise könnte er nicht zu ihr, meinte sie, und sie würde sich von selbst schämen, einen Schritt zu ihm hinüber zu thun. Es ging auch, wie sie dachte — bis gegen Morgen — husch! da hatte sie der Kuckuk doch fort, in demselben Augenblick hörte sie aber schon die Schritte der Mutter, welche kam, um nachzusehen.

Hurtig ſchlüpfte ſie zurück — die Mutter fand jetzt Alles in der Ordnung — es war Zeit aufzuſtehen. —

Mit großer Sehnſucht ſteuerte ich in den nächſten Tagen nach Meizendorf hinüber; ich genoß die Wonne, auf der Mühle zu ſchlafen. Und wie Schweſter Margarethe nun dort lebte, zog mich alle Jahre beſonders das Pfingſtfeſt hinüber, wo nach einer alten Stiftung eine große Spende auf dem grünen Platze vor dem Hauſe an alle Bettler, die ſich dazu einfanden, ausgetheilt, auch dazu eine Predigt im Freien gehalten wurde, die ſich dadurch auszeichnete, daß den Prediger nicht ſowohl eine Schaar Andächtiger, als vielmehr ein Volk junger, luſtiger, verliebter Leute umringte, die hinter ſeinem Rücken ſich neckten und kniffen und allerhand Kurzweil trieben

Bei Feſten muß ich denn auch der großen Heermeſſe in Magdeburg gedenken! Indeß — nicht der Hahn, der den Sonntag im Dom kräht (ein goldenes Thierchen, das auf der Orgel nur die Flügel bewegt, während hinter ihm der Stadtmuſikant mit der Klarinette ihm Stimme verleiht), machte das Merkwürdigſte dieſer Zeit aus, ſondern ein Beſuch war

es, beim Onkel, der alle Jahre in der Meſſe einen Tag beſtimmte, an welchem ſich ſeine Familie um ihn verſammeln mußte. Wie der ältere Bruder ihm drei Söhne, ſo führte der jüngere ihm drei Töchter zu. Und ſtanden wir nun alle erwartungsvoll, ſo kam er freundlich aus dem Komptoire herauf und drückte zunächſt einem jeden Kinde einen harten Thaler in die Hand. Chriſtian trat jetzt an die kleine Orgel, die im Vorſaal aufgeſtellt war, und ſpielte ein geiſtliches Lied. Darauf gingen wir, unſerer zehn Perſonen, mit dem Onkel zu Tiſche und hielten ein überaus köſtliches Mahl, wobei denn die frühern Schickſale der Familie ſich oft in das heitere Geſpräch miſchten. Aber auch die Zukunft ſpiegelte ſich nicht ſelten auf den fröhlichen Geſichtern. Drei Neffen, drei Nichten gegenüber, gaben Träume von Verbindungen, und bald gewann es das Anſehn, das wohl etwas davon in Erfüllung gehen könnte, da das muntere hübſche Nickchen, die jüngſte von den Nichten, ſo ſchöne Talente entwickelte, daß ſie für den älteſten Neffen ganz paſſend ſchien. Man widmete daher ihrer Erziehung eine größere Sorgfalt, und bald konnte ſie ſelbſt mit einem Liede an die Orgel oder an das Clavier

reten. Der Wohlklang ihrer Stimme traf das Herz, und wenn sie nun mit zartem, noch unbewußtem Ausdruck sang: Was frag' ich viel nach Geld und Gut! konnte der Onkel, der immer mehr in Erwerb und Sorgen hineingerieth, sich der Thränen nicht enthalten.

Ich habe die Städter oft klagen hören, daß ihnen das Leben auf dem Lande so todt und langweilig vorkomme. Ihnen muß es freilich so scheinen, aber denen, die auf dem Lande wohnen und sich ländlich beschäftigen, ist es anders. Sie finden in der Stadt wohl Geräusch und Zerstreuung, aber nicht die Abwechselung in einem stetigen Zusammenhange, wie sie das Land ihnen gewährt. Ihr Leben ist zugleich das Leben der Natur, die nie stille steht, und jede Veränderung ruft neue Thätigkeit hervor. Von den ersten milden Sonnenstrahlen an, die auf der Pflugschaar glänzen, bis zum Ungestüm des Novembers, der den Kohl und die letzten Rüben vom Felde herein zu holen antreibt, giebt es immer etwas Neues zu schauen und zu thun. Und für die Kinder ist alles ein Schauspiel. Sie frohlocken, wenn

der erste Erntewagen hereinfährt; sie stellen, kaum vom Schlafe wach, sich auf die Treppe, um früh den feisten Ochsen im Hausflur fallen zu sehen, den sie mit freudiger Angst erwarten. Sie glauben Wälle aufzuthürmen, wenn sie Abends die Rüben über einander schichten, welche die Mädchen vom Kraute gereinigt haben. Dem Flachs geben sie nach von der Blüthe bis zur Bleiche — was auch geschehen mag, sie müssen immer mit dabei sein, und fast jeder Tag bringt ihnen eine Veränderung; ich müßte also das ganze, volle Landleben wie ein Füllhorn hier ausschütten, wenn ich alle die Freuden schildern wollte, die auch mir zuströmten. Aber den Winter? höre ich fragen. — Auch dann lebt die Natur fort, nämlich in den Hausthieren, die verpflegt sein wollen, wachsen und sich mehren, und alles Junge, das Kalb, das der Stadtschlächter vom Hofe führt, das Lamm, das aus dem Stalle hüpft, alles beschäftigt die Theilnahme der Kinder. — Aber wie bringt man die langen Winterabende hin? — Lang sind sie, denn mit fünf Uhr sitzt der Drescher schon beim Abendessen, und so wie er nach Hause ist, werden die Spinnräder hervorgerückt. Wenn es Sieben schlägt, glaubt man,

es sei Acht gewesen, der Knecht schnarcht hinter dem Ofen, das Mädchen nickt ein bei dem Schnurren der Räder. Indeß — an Mitteln gegen die Langeweile fehlt es denn doch nicht. Ein Nachbar kommt mit einem Schwank. Die Genoveva liegt auf dem Tisch. Der Sohn vom Hause liest sie vor und alle weinen. Die Mutter erinnert an ein schönes Lied aus dem siebenjährigen Kriege, wie: Maria Theresia verzweifelt jetzund! oder eines von der österreichischen Seite: König von Preußen, was bild'st Du Dir ein! und die Mädchen versuchen ihre Stimmen. Ein fremder Knecht war im Dorfe, der spaßhafte Predigten halten konnte. Der kam zuweilen und unterhielt uns damit. Lieder mit ernsten Melodien ordnete er dazwischen an, die seine Zuhörer singen mußten. Oder es wurden auch Räthsel aufgegeben. Manche Mährchen pflanzten sich mündlich fort. Hauptsächlich aber waren Gespenstergeschichten an der Tagesordnung, und jeder erzählte, was er davon gehört oder wohl gar selbst erlebt hatte. Dabei konnte man dem Glauben an Gespenster oft gar nicht entgehen. So beschrieb die große Magd, die Tochter eines Nachtwächters, ganz genau, wie ihr seliger Vater

ihr erſchienen ſei. Sie wimmerte und wehklagte, und konnte ſich nicht zufrieden geben; da ſtieß der Wind an das Haus und der Selige trat im Leichenhemde an das Bette und drückte ihr die Hand — und daſſelbe geſchah zweimal, bis ſie ſich beruhigte. Vetter Martin, meiner Mutter Bruder, der vom Erbtheil nur die Verpflegung im Hofe bekommen hatte, wollte ſeine verſtorbene Mutter ſogar umarmt haben. Sie kam vor ſein Bette, weil ſein künftiges Schickſal ihr leid that. Er wollte auch den andern Bruder aufwecken, aber der war nicht zu ermuntern.

Es währte denn auch nicht lange, ſo ſah ich ſelbſt Geſpenſter. Aus dem Bette gegenüber ſprang eine weiße Geſtalt; ſie trat ganz nahe vor mich hin und ſchimmerte wie ein Verklärter. Ich denke aber doch, es wird wohl ein Knecht in einer weißen Jacke geweſen ſein, der den Mädchen im Hauſe nachging. — Ein andermal war es ein Schwarzer, der Funken aus der Mauer ſchlug; die Riefen zeigten ſich noch am Tage. Am eindrücklichſten aber blieb mir ein übergroßer Mann, der an einem hellen Sommermorgen mitten im Zimmer bis zur Decke aufragte und mit beiden Händen in

struppigem Haar wühlte. Den aufgeklärten Begriffen meines Vaters habe ich es wahrscheinlich zu verdanken, daß in der Folge dennoch keine Gespensterfurcht in mir haftete und weder Nacht noch Einsamkeit mich schrecken konnte.

Zuweilen gab es auch eine außerordentliche Unterbrechung des Gewöhnlichen. So kam eines Abends aus dem Kruge die Nachricht, es sei Krieg. Was dienstfähig war, suchte sich nun zu verstecken, denn es herrschte damals noch die Sitte, die Rekruten aufzugreifen. Selbst unser Drescher hielt sich nicht für sicher. Er saß auf dem Boden und hörte eines Nachts wie zwei Männer unten mit einander stritten, ob sie ihn greifen sollten oder nicht; seiner vielen Kinder wegen ließ man ihm die Freiheit. Mein Vater, welcher die Abende meist beim Kantor zubrachte, der ihm Reisebeschreibungen und Romane vorlas, wurde um diese Zeit besonders viel um Rath gefragt, wegen der Söhne, die man vom Soldatendienst zu befreien wünschte. Es machte sehr üblen Eindruck auf die Leute, daß man die ausgedienten Krieger nicht versorgte, sondern betteln ließ. Ein langer, alter Mann mit einem recht ehrlichen

Gesichte kam von Zeit zu Zeit vor unsere Thür, der im siebenjährigen Kriege neben meinem Vater gestanden hatte. — In den einjährigen Krieg, der sich jetzt entspann, ging indeß von unserm Hofe nur ein Pferd aus dem Stall mit. —

Eines Winters aber erlebten wir einen ganz besonders unruhigen Tag, dessen ich noch gedenken muß. Als ich früh um Sieben Uhr mich eben zur Schule verfügen wollte, und die Leute zum Morgenbrot noch um den Tisch saßen, kam die junge Magd mit der Schreckensbotschaft herein, daß der Wehrwolf in der Nacht viele Schafe erwürgt habe. Alles stürzte nun hinaus und bewaffnete sich mit Stangen und Mistgabeln. Zwei große, fremde Hunde sah man gemästet vom Stall zurückkehren, wo sie ein Loch in die Thür genagt und viele Schafe von hinten angefressen hatten. Es begann ein Krieg gegen sie. Die unbändigen Thiere machten mit ihrem blutigen Rachen ungeheuere Sprünge, um über eine Thür oder eine Mauer wegzusetzen. Man traf sie aber glücklich und schlug und stach sie nieder. Darauf wurde nach ihrer Herkunft geforscht. Sie kamen von dem Hofe meines dritten Paten,

und mein Vater ging zu ihm, um Entschädigung für den Verlust zu fordern.

Das ganze Dorf, das bisher viel vom Wehrwolf gefabelt hatte, welcher des Nachts den Ställen Schaden zufüge, sprach noch von der Auflösung des Räthsels, als eine heitere Erscheinung das Staunen unterbrach. Ein prächtiger Schlitten aus der Stadt klingelte in das Dorf hinein. Mein Onkel saß darin mit reichen Kaufleuten, die er zum Kantor brachte. Ein freudiges Hin- und Herlaufen entstand. Dennoch sollte der Tag mit einem Schreck endigen. Es fehlte eben an kleinem Holz, und Hans, der sich gerade bei uns aufhielt, eilte so hurtig, wie es nur ein Schneider vermag, in den Hof, um einen Kloben durchzusägen. Auf einmal schrie er: „mein Auge, mein Auge! ich habe es in der Hand!" Das Hölzchen, womit man die Säge spannt, war zurückgesprungen, und hatte seine Nase so hart getroffen, daß er meinte, es sei ihm das Auge ausgeschlagen. Zum Glück war es eine bloße Einbildung, aber meine Mutter konnte sich von dem Schreck lange nicht erholen, und man wunderte sich, als man zu Bette ging, was man den Tag über alles erlebt hatte.

Ich mochte ohngefähr neun Jahre alt ſein, als die Neigung zu dichten in mir erwachte. Doch beſtand das Erſte, ſo viel ich mich erinnere, nicht in Verſen, ſondern in Proſa. Ein leeres Blatt Papier, das ſich beim Aufräumen eines Sonnabends umhertrieb, reizte meine Schreibeluſt und entlockte mir ſcherzhafte Einfälle über Kaffeegeſellſchaften und Klätſchereien. Demnächſt verſuchte ich mich in Verſen, wozu bald Hochzeiten eine beſondere Gelegenheit gaben. Niclas wollte heirathen und ſich in Berlin niederlaſſen. Die Nachtwächterstochter mit den Geſpenſtergeſchichten war von einem Hirten in ein nahes Dorf begehrt worden. Beide bekamen — ohne Unterſchied des Standes — ihr Hochzeitgedicht. Mit mehr Freiheit entwarf ich ein Räthſel auf den Mohn, mit dem Anfang: „Es iſt ſchlank wie eine Tanne," das ſich im Dorfe einiger Fortpflanzung erfreute. Das Originellſte indeß beſtand in kleinen ſcherzhaften Gedichten, von denen ich die Spielkameraden immer eins greifen ließ, in welchem ſie über irgend eine Unart geneckt wurden. Traf nun die Anſchuldigung zu, ſo war der Jubel um ſo größer. Das Naive ſchien mein Beruf, jedoch miſchte ſich auch

die Neigung zum Gefühlvollen und zum Erbaulichen bald mit ein. Das schwerste Stück des Catechismus: die sieben Bitten, hatte ich in der Kirche zwischen dem herrlichen Liede, Man lobt Dich in der Stille! so dreist und so laut hergesagt, daß mein Vater darüber gerührt wurde und mir einen Groschen schenkte. Seine Aufmerksamkeit auf mich wurde aber bald um Vieles gesteigert, da ich anfing, alle Sonnabend meine Predigt zu schreiben. Er nahm sie und trug sie zum Kantor hinüber, der nun ebenfalls seine Meinung von mir verbesserte.

Nebenbei wurde auch gezeichnet und gepinselt, so weit es ohne Anleitung geschehen konnte und die Wasserfarben, die ich aus der Stadt mitbringen ließ, dazu dienlich waren.

Ich sah mich auch sonst wißbegierig um. Auf der großen Landkarte, womit der Vater eines Tages aus der Stadt zurückkehrte, folgte ich höchst vergnügt seinem ersten geographischen Unterricht. Die junge Tochter eines Obstpächters, dem eines Jahrs unsere Kirschen verpachtet waren, konnte das französische Vaterunser. Ich ging sie darum an, setzte mich und schrieb es nieder, wie sie mir es vorsagte, aber man kann sich denken, was für wunderlich geschriebene

Worte aufs Papier kamen; indeß ich lernte es auswendig, und habe noch Erinnerungen davon. — Bei meiner empfänglich reizbaren Natur erwachte denn auch nur zu bald die Neigung zum schönen Geschlecht in mir. Aeußere Umstände trugen nicht wenig dazu bei.

Es konnte nichts Gutes Wirken, daß die Kinder vom Hause gewöhnlich den Convivchen mit beiwohnten. So hießen die Zusammenkünfte der Dienstboten beiderlei Geschlechts, die sie des Abends hielten, wenn Herr und Frau nicht zu Hause waren. Vielen jungen Burschen machte es schon großes Vergnügen, auszuspüren, wo ein Convivchen sei, um es entweder durch Neckerei zu stören, oder sich selbst zu Gästen anzubieten. Die Unterhaltung bestand zunächst in Tanz, wobei der eigene Gesang die Musik vertreten mußte. Dann folgten Räthsel und mancherlei an sich unschuldige Spiele, die aber Pfänder abwarfen, deren Einlösung zu Vertraulichkeiten führte. Für die heranwachsenden Söhne und Töchter bildeten solche Abende die Vorschule der Liebe.

Zu Ungezogenheiten gab ferner die Nähe der Mädchenschule Gelegenheit. Nur eine Wand trennte sie von der Knabenschule, und,

wenn der Kantor verhindert war, öffnete ſich eine Zwiſchenthür für den Küſter, der nun beide Schulen zugleich hielt — zum größten Jubel der Knaben, welche ihre Geringſchätzung gegen die Mädchen mit auf ihren Lehrer übertrugen, der denn freilich auch mit ſeiner poſſirlichen Lebhaftigkeit ſehr gegen den ehrwürdigen Kantor abſtach. Da wurde denn mit großer Neugierde herüber und hinüber gelauſcht, und beim gemeinſamen Vortrag eilten die Knaben immer um einen halben Satz voraus, um die Mädchenſtimmen allein zu vernehmen, wenn ſie die andere Hälfte nachbrachten. Das klang überaus komiſch, und der Schulmeiſter mochte ſich noch ſo ſehr abmühen, er konnte die beiden Heerſchaaren nicht zuſammen halten. Gelegentlich ließen es die Knaben auch nicht an dreiſten Anſpielungen auf das Geſchlecht fehlen. — Sanfter wurde die Begegnung, wenn die größern aus beiden Schulen zur Vorbereitung auf die Confirmation unter den Augen des Paſtors ſich verſammelten. Die Mädchen hatten dann das Haar glatt unter die Mütze geſtrichen und die Burſche fingen an zu merken, daß es eine Schönheit in der Welt gäbe. Hier entſtanden die erſten Verliebungen.

Mitten in dieſem bewegten Elemente gegenſeitiger Berührungen blieb ich denn auch nicht ohne verliebte Anwandlung. Ein blühendes, apfelrundes Geſicht war der erſte Gegenſtand meiner Zuneigung. Die Phantaſie begann ihr Werk, wenn es in der Gartenthür erſchien — man kann es eine neue Art zu ſehen nennen, womit das Leben zu einer höhern Stufe aufſteigt. Die Flamme wäre vielleicht ſtärker aufgelodert, wenn es Hinderniſſe gegeben hätte. So aber konnte ich jederzeit zu ihr gehen, denn ſie war die Tochter meines Pathen, des nämlichen, der uns den Wehrwolf kürzlich zugeſchickt hatte. Da ſich noch mehrere Geſpielen Paarweiſe zu uns geſellten, ſo wurde beſchloſſen, mit einander den Johannistag zu feiern. Die Mädchen wollten ein kleines Mahl anrichten und die Burſche ſollten dazu jeder einen Groſchen liefern. Dieſer Groſchen war es, der mich zur erſten Sünde verleitete. Weil gelegentlich kleine Geſchenke immer gleich der Mutter übergeben werden mußten, welche ſie in einem beſondern Beutel im Schrank bis zur Heermeſſe aufbewahrte, ſo hatte ich keinen Pfennig in meinem Vermögen, über den ich hätte frei gebieten können, und ihr von jener

Verſammlung zu ſagen, ſchämte ich mich. Es pflegte aber mein Onkel des Sommers bei gutem Wetter wöchentlich eine oder auch zweimal zu Pferde nach Olvenſtädt zu kommen, theils um ſich mit meinem Vater, auf den er ein großes Vertrauen ſetzte, zu beſprechen, theils der Veränderung wegen. Nun fügte es ſich um dieſe Zeit, daß eines Tages Niemand von unſeren Leuten zu Hauſe war, ihm das Pferd abzunehmen. Er übergab es alſo mir, um es in den Stall zu führen und es mit Klee zu verſorgen. Dafür drückte er mir, als er wegritt, einen Groſchen in die Hand. Dieſen beſtimmte ich nun zum Feſte, aber ihn gleich zu behalten, ging nicht wohl an, weil ich der Frage darnach nicht ausweichen konnte. Ich überlieferte ihn alſo lieber erſt, und holte ihn dann aus dem Beutelchen bei guter Gelegenheit wieder heraus. Wie ich indeß damit das Dorf hinauf ging, klopfte mir das Herz gewaltig — ich fühlte die erſten Gewiſſensbiſſe, und die Angſt löſchte alle Freuden des kleinen Feſtes aus, ſo daß keine deutliche Erinnerung mir davon zurückgeblieben iſt. Die Unruhe verleidete mir denn auch wohl die Liebe zu dem Apfelgeſicht. Eine andere machte bald

einen ſtärkern Eindruck auf mich — es war des Schulzen zartweiße Tochter, deren lange Naſe mir ſehr erhaben vorkam. Ich beneidete die ältern Schüler um die erſten Plätze in der Kirche, von welchen ſie auf die Frauenſtühle hinabſehen und auch das Kommen und Gehen jener Heroin wahrnehmen konnten. Für diesmal aber blieb es eine Liebe aus der Ferne, weil wir mit dem Schulzen in keiner Freundſchaft ſtanden.

Meine Gedanken ſollten indeß bald auf wichtigere Dinge geleitet werden: nämlich wegen der Predigten, die ich alle Sonnabend ſchrieb, beſchloß mein Vater, mich zur Stadt zu bringen und mich Theologie ſtudiren zu laſſen. Ich trat vor den Spiegel und verſuchte das ſchwarze Haar in Locken zu krümmen, bis es mit der Verwandlung Ernſt wurde, ich einen Stadtrock anziehen mußte und mein Vater mir einen ſteifen Zopf an den Nacken band. So mußte ich ganz ernſthaft zur Kirche gehen und mich der Gemeinde zeigen.

Ein bedenklicher Umſtand war es aber, daß mein Onkel, nachdem er den älteſten Neffen

zu ſich genommen hatte, von den beiden andern nichts wiſſen wollte, und erklärte, daß wir füglich draußen bleiben könnten; indeß — mein Vater glaubte in dieſem Fall etwas wagen zu müſſen, er wollte mich heimlich zur Stadt bringen und dann eine Gelegenheit abwarten, dem Onkel das, was bereits geſchehen war, in ein günſtiges Licht zu ſtellen.

Drittes Kapitel.

Der Domschüler im Erkerstübchen.

Es war am 21. April 1784, als ich 12½ Jahr alt, dem Dorfe Olvenstädt Lebewohl sagte und meine ländliche Heimath mit dem Stadtleben vertauschte. Ein unverheirathetes Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, gute Bekannte meiner Eltern, hatten sich bereitwillig finden lassen, für ein geringes Kostgeld mich in Obhut und Pflege zu nehmen und mir auch die erste städtische Erziehung zu geben. So wie ich aus der Ulrichsstraße auf den Breitenweg trat; sah ich, mir schräg gegenüber, ein schmales, freundliches Haus liegen, das mich aufnehmen sollte. Ein kleines Erkerstüb-

chen mit einem Fenſter lachte von oben herab mich an. — Es war mir zum alleinigen Beſitz beſtimmt. Unten zeigten ſich noch Spuren vom Buchbinderladen, wozu die Hausflur ſonſt gedient hatte. Strubberg, der vorige Eigenthümer, hatte hier ſo viel Vermögen erworben, daß zwei von ſeinen Kindern, die jetzt das Haus bewohnten, ganz füglich, ſo lange ſie bei einander blieben, von ihrem Erbantheile leben konnten. Eine Demoiſelle in den beſten Jahren — wenn man von Frauenzimmern ſo ſagen darf — mit einem weißen, vollen Geſichte und etwas Stolz in den Mienen empfing uns für ihr vornehmes Anſehn freundſchaftlich genug. Da es den Morgen Eis gefroren hatte, verbarg ſich meine Blödigkeit hinter den Froſt, womit ich an den geheizten Ofen trat. Der Bruder, der Hauswirth, der einen Theil ſeiner Muße dem Geſchäft eines Stadtſecretairs widmete, kam ſpäter. Mit einem halb finſtern, roth-kräftigen, ziemlich durchfurchten Geſichte, in deſſen Falten Hypochondrie und fröhliche Laune wechſelten, flößte er mir, weil Gutmüthigkeit hindurch ſprach, ein nicht geringes Zutrauen ein. Das Nöthige war bald beſprochen, und zwei kleine, alte Jungfern, Zwillingsſchwe-

ſtern, und Verwandte des Hauſes, die einander ſo ähnlich ſahen, daß ich ſie durchaus nicht von einander unterſcheiden konnte, führten mich zwei Treppen hoch zu dem Stübchen, daß ſie mir mit einem Bette, einem Tiſch und zwei Stühlen ganz wohnlich eingerichtet hatten. Ich blieb ohne Rührung, als den Nachmittag mein Vater von mir ſchied und ich ihn in die Ulrichsſtraße verſchwinden ſah. Alle meine Gedanken waren ſchon auf die Domſchule gerichtet, die ich den folgenden Tag beſuchen ſollte.

Ein junger Domſchüler, Namens Bonte, den ich den Morgen abholen mußte, nahm mich mit zur Schule. Er fragte, da ich die Grammatik unter dem Arm trug, ob ich ſchon etwas wiſſe. Ich antwortete: ja! Nominativus, Genitivus, Dativus u. ſ. w., worauf er erwiederte, daß ich doch, wenn der Lehrer mich fragen ſollte, lieber ſagen möchte, ich wiſſe noch nichts, weil ſonſt die Schüler über meine Lexion lachen könnten. Er brachte mich zunächſt zum Rector Funk, der hinter dem Dom in einem engen Hauſe wohnte, das, wie es mir vorkam, weder Sonne noch Mond beſchien. Liegt doch die ganze Domſchule ſo verſteckt, wie wenn ſie vom reichen Domſtift aus Gnade und

Barmherzigkeit nur eben geduldet würde. Viele hundert Schüler strömten an mir vorüber, manche ganz zerlumpt, denn es ist eine Freischule. Der Rector erschien mir hinter den finstern Mauern wie die belebende Sonne. Freundlich und sanft und doch ehrwürdig sprach er mir Muth ein, und führte mich ohne Weiteres nach Quinta zu Herrn Wunderling, einem langen Mann voll Kraft und Eifer. Ich sah das große Viereck von Zimmer oder Saal vor mir, von 150 Schülern bevölkert, Lateinern und Deutschen. Ich bekam meinen Platz bei den Lateinern, ganz unten, mit dem Versprechen, daß ich weiter hinauf rücken würde, so wie ich fleißig sei und die andern übertreffe. Dazu gab es denn auch beständig Gelegenheit, denn es wurde alle Tage certirt, d. h., von oben herab gefragt, und so wie einer etwas nicht wußte, mußte er hinunter und dem Nachfolgenden, der die Frage richtig beantwortete, Platz machen. Wo aber der Ehrgeiz nicht wirken wollte, da brauchte Herr Wunderling den Stock, womit Mancher, der die aufgegebenen Vokabeln nicht aufsagen konnte, fürchterlich durchgebläuet wurde. Fast das ganze Geschäft bestand hier im Auswendiglernen.

Meine Aufgabe zu dem folgenden Tage waren fünf Vokabeln, womit man einen kleinen Anfang machen wollte, ohne zu bedenken, daß für mich jedes Wort sich zu einigen Sätzen verlängerte, die mir alle barbarisch klangen und womit ich nicht den mindesten Begriff verbinden konnte. So hatte ich z. B. zu lernen; colloquium, das Gespräch, ist ein nomen substantivum, geht nach der zweiten Declination und ist generis neutrius. Colloquium, das Gespräch hatte ich bald weg, aber die seltsamen Eigenschaften oder Titulaturen, die mir noch nie zu Ohren gekommen — und dergleichen nun fünf verschiedene mal — es war eine Riesenarbeit! Ich lernte, was ich konnte, und schon um 3 Uhr stand ich den andern Morgen auf, um das, was den Abend nicht haften wollte, mir vollends einzuprägen. Eher hätte ich eine Predigt machen und sie obendrein auswendig lernen mögen! Ich brachte indeß alles richtig hinein, und gab es von mir, ohne daß auch nur ein Titelchen daran fehlte. Wie ich hinterdrein erfahren hatte, was nomen substantivum, Declination und generis neutrius für Dinge wären, ging es schon besser.

Es ſtand mir aber bald eine zweite Aufgabe bevor, die mich nicht weniger in Verlegenheit ſetzte. Ein deutſcher Aufſatz wurde verlangt, eine Erzählung deſſen, was wir eben hören würden. Herr Wunderling hatte dazu die Naturgeſchichte der Tauben gewählt. Ich war wohl viel auf die Taubenböden geklettert, aber es kamen da hinter einander ſo viele Sorten zum Vorſchein, daß ich ſie unmöglich alle merken konnte. Was ſich davon auf das Papier bringen ließ, ſah mir gar zu armſelig aus — ich hätte mich deſſen ſchämen müſſen. Mein Bruder Chriſtian, der jetzt im Comptoire des Onkels als Lehrburſche angeſtellt war, beſuchte mich zuweilen. Ihm klagte ich meine Noth; und er brachte mir ſofort Raffs Naturgeſchichte, woraus ich ſo viel über die Tauben aufnahm, als mir genug ſchien. Ich mochte aber doch dem Texte wohl zu treu geblieben ſein, denn wie Herr Wunderling den Aufſatz vorlas, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „mein Sohn, das hat Er nicht ſelbſt gemacht.“ Anfangs ſchämte ich mich, die Wahrheit zu geſtehn, wie er aber weiter las und immer mehr zweifelte, verſtummte ich und ließ es über mich ergehen. Er gerieth indeß nicht in Zorn, wie ich fürchtete,

ſondern, weil er wohl ſah, daß dem Betruge doch ein Ehrtrieb zum Grunde lag, ſchonte er des jungen Ankömmlings und fügte nur eine ernſtliche Ermahnung hinzu, die ich nachher auch treulich befolgte.

Es währte nicht lange, ſo wurde ich gar ſein lieber Sohn, denn wie ich nur erſt in die Grammatik ein wenig eingedrungen war, lernte ich immer leichter, immer ſchneller und endlich mit einer ſolchen Fertigkeit, daß, wenn es an's Certiren ging, ich oft ganze Bänke über die andern wegflog. Die Stadtkinder ſahen mich mit großen Augen an und betrachteten mich bald wie ein halbes Wunder; ja ich merkte, wenn wir zu Hauſe gingen, wie zuweilen ein Schulkamerad einem Schüler aus höherer Klaſſe heimlich von mir erzählte, mit den Fingern auf mich wies und ſagte: „ſieh! der iſt vom Lande hereingekommen und hat es ſchon ſo weit gebracht.“

Unterdeſſen hatte ich zu Hauſe auch einige Bildung angenommen nach den Vorſchriften, welche mir die wirthſchaftende Mamſell ertheilte. Ihre Methode war aber nicht die beſte, weil

ſie ihre Erinnerungen gewöhnlich mit dem Ausdruck von Zorn begleitete, der doch in der Erziehung immer unnöthig iſt, ſo lange ſich kein böſer Wille zeigt, und darüber hatte ſie ſich bei mir nicht zu beklagen. Ueberdies blieb ihre Anleitung ſehr unvollkommen, weil beide Geſchwiſter ſehr eingezogen lebten und ſie beſonders gar keinen Umgang hatte. Er muſicirte zuweilen auf dem Clavier und ließ ſich dazu von einem Hautboiſten mit der Violine begleiten. Das gab denn den Abend eine Art von Geſellſchaft, worin er immer ſehr munter wurde, und auch die Einfälle nicht ſparte, die Andere in Fröhlichkeit verſetzen konnten. Bei einer ſolchen Gelegenheit — es war bald nach meiner Ankunft — lernte ich ihn ſogar als Dichter kennen, und wie er kleine, ſcherzhafte Gedichte hervorlangte, die groſſen Beifall fanden, erinnerte mich dies auf der Stelle an die ſpaßhaften Neckereien, womit ich die Spielkameraden in Olvenſtädt bedient hatte. Ich bekam auf einmal den kecken Muth, zu ſagen, daß ich auch etwas gedichtet habe, und da man es zu hören begehrte, ſagte ich die Verſe her, die mir noch im Kopfe waren. Da lachten alle, daß ihnen die Augen übergingen. Bruder Chriſtian

aber meinte den andern Tag, daß sie wohl nicht über meine Gedichte, sondern über mich selbst gelacht hätten, ich möchte doch auf meiner Hut sein. Diese Warnung war nicht ganz überflüssig, denn in der Folge ließ ich mir bei aller Schüchternheit doch zuweilen ländliche Naivetäten entschlüpfen, die nicht eben, wie jenen Abend, Lachen erregten, sondern mir vielmehr von der Mamsell ein sehr böses Gesicht zuzogen. —

Mein Respekt vor ihr stieg, wenn des Sonntags der Friseur kam, und ihre Frisur durch untergelegte Wulst zu einem ansehnlichen Bau aufthürmte, und sie darauf zwei Poschen anlegte, die ihre Breite wenigstens um das Doppelte vermehrten. Dieser stattlichen Erscheinung folgte ich ein Paarmal zur Kirche.

Am liebsten aber begleitete ich das harmonische Geschwisterpaar, wenn sie des Sonntags ihren weiten Spaziergang antraten, der sich bis über die Neustadt hinaus erstreckte. In der Neustadt war er nämlich Sekretair, und den Weg dahin von einer halben Stunde scheute er so wenig, daß er hinter der Neustadt einen Garten angekauft hatte, den er zum Theil selbst bebauete. Nach diesem Garten ging denn

auch immer unſere Wanderung. Er war an einem lebhaften Bache, an der Schrote gelegen, von ziemlich weitem Umfang und immer ſo ſorgfältig unterhalten, daß auf den langen Rabatten die Blumen das ganze Jahr hindurch wechſelten und nirgends eine todte Lücke entſtand. Das Ganze überſah man von einem dauerhaften Luſthauſe, zu dem mehrere Stufen hinauf führten. Zwei Flügelthüren öffneten ſich; die Küche belebte ein kniſterndes Feuer, bald ging der duftende Kaffee daraus hervor, ſpäter ein kleiner Braten zum Abendeſſen, und hier vom Tiſche aus in das Grüne und in den ſtillen Abend hinaus zu ſchauen, ſchmeichelte ſo lieblich, daß man mit dem friedlich lebenden Geſchwiſterpaar gleich ein Weltweiſer hätte werden mögen. Es war ein idylliſcher Zuſtand, der oft noch durch die Stimme der Nachtigall verſchönert wurde.

Aber auf einem ſolchen Spaziergange war es auch, wo ich zuerſt für die Zukunft eine ſchlimme Nachricht vernahm. Sie beſtand in der Bemerkung des Sekretairs, daß ich im Gange keine gerade Haltung beobachte. Dies deutete auf einen Fehler hin, der erſt in der Folge zum Vorſchein kam und dem man leicht

hätte vorbeugen können, wenn man überhaupt für mich von Hause aus mehr Sorgfalt gehabt hätte.

Für jetzt blieb ich darüber noch in Ungewißheit und sorgte nur dafür, Andere in der Schule geistig zu übertreffen. Und hier machte ich in der That so große Fortschritte, daß ich sogar den kühnen Gedanken fassen konnte, schon mit Michaelis die Hundert vor mir zu überwinden und das Glück zu erlangen, aus diesem Drangsale nach dem stillen Unterquarta versetzt zu werden, wo kein Weinen und Wehklagen mehr herrscht und der Lehrer ohne Stab nur eine ganz kleine Heerde weidet. So dachte, so träumte ich, als ich plötzlich durch einen besondern Vorfall mitten auf der Laufbahn meines Sieges gehemmt wurde.

Ein Landsmann war bald nach mir zur Stadt gekommen, Namens Wellenberg; denn Mehrere im Dorfe folgten dem Beispiele meines Vaters, ihre Kinder zur Stadt zu bringen, und warum sollten auch, da Alles in der Welt emporstrebt, die auf dem Lande nicht ebenfalls das Recht haben, ihr Glück zu suchen, wie und wo sie können! Wellenberg hatte sich zuweilen mit mir über das Frisiren, Topiren der Haare,

den Bau der Locken, Befestigung des Zopfes und dergleichen berathen, was alle Morgen — besonders für Naturkinder vom Lande — eine schwere Arbeit ausmachte. Jetzt kam er zu mir und sagte, wir wollten einmal zum Thore hinaus. Die Pfälzerkolonie hielte in der Vorstadt Sudenburg ihr Johannisschießen; es gingen viel Leute dahin, und es wären auch Buden da, wo man würfeln und etwas gewinnen könnte. Ich war gern dazu bereit und an einem freien Nachmittage ging ich mit ihm in Gottes Namen zum Sudenburger Thore hinaus. Ich hüpfte und sprang im Gefühl der Freiheit und in Erwartung der nahen Lust. Das Schießen kam immer näher, das Haus lag schon vor uns, da winkte uns am Eingange eine Bude, wie er sie beschrieben hatte, und eine Frau rief uns mit den Würfeln im Becher zum Glücksspiele heran. Wie wir uns aber näherten, gesellte sich rasch ein Harfenspieler zu uns. „Ich bin der Dritte!" sagte er, indem er seine Harfe, die unten einen langen Stachel hatte, in die Erde stieß. Ein plötzlicher Schmerz preßte mir einen Schrei des Entsetzens aus — der Stachel hatte meinen Fuß getroffen, das Blut quoll durch den Stiefel. Viel Menschen liefen zusammen, die

sich theils mit mir beschäftigten, theils den Harfenspieler auszankten und mit Prügel bedrohten. Dieser, vor Schreck und Angst halb ein Kind des Todes, wußte nicht, wonach er zuerst greifen, ob er sich gegen die Menge vertheidigen oder mir zu Hülfe kommen oder seine Harfe in Sicherheit bringen sollte. Er versuchte, mir den Stiefel auszuziehen, um zu erfahren, wie groß der Schaden sei, den er mir zugefügt hatte. Damit ging es aber so schnell nicht, es vermehrte nur die Schmerzen, und wie tief der Stachel eingedrungen, ob nicht eine Sehne verletzt sei, das ließ sich am Fuße, der durch das Zerren am Stiefel nur noch mehr anschwoll, doch nicht gleich sehen. Man beschloß also, mich zur Stadt zu bringen, Wellenberg faßte mich rechts, der Harfenspieler links, ich hinkte in der Mitte und mußte, halb geschleppt, halb getragen, fast den ganzen Breitenweg hinunter, nicht ohne Gefolge, bis wir zu einem langen schwarzen Gebäude kamen, das die alte Laterne genannt wurde. Hier wußte der Harfenspieler einen Compagniechirurgus wohnen, der sein Freund war. Mit Hülfe der Instrumente befreiete dieser mir meinen Fuß, untersuchte die Wunde, und sog dann ein herbes

Gesicht, versicherte indeß, besonders seinem Freunde zum Trost, daß weder eine Sehne noch eine Ader verletzt sei. Nachdem er den ersten, nothdürftigen Verband angelegt hatte, trug man mich in meine Wohnung und nach dem kleinen Erkerstübchen zurück. Den stillen Geschwistern mußte ein solcher Auftritt nicht anders als sehr ungelegen kommen, das Gepümmel wie das Unglück erschreckte sie, nimmer hätten sie bei meiner Aufnahme sich vorgesetzt, daß sie so etwas an mir erleben könnten. Indeß das Uebel war einmal da, man mußte geduldig aushalten. Der Chirurgus kam alle Tage, mich zu verbinden. Die Eltern trafen ein, sich und mich zu beklagen und am Ende sich damit trösten zu lassen, daß die Wunde bald heilen würde. Es dauerte aber damit länger, als es den Anschein hatte. Mir kam es vor, als ob der Chirurgus täglich so viel Charpie hineinstopfte, daß die Wunde vor lauter Charpie nicht zuheilen konnte und den äußern Rand immer höher trieb.

Zur Unterhaltung hatte mir mein Bruder Nast's Naturgeschichte wieder gebracht. Ich seufzte aber nach dem lateinischen Quinta, und stellte alle Vocabeln zu Langens Collegien in

ein Alphabet zusammen, nach Art eines Lexikons, die ich in reinlicher Abschrift fleißig bearbeitete, indeß — was half es mir! ich war doch nicht dabei, wenn exercirt wurde — Wochen, Monate verstrichen mir ungenutzt, und als ich wieder zur Schule gehen konnte, sahe ich mit Kummer die Reihe der Vordern hinan, die ich noch zu besiegen hatte — die Hoffnung, Michaelis aus der Qual der 150 befreit zu werden, war dahin.

Ueber den Gang meiner Bildung muß ich noch bemerken, daß mir der Gebrauch des Hochdeutschen bald geläufig wurde, und hatte ich eine große Freude, wie ich eines Morgens mit der Erinnerung aufwachte, daß ich nicht mehr plattdeutsch geträumt, sondern selbst im Traume hochdeutsch geredet hatte, ein Zeichen, daß dieses nun ganz den Sieg davon getragen.

In der deutschen Sprachlehre legte Herr Wunderling keinen übeln Grund, er faßte den Gebrauch der Präpositionen gleich in kurze Regeln zusammen, die gegen alle Fehler sicherten, und auch die Rechtschreibung lehrte er klar und bestimmt, so daß eines Tages der

Domlehrer Hanſtein (der nachmalige Kanzelredner) bei einem Beſuche unſerer Klaſſe mit ſeiner Freundlichkeit unſere Fortſchritte nicht genug loben konnte. Man hätte aber unſerm Herrn Wunderling den oft barbariſchen Lachreizer nicht anſehen ſollen, wenn er ſeine Lehrſtunden mit einem Gebet anhob. Seine Lippen zitterten, ſeine Augen füllten ſich mit Himmelsthau — er ſchien Gott von Angeſicht zu ſchauen und ſeine Barmherzigkeit in der Bruſt zu fühlen. Wir glaubten, Gott müſſe ihn anhören, und wurden endlich in ſeine Empfindungsweiſe ganz mit hinübergezogen. Er war ein Anhänger der Herrenhuther. Schauſpiele erklärte er für etwas Heidniſches, für eine Sünde. Die Andacht und Seligkeit dieſer Frommen beruht hauptſächlich auf dem Glauben der unmittelbaren Einwirkung zwiſchen Gott und dem Herzen, einer fühlbaren, perſönlichen Gemeinſchaft, wobei auch ein ſichtliches Wunder ſtets möglich iſt. Es fehlte nicht viel, daß ich auch an Wunder glaubte. Wie ein Vorrath von Birnen in meinem Koffer nicht alle werden wollte, war ich nicht übel geneigt, es einem beſondern himmliſchen Segen zuzuſchreiben. Wie wenig konnte aber dabei

Herr Wunderling seinen Zorn beherrschen! Er trat zuweilen als ein wahrer Wütherich auf, schlug mit dem Stock auf alle Tische und sagte, er wolle heute einmal die Schlingels kennen lernen. Er examinirte nun kreuz und quer und hieb fürchterlich drunter. Am unbarmherzigsten aber behandelte er seinen eignen Sohn, den er fast täglich auf das Grausamste durchprügelte, wobei ich sehr viel zu leiden hatte. Es war nämlich nun der Umstand eingetreten, daß ich nach Ueberwindung aller Mitschüler mit seinem Sohn zusammentraf. Er allein saß noch über mir, und der Vater wollte durchaus die Ehre haben, bei der nächsten Versetzung seinen Sohn als den Ersten seiner Klasse darzustellen. Es kam aber täglich zum Wettkampfe zwischen uns, und täglich wurde er von mir besiegt, worauf der Vater denn jedesmal — oft so, daß der Stock zersprang — auf ihn los schlug und ihn unter mich setzte, bis er, durch viele Thränen erweicht, ihn wieder begnadigte und ihn auf den ersten Platz zurückkehren ließ.

Ich hatte bis jetzt noch keinen Schlag bekommen und es schien nach grade Zeit, daß ich auch etwas davon trüge. Dazu gab der, welcher im Besitz meiner Rechte war, die

Gelegenheit. Es fiel nämlich Herrn Wunderling eines Tages ein, seinen Sohn einmal mit zärtlichen Vateraugen zu betrachten, und ihn gleichsam zu verherrlichen. Er gab ihm auf eine kurze Dauer seiner Abwesenheit das Scepter in die Hand und stellte ihn zur Aufsicht über die Schule an die Tafel, an welche er die Namen derer schreiben sollte, die gegen die Gesetze sündigten. Wie ich nun bemerken mußte, daß der neue Regent des seltenen Vorzuges nicht eben mäßig sich bediente, scherzte ich über ihn und sagte: „strenge Herren regieren nicht lange.“ Sogleich setzte er meinen Namen auch an die Tafel. Und als nun der Vater zurückkam und vom regierenden Sohn vernahm, daß ich ihm den Gehorsam versagt habe, glaubte er es seiner eignen Ehre schuldig zu sein, mir einen kleinen Denkzettel zu geben. Ob er nun gleich die Strafe nur als eine Förmlichkeit vollzog und, indem er schlug, nur that, als wenn er schlüge, so drang mir diese leise Berührung doch bis in das innerste Mark: ich glaubte, ich sei vor den Augen der Welt nun ehrlos geworden, mein reiner Ruf habe einen Fleck bekommen, den ich durch nichts herauswaschen könne. Indeß — es war einmal

geſchehen, ich mußte mich endlich darüber zufrieden geben. Aber um ſo mehr ſegnete ich die Stunde, wo mich das ſtille Unterquarta in ſeinen Frieden aufnahm.

Hier lehrte Herr Sciurus — ein blühendes Geſicht in einer viellockigen Perücke — ein kleiner, lebhafter, menſchenfreundlicher Mann, der in den Büchern das Leben wieder auferweckte, aus dem ſie gekommen waren, und uns eine geiſtige Urſach in den Formen und Regeln ahnen ließ, die wir im todten Ballaſt mit uns ſchleppten. Wir merkten gar nicht, daß wir da waren, um etwas zu lernen: jede Stunde wurde zur Unterhaltung. Phädri Fabeln beſonders wurden durch ſeinen Vortrag, durch ſein ernſtliches Wohlmeinen, wie durch ſein Scherzen darüber, faſt zu einer dramatiſchen Darſtellung, die denn auch mich nicht wenig ergötzte, und mir mitunter das Landleben in einer poetiſchen Geſtalt wieder heraufführte.

In der Geographie zeichnete er die Länder ſelbſt auf die Tafel, gab erſt zu den Zeichen die Namen, und wenn er dieſe dann wegwiſchte, blieb in der Vorſtellung ein Bild zurück, auf welchem wir die Bedeutung jedes Punktes wußten. Die Nachbildung ſolcher Abriſſe be-

schäftigte mich einmal so sehr, daß ich einen schönen Sommerabend, wo mich mein Bruder zu einem Spaziergange abholen wollte, darüber aufgab. Da Herr Sciurus auch Wochenpredigten zu halten hatte, so sahen wir an seiner Statt zuweilen einen Primaner, einen feinen, überaus zarten, jungen Mann, mit einem dünnen Spazierstöckchen in der Hand, hereintreten — es war Karl Morgenstern.

Im Rechnen hatte man mich nach Oberquarta beschieden. Hier herrschte der Subconrector, der Herrn Wunderling an Furchtbarkeit noch bei weitem übertraf. Er zankte nicht erst wie dieser, sondern nannte von seinem Thron herab nur den Namen dessen, den er als sündigen Menschen erkannt hatte. Derselbe ging dann alsbald zum Schranke und holte den Stock, womit er durchgeprügelt werden sollte, und nachdem er ihn dem zürnenden Jupiter überreicht hatte, hielt er die Hände hin, um so viele Streiche zu empfangen, wie jenem beliebte. Zuckte er, so kam das Rohr um so stärker und regnete endlich Prügel auf seinen Leib herab. — Der Unterricht im Rechnen aber bestand in stummen Tabellen mit seltsamen, schweren Aufgaben, wie sie im Leben gar nicht vorkom-

men. Ich dachte: Gott, wie wird es Dir ergehen, wenn Du nun im Lateinischen nach Oberquarta wirst versetzt werden! Aber der Himmel hatte es anders über mich beschlossen.

Mein Onkel war längst von meinem Hiersein in der Stadt unterrichtet. Man hatte sich deshalb an Katharina, seine Köchin gewandt, die als die einzige Person, welche ihn nach den Komptoirgeschäften in seiner Häuslichkeit umgab, sehr viel über ihn vermochte. Daß ich die Domschule besuchte, wußte er ebenfalls, aber er blieb dabei, daß er sich um mich nicht bekümmern wolle. In den Winterabenden schlich ich immer heimlich zu meinem Bruder, der sich gegen den Onkel in ehrfurchtsvoller Ferne hielt. Er eröffnete mir die Welt, indem er mir den Robinson vorlas, wodurch es in meinem Kopfe außerordentlich lebendig wurde. Da eben ein Schattenspiel zur Stadt gekommen war, theilte er eines Abends die vier Groschen mit mir, die ihm der Onkel dazu gegeben hatte, und ging statt allein auf den zweiten, mit mir auf den letzten Platz, damit ich auch das Vergnügen haben möchte. So wirkte er, in der Bildung vorangeschritten, auf mancherlei Weise wohlthätig auf mich.

Aber es begab sich, daß Kußkopf, der Eigenthümer der Handlung, erkrankte und — starb. Sein Tod überraschte, da er noch nicht alt war, und alles strömte zu der glänzenden Leichenfeier, die man ihm bereitete. Tausend Kerzen erhellten die Heiligegeistkirche und zwei Schildwachen standen vor jeder Thür, um dem zu heftigen Andrange des Volks zu wehren. Nur mit Noth brachte mich mein Bruder noch mit hindurch. Die brennenden Kerzen sagten mir damals nichts weiter, als daß ein reicher Mann gestorben sei. Erst nach einiger Zeit erfuhr ich, daß darin für mich eine weit grö-ßere Bedeutung lag, ja, daß das Licht dieser Nacht unheilbar in mein Leben einschnitt. Es fand sich nämlich, wie man das Testament des seligen Kußkopf eröffnete, daß er mit dem Geschäftsführer der Handlung einen Vertrag geschlossen hatte, wornach der, welcher zuerst stürbe, dem andern die Handlung ganz allein überlassen sollte. Damals, wo jedes Handels-haus noch seine Kunden hatte, und man noch keine Reisediener umherschickte, wo nicht leicht ein Anfänger sich auf seine eigene Hand zu etabliren wagte, konnte ein solcher Vertrag noch wirklich für ein Vermächtniß gelten. Die Firma:

Kusskopf et Compagnie erloſch nun und ging in Schütze et Comp. über, ohne daß die Geſchäfte (ſie beſtanden beſonders im Handel mit Caffee und Zucker, den man von Frankreich, und mit ruſſiſchem Talg, den man von Petersburg verſchrieb) eine Veränderung erlitten. Das Gerücht, mein Onkel würde die reiche Wittwe heirathen, beſtätigte ſich nicht. Er dachte vielmehr daran, ihr Haus bald zu verlaſſen, indem er ſich ein eigenes auf dem alten Markt kaufte. Jetzt kam von meinem Onkel das wichtige Anerbieten, daß er — mich zu ſich und in ſein Komptoir nehmen wolle, mit der Ausſicht, daß ich mit meinem Bruder einmal die Handlung gemeinſchaftlich fortſetzen könnte. Ob ich zu Handelsgeſchäften Neigung in mir verſpüre, darnach wurde wenig gefragt. Das Glück, ein reicher Mann zu werden, entſchied.

Es wurde mir alſo angekündigt, daß ich bald in das neue Haus meines Onkels ziehen und mich unterdeß fleißig im Schreiben üben ſollte. Wenn nun in Unterquarta die Schüler lateiniſch trieben, ſaß ich an einer andern Tafel ihnen gegenüber und ſchrieb. Dabei erlebte ich noch den Triumph, daß eines Tages, als die ganze Klaſſe eine lateiniſche Frage nicht

beantworten konnte, Herr Sciurus sich umwandte zu mir als einem Freiwilligen, und ich ihm die richtige Antwort gab.

Der Tag, die Stunde kam, wo ich von der Domschule scheiden mußte. Herr Sciurus äußerte beim Abschiede noch sein Bedauern, daß ich den Wissenschaften entzogen würde. Wie ich aus dem Kreuzgang auf den freien Domplatz hinaus trat, sah ich mit Wehmuth zurück. Ich setzte mich einen Augenblick still auf eine Bank — die ehrwürdige Glocke, die mir so oft hier die Stunden zugemessen hatte, schlug eben im Dom — und eine Thräne stieg in mein Auge.

Viertes Kapitel.

Der Handlungsbeflissene.

Mein Onkel war es nun, bei dem ich meine Versorgung finden, von dem künftig mein ganzes Schicksal abhängen sollte. Den 30. Juli 1785 zog ich in sein Haus. Das Vornehmere meines Zustandes, bessere Kleider, der Mittagstisch bei meinem Onkel, wo es auch ein Glas Wein gab, seine Equipage, worin er mich bei guter Laune zuweilen mit nach dem Rothenseer Busch nahm — das alles schmeichelte mir anfangs ganz angenehm; doch mein freies Erkerstübchen hatte sich in ein Winkelzimmer verwandelt, das in den kleinen Hof hinaus ging, den noch überdieß ein großer Nußbaum verdun-

kelte. Die meiſte Zeit brachte ich zum Glück im Komptoire zu, wo mir ſchon ein Schreibepult eingeräumt war, und mein Bruder mich zuweilen an das Kopirbuch ſetzte, um Briefe, die abgeſchickt werden ſollten, ſo ſchnell wie möglich für ihn abzuſchreiben, welche mechaniſche Arbeit ihr Beſchwerliches für jetzt noch hinter den Reiz der Neuheit verbarg. Dies geſchah aber nur vorläufig. Man dachte zunächſt daran, mir für die Handlung doch einige Vorbereitung zu geben, und ſchickte mich deshalb (mit dem 1. September) auf die Handlungsſchule, die auch mein Bruder früher beſucht hatte. Hier ſollte mir ein halbes Jahr vergönnt ſein. Das Franzöſiſche, hieß es, brauchte ich nicht; es ſei ſchon genug, wenn mein Bruder es erlerne, dem noch immer von einem Franzoſen Privatſtunden gehalten wurden. So entzog man mir die Gelegenheit, Franzöſiſch zu lernen, die ſich doppelt, in der Schule und zu Hauſe, mir darbot. Furcht hatte ich freilich genug davor, aber man hätte ſich daran nicht kehren ſollen.

Welche Thorheit! wenn in der Schule die franzöſiſche Stunde kam, mußte ich in eine andere deutſche Klaſſe wandern. Sonſt gab es

hier außer dem Rechnen und Schreiben, was die Hauptsache blieb, noch Manches zu lernen, das mir Freude machte, z. B. die Technologie und die Naturlehre mit Experimenten. Der erste Lehrer an der Schule war Herr Kunz, der besonders die Religionsstunden vortrefflich hielt und bei den Kaufleuten den Vorzug genoß, zu allen ihren Gastereien gebeten zu werden. Im Deutschen mußten die Schüler sich durch Briefe üben, die er ihnen der Reihe nach aufgab. Gar bald ward auch mir ein solcher Auftrag. Er ging mir gewaltig im Kopfe herum. Durch meine frühern Selbstübungen im Deutschen hatte ich die Forderungen an mich für meine Jahre schon sehr hoch gestellt. Ich fing an und strich wieder aus, nichts wollte mir genügen, bis ich endlich eine ganze Geschichte in meinem Kopfe reif werden ließ, die ich nun einem Briefe anvertraute. Sie enthielt die Schicksale eines Menschen, der in Sclaverei gerathen war. Meine Erfahrung ging noch nicht weit, aber alles, was ich von dem Abentheuerlichen einer solchen Begebenheit gehört hatte, benutzte ich mit Sorgfalt, und das Fehlende füllte ich mit eigener Dichtung aus. Wie Herr Kunz den Brief öffnete und las und

fortfuhr zu lesen, sagte er mit Bestimmtheit, daß die Geschichte nicht von mir sei. Alle Bemühungen, mein Eigenthum zu retten, waren vergebens; er meinte sich zu entsinnen, die Geschichte schon in einem Buche gelesen zu haben, und wolle, um nachzusehen, den Brief mit nach Hause nehmen. So erhielt ich ihn weder mit noch ohne Correctur zurück. Ich glaube recht gern, daß Herr Kunz dies und dergleichen schon genug gelesen haben mogte, aber für mich war die Geschichte neu — sie hatte Anfang und Ende. — Die Methode des Herrn Kunz, Briefe vorzulesen, und das Fehlerhafte wie das Bessere von den Schülern selbst finden zu lassen, bewies sich sehr ersprießlich, nur in Bestimmung der Regeln, wenn er mit Vereinzelung z. B. heute niederschreiben ließ: zu regiert den Dativ, und über 14 Tage: durch regiert den Accusativ u. s. w., blieb er gegen Herrn Wunderling weit zurück. Das halbe Jahr verging mir schnell, ich wurde mit den besten Zeugnissen entlassen, und hätte eigentlich, da mir von den Meritenpunkten, (welche die fehlerfreien Wochen anzeigten) kein einziger fehlte, eine Prämie erhalten sollen. Ich klagte es der Köchin. Nichts anders als der kurze

Zeitraum konnte daran Schuld sein. Sie trug die Sache meinem Onkel vor, und dieser bestimmte sofort, daß ich auf der Handlungsschule noch ein halbes Jahr bleiben sollte.

Die Lenksamkeit meines Onkels und seine Gutmüthigkeit mochte wohl besonders die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich gezogen haben, denn sie hatten darauf, wie sich bald kund gab, einen Plan gebaut, den sie auf eine recht listige Weise auszuführen meinten, der aber gar sehr in das Komische fiel. Es wurde nämlich eines Tages der Schule angezeigt, daß die Religionsstunden künftig mit Gesang anfangen sollten, wozu ein kleines Gesangbuch verfaßt sei, das jeder für ein Paar Groschen bei einem Lehrer abholen könne. Ich ging nun, nach Beendigung der Klassen, da alles neugierig hinzuströmte, auch gleich hin, und das Büchelchen wurde mir mit ausnehmender Freundlichkeit in die Hand gegeben. Aber wie staunte ich, als ich nach Hause kam und im Komptoir auf dem Pulte meines Onkels dasselbe Buch, nur auf besserem Papiere und schöner gebunden, schon vorfand, und zwar von einem zierlich geschriebenen Gedichte begleitet, worin die Handlungsschule sich für die kleine Orgel bedankte, die sie zur

Verherrlichung ihrer Morgenandacht vom großen Wohlthäter zu erhalten schon im Voraus überzeugt war, denn alle Morgen, setzte sie hinzu, erklänge ihre Andacht in Gesängen, die ohne Orgel keinen recht erbaulichen Wohllaut gewinnen wollten. Allerdings hatte mein Onkel oben im Vorsaal seines Hauses noch jene, schon früher erwähnte kleine Orgel stehen, die keinen kirchlichen Zweck erfüllte, aber sie war durch Gebrauch und Gewohnheit ihm doch sehr lieb geworden. Wie er früher ein Uhrwerk geschnitzt, und Kutsche und Pferde aufs Papier gebracht hatte, so spielte er auch noch jetzt die Orgel, d. h. er naturalisirte ohne alle Anleitung, und ahmte auf gut Glück die Melodien nach, wie sie ihm vor dem Ohre schwebten. Und des Sonntags, wenn er den Mittag noch bei Tische saß, trug mein Bruder geistliche und weltliche Lieder darauf vor, ich trat die Bälge dazu, so daß es oft recht erbaulich durch das Haus klang. Von diesem guten Hausgenius, der dem Onkel oft Trost, oft Freude zusprach, konnte er sich unmöglich trennen, und die Handlungsschule, die, das Zukünftige als etwas Gegenwärtiges darstellend, alle Morgen zu singen vorgab, mußte sich daher eine abschlägliche Antwort still und

schamröthlich gefallen lassen. Die Schüler wären nicht so leicht zu beruhigen; sie brachten immer ihre Gesangbücher mit und wollten des Morgens daraus singen, bis man ihnen kund that, es sei ein Irrthum; erbauen sollten sie sich aus dem Buche, jeder für sich, ohne eben hier Lieder daraus mit-einander anzustimmen. So verschwand denn das Büchelchen allmählig wieder, und es blieb dabei, daß wir, wie bisher, des Morgens die Religionsstunden ohne Gesang anfingen. — Ich kann nicht sagen, daß mir die Lehrer das Fehlschlagen dieser Hoffnung nachgetragen hätten; sie bewiesen sich gegen mich immer freundlich und gerecht. Mitunter erregte ich sogar ihr stilles Wohlgefallen, denn sie sahen in mir etwas von einem poetischen Geiste erwachen. Sonderbar! so lange ich in der lateinischen Arbeit war, schwieg meine Muse; jetzt stand sie wieder auf und trieb mich zu Versen an. Dies geschah besonders, als im August dieses Sommers die Nachricht eintraf, daß Friedrich der Große, dessen Geist Nationen beseelte, nun diese Welt verlassen habe. Da mich in der deutschen Stunde eben mit zwei oder drei andern die Reihe traf, einen Brief zu liefern, so benutzte ich diese Gelegenheit, mich über

Friedrichs Tod in einem Gedichte auszusprechen. Etwas hatte ich den Mitschülern davon verrathen, und wie die Stunde anging, riefen gleich alle, daß Herr Kunz doch so gut sein möchte, meinen Brief zuerst zu eröffnen, es stände ein Gedicht darin. Dies wurde denn auch mit großem Jubel aufgenommen und um deswillen das Mangelhafte darin vom Lehrer mit volksthümlicher Schonung behandelt. Es muß sich den Schülern gut eingeprägt haben, denn einer derselben, mit dem ich nach 10 Jahren wieder (auf der Harmonie) zusammentraf, überraschte mich, indem er Verse daraus hersagte. Michaelis verließ ich die Handlungsschule und empfing, weil ich wieder so viel Meritenpunkte wie Wochen zählte, nun wirklich die verdiente Prämie, die in dem gelehrten Buche: Reimarus natürliche Religion bestand. Wie ich in dem öffentlichen Examen mein Zeugniß vernahm, mußte ich zuletzt wieder das Bedauern aussprechen hören, daß meine Talente nicht den Wissenschaften gewidmet würden. Diesmal brachte es aber keine Rührung in mir hervor, sondern nur etwas Nachdenken. —

So saß ich denn nun im Komptoire als Lehrbursche, und übte mich im Schnellschreiben, um die Briefe zu kopiren, die mir ein Komptoirdiener nach dem andern zuschob, was eine schwere Arbeit war, womit ich bei starken Posttagen oft kaum zu Stande kam, denn ich mußte eben soviel allein schreiben, als ihrer dreie oder viere zusammen. Mein Bruder war durch mich zu den Briefschreibenden vorgerückt; er führte eine sehr fertige Feder und behielt zuweilen noch Zeit, um mir zu helfen, wenn ich nicht nachkommen konnte.

Das Schwierigste aber lag in den Verhältnissen des Hauses. Es kam nämlich immer darauf an, mit der Köchin Katharina, in gutem Vernehmen zu stehen, was nicht jederzeit gelingen wollte. Der Lehrbursche mußte das Waschwasser sich selbst aus der Küche holen und sie nannte ihn Er, wie wenn sie mit auf dem Komptoire gesessen hätte. Ja sie saß wirklich oft dort, in der Abwesenheit des Herrn, um zu hören, was eben vorfiele. War sie gnädig, so öffnete sie Nachmittags die Thür und rief mich oder meinen Bruder heraus, um uns mit einer Tasse Kaffee zu beschenken.

Am schlimmsten verfuhr sie mit dem Kutscher, den sie anfangs ganz freundschaftlich des Abends in ihrem Zimmer Platz zu nehmen erlaubte, bis sie aus seinen Erzählungen herausbrachte, womit er bei seinen vorigen Herrschaften gefehlt hatte. Darauf berief sie sich nachher, wenn sie ihn beim Onkel anschwärzte, wozu schon der geringste Verdacht hinreichte. Der Kutscher aber konnte nicht anders zu seiner Schlafkammer gelangen, als wenn er durch unser Zimmer ging. Dies brachte uns, meinen Bruder und mich, da wir noch dazu mit ihm unter gleichem Druck standen, in eine Art von Gemeinschaft. Jetzt war einer angezogen, der den Namen Teutscher in der That führte. Er verband mit mancherlei Geschicklichkeit Biedersinn und Derbheit. Den kleinen Garten, der hinter dem Hause gelegen, bebauete er ganz allein. Meinem Bruder gab er im Reiten Unterricht. Auf diese Weise einige Gewalt über uns gewinnend, lehrte er uns des Abends auch Kartenspiele und beredete uns, mit ihm in die Zahlenlotterie zu setzen. Nun traf es sich zwar, daß wir gleich eine Ambe gewannen und ich zu meinem Theil ein Paar Thaler davon trug, aber man kann daraus ersehen, in welchen Hän-

den sich unsere Erziehung befand. Wenn mein Onkel den Neujahrstag in seinem Saale den hergebrachten großen Abendschmaus gab, sahen wir heimlich durch die Gardinen einer Schlafkammer, die daneben lag. Hier belauschte ich auch die Wirkung eines Neujahrwunsches, den ich das erstemal an meinen Onkel dichtete. Er ließ ihn, wie die Gäste fröhlich waren, an der Tafel herumwandern, und man lachte über meine Naivetäten.

Wohl wurde ich zuweilen auf der Straße angehalten, um ein Lob anzuhören — besonders bezeigte die Familie Delbrück meinen Versen Aufmerksamkeit — aber in Gesellschaft kam ich nicht, und aller Bildung für feinern Umgang ging ich ganz und gar verlustig. Mein Bruder bekam doch noch einige Tanzstunden, indeß auch nur allein, und so, daß die Stühle im Saal Personen vorstellten. Um sie herum tanzte er die große und die kleine Achte, und war dabei froh, daß es Niemand sah. Bei den Schmausereien, deren es jährlich zwei gab, durfte er auch bald mit einrücken; ich folgte ihm erst später nach. Wenn er nun ein Bild der Schüchternheit geblieben war, so mußte ich es noch mehr werden, da für mich noch weniger geschah.

— Nach einiger Zeit hatten ſich die Klagen der Katharine über den Kutſcher ſo gehäuft, daß er beſchloß, einen langen Brief an den Onkel zu ſchreiben, denn auch mit der Feder wußte er gut umzugehen. Dieſem Briefe fehlte es nicht an Beweiſen, aber er war ſo dreiſt abgefaßt, daß er meinem Onkel großen Aerger verurſachte. Er brachte ihn mit auf das Comptoir und las ihn ſeinen Leuten vor. Da nun Manches darin vorkam, was Teutſcher nur von ſeinen Stubennachbaren wiſſen konnte, ſo ging es hart an uns vorüber. Aller Blicke fielen auf uns. Die Worte ſauſ'ten an meinen Ohren hin, wie ein ſchneidender Eiswind; meinen Bruder als den älteſten trafen aber die Vorwürfe zunächſt. Das kühne Unternehmen, die böſe Catharine zu ſtürzen und aus dem Hauſe zu ſchaffen, ſcheiterte gänzlich. Teutſcher mußte fort und ein anderer kam an ſeine Stelle, der ſich geſchmeidiger fügte. — Nachher weiß ich nicht, was mein Bruder mochte begangen haben — er wurde vom Tiſche meines Onkels gewieſen, bis er dieſen durch einen langen Brief, worin er ſeine Pünktlichkeit in Allem darſtellte, wieder verſöhnte. Im Grunde hatte mich mein Onkel lieber, als ihn, und Katharine ſagte wohl zuweilen: es iſt

ja Ihr Ebenbild; aber es nützte mir nichts, denn er bewies meinem Bruder, der ein finsteres Ansehn hatte, aus Furcht weit mehr Gutes, als mir aus Zuneigung, weil ich mit mehr Heiterkeit zufriedener schien, er aber eine Unzufriedenheit in seiner Umgebung nicht lange ertragen konnte. So schenkte er mir bald darauf, wie er mit meinem Bruder von der Leipziger Messe zurückkehrte, zwar eine ganz hübsche Taschenuhr, aber es war die, welche mein Bruder schon getragen hatte, dieser bekam dafür eine neue. — Mein Onkel, der hier eine nähere Schilderung verdient, war durchaus gutmüthiger Natur und von strenger Rechtschaffenheit, aber dabei nicht allein immer sehr lebhaft, sondern oft auch ungemein heftig und polternd. Katharine stand indeß keinesweges zu ihm in einem solchen Verhältniß, daß er dadurch genöthigt gewesen wäre, von ihr sich Manches gefallen zu lassen, sondern, weil er nichts, das er auf dem Herzen hatte, an sich halten konnte, und nach den Geschäften oder Abends, wenn er von einer Gasterei nach Hause kam, sie immer die nächste und einzige Person war, der er sich auf der Stelle mittheilen konnte, so nahm sie zunächst auch Besitz von ihm, d. h. von

dem, was ihn gerade erregte oder beunruhigte. Ueber das Meiſte hätte ſie ihn leicht zufrieden ſtellen können — und dann wäre ſie ſein guter Engel geweſen, aber ſie liebte kleine Händel als ein Spiel ihrer wandelbaren Launen, und trug ihm aus ihrem Hausregimente Vieles vor, das er nicht zu wiſſen brauchte, und das ſie nach Umſtänden gern vergrößerte. Ehe er noch Zeit gewinnen konnte, etwas zu prüfen, hatte ihn ſchon die Hitze übereilt, die ihn zum Zorne antrieb, wovor wir uns immerfort fürchteten. Mit dieſer Furcht fiel nicht allein jede Vertheidigung mangelhaft aus, ſondern ihm fehlte auch die Geduld, einen ruhig anzuhören. Deshalb herrſchte die allgemeine Sitte im Hauſe, daß jeder, der etwas von ihm wünſchte, es ihm in einem Briefe vortrug. Dieſen Brief fand er, wenn er in ſeinem Zimmer des Morgens an ſein kleines Pult trat, um ſeine ſtille Andacht zu verrichten, oder auch des Abends bei ruhiger Muße. Die Antwort fiel gewöhnlich gut aus. Sie lag entweder auf ſeinem Geſicht oder er ließ den Bittſteller auf ein Paar Worte zu ſich herüber kommen. — Seine Gutmüthigkeit bewies er beſonders gegen die Armen, namentlich gegen das Armenhaus, das er nicht

nur jährlich regelmäßig, sondern auch, wenn er ein Fest feierte oder eine Freude erlebte, mit großen Summen beschenkte. Der jährliche Umgang der Armen, so wie der Waisen war ihm selbst ein wichtiger Tag. Unter ihnen erschien als ein merkwürdiges Beispiel vom Wechsel des Glücks oder vom bestraften Uebermuth ein Schuster, Namens Thierberg, der durch Leberhandel zu einem großen Handelshause sich emporgeschwungen, und darauf theils durch Verschwendung, theils auch durch Unglück, sein ganzes ansehnliches Vermögen wieder verloren hatte, so daß er sogar zum Waisenhause seine letzte Zuflucht nehmen mußte. Seine glänzenden Feste lebten noch lange im Andenken des Volks und man erzählte sich viele Beispiele von seinem stolzen Prachtaufwande. Ich selbst habe diesen Schuster, wie er schon herunter gekommen war, noch des Abends mit Messer und Gabel speisen sehen. Diesem Unglücklichen nun drückte mein Onkel, wenn er sich im Zuge der Armen mit vornehmen Anstande dem Hause näherte, jedesmal einen harten Thaler in die Hand. Er war nämlich nicht, wie Viele dagegen, auch die Einzelnen zu beschenken, obgleich oft Unordnungen daraus entstanden und

Mancher leicht des Guten zu viel that. Er ſagte vielmehr zum Präſidenten von Vangerow, dem Vorſteher und Vater der Armen: Ach! was will das ſagen! betrinken wir uns doch jährlich auch wohl einmal. Ein anderes Beiſpiel ſeiner Geſinnung. Wie er an einem kalten Wintertage von ſeinem Spaziergange zurückkehrte, fand er auf der ſteinernen Treppe ſeines Hauſes eine arme Frau ſitzen, die Weihnachtspuppen für Kinder feil bot. Was wird die löſen! dachte er, und rief ſie herein, um ihr ſämmtliche Puppen abzukaufen. Einen poſſierlichen Anblick gab es nun für jeden, der hereintrat, bei einem Hageſtolzen ſo viele Kinderpuppen beiſammen zu ſehen, bis ſich nach und nach Gelegenheit fand, ſie an arme Kinder zu verſchenken.

Obgleich mein Onkel Geſellſchaften von äußerer Bildung genug beſuchte, um ihren Ton zu kennen, ſo blieb er doch gröſtentheils bei ſeiner originellen Weiſe, ſich auszudrücken, was denn bei ſeiner übereilten dramatiſchen Lebhaftigkeit oft bis zur Unverſtändlichkeit ging. So kam er einſt von einer Scene, die er im Vorübergehen bei der Poſt erlebt hatte und die er nun ohngefähr folgendergeſtalt auf dem Komptoire

wieder erzählte: komme da nach der Poſt, es hält ein Wagen, tritt der Poſtdirektor heraus: „meine Herren! meine Herren! Ich denke Wunder; — Putjunkers, Putjunkers!“ — Nämlich ein Wagen voll blutjunger Kadets war eben angekommen, und mein Onkel konnte ſeine Verwunderung darüber, daß der Poſtdirektor (der die Welt beſſer kannte) ſie „meine Herren“ angeredet hatte, mit Ausrufungen und Handbewegungen nicht auffallend genug an den Tag legen. — Da er ſich überhaupt um den Lauf der Welt wenig bekümmerte, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich öfters ſonderbare Auftritte ereigneten, wenn er mit derſelben in Berührung kam, wovon man ſich unter andern folgende Anekdote erzählt: die Mitglieder der Kammer und Regierung hatten Uniform bekommen, er wußte aber nichts davon. Eines Tages nun, wie er auf der Straße viele ſo geputzte Herren gehen ſieht, iſt er außer ſich vor Verwunderung. Iſt es ein neues Militair? Wird eine hohe Perſon erwartet? Er kann es nicht begreifen. Gleich fragt er den Erſten, den Beſten, der ihm begegnet, was das zu bedeuten habe. Dies iſt aber zum Unglück grade der Antiquar Hekkenauer, der nicht hören kann. Er mag noch

ſo viel auf ihn einſchreien, auf ihn losgeſtikuliren — es iſt vergebens. Heckenauer, ſeinerſeits über die lebhafte Anrede eines ſo vornehmen Mannes verwundert, bildet ſich ein, er wolle etwas von ſeinen Büchern, ein Erbauungsbuch oder eine große Bibel kaufen. Damit macht er ſich denn des andern Tages auf und bringt ſie ihm aufs Komptoir, wo nun durch Dolmetſchung der Leute und den Gebrauch der Feder endlich das große Mißverſtändniß gelöſt wird.

Mein Onkel beunruhigte ſich über jede Kleinigkeit, ohne daß eben ſeine Geſundheit dabei litt. So trat er eines Morgens, die Briefe in der Hand, mit den Worten ins Komptoir: der Talg iſt noch nicht angekommen, der Hund iſt todt und ich werde auch bald ſterben. — Nicht wenig Unruhe machte es ihm daher, als kurz hinter einander ihm zwei Komptoirdiener ihren Abgang ankündigten, beide, um zu heirathen. Er fing an zu fürchten, daß ein dritter, der noch dazu den Packhof hatte, ihm auch untreu werden könnte. Vielleicht, daß dieſer auch bei Katharinen eben in einiger Gunſt ſtand — genug, er machte ihn zu ſeinem ſtillen Kompagnon. Da dies aber mein Bruder ſehr ungern ſah, ſo wandte mein Vater, der öfters

zur Stadt herein kam, und deſſen Wort nicht wenig beim Onkel galt, alles an, nahm auch die Fürſprache Katharinens mit zu Hülfe, um den neuen Kompagnon wieder zu ſtürzen, was denn auch mit der Zeit gelang.

Unter dieſen Umſtänden hatten ſich meine Verhältniſſe im Komptoir ſehr verbeſſert: ich war in eine der offenen Stellen vorgerückt, alſo vom Kopirbuche erlöſt, und ſaß nun unter den Briefſchreibenden. Mein Tagebuch bemerkt, daß ich den 25. Januar 1788 den erſten Brief ſchrieb. Es lag mir beſonders ob, die Verſendung der Waaren zu berichten, und bei der nächſten Gelegenheit, daß mir mein Onkel einen wichtigern Brief anvertraute, ſprach er über meinen Styl ſeine groſſe Zufriedenheit aus. Aber nicht immer wurde ich ſchnell genug damit fertig, und das ging ſehr natürlich zu; denn o Himmel! wie bunt lief es in meinem Kopfe durcheinander! Die Neigung zu den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten war nur wie eine Quelle überſchüttet, ſie brach immer aufs Neue wieder und immer ſtärker hervor. Stand in der Zeitung, daß die Türken wieder einige

tausend Christen umgebracht hätten, so mußte ich mein Gefühl darüber in Versen auslassen — fast alle Woche einmal rief ich in der Handlungsschule Herrn Kunz aus der Klasse, um ihm ein Gedicht zuzustellen. Wollte ich nun in der frischen Morgenstimmung einen Brief anfangen, so hüpften die Buchstaben vor mir auf dem Papier, indem poetische Einfälle aufstiegen, die sie verwirrten. Wurde ich nach dem Packhof oder nach einem andern Komptoire geschickt, so gingen die angefangenen Verse mit mir, und ein verführerischer Geist flüsterte mir beständig dazu Verbesserungen ins Ohr, so daß ich oft meine Noth hatte, den erhaltenen Auftrag nicht zu vergessen oder bei der Bestellung Eins mit dem Andern zu verwechseln. Die Sorge für das Geschäft und die Lust zur Poesie stritten um mich, und ich, mitten inne, stritt gegen die wirbelnde Betäubung, worin sie mich versetzten. Um Vieles aber verschlimmerte sich noch mein Zustand, als die Wäserische Gesellschaft von Breslau nach Magdeburg kam und ich das erste Schauspiel sah. Eine ganz neue Sonne ging mir über die Welt auf, jedes Stück lockte mit andern Reizen und ich glaubte immer etwas zu versäumen, wenn ich einer Vorstellung

nicht beiwohnen konnte, wozu doch oft Erlaubniß und Geld fehlte. Bald jährte denn auch eine neue Thätigkeit in meinem Kopfe, Geschichten thürmten sich auf, die durchaus dramatisch hervortreten wollten. Da der Tag mir dazu keine Zeit ließ, so stand ich alle Morgen um 5 Uhr auf, um irgend ein Schauspiel, das sich in mir entwickelte, auf dem Papiere ans Licht zu bringen. Bald war es ein Liederspiel, das ich nach bekannten Melodien mir gleichsam selbst erfand und worin ein fröhlich-häusliches Leben sich darstellte, bald war es ein Lustspiel, das die Zeitereignisse mir eingaben. So entstand nach dem Beispiele der französischen Revolution, die eben ausgebrochen war, eine Posse unter dem Titel: Der Bauer mit der Perücke, worin sich die Nationalversammlung im Kleinen wiederholte. Auch Scenen aus dem siebenjährigen Kriege brachte ich in dramatischen Zusammenhang. Am liebsten hielt ich mich nach Art der Bretznerschen Stücke, die damals sehr gefielen, an die nahe Gegenwart. So bei folgendem Gegenstande. Mein Onkel hatte einen einzigen wahren Freund an dem biederherzigen Kaufmann Plönies, der verheirathet, aber kinderlos, ebenfalls einen Pflegling, und zwar den ältesten

Sohn der geheimen Räthin von Jariges, seiner Stieftochter, zu sich genommen hatte. Kamen nun diese beiden ähnlich gesinnten Freunde zusammen, so geriethen sie über die großen Begebenheiten in der Handlung immer in eine außerordentliche Lebhaftigkeit. Ihnen hörte ich öfters aus der Ferne zu und auf der Stelle schienen sie mir mit ihren Klagen gar herrlich in ein Lustspiel zu passen, das ich nun auch gleich anlegte, um sie darin die Hauptrolle spielen zu lassen. Katharine trat mit ihren Großthaten dazwischen, und so ging aus den Scenen ein häusliches Stück hervor, das leibte und lebte, nur daß es keine große Verwickelung hatte. Es fand sich auch bald ein kleines Hausperſonal zusammen, das einige Auftritte daraus spielte. Ein Mitglied dazu hatte ich gleichsam selbst geworben. Nämlich beim Lehrer Hof, dessen Privatstunden im Rechnen ich noch eine Zeitlang benutzte, lernte ich einen jungen Thüringer, Namens Albrecht, kennen, den ich gar bald sehr lieb gewann. Er erzählte viel von den Merkwürdigkeiten seiner heimathlichen Gegend — auch die Herzogin Amalie von Weimar leuchtete darin hervor — viel von dem Musiciren und Singen auf den Dörfern, nach

welchem Beispiele er selbst das Klavier, die Flöte, das Horn, und besonders das Violoncell spielte. Sein Vater hatte ihn nach Magdeburg bei einem unbedeutenden Großhändler in die Lehre gethan, und da dieser bald darauf Banquerott machte und die Briefe von Haus ausblieben, befand er sich in einer mißlichen Lage. Ich erwähnte seiner gegen den Kompagnon meines Onkels und schlug ihn zum Lehrburschen vor. Aber weil dazu ein nicht geringes Lehrgeld erfordert wurde, und mein Freund von seinem Vater, der sich eben zum zweitenmal verheirathete, ganz vergessen schien, so blieb man über die Wahl lange in Ungewißheit. In diesem sorgenvollen Zustande unterhielt ich eine fleißige Gemeinschaft mit dem Verlassenen. Ich stahl mir entweder einen Augenblick, um ihn aus seiner entlegenen Miethwohnung vor die Thür zu rufen, oder ich gab ihm einen Wink, wann und wie wir uns auf dem Packhof sprechen könnten. Hier hatte ich nämlich Nachmittags zuweilen das Geschäft, Kaffee, der sich durch Feuchtigkeit angelegt haben konnte, stürzen zu lassen. Dabei, auf einem der geräumigen Böden über viele Fässer weg fanden wir uns also, um uns die

etwa erhaltenen Nachrichten — unſere Zweifel oder unſere Hoffnungen — einander mitzutheilen. Das Seltſame der äußern Umgebung erhöhte den Reiz ſolcher Zuſammenkünfte. Endlich ging mein Wunſch wirklich in Erfüllung; man hatte durch Briefe das Vaterherz gerührt, und Albrecht ward in das Komptoir genommen (den 7. April 1788.) — Wenn ich nun Morgens in dem gemeinſamen Winkelſtübchen ſchrieb, muſicirte er nicht ſelten. Abends las ich vor. Mit meinem Drama: Wie geht es in der Handlung? war er ſowohl als der Kutſcher völlig einverſtanden; er holte meines Onkels Perücke heimlich aus dem Schranke hervor und ſetzte ſie auf ſein junges Geſicht, um einen der alten Herren vorzuſtellen, der Wagenlenker aber ſpielte ſeine eigene Rolle, die ihm gegen Katharinen ſehr von Herzen ging. Ich übernahm das Uebrige. Dabei waren wir unſere eigenen Zuſchauer, d. h. wir unterließen nicht, über das, was wir eben ſpielten, auch tüchtig zu lachen. Indeß — wir glaubten nachher auch andern davon mittheilen zu müſſen. Unſere Aufmerkſamkeit fiel auf einen alten, vergrauten Buchhändler, der immer ganz einſam in ſeinem Laden ſaß, und dem es ſehr an Verlagsartikeln

zu fehlen ſchien. Mein Freund mußte mir ſeinen ausgedienten Ueberrock leihen, der, noch überdieß reichlich mit Puder beſtreut, mich unkenntlich machen ſollte. Damit ſchlich ich mich in der Abenddämmerung durch eine enge Gaſſe zu jenem Alten, das Manuſcript ihm zum Druck anbietend. Den andern Abend holte ich ſeine Antwort, die dahin lautete, daß er doch das Schauſpiel nicht zu übernehmen wage, weil Allerhand über die Handlung darin vorkomme, das ihm das Mißfallen der Herren Kaufleute zuziehen könnte. Meine Neigung, zu dramatiſiren, war kürzlich aufs neue wieder ſehr lebhaft angefriſcht worden, indem die Weimariſche Geſellſchaft unter Bellomo auftrat, welche vom 2. September bis zum 31. October 1787 auf dem Rathhauſe ſpielte, und, weit vorzüglicher als die Wäſeriſche, auf lange eine recht angenehme Erinnerung zurückließ.

Alle meine Beſtrebungen mußten aber natürlich ganz fruchtlos ausfallen, da mir dazu alles Mögliche: Kenntniß, Anleitung und beſonders Erfahrung und Einſicht in die Verhältniſſe der Welt fehlte, zu welcher ich, von aller gebildeten Geſellſchaft abgeſchnitten und gleichſam in vier Wände eingeſchloſſen, nimmer-

mehr gelangen konnte. Bei meiner Neigung zur reinen Nachahmung der Wirklichkeit, hätte ich ganz vorzüglich viel sehen und hören und erleben müssen, wenn sich daraus etwas für die Kunst allmählig hätte entwickeln sollen. Ich that für jetzt, was ich nicht lassen konnte. — Die ruhlose Gährung der Kräfte fing aber endlich an, auf den Zustand der Nerven krankhaft zurückzuwirken, um so mehr, da das frühere Erwachen der Geschlechtsneigung, in Verbindung mit der Entwickelungsperiode, dazu kam, woraus sich Nachtheile für mein ganzes Leben erzeugten. Für alle Gefühle und Phantasien gab es keinen Ausweg, keine Hülfe, für alle Träume keinen Gegenstand. In der Noth nahm ich freilich den nächsten dafür, aber auch dieser blieb für mich in unerreichbarer Ferne. Der erste Versuch einer Annäherung zu den Schönen fiel sehr ins Spaßhafte. Zwei schwarzgelockte Demoiselles aus der Apotheke nebenan gingen an den Sommerabenden öfters vor unserm Hause vorüber, von welchen besonders die jüngere, ein Mädchen von etwa 14 oder 15 Jahren, mit ihrem lang herabhängenden schwarzen Haar mir auszunehmend wohlgefiel. Sie anzureden durfte ein bloßer Lehrbursche nicht

wagen. Ich fand ein anderes Mittel, ihre Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen. Ich hatte mir vom Packhofe kleine Roſinen mitgebracht. Dieſe wählte ich zu meinen Pfeilen, und ſo wie ſie vorbei ging, ließ ich von den hohen Stufen herab eine und noch eine dieſer ſüßen Früchte auf ihr jungfräuliches Haupt fallen. Aber weh mir! meine Abſicht wurde ganz verkannt, und die ſymboliſch ſüße Anrede keinesweges angemeſſen erwiedert. Sie warf den Kopf und brummte oder ſchimpfte wohl gar, und gönnte mir dabei nicht einmal ihren zornigen Blick. An eine nachbarliche Freundſchaft war alſo gar nicht zu denken. — Im Gegenſatz beſchäftigte darauf eine Blondine meine Phantaſie. Ich ſah ſie alle Sonntage, wenn ich in der Kirche in der vornehmen Loge meines Onkels ſaß, nicht weit vor mir. Auch mußte ich, wenn ich zur Poſt ging, vor ihrem Hauſe vorüber, wo ich dann auf meine ſchüchternen Grüße, manchen freundlichen Dank bekam. Da ſie vom Rechenmeiſter Hof eine Verwandte war, hatte ich ſogar einmal das Glück, bei demſelben mit ihr einige fragmentariſche Worte zu ſprechen. Für ein gutes Zeichen mußte ich es vollends halten, als der Lehrer mich eines Abends in

sein Zimmer vorrief und mich an seiner Mahlzeit Theil nehmen ließ. Ihm glaubte ich nun zum größten Dank verpflichtet zu sein. Ueberlegend, wie ich ihm vergelten könnte, schlug ich Katharinen vor, daß der Onkel ihn doch einmal mit zu seinen Gastereien einladen möchte. Dadurch hoffte ich beide Häuser in Verbindung und mich gelegentlich in den Umgang der Blondine zu bringen. Aber der Plan scheiterte mit einem Wort. Katharine kam nämlich lachend mit der Antwort des Onkels zurück: Soll ich nicht etwa auch seinen Schneider mit zu Gaste bitten? Das war bitter — und auf immer blieb das freundliche Mädchen ein Bild im Hintergrund, — gleich einer andern Braungelockten, die ich vom hohen Dachfenster aus, wenn ich dem Kutscher seinen Hafer zumaß, zuweilen durch einen Tubus über den ganzen alten Markt weg an ihrem Fenster beobachtete. Dieses Schauen schilderte recht meinen Zustand: ich sah das Lächeln ihrer Mienen, jede Bewegung ihres Mundes, sie schien mir so nahe und blieb doch wieder so unerreichbar, wie alles, wovon mein Kopf liebend und dichtend phantasirte. Ich träumte und schrieb, und wußte nicht, was aus mir werden sollte.

Bei dem allen war die muntere Laune die meinem Weſen zu Grunde lag, immer mehr in mir rege geworden. Auftritte im Komptoir mit Fuhrleuten, Schiffern, Handelsleuten dienten mir zur heimlichen Beluſtigung. So kam einmal ein Seifenſieder von Köthen herüber, der ein ſehr bedenkliches Geſicht machte. Er meinte nämlich, es würde Krieg entſtehen zwiſchen dem Fürſten von Köthen und dem König von Preußen. Da er Talg kaufen wollte, mußte man ſeine Anſichten ſchonen. Wie indeß doch ein kleiner Zweifel ſichtbar wurde, fügte er mit größerm Ernſt hinzu: Ja, wenn der Fürſt von Köthen ſich mit dem Fürſten von Bernburg zuſammenthut, wird der König von Preußen zu klauen kriegen. Ich dachte, ich müßte von meinem ledernen Seſſel fallen. Bei ſolchen Scenen pflegte ich eine große Zeitung in die Hand zu nehmen, um das Lachen dahinter zu verbergen. Mit meinem ältern Bruder blieb ich in heiterem Verkehr; hinter ſeinem finſtern Ernſt wohnte etwas vom engliſchen Humor, den er aber nur — und das ſprach er als Grundſatz aus — nach gethaner Arbeit ausließ. Von Leipzig aus ſchrieb er zur Meßzeit mir immer ſehr herzhafte Briefe, halb in

Proſa, halb in Verſen. Auch hatte er ſich in Abſchrift eine Sammlung von Gedichten angeſchafft, woraus er mir die Kriegslieder eines preußiſchen Grenadiers (von Gleim) beſonders gern vorlas. Des Abends ſowohl als in freien Zwiſchenſtunden ſaß er gewöhnlich bei Büchern, Romanen und halbgelehrten Journalen, ſo daß ſich ein buntes Mancherlei in ſeinem Kopfe ſammelte. Den Romanen, wenn ich hinein ſah, konnte ich keinen Geſchmack abgewinnen; es kam mir Alles zu willkührlich darin vor und mir fiel immer ein, daß ich ſtatt des Geleſenen auch ſo und ſo ſchreiben könnte. Weil ſie mir eine Geringſchätzung einflößten, ſpürte ich dermalen auch keine Luſt, ſelbſt eine Erzählung zu verſuchen; das Dramatiſche hatte für jetzt größern Reiz für mich. Das Abentheuerliche liebte mein Bruder gleichfalls, und wie in Olvenſtädt eine Hochzeit unter Verwandten vorfiel, that er mir den Vorſchlag, mit Masken hinaus zu ziehen und plötzlich unerkannt unter die Gäſte zu treten. Es geſchah. Wir ſchnürten die gemietheten Kleider zuſammen und ſchweiften — es war ein ſchöner Sommerabend — auf gut Glück hinaus. Ich glaube, wir ſtellten romantiſche Schäfer vor. Die Brautleute fanden ſich

ſehr angenehm überraſcht und alle thaten, als wenn ſie uns nicht kannten. Der wilde Schwarm ſtob gleich auseinander und jeder erwartete, daß wir nun einen Tanz aufführen ſollten. Aber hier haperte es; Chriſtian war in der Tanzkunſt noch nicht ſo weit, und ich verſtand gar nichts davon. Es blieb uns alſo nichts übrig, als den Becher zu leeren und nach einiger Pantomime mit einem Stück Kuchen wieder abzuziehen. — So ſpukten öfters Ideen in unſern Köpfen, die wir nicht auszuführen wußten, weil wir die Welt nicht kannten, welche die Mittel dazu hergiebt. Die Liebe zur Natur hing uns Beiden vom Landleben an, und wetteifernd ſtiegen wir auf den Boden, wenn ein Gewitter kam, das uns immer große Freude machte. Demnächſt gehörten Feuersbrünſte zu meinen Liebhabereien, bei denen ich als Zuſchauer immer gern der Erſte war.

In der Familie hatte ſich wieder eine Veränderung zugetragen. Nämlich, da mein Vater von jeher zu ſeinen drei Söhnen ſagte: ihr dürft nicht hier bleiben! ſo war nun auch die Reihe der Verſetzung an meinen jüngeren Bruder gekommen, ob er gleich zur Oekonomie die meiſte Neigung zeigte. Komiſch genug

hatte man schon zur Zeit, als ich noch das Erkerstübchen bewohnte, ihm ein lateinisches Vocabelbuch, wie das meinige, zugestellt, gleich als ob er durch das nämliche Feuer gehen müßte. Den 17. April 1787 brachte ihn mein Vater zur Stadt, in das Haus eines Bekannten, um ihn in einigen nützlichen Wissenschaften, durch Privatstunden unterrichten zu lassen. Von der Zeit an konnten wir zuweilen alle Drei beisammen sein, und ich benutzte diesen Umstand, um Gottliebs nächsten Geburtstag mit Kirschwein und Kuchen und — einem Gedichte zu feiern. Das nahm mir aber Christian sehr übel; er sagte mit Nachdruck, es sei nicht Sitte, mit dem Jüngsten anzufangen! — Vergnügter fiel ein anderes Unternehmen aus. Christian war in der Handlung frei gesprochen und hatte als Komptoirdiener, zum Zeichen seiner Erhebung, ein spanisches Rohr mit einem goldenen Knopf bekommen. Dies wichtige Ereigniß glaubten wir den zweiten Weihnachtstag durch einen Marsch nach Olvenstädt auszeichnen zu müssen, und es gelang, für mich und Christian dazu die Erlaubniß des Onkels zu erhalten. Eng genug freilich war uns die Zeit zugemessen, denn wir durften erst nach Tische aufbrechen, doch freueten

wir uns nicht wenig, einmal alle Dreie zusammen diesen heimathlichen Weg zu betreten, noch mehr aber, die Aeltern, die uns nicht erwarteten, plötzlich so zu überraschen. Wie wir ankamen, klang die Orgel noch, und wir schlichen ganz behutsam über den Kirchhof. Wir wollten, wenn die Mutter aus der Kirche zurückkehrte, aus einem Schlupfwinkel alle Dreie hervorbrechen; der Spaß gelang aber nur halb: Gottlieb konnte sich nicht überwinden, gleich nach dem Pferdestall zu rennen, bei welcher Gelegenheit ihn die Mutter gewahr wurde. Indes konnte sie doch nicht begreifen, was die große Kaffeekanne auf dem Tische bedeuten sollte. Sie fing an die Magd darüber auszuschelten, als die Kammer sich aufthat und wir andern beiden auch hervortraten. Nun war die Freude groß, der Vater kam auch dazu und wir überließen uns dem Wechsel angenehmer Gefühle. Ganz ernsthaft wurde die neue Würde Christians erwogen, das spanische Rohr betrachtet, und des Onkels freigebige Güte gepriesen, der solches noch vor der Zeit verliehen hatte. Aber kaum, daß ein jeder sich ein wenig auserzählen konnte, so brach von dem kurzen Wintertage die Dämmerung herein

Univ.-Bibl. München

und wir mußten, noch von manchem Nachruf begleitet, zur Stadt zurückkehren. Dieser Tag blieb aber zu merkwürdig für uns, als daß ich ihn nicht hätte besingen sollen, und Herr Kunz versicherte, daß er eine solche Naivetät mir kaum zugetraut hätte. Ich erinnere mich dieser Verse noch:

Die Ordnung in den Wirthschaftssachen
Muß stets der Mutter Ehre machen,
Drum konnte sie auch nie Verschwendung leiden,
Doch suchte sie den Geiz auch zu vermeiden.

Jetzt sah sie zu viel Kaffee stehen,
Daher ließ sie den Zorn ergehen,
Sie sprach zur Magd: was soll, Du dumme Anne,
Der große Topf und dort die große Kanne?

Sie wollte nun die Milch vermindern
u. s. w.

Es war eine Winteridylle, die in der Sprache kindlicher Einfalt ein Fest häuslicher Liebe und Eintracht, wie es sobald nicht wiederkehrte, dem Gedächtnisse aufzubewahren suchte.

In der Familie entstand bald eine Zerstreuung oder Trennung. Der Vater ging jetzt häufiger in die Stadt, wo er nun alle drei Söhne hatte, verlebte mit ihnen heitere Abende,

besuchte mit ihnen das Theater (Döbbelin spielte zu dieser Zeit,) und auch die nächste Revue. Die Mutter dagegen, die ohnehin zu diesen Vergnügungen nicht folgen konnte, hing vorzüglich an Andreas, dem Sohn erster Ehe, der nächstens den Hof übernehmen sollte und dessen träumriges Wesen ihres Rathes und Beistandes gar sehr bedurfte.

Da man für Gottlieb nicht sobald in Magdeburg eine Komptoirstelle zu finden hoffte, weil die Kaufleute leicht besorgen konnten, daß er wohl einmal ihre Kundschaft mit zum Onkel hinübernehmen möchte, so brachte mein Vater ihn nach Halle zu einem Kaufmann, der ein Verwandter von jenem Mädchen war, mit welchem mein Bruder als Kind Braut und Bräutigam gespielt hatte, aber man betrog sich in seiner Hoffnung; Gottlieb kam wenig aufs Komptoir und mußte im Materialladen sehr schwere Dienste verrichten, weshalb man ihn denn nach einem Jahre wieder zurücknahm und bei einem Weinhändler in Magdeburg in die Lehre that.

Mein Freund Albrecht hatte sich unterdeß in die Gunst des Onkels schon recht hinauf gearbeitet und ich freute mich, mit meiner

Empfehlung Ehre einzulegen. (Er gründete in der Folge das Handelshaus: Albrecht und Dellbrück in Bordeaux.)

Sein Musiciren in den Feierstunden erweckte in mir die Lust, die Violine zu lernen, welches Instrument für mein Naturell und sinnendes Wesen wohl passend sein mochte, weil man auf derselben den Ton selbst bestimmt. Ich ging mit allem Ernst daran und hatte schon eine Violine bestellt, aber meine Verwandte erklärten sich dagegen, und ich mußte sie wieder abbestellen. So wurden die Mittel und Gelegenheiten, etwas zu lernen, mir immer genommen. Ich sah mich auf die Handlungsgeschäfte beschränkt, die doch meinen Neigungen und Geisteskräften so wenig Befriedigung gewährten. Der Dichtungstrieb brannte fort in mir — ich sann und schrieb — es war endlich nicht mehr auszuhalten.

Eine große Veränderung ging darauf mit mir vor, und zwar auf folgende seltsame Weise. — Schon vor zwei Jahren hatte ich an meinen Vater nach Olvenstädt hinausgeschrieben: ob es denn nicht doch noch möglich

wäre, mich ſtudiren zu laſſen. Er kam und redete mir es wieder aus. Seit der Zeit faßte ich mich in Geduld, und wähnte in einem dunkeln Gefühl von Hoffnung, es müßte von ſelbſt ſich etwas ereignen, das mich aus meiner Lage riſſe, aber es ereignete ſich nichts. Wie ich nun ſo den 18. Juli 1789 Nachmittags um 3 Uhr im Hauſe die Treppe hinuntergehe, ſage ich, gleichſam dem Schickſal ins Angeſicht mit lächelndem Hohn: es ſoll mich doch wundern, was noch aus mir werden wird! Augenblicks gab mir das Schickſal die Worte zurück und hielt mich bei dem Gedanken feſt, daß etwas andres aus mir werden müſſe; der Gedanke wurzelte immer tiefer und feſter in mich hinein, bis er endlich zu dem Entſchluſſe reifte, mir ſelbſt Bahn zu brechen. Ich trug mich aber mit dieſem Vorſatze, ehe ich ihn ausführte, lange Zeit, um gewiß zu ſein, daß ich keine Uebereilung begehe. Auch wollte ich den Geburtstag des Onkels erſt vorüber laſſen, der dieſes Jahr zum erſtenmal von uns gefeiert werden ſollte.

Um recht beſtimmt zu erfahren, auf welchen Tag eigentlich ſeine Geburt falle, ſchickten wir einen Boten nach Snarsleben, mit einem

Briefe an den Paſtor, der deshalb im Kirchenbuche nachſehen ſollte. Die Antwort lautete: auf den 9. Auguſt. Das war uns ſehr lieb, denn bis jetzt war der 10. dafür genommen worden und mit einem Tage früher konnten wir nun den Onkel um ſo ſchöner überraſchen. Der Vater blieb deshalb zwei Tage bei uns. Der Tiſchler hatte etwas aufbauen müſſen, das halb wie ein Handlungswappen, halb wie ein Schiff ausſah und woran die Zahl 55 ſtand, welche die Lebensjahre des Gefeierten anzeigte. Katharine mußte es ſo einrichten, daß wir den Abend bei dem Onkel aßen, und ſo wie der rechte Zeitpunkt kam, ward das Schiff mit vielen Kerzen erhellt, zu ihm ins Zimmer getragen, ein Kuchen folgte und im Hintergrunde ließ eine ſanfte Muſik ſich hören, wozu wir die Hautboiſten beſtellt hatten. Ein gedrucktes Gedicht von mir erklärte alles. Man kann ſich denken, wie der Onkel gerührt war — und wir mit ihm! — und wie er ſich wunderte, ſchon heute geboren zu ſein. In dankbarer Ergebenheit tranken wir darauf ſeine Geſundheit. Mir war dabei wunderſam zu Muthe, weil ich ein Geheimniß auf dem Herzen trug, das nächſten Tages an das Licht kommen ſollte.

Dem Lehrer Kunz hatte ich schon schriftlich mein Anliegen eröffnet, ich wollte aber nicht, daß er sich selbst damit an den Onkel wenden sollte, weil er bei ihm nicht hoch genug in Ansehn stand, ein Wort vom Rector Funk hielt ich für wirksamer. Dieser aber wußte zu wenig von mir, als daß man ihn schicklich darum hätte angehen können. Große Furcht äußerte ich gegen Kunz vor Erlernung der alten Sprachen, denn wie viel hatte ich zu überwinden und ich war bald 18 Jahre alt! Damit einst, wenn meine Sache mißlingen sollte, mich weder Reue noch Vorwurf träfen, wollte ich auf alle Weise behutsam gehen, ich gebehrdete mich deshalb mit unendlicher Scheu — ja, mein eigentlicher Wunsch war, zum Studiren gezwungen zu werden. Da sich aber hierzu doch keine Hülfe zeigte, wurde der Vorsatz, während ich mit mir unterhandelte, immer hartnäckiger, und zuletzt zum unerschütterlichsten Willen.

Ein langes Schreiben verfaßte ich nun an den Onkel, um ihn ausführlich mit meinem Zustande bekannt zu machen, und ihm mit einem Blick in die Zukunft zu schildern, was ein halber Kaufmann und ein halber Gelehrter für ein jämmerliches Ding sei. Wir alle müßten

einſt von dem anvertrauten Pfunde Rechenſchaft ablegen — keine Schule hätte mich ohne die Erinnerung entlaſſen, daß ich ſtudiren müſſe — mein Schickſal ſei in ſeiner Hand. Wäre mir zugedacht, daß ich einſt an der Handlung Antheil haben ſollte, ſo möchte er doch meinem jüngern Bruder dies Glück zuwenden, und ihn an meine Stelle ſetzen.

Geſchrieben war dieſer Brief, aber noch nicht abgegeben. Ich war indeß meiner Sache jetzt ſo gewiß, daß ich ihn erſt meinem Vater und meinem ältern Bruder zeigen wollte, feſt überzeugt, daß mich keine Einwendung, keine Vorſtellung mehr wankend machen könne. — Zunächſt wanderte ich damit (den 18. Auguſt) nach Olvenſtädt hinaus. Zu meiner Verwunderung äußerte der Vater nichts dagegen. Ob er dabei vielleicht an die Verſorgung ſeines dritten Sohnes dachte? Nur die gute Mutter konnte es nicht billigen, daß ich erſt noch einmal wieder von vorne anfangen wollte, nachdem ich es ſchon auf dem Komptoire ſo weit gebracht hatte. Und in der That war es vielleicht nur noch ein Paar Monate hin, daß mein Onkel mich zum Komptoirdiener machte. Aber um ſo mehr mußte ich eilen; denn im Genuß

einer gröſsern Freiheit und beſſerer Tage möchte ich mich ſchwerlich wohl noch zum Studiren entſchloſſen haben.

Darauf wagte ich meinem Bruder Chriſtian das Schreiben vorzulegen. Seine finſtere, halb zornige Miene ſagte mir gleich, was er dazu meinte. Ohne ſich mit einer Widerlegung zu bemühen, ſagte er ganz kurz: ich will doch erſt mit dem Vater darüber ſprechen — und damit ſchloſs er den Brief in ſein Pult ein. Er ſah es offenbar nicht gern, daſs ich mich von ihm trennen wollte, da wir uns immer ſo gut vertragen hatten, was freilich gröſstentheils davon herrührte, daſs ich eine Art von Abhängigkeit, worin ich mich gegen ihn befand, ſtill anerkannte: wenn wir an einem Tiſche ſaſsen, ſtreckte er die Beine aus, während ich die meinigen an mich zog u. ſ. w.

Jetzt befand ich mich auf einmal wieder in groſser Noth, denn ich muſste fürchten, wenn er mein Vorhaben erſt mit dem Vater beſprach, daſs eine förmliche Verbündung ſich gegen mich bildete, der ich mit aller Kraft und Feſtigkeit nicht gewachſen war. Ich wuſste aber, daſs er die Gewohnheit hatte, wenn er auf Augenblicke aus dem Komptoire ging, ſein Pult offen zu

laſſen. Ich gab alſo wohl Acht, wenn ſich dies ereignen würde. Und das Glück wollte, daß er wirklich bald darauf ſeinen Schlüſſel vergaß. Sogleich ſprang ich hinüber, öffnete das Pult, und nahm wieder was mein war. Nun ſäumte ich keinen Augenblick länger, und in der nächſten Stunde, daß der Onkel das Haus verließ, trug ich heimlich mein Schreiben in ſein Zimmer hinüber und legte es auf ſein Pult (den 4. September.) Es verging einige Zeit, ehe mein Onkel ſeinen Willen erklärte, aber ich las die Einwilligung gleich am andern Tage auf ſeinem Geſicht. Er ſah ernſt und feierlich aus. Darauf rief er mich zu ſich und ſagte, daß er meinen Wünſchen nicht hinderlich und für mein Schickſal nicht verantwortlich ſein wolle. Ich möchte hingehen und ſehen, ob es mich nicht gereue. — Mein Verlangen war, auf die Schule nach Kloſter Berge zu kommen — hauptſächlich, um mich der Stadt und den Augen meiner Bekannten auf einmal zu entziehen. — Mein Bruder verbarg ſeine Verwunderung und Mißbilligung in ein dumpfes Schweigen und ſagte nur: es würde Dir nicht gelungen ſein, wenn Du es nicht in die Religion hineingeſpielt und es zu einer Gewiſſens-

ſache gemacht hätteſt. Aus dieſem Geſichtspunkte ſah der Onkel allerdings die Angelegenheit an und ließ in Gottes Namen geſchehen, was er nicht zurückzuhalten wagte; doch drohete er, alles, was ich von nun an koſten würde, anzuſchreiben und mir einmal von meinem Erbantheile abzuziehen. Meinen jüngern Bruder an meine Stelle zu ſetzen, davon wollte er nichts wiſſen; in der Folge geſchah es aber doch. —

Den 11. September ging ich an einem heitern, ſchönen Morgen nach Kloſter Berge hinaus, um mich vorläufig dem Abt Reſewitz darzuſtellen und zuerſt noch ſeine Meinung zu hören. Ich blieb am Kloſter horchend ſtehen: freundlich einladend klang der helle Glockenſchlag; kleinere Glocken regten ſich, und hinter den ſtillen Mauern wurde es lebendig: die Scholaren liefen luſtig, zum Theil ſingend, von den Klaſſen nach ihren Zimmern. Es lag wie ein Feenreich vor mir, das ich nun betreten ſollte. — Sobald es wieder ſtill geworden war, öffnete ich die Pforte und ſuchte die Wohnung des Abtes. Dieſer, mit buſchigen Augenbraunen und mit einer kleinen Geſtalt ſo ehrwürdig in ſeiner Haltung, daß er weit größer ſchien,

als er war, empfing mich mit gelindem Ernſt, und wie ich ihm mein Schickſal erzählt und mein Vorhaben kund gethan hatte, fand er kein groß Bedenken und meinte, da ich doch ſchon wiſſe, was ein nomen substantivum, ein adverbium ſei und dergl., ſo ſei ich über die erſten Schwierigkeiten ſchon hinaus. Ich legte dagegen einigen Werth auf meine Erfahrung, ohne zu wiſſen, wie gering dieſe ausfallen mußte in einer ſo beſchränkten Lage, für welche ich in Verhältniß zur Welt damals noch keinen Maaßſtab hatte. Drei bis vier der ſchönſten Jugendjahre, die am meiſten ſich zum Lernen eignen, waren mir für den Zweck der Wiſſenſchaften ungenützt und unwiederbringlich verloren gegangen. Sie ließen ſich durch keinen Fleiß nachfolgender Zeit erſetzen. In einem Alter von 18 Jahren ging ich auf die Schule, wo Andere ſchon auf die Univerſität zu gehen pflegen; aber ich durfte jetzt nicht daran denken, und ich betrat auch wirklich, nach einmal gefaßtem Entſchluß, die neue Bahn mit friſchem, fröhlichem Muthe. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß es die beſte Zeit ſei, die man auf Schulen zubringe, und ich nahm mir nun vor, ſie recht mit Beſonnenheit zu genießen.

Der 24. October 1789 ſollte mein Abzug ſein. Die Mutter war zur Stadt gekommen, ſie ſaß noch und nähete etwas für mich. Du ſtudirſt Dich ja todt! ſagte ſie zu mir. Nun wohl! dann iſt es vollbracht! entgegnete ich mit Entſchloſſenheit.

Der Kutſcher lud den Nachmittag meine Sachen auf, ich nahm von allen ganz kurzen Abſchied, und in Begleitung meines Vaters verließ ich die Handlung, das Haus meines Onkels, die Stadt — ohne Rührung, vielmehr mit freiem Herzen.

Fünftes Kapitel.

Der Scholar auf Kloſter Berge.

Ich kam unter Gurlitt's, eines Oberlehrers, ſpecielle Aufſicht und bezog ein nach Süden gelegenes Zimmer, das mir über Spielhof und Kloſtermauer einen freien Blick in die Natur geſtattete. Ehe ich aber noch zur Annehmlichkeit des neuen Aufenthalts gelangen konnte, mußte ich durch eine harte Schale dringen. Dieſe beſtand in dem Verhältniſſe zu meinen Mitſchülern, die ſich nicht Schüler, ſondern Scholaren von Kloſter Berge nennen ließen und ſehr viel Freiheit genoſſen. Alle liefen zuſammen, um — wie ich ſpäter erfuhr — den „Ladenſchwengel" von 18 Jahren zu ſehen, der noch den Einfall bekommen hatte, zu ſtudiren,

und da die böſe Sitte, Ankömmlinge als Füchſe zu necken, hier noch nicht ganz abgeſtellt war, ſo ſammelten ſich des Abends immer ſo viele Knaben und Jünglinge um mich her, als nur das Zimmer faſſen konnte, alle bemüht, mir etwas anzuhängen und mir allerhand räthſelhafte Fragen vorzulegen. Sie fanden ſich aber ſehr getäuſcht, indem ſie keinen baumſtarken, langen Menſchen vor ſich ſahen, und ich auf alles, was ſie mir vorlegten, ſo gut, ausweichend oder beſchämend, antwortete, daß bald an die Stelle höhnender Geringſchätzung Verwunderung und mitunter Beifall und Wohlgefallen trat, und demnächſt Mancher ſich zu meinem Beſchützer aufwarf, der die unnützen Angriffe von mir abwehrte. Es wurde eine luſtige Geſellſchaft daraus, die ſich an meiner Vertheidigung ergötzte, bis ſie Gurlitt auseinander trieb. — Ich mußte aber noch eine Gefahr beſtehen. So wie es nämlich öfters im Leben geſchieht, daß bei einer Veränderung ſich am Erſten die an uns drängen, welche am wenigſten taugen, ſo erging es auch mir. Zwei Herren von B., die mit mir an einem Tiſche aßen, nöthigten mich zuerſt des Abends auf ihr Zimmer. Als die ſtillſten hatten ſie lange für

die beſten gegolten und waren gleich im erſten Jahre nach Sitten = Prima verſetzt worden. Sie fingen an mit mir Karte zu ſpielen, und verſuchten mir das Taſchengeld abzunehmen, womit ich gut verſehen angekommen war; ich merkte aber gar bald ihre Abſicht und entzog mich ihrer Geſellſchaft. Nachher erfuhr ich, daß die ganze Schule, die beſſer als die Lehrer ſie kannte, ſie für falſche, nur Böſes ſinnende Menſchen hielt. Bei Beſtimmung der Sittenklaſſen wäre alſo auch hier die Stimme des Volks wohl nicht zu verachten geweſen.

Was mich dagegen angenehm befremdete, war, daß man Abends im Schlafrock in die Betſtunden ging. So wie mit ¾ auf 9 Uhr die kleinen Glocken auf den Gängen angezogen wurden, ſtrömten ſämmtliche Scholaren in ihren Abend- und Nachtkleidern, vom alten und vom neuen Gebäude, lärmend herbei, um in dem geräumigen Prima der Abendandacht beizuwohnen, die in der kurzen Rede eines Lehrers und in Geſang beſtand, was mir über die Maßen erbaulich klang und auf mein Herz, das ſchon etwas vom Schickſal erfahren hatte, recht tröſtlich und erquicklich wirkte. Meine fromme Hingebung ſollte aber bald geſtört und ſogar

in Lachen verwandelt werden, indem die Schüler nach Gelegenheit allerhand Experimente anstellten, jetzt im vollen Chor und dann plötzlich leise oder gar nicht sangen, oder schon in der ersten Abtheilung des Verses mit der Melodie in die zweite fielen, so daß der Seminarist als Vorsänger seine Noth hatte, den Gesang zu erhalten. Nun nahm es sich in der That seltsam — kriegerisch aus, wenn der Vorsänger in den untern Tönen wühlte, während die Schüler in den höhern Tönen sich ergingen, oder umgekehrt mit der Stimme aufstieg, während diese abwärts sangen, so daß immer zwei Elemente mit einander stritten und eins am andern zur Dissonanz wurde. Hatte nun vollends ein Seminarist sich einmal nicht höflich oder demüthig genug betragen, dann galt es, ihn gänzlich zum Fall zu bringen, worauf er schweigend, als der Melodie unkundig, noch obendrein einen Verweis vom Lehrer hinnehmen mußte.

Auf dem Kloster herrschte nämlich die sonderbare Einrichtung, daß die, welche hier zu künftigen Kantoren gebildet werden sollten, auch die Aufwartung zu besorgen hatten, wodurch denn, wie man sich wohl denken kann, nicht immer

die beſte Ordnung erzielt wurde. Wer ſich nicht gleich in ſolche Unterwürfigkeit finden konnte, dem wurde ſie noch beſonders von den Scholaren in den Betſtunden beigebracht. Die Seminariſten waren es aber nicht allein, über welche die Volksverſammlung hier Gericht hielt; ihr Urtheilsſpruch traf auch den Lehrer, wenn er eine Ungerechtigkeit begangen oder auch nur das Mißfallen der Mehrzahl ſich zugezogen hatte; er wurde, wenn er ſeine Abendrede halten wollte, ohne Weiteres ausgetrommelt. Bei dem zweifelhaften Lampen- und Kerzenlicht, konnte er die Thäter nicht leicht ausmitteln, und der Gebrauch des Stockes war ihm ein- für allemal unterſagt. Wenn er ſich nur den geringſten Schlag, und ſei es bei dem allerſchlechteſten, erlaubte, dann zog gleich eine Geſandtſchaft nach dem Abt, ihn zu verklagen, und die Kläger bekamen immer Recht. — Unter den Schülern aber herrſchte bei der Unabhängigkeit der Schule, die auf ihre eigenen Einkünfte ſich verlaſſen konnte, eine völlige Gleichheit; denn, weil man von Seiten der Lehrer nicht nöthig hatte, um die Gunſt eines vornehmern zu buhlen, ſo folgten auch die Schüler dieſem Grundſatz, und räumten ebenfalls unter ſich keinen

Vorzug des Standes ein; der Sohn eines Miniſters galt ſo viel wie der Sohn eines Predigers, nach dem Betragen eines jeden entſchied das allgemeine Urtheil. Angelernten oder angewöhnten Stolz wegzuſchaffen, dazu eignete ſich keine Schule beſſer, als Kloſter Berge, das eine abgeſchloſſene Gemeinde, ja eine Republik für ſich bildete. Da die Lehrer indeß ihr Anſehn ſo ſchlecht durch den Abt geſchützt ſahen, ſo ließen viele es bequem gehen, ſo daß man die Schule wohl eine Unterrichts- aber keine Erziehungsanſtalt nennen konnte. An Gelegenheit zur äußern geſellſchaftlichen Bildung fehlte es faſt ganz und gar. Der Tanzmeiſter war nur auf ein ſteifes Kompliment angewieſen, das Tanzen ſelbſt aber dem Belieben eines jeden Tanzluſtigen überlaſſen. Die Scholaren, die auf dieſe Weiſe frei und fröhlich für ſich und unter ſich fortlebten, und in der Regel gar nicht in gebildete Geſellſchaften kamen, behielten gegen ſolche immer eine wilde Scheu, weshalb ich denn keineswegs von meiner Schüchternheit geheilt, ſondern nur noch mehr darin beſtärkt, und in ſie hineingewöhnt wurde. Damals kümmerte mich das freilich nicht, ſondern ich gewann den Zuſtand, ſich größtentheils ſelbſt über-

laſſen zu ſein, bald ſehr lieb. Ja, dies republikaniſche, ländliche Jugendleben war, wenn ich mich auch von den wilderen Aeußerungen desſelben zurück zog, ganz nach meinem Sinn: ich ſah den närriſchen Streichen zu und lachte.

In den Klaſſen, welche von 8 bis 12 Uhr und nach einer freien Spielſtunde von 2 bis 5 Uhr dauerten, fand ich überall Geiſt verbreitet, und ich erfreute mich an den Gedanken, die auch aus den geringſten Autoren hervorſprangen, indem ich mich zugleich wunderte, wie meine Mitſchüler nach jeder Stunde, wenn auch das Schönſte vorgekommen war, immer ſo theilnahmlos aus einander laufen konnten. Zu den Magdeburgern aber ſagte ich im Stillen: o wenn ihr wüßtet, was die Wiſſenſchaften für herrlichen Genuß gewähren, ihr würdet alle die Stadt verlaſſen und nach Kloſter Berge kommen. Ich war dagegen unter ihnen zur Anekdote geworden: einer erzählte dem andern lachend, daß ich meinen reichen Onkel und ſeine Handlung verlaſſen hätte, weil ich das Geld nicht leiden könnte und mir, nach meiner eigenen Erklärung, die Reichthümer dieſer Welt eine ganz verächtliche Sache wären. Wenn ſie aber hofften, mein Schritt ſolle mich gereuen, ſo irrten

ſie ſich ſehr; ich lebte jetzt ſo in meinem Elemente, daß ich nicht im Stande war, mir zu denken, wie ich außer demſelben wohl noch leben könnte. Die Lehrſtunden unterhielten mich in einer beſtändigen Abwechſelung, indem ich mich immer von andern Mitſtreitern umgeben und faſt jedesmal einen andern Lehrer auftreten ſah; denn die Klaſſen waren nicht nach dem Lateiniſchen abgetheilt, ſondern jede Wiſſenſchaft hatte ihre Folge für ſich, ſo daß man z. B. im Lateiniſchen in Tertia, der unterſten Klaſſe, und im Deutſchen in Prima ſitzen konnte. Alles mechaniſche Lernen war verbannt, aber deſto mehr beſchäftigten uns zu Hauſe öftere Aufgaben zu Selbſtübungen und eigenen Arbeiten. Ueberhaupt hatte Reſewitz — der neuern Zeit gemäß — der Schule eine vortreffliche Einrichtung gegeben, nur ſchade, daß er nicht über ihre Ausführung wachte. Durch den Gebrauch einer faſt unumſchränkten Herrſchaft über die ſchönen Einkünfte des Kloſters zu einem glänzenden, vornehmen Wohlleben verleitet, hatte er die Schule faſt ganz aus den Augen verloren, und ſo lange reichliche Gaſtmäler gehalten, und dem Adel aus der Stadt Feſte gegeben, bis der Convent ihn in Berlin verklagte, und eine Com-

miſſion kam, um über ſeine Ausgaben eine Unterſuchung anzuſtellen, wobei man ihm indeß nichts anhaben konnte, weil der Miniſter bei ſeiner Einſetzung außer Acht gelaſſen, ihm über Küche und Keller etwas beſtimmtes vorzuſchreiben. Somit ſtand er nun mit dem Convent, der aus den erſten Lehrern zuſammengeſetzt war, in keinem guten Vernehmen, was denn natürlich auf die Schule oft ſehr nachtheilig einwirken mußte. Davon erlebte ich gleich nach meiner Ankunft ein ſehr auffallendes Beiſpiel. Ich hörte nämlich zu meinem Erſtaunen, daß die Räuber aufgeführt werden ſollten. Die Lehrer waren damit wenig einverſtanden, aber der Graf Caſtell befand ſich damals auf der Schule, deſſen überaus kluger, feiner uud freigeſinnter Hofmeiſter Stephani mit einem Anhange von Schülern um ſich her, gleichſam einen Staat im Staate bildete. Dieſer hielt eine theatraliſche Uebung zur Bildung vornehmer Jünglinge für etwas ſehr Zweckmäßiges, und er durchſchnitt gleich alle Hinderniſſe, indem er ſich ſelbſt an Abt, Aebtin und Fräulein Tochter wandte, einen durch den andern ſtimmte, und ſo höhern Orts die Erlaubniß zum Schauſpiel einholte. Da gab es denn große Zurüſtungen: man mußte

für Dekoration, Kleider, Schminke, Bärte und Perücken ſorgen, und mancher Schüler, der die Nacht ſeine Rolle memorirt hatte, nickte in den Lehrſtunden ein. Das Theater ſtand unter dem Dache, und ſowie die Zeit kam, wurden vornehme Augenzeugen aus der Familie des Abts hinaufgeführt. Aus meinem Zimmer riß man mir einen zierlichen Tiſch, den ich von Magdeburg mitgebracht hatte, vor der Naſe weg. Man gefiel ſich auch, Billette auszutheilen. Ich bekümmerte mich aber den Henker darum, ich blieb ruhig in meiner Klauſe ſitzen, bis einer der jüngern Scholaren ſich noch meiner erinnerte und mich zum Spiele nachholte. Da ſah ich denn mitunter Knaben ſich wie Helden gebehrden und hinter Lärm und Schurrbart das Bild eines Mannes ſuchen, das zu einem Räuber gehörte. In die Rolle des Karl ſtürzte ſich ein ſchwärmeriſcher Jüngling aus Prima, der nach der Zeit nur noch mehr ſchwärmte. Allen ein Muſter aber gab Stephani, den alten Moor; er rettete das Trauerſpiel noch aus der Gefahr ein Luſtſpiel zu werden; denn die meiſten zeigten ſich eben nicht anſtellig, ſelbſt mein Tiſch, der einmal mit der Gardine ſich wollte hinauf ziehen laſſen.

Später kam auch Menſchenhaß und Reue zur Aufführung, das Stephani mit Geſchick in Menſchenhaß und kindliche Reue verwandelt hatte. — Näher traf er das Ziel geſellſchaftlicher Bildung durch Bälle, die er zuweilen im Namen des Grafen gab, wozu er hübſche Mädchen aus der Stadt einlud. Da ſah man Schüler in den Klaſſen, die ſich die Nägel verſchnitten, was denn zur Bildung ſchon ein guter Anfang war. Nachher gingen einige mit Schnupftüchern vor dem Munde, um anzuzeigen, daß ſie eigentlich weinen ſollten, ſo tief lägen ihnen die Tänzerinnen noch im Herzen. Die Liebesträume verzogen ſich zum Glück nach einiger Zeit immer wieder ohne bleibende Folgen. Stephani hatte auch gegen mich ſehr liebreich ſich bewieſen, aber meine Scheu vor allem, was einen vornehmen Schein giebt, hielt mich von ihm zurück. Ueberdies bildete er eine Parthei auf der Schule, und mir war alles Partheiweſen zuwider und verdächtig, weil es leicht zu Ungerechtigkeiten gegen Andere verleitet. —

In Erlernung der alten Sprachen machte ich mittlerweile ganz gute Fortſchritte. Gurlitt fürchtete Anfangs, ich möchte mich ſchämen, in Tertia unter den Kleinen zu ſitzen, aber ich habe

nichts davon verſpürt. Auch ſollte ich mich von dem Betragen mancher Schüler gegen Herrn Rönick, deſſen eigenthümliche Weiſe ſie gern ins Lächerliche zögen, nicht irre machen laſſen. War iſt es, Herr Rönick war im Gebrauch der Hände ſowohl, als der Worte eben nicht ſehr mannichfaltig, aber ſein Eifer für die grammatiſchen Regeln der lateiniſchen Sprache kam ſo natürlich heraus, daß er zu einem gleichen Eifer fortriß, und viele vor Ungeduld, ehe noch die Reihe an ſie kam, ſich über die Tafel weglegten und ſchrien: Herr Rönick ich weiß! Ich weiß! Mit mir war er bald ſo zufrieden, daß er ſagte: Schütz, wenn es ſo geht — dann — ſoll es ſchon gehen! Dies hatte aber die Schule bald in eine komiſche Erzählung umgeſetzt, indem man betheuerte, Rönick habe geſagt: Schütz, lernen Sie Sum und nehmen Sie Amo mit, ſo werden Sie ein großer Mann werden, ein Spaß, der ſich noch lange nachher auf dem Kloſter als Anekdote erhalten hat. — Am höchſten ſaß ich im Deutſchen, und wurde ſchon nach einem halben Jahre von Secunda nach Prima verſetzt, wo der Lehrer gleich meinen erſten Aufſatz wie ein Wunder vom Katheder verkündigte. Er fing mit einer langen Rede an, ſo daß ich

erſt gar nicht wußte, wo das hinauswollte. Er meinte aber, daß ich eine Prämie verdient hätte und ſchenkte mir ein Buch, Anmerkungen zum Anakreon. Aus meinem Aufſatze war nämlich eine förmliche Abhandlung geworden. Die Aufgabe lautete: Ueber den Eigenſinn. Dieſen hatte ich ſo genau zu beſtimmen geſucht, daß viele Unterſcheidungen und Unterabtheilungen hervor gingen. Meine Ausführlichkeit rührte aber daher, daß man mich ſelbſt zuweilen dieſes Fehlers beſchuldigt und mich dadurch veranlaßt hatte, darüber reiflich nachzudenken. Ich entdeckte dabei viele Verwechſelungen und ſehr verſchiedene Quellen und Urſachen. Die Hauptſache bleibt eine feſte Geſundheit und beſonders ein guter Magen, der uns nicht ſo oft nöthigt, nein zu ſagen, wo andere Ja erwarten. Damit entgehen wir am Erſten dem Vorwurf des Eigenſinnes. Der Fehler ſelbſt aber muß als ſolcher in der Seele ſeinen Sitz haben. — Dergleichen Aufſätze waren faſt allen Schülern eine große Laſt, weil ſie noch ſo wenig ſelbſt erlebt, noch ſo wenig empfunden und gedacht hatten. Bei mir war das ein Anderes, und es währte nicht lange, ſo ſchrieb ich alle meine Aufſätze gleich ins Reine. Auch auf Spaziergängen

überließ ich mich gern Betrachtungen, weshalb die Schule, wo faſt jeder ſeinen Beinamen führte, mich bald den Philoſophen nannte. —

In den Ferien beſuchte ich gewöhnlich meinen Pathen und Onkel in Schönebeck, der dort mit Hülfe des reichen Onkels in Magdeburg, ein ganz hübſches Haus mit einer Branntweinbrennerei gekauft hatte. Meine Tante behauptete, daß ich jetzt munterer und friſcher ausſähe, und daß mich vorher wohl ein großer Kummer müſſe gedrückt haben. Meine Philoſophie wollte ſich indeß hier gar nicht bewähren, indem ſie keine Mittel wußte gegen den verliebten Sinn, der jetzt aufs Neue in mir erwachte. Meine drei Couſinen waren es nicht, die mich erregten, ſondern ſie dienten nur zur Gelegenheit, die Mädchen herbeizuſchaffen, die mich in Unruhe ſetzten. Paradieſe öffneten ſich mir, wenn in der Kirche die Fenſter der Logen niederrauſchten und hier ein Hut, ein Schleier, dort ein ſchimmerndes Geſicht oder ein ſtrahlendes Auge zum Vorſchein kam. Und es durchzuckte mich wie ein electriſcher Schlag, wenn nach der Kirche plötzlich eine von jenen Geſtalten hereintrat, die alle

nur zum Bezaubern gemacht ſchienen. Ich ſchwankte zwiſchen einem rothwangigen und einem blaſſen Geſicht, aber letzteres trug diesmal mit der zart-weißen Haut und den ſanften Augen, denen ich etwas ſeelenvolles andichtete, den Sieg davon. Ich wäre vielleicht ganz in Empfindſamkeit übergegangen, wenn die Couſinen nicht bald muntere Spiele auf die Bahn gebracht hätten, die mich mit ihnen in ſcherzende, neckende oder auch fröhliche Berührung ſetzten. Es wurden auch kleine Luſtbarkeiten, Spaziergänge ins Freie, nach benachbarten Oertern oder in den Wald veranſtaltet, von wo wir des Abends nicht ſelten alleſammt laut ſingend zurückkehrten.

Dabei muß ich aber einer entfernteren Berührung, oder eines Zuſammentreffens ganz anderer Art gedenken, womit die unruhige und kriegeriſche Zeit ſich bis nach Schönebeck verſpüren ließ. Als ich nämlich ein andermal in den Ferien wieder dorthin reiſte, fand ich das Zimmer, das ich gewöhnlich einnahm, vom — Prinzen von Oranien, (dem jetzigen König von Holland) bewohnt, der, aus eigener Strenge gegen ſich ſelbſt, ganz enge, mit drei Zimmern ſich begnügte, wovon das eine ihm

mit seinem Gouverneur zum Wohn-, das andere zum Schlafzimmer und das dritte kleinere seinem Kammerdiener zum Aufenthalte dienen mußte; seine zwei Bediente wohnten außer dem Hause. In Schönebeck stand ein Kavallerieregiment und der Prinz war hier, um den Kriegsdienst zu lernen. Mit merkwürdiger Selbstbeschränkung lehnte er das Anerbieten des Gouverneurs, in seinem Hause zu wohnen, ab, befliß sich sehr eifrig des Dienstes, stellte sich Mittags vor die Hauptwache gegenüber zur Wachtparade und erhob sich des Morgens sehr früh, wenn eine Kriegsübung ihn auf's Feld rief. Ein gewisser trockener Ernst und eine Gesetztheit, die weit über seine Jahre hinausging, bezeichnete sein äußeres Wesen und verband sich mit der größten Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, ohne jedoch dem freundlichen Betragen Abbruch zu thun, womit er allen begegnete, die sich ihm näherten. Meine jüngste Cousine, welche vorkommende Gelegenheiten benutzte, sich ihm mit einem festlichen Kuchen vorzustellen, trug manches kleine Geschenk zum lange währenden Andenken davon. Für mich aber hatte seine Gegenwart die Folge, daß ich des Nachts unten in der gemeinsamen Wohnstube

in einem ausgezogenen Schlafschranke zubringen mußte. — Noch eine andere Berührung gab es, eine romantische, die seinen Gouverneur anging. Wenn ich nämlich mit andern stunmern Gesellen, jeder sein Mädchen am Arm, Abends vom Spaziergange zurückkehrte, ließen wir nicht selten das Lied hören:

Wenn die Nacht mit süßer Ruh
Längst den Müden lohnet,
Geh' ich auf das Hüttchen zu,
Wo mein Mädchen wohnet.
Wünsch' ihr dann um Mitternacht
Eine sanfte, gute Nacht.

Damals ahnte ich nicht, daß dieses Lied voll idyllischer Unschuld dem im Hause wohnenden Prinzen-Gouverneur, der es jetzt vielleicht aus der Ferne vernehmen mochte, als gesangeskundigem Dichter angehörte; erst viele Jahre nachher, als ich seine Gedichte recensiren mußte, erfuhr ich, daß dies Lied vom — Obrist Stamfort sei. —

Fast zu derselben Zeit hatte in Magdeburg — wie ich bald mit stolzer Theilnahme hörte — ein Stück der Weltgeschichte auch die Handlung meines Dukels in Anspruch genommen. Derselben war nämlich von einem holländischen

Hause der Auftrag geworden, im Namen der amerikanischen Freistaaten an den General Lafayette, der jetzt auf der Citadelle von Magdeburg gefangen saß, eine Summe zum Geschenk auszuzahlen. Einer aus dem Comptoire hatte sich zu ihm begeben müssen, um über den Empfang des Geldes seinen Willen zu vernehmen. Da er es im Gefängnisse nicht brauchen konnte oder nicht brauchen durfte, so sollte es ausgeliehen werden, man fragte, an wen? Mit großer Lebhaftigkeit erhob sich da der General und sagte: nur an keinen Regenten, lieber an eine Privatperson, an einen Kaufmann! wodurch sich augenblicklich der Republikaner zu erkennen gab. Dennoch wurde das Geld — nur eine geringe Summe von 1000 oder 1200 Thalern — in die königliche Bank gethan. Was später, bei dem kriegerischen Wechsel des Geschicks daraus geworden, weiß ich nicht.

Da ich einmal der hübschen Kinder, die damals mein Herz bewegten, gedacht habe, so darf ich auch die kleine Gärtnerin nicht vergessen, die zwischen meinen Studien noch in der Erinnerung rosig hindurchschimmert. Mit einem regelmäßig schönen Gesicht, erst im blühenden Aufgange zur Jungfrau, kam sie öfters,

ein Körbchen an der Hand, auf das Kloſter, um uns aus ihres Vaters Garten, der nahe an die Kloſtermauer grenzte, Blumen oder Früchte anzubieten. Ich ſah immer über das Körbchen weg, und ſcherzte nicht allein mit ihr, ſondern ging auch ihrer Spur nach. Dazu führten ſchon die berühmten Eierkuchen ihrer Mutter. Am liebſten aber mochte ich ihr zwiſchen den Gärten begegnen, wo ihr Schreck, ihr Erröthen, ihre Flucht durch die ländliche Umgebung noch an Reiz gewann. Ihre Sprödigkeit ging ihr ſo von Herzen, daß ſie einmal, von einem Spargelbeete über die Wand kommend, mich mit dem großen Meſſer zu erſtechen drohete. So wußte ſie ſich immer vor meinen ſtürmiſchen Anforderungen zu retten, bis ich mich allmählig in eine freundliche Geſinnung hineingeſcherzt hatte. Dieſes ſtufenweiſe Gewinnen einer kleinen Zuneigung behielt lange Zeit für mich einen bezaubernden Werth, Perlen gleich, die glänzend am Wege zerſtreut liegen. —

Durch Kloſter Berge war ich wieder zum Genuß der Natur zurückgekehrt. Im Sommer beſonders gewährte es, frei auf einem Hügel gelegen, ſo angenehme ländliche Reize, daß ich

jeder Schule, jedem Jugendleben einen so schönen Aufenthalt wünschen möchte.

Man fragte sich in den freien Stunden, ob man durch das Kornfeld streifen, durch die große Wiese am Elbufer hinwandern, oder in den Klostergarten gehen wollte, der mit hohen Ulmen den alt-berühmten Poetengang durch die Wiese zog und von der Terrasse mit Obstbäumen herabkommend in einen Wald voll Nachtigallen sich endigte. Doch zum ungehinderten Alleingenuß öffnete sich dieser erst, wenn man Sittenprima erreicht hatte. Der Ankömmling mußte einem Schüler der zweiten Sittenklasse sich anschließen, dieser erhielt die Freiheit durch ein Billet, das er an der Klosterpforte abgab, und nur in der ersten Klasse war es dem Schüler ohne Weiteres gestattet, zu gehen, wohin er wolle; doch nicht bis zur Stadt, wozu es einer ausdrücklichen Erlaubniß bedurfte. Selbst die Klassen verloren zum Theil das drückende ihrer Einschließung durch die Aussicht: an schönen Tagen wurden gleich in den Frühstunden die Fenster ausgehoben, so daß man zum Unterricht die Regsamkeit der nahen Windmühle, den Pflüger, der den Hügel hinan seine Furchen zog, oder das wallende Korn darüber hin als eine

freundliche Zugabe der Natur mit genießen konnte. Bei drückender Hitze nahmen die Nachmittagsstunden erst um 5 Uhr ihren Anfang, wodurch die oft zwecklosen Hundstagsferien ganz entbehrlich wurden. Auch ließ man es zum Genuß der ländlichen Freiheit nicht an besondern Veranstaltungen fehlen, wozu vornehmlich eine große Wasserfahrt gehörte. Alle Sommer nämlich trug das geräumige Klosterschiff die gesammte Schule, mit Küche und Keller versehen, die Elbe hinauf zum Förster in Pechau: Musik, Gesang, ein Mittagsmahl im Grünen, Umherschiffen auf dem Teich, das Fällen einer Eiche, Spiel und Tanz, zur Rückfahrt ein steigendes Feuerwerk und viele andere Dinge voll Scherz und Lust machten diese Tage zu den hellsten Sonnenpunkten meines Lebens. Die erste Fahrt wurde mir indeß ein wenig durch den besondern Umstand verdunkelt, daß der Abt sich von den Schülern die Erlaubniß hatte abgewinnen lassen, auch die Nacht dort zubringen zu dürfen, das zu mancher Unordnung, zu manchem Anstoß Gelegenheit gab. Das Nachtlager in der Scheune, wo die Schüler, statt zu schlafen, sich Strohbunde an die Köpfe warfen, war schon nicht nach meinem Geschmack. Die Musikanten — diesmal

eine ganz gemeine Bande — mit luſtigen zweideutigen Liedern, die ſie ſelbſt zu ihren Inſtrumenten ſangen, erregten mir auch allerhand Bedenken. Verdächtiger noch war mir das Erſcheinen eines Prädikanten aus der Stadt mit ſeiner Frau, der man den üblen Ruf gleich anſah. Entſchieden anſtößig aber mußte mir der Anblick eines Lehrers ſein, der — dickleibig wie er war — ohne Rock und in den Unterbeinkleidern, alſo halb nackt umherging. Alles Zeichen, in welche Zerrüttung die Schule durch des Abts vornehme Nachläſſigkeit gerathen war. Zum Glück kam eine ſolche Fahrt mit nächtlichem Ausbleiben nicht wieder vor, und der dicke Lehrer war eines Morgens, Schulden halber in die weite Welt gegangen. Doch auch den regelmäßigen Waſſerfahrten fehlten Auftritte von mancherlei Art nicht, beſonders wenn die Schüler bei ihrem Mittagsſchmauſe im Walde getrunken hatten. Ein flüchtiger Rauſch veränderte ſie auf die verſchiedenſte Weiſe. Der eine zankte und ſuchte Händel mit erboſtem Geſicht; ein anderer ſchrie ſeine Freude tanzend aus; ein dritter wollte in Thränen vergehen, weil er ſeine Ehre gekränkt glaubte; ein vierter irrte zärtlich ſchmunzelnd umher, indem er einem

jeden seine Freundschaft antrug, ein fünfter löste sich in Lachen auf, ein sechster ging mit dem vollen Glase auf den Lehrer zu, und wollte fröhlich, selig, durchaus mit ihm Brüderschaft trinken, u. s. w. Es war als wenn die losgebundenen Geister über die Wirklichkeit hinaus eine neue Welt zimmern oder wie gespenstige Wesen die Zukunft vorweg kosten wollten; doch durfte einem deshalb nicht lange bange werden; mit der Nüchternheit kehrte das gewohnte Maaß wieder zurück: die schnellen Verbindungen waren aufgehoben, die vorigen Verhältnisse wieder hergestellt.

In einem solchen Wechsel von jugendlichen Erscheinungen mochte ich ohngefähr ein Jahr verlebt haben, als der Himmel mich einen Freund finden ließ, der auf die Bildung meines Geistes und auf mein ganzes Leben den größten Einfluß gewann — es war die Bekanntschaft mit Karl von Jariges. Gesehen hatte ich ihn schon längst, denn er brachte die frühern Jahre als Pflegling bei seinem Großvater in Magdeburg zu, bei dem Kaufmann Plönies, dem einzigen Freunde meines Onkels

und so wie ich oft zu jenem mit einer Bestellung hinab geschickt wurde, so kam er auch zuweilen hinauf zu uns auf's Comptoir. Ja mein Onkel gab einmal eine kleinere Abendgesellschaft, wo ich mit ihm und seiner Familie an einem Tische saß, — und doch blieben wir uns fremd. Auf der Handlungsschule traf ich ihn wieder, aber wir gingen kalt an einander vorüber. Drei Jahre darauf finde ich ihn auf Kloster Berge in demselben Speisesaal, aber ohne daß wir nur ein Wort mit einander wechseln. Einsam erzogen, war er noch weit schüchterner, noch viel menschenscheuer als ich. Auf dem Spielhof ließ er sich niemals sehen. Das Studierzimmer hielt ihn getrennt, ein entlegener Spaziergang entfernt von mir. Besondere Umstände gehörten dazu, wenn diese Scheidewand zwischen uns fallen sollte, und der glückliche Augenblick kam. Ich hatte nämlich zum Spaziergange einem Schönedecker, Namens Kieffel, mich angeschlossen, einem Jünglinge von ganz vortrefflichem Charakter, der aber, nach einer schweren Krankheit an einer schwachen Brust leidend, viel mit Hypochondrie zu kämpfen hatte. Diesem kam nun meine Munterkeit eben recht. Ich scherzte ihm zur Seite den

Trübsinn hinweg, und er mußte auf dem Spaziergange oft stille stehen, um sich erst auszulachen. Die Zeit seines Abganges rückte aber bald heran, und mehrere Freunde sammelten sich jetzt des Abends um ihn. Ein junger Herr von Löschebrand, der seiner Aufsicht anvertraut war, hatte kaum vom nahen Abschiede gehört, als wir durch ein falsches Spiel ihn zu erweichen suchten, indem wir unter verschiedenen Ausrufungen ein förmliches Heulconzert anstellten. Kleffel lachte nicht dazu, hinderte es aber auch nicht. Jariges mochte nun von diesem Scherz vernommen haben, und ein Bekannter von ihm, der auch eben die Schule verlassen wollte, brachte ihn eines Abends mit herüber — er sah mich hier in der völligen Freiheit des Geistes — und so lernten wir uns kennen. An einem der folgenden Abende, da wir zusammen vom Tisch durch den langen, dunkeln Gang zurück gingen, sagte er zu mir: Besuchen Sie mich doch! Dies Wort entschied. Ich folgte seiner Einladung und mit derselben Stunde nahm eine Freundschaft ihren Anfang, die über 30 Jahre währen sollte. Jeder freie Augenblick führte uns jetzt zu einander. Entweder wir gingen zusammen spazieren oder ich war auf seinem

hochgelegenen Zimmer, wo die Aussicht nach der Morgenseite über die Elbe hin viel reizender, als die meinige, mich erquicklich anzog. Da seine Großmutter ihn immer reichlich mit Kaffee versah, so bereitete ich alle freien Nachmittage in der großen Kaffeemaschine uns einen köstlichern Trank, als diese ihn geben konnte. Wir trieben mit Scherzen und Lachen und Deklamiren ein so munteres Wesen, daß der Lehrer gegenüber uns öfters Mäßigung gebieten mußte, indem er versicherte, daß man es über drei Häuser hinweg hören könne. Ging Jariges den Sonntag zur Stadt, dann wurde verabredet, daß wir uns den Nachmittag auf dem Fürstenwalle treffen wollten. Und wenn ich nun durch das Gewühl der schönen Welt, die hier auf und nieder wogte, endlich ihn sich hinwinden sah, kann ich nicht leugnen, daß die Schönheit seiner Gestalt, und das feine, sonntägliche Kleid, das ihn eben schmückte, nicht wenig dazu beitrug, mir sein heiteres Erscheinen noch angenehmer zu machen. Gewöhnlich hatte er früher, als er sollte, sich vom Hause weggestohlen, und nahm die Vorwürfe seiner Schwestern ruhig hin, die öfters ihre Eifersucht gegen mich aussprachen. War Theater, so

ſorgte er für Billette und wir ſaßen wieder beiſammen. Einmal vereinigte uns auch der Garten ſeines Großvaters auf dem Werder, wo an einem Luſthauſe der Name Klopſtock ſtand, weil Klopſtock einſt bei ſeinem Aufenthalte in Magdeburg einen Theil ſeiner Meſſiade hier gedichtet hatte. Da mein Freund eben ſo gern, wie ich, die Natur, ſowie die Eigenheiten der Menſchen — dieſe freilich oft nur aus der Ferne — beobachtete, ſo miſchten ſich in unſere Scherze auch ſehr reichlich ernſte Geſpräche, die beſonders durch ſeine größere Sprachkenntniß und Beleſenheit ſehr an Gehalt gewannen. Zur Poeſie ermunterte er mich mit allem Fleiß, und ſuchte mir immer mehr Vertrauen zu mir ſelbſt einzuflößen. Er wußte, daß man in Karlsruhe (durch Nachdruck) die Dichter wohlfeil haben könne und verſchrieb eine ganze Menge, um mich damit bekannt zu machen. Unter dieſen ſagte mir Hölty wegen ſeiner Zartheit am meiſten zu und ich konnte ihn bald auswendig. Aber auch zu wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden wurde meine Aufmerkſamkeit hingeleitet. Ich fand bei Jariges Sulzers Theorie der ſchönen Künſte. Hierin blätternd, wurde ich über die Behauptung entrüſtet, daß der

Reim etwas Barbariſches und Verwerfliches ſei. Ich fühlte gleich, daß das nicht wahr ſein könne und ahnete, daß dieſe ſeltſame Erſcheinung in der Seele überhaupt und in der Eigenthümlichkeit der neuern Sprachen ihren Grund haben müſſe. Von Stund' an dachte ich darüber nach, und ſpäter wurde ein Buch daraus. — Meine Luſt zu dichten ſchwieg nicht unter der lateiniſchen Arbeit wie an der Domſchule, ſondern Kloſter Berge weckte ſie erſt wieder recht auf. Bald nach meiner Abhandlung über den Eigenſinn trat ich in Prima mit einer idylliſchen Schilderung des Landlebens hervor, die vielen Beifall einerntete. Ich hatte dazu Verſe gebraucht, die wie Hexameter klangen, und ich wünſchte dieſe nun ſelbſt kennen zu lernen. Der Lehrer ſuchte in ſeiner Bibliothek darnach, aber er konnte mir keine Auskunft darüber geben. Ich kehrte deshalb wieder zum Reim zurück und vorkommende Gelegenheiten auf dem Kloſter gaben mir Stoffe zu mancherlei Gedichten. So beſang ich zweimal das große Examen der Abgehenden und ſtellte es als einen Kampf dar mit vielen Feinden, die hindernd in den Weg traten. Man bemerkte darin den Ton von Bürger, ob dieſer mich gleich

damals noch durch seine Derbheit zurückstieß. Heiterer fiel ein naives Heldengedicht auf die Rachsucht eines Schülers aus, der einen Seminaristen über die Veruntreuung eines Kuchens hatte erstechen wollen. Hier etwas von dem, was ich noch weiß.

Noch horchte Niemand auf den Ton
Des oft erwünschten Klingeln,
Da eilt der kleine David schon,
Als hätt' er was versäumt, davon,
Die Butter zu umzingeln. (sich das größte Stück auszusuchen.)

Er segelt in den süßen See, (Bierkalteschale)
Den Grund zu untersuchen, (die Korinthen herauszufischen)
Und ist so fröhlich, wie ein Reh,
Doch bald erfolgt ein Ach und Weh,
Man hört ihn schrecklich fluchen.

Der große Goliath tritt auf
Mit nicht ganz leeren Händen;
Sein thatenvoller Lebenslauf
Wird sich gewiß, fast wett' ich drauf,
Hier ganz erbärmlich enden.

Mein Kuchen! fährt ihn David an;
Verzehrt! sagt ihm der Riese
u. s. w.

Er sucht, doch eins, so mochte er
Wohl denken, ist noch besser,
Er eilt davon und bringt daher
Ein ganz abscheulich Mordgewehr,
Das große Küchenmesser.
u. s. w.

Mit beiden Händen war der Spieß
Gefaßt und schon gerichtet,
Auf's Herz des armen Jeremies, (der Name des Seminaristen)
Der zwar den Kampfplatz nicht verließ,
Doch in die Ecke flüchtet.

Aus einem Winkel fuhr der Blick
Von David hin und wieder,
Er stürzt hervor, er weicht zurück,
Zielt bald auf's Herz, bald auf's Genick,
Und stößt ihn endlich nieder.
David aber ertrinkt im Blute des Riesen.
Ihn stürzt der Guß,
So daß er nun den Riesen muß
Begleiten auf der Reise.

Man kommt, will eſſen, welche Noth!
Das Blut quillt durch die Mauer,
Man findet beide Ritter todt,
Verſpart daher das Abendbrod,
Und geht, und kauft ſich Trauer.

Dies Gedicht erregte großen Jubel unter den Schülern. Sie liefen den Lehrern auf dem Spielhofe nach und laſen es ihnen vor. — Es fehlte aber auch nicht an Veranlaſſung, mich dem rein-Lyriſchen zu ergeben. Dieſe fand ich in dem Kloſterorganiſten Groß, bei dem ich — nur leider zu ſpät — Klavierſtunde genommen hatte, einem frommen Manne, der in der Kirche, wenn ihm eine Predigt beſonders gefiel, immer ſo erbaulich phantaſirte, daß dieſe ganz in tönendes Gefühl überging oder auf der Orgel neu geboren wurde. Ihm brachte ich Lieder zum Komponiren, und er gab ihnen größtentheils eine recht gute Melodie. Das Ausgezeichneteſte war:

Mit Brauſen ſtürzt der Rhein hernieder,
Gott iſt der Herr! ſo hallet's nach;
Gott iſt die Liebe! flüſtert wieder
Im ſtillen Thal der ſanfte Bach.

In jedem Verse hatte ich solche Gegensätze gebildet, die er mit passendem Ausdruck melodisch nachahmte. Diese Lieder verbreiteten sich durch die Seminaristen, so wie sie Kantorstellen bekamen, oft weit in das Land hinaus. Auch hatte ich zuletzt die Freude, das ländliche: „Es kehren die Schnitter vom Felde schon wieder“ auf dem Klaviere meiner hübschen Gärtnerin zu finden, die mit der vollen Jungfräulichkeit musikalisch geworden war.

In den Redeübungen, die von Zeit zu Zeit, nicht vor dem Publikum, sondern vor der versammelten Schule angestellt wurden, trat ich öfters auf, und hatte zuerst Schillers Rede über den Unterschied des Brodgelehrten vom wissenschaftlichen Kopf, der ich von Herzen beistimmte, vorzutragen, dann zu beweisen, daß nichts in der Welt Kleinigkeit sei, wobei ich zum Theil einer eigenen Beobachtung und Philosophie folgte. Nach den Deklamationen pflegte der Abt Einiges darüber zu bemerken, was denn gewöhnlich bei Primanern mit der Frage anfing: wie heißen Sie? haben Sie es selbst gemacht? welche Worte wir ihm heimlich nachspotteten, verwundert und gekränkt, daß

er, bei der geringen Zahl von dreißig oder vierzig, die Schüler seiner eigenen Schule nicht kannte. Jetzt nach meiner langen philosophischen Betrachtung, daß nichts Kleinigkeit sei, war ich wirklich nicht wenig gespannt, was er dazu sagen würde. Aber er sagte gar nichts. Einer von den Lehrern, der es nicht übers Herz bringen konnte, mich so übergangen zu sehen, suchte nachher das Versäumte nachzuholen, indem er versicherte, daß der Abt gewiß nur aus großem Zweifel, ob er mir die Rede als mein Werk zutrauen solle, statt zu fragen: haben Sie sie selbst gemacht? lieber ganz dazu geschwiegen habe. Ich dachte an Kunz.

In der Familie hatte sich unterdeß die Veränderung zugetragen, daß der Vater nach der Stadt gezogen war, während die Mutter bei Andreas blieb. Bald kam auch die jüngste Cousine, im Klavierspiel und Gesang geschickt, von Schönebeck nach Magdeburg, wo sie der reiche Onkel einer Erziehungsanstalt übergab. — Wenn ich nun des Sonntags zur Stadt ging, kehrte ich beim Vater ein, der, im Ge-

nusse eines Jahrgehalts vom Onkel, ein hübsches Zimmer am breiten Weg bewohnte, und sich ganz stattlich eingerichtet hatte. An den Wänden sah ich zwei Gemälde, die mit ihrem kühn-prophetischen Blick in die Zukunft merkwürdig oder auffallend waren, beide nach der Erfindung des Vaters. Auf dem einen wies in einem Garten mein Vater seinen jüngern Bruder auf das Denkmal hin, das er dem ältern, dem Wohlthäter der Familie, hatte setzen lassen, wobei also angenommen war, daß beide ihn überleben würden. Auf dem andern stand auf Säulen ein Tempel errichtet, mit einem Altare, auf welchem Christian und ich in Schuh und Strümpfen der Dankbarkeit opferten, während Gottlieb in Stiefeln die Stufen hinan klomm, wie wenn er erst von der Post, und zu spät käme. Man wird sehen!

Die Kinder waren jetzt um den Vater öfters vergnügt beisammen, man hörte Scherz und Gesang, und auch eine gemeinsame Lustfahrt nach Dessau prägte sich meinem Gedächtnisse ein.

Bald aber sollte ich durch eine größere Reise meinen Gesichtskreis noch um Vieles er-

weitern. Jariges, der früher als ich, zur Universität ging, bot mir die Gelegenheit dazu. Ich mußte ihn nämlich in den Ferien in Halle beſuchen, und er reiſte mit mir in einem bequemen Wagen nach Dresden, in Geſellſchaft eines Dritten, Namens Göring. Beide machten mich zu einem halben Studenten, ſetzten mir den Huth anders, und lehrten mich, mit ihnen Komerſchlieder ſingen, womit wir des Weges fröhlich dahin ſchwebten. In Dresden ſahen wir die Bildergallerie und andere Merkwürdigkeiten. Ich hatte nicht Augen genug, um alles anzuſtaunen. Im Wirthshauſe aber, wenn Göring, mit ſtrengerm Sinn für übliche Formen, ausging, Beſuche zu machen, blieb Jariges im großen Stuhle ſo nahe bei mir ſitzen, daß Göring meinte, wir würden noch zuſammen wachſen. Gewöhnlich wurde indeß Nachmittags die ſchöne Gegend umher bereiſt, wobei wir eines Tages gewahr werden ſollten, daß es auch für uns Gefahren gäbe. Die Pferde nämlich, die von Halle her nicht gewohnt waren, den Wagen einen Berg hinab anzuhalten, flogen auf dem Rückwege von Moritzburg wie Raſende vor uns her — ohne Zügel, ſchäumend, mit flatternden Mähnen, ein

Anblick des Entſetzens. Göring und Jariges machten Anſtalt herauszuſpringen, ich blieb aber, weil ich jenes für gefährlicher hielt — indem wurde der Wagen an einen Abhang geſchleudert, und ſtürzte, die Freunde fielen unter das Rad, ich über ſie her. Zum Glück riſſen die Stränge, und in einem Fluge rannten die Pferde den Berg hinab.

Ich allein war unverſehrt geblieben, die andern kamen mit verwundeten Füßen unter dem Rade hervor, und hinkten nun an meiner Seite einem nahen Weinberge zu, um für's Erſte mit Weinumſchlägen das Blut zu ſtillen, bis der Lohnbediente, der nichts davon getragen hatte, einen andern Wagen aus der Stadt holte und dieſer uns dann nach unſerm Gaſthofe langſam zurück brachte, wo zu unſerm Empfang das ganze Haus, der Wirth mit allen Gäſten, herbei lief. Die Verletzungen wurden indeß nicht ſo arg gefunden, wie es Anfangs ſchien, und nachdem ich ein Paar Tage die Rolle eines Krankenwärters geſpielt hatte, ſetzten wir uns wieder in den Wagen, um unſern Rückweg anzutreten; aber die Freude hatte ihre Zuverſicht verloren. Wir fürchteten jeden Ab-

bang, gleich in Meißen ſahen wir die Pferde wieder plötzlich eine abſchüſſige Straße hinabrennen und ganz blaß kamen wir im Wirthshauſe an. Die Rückreiſe fiel alſo merklich ſtiller aus.

Bei den nächſten Ferien brachte ich acht Tage mit Jariges in Leipzig zu, wo er auf dem Brühl ein beſonderes Zimmer für uns gemiethet hatte. Wir trieben uns durch das Meßgewühl, gingen ins Theater, hörten, ſahen und bemerkten, und lebten himmliſche Tage.

Zu Pfingſten indeß erinnerte ich mich wieder an Schönebeck, und hier war es, wo mich von Magdeburg die wichtige Nachricht traf, daß Katharine endlich aus dem Hauſe geſchafft ſei, und zwar weder durch Beſchwerden noch Kabale, ſondern allein durch den freien Entſchluß des Onkels ſelbſt. Schon vor geraumer Zeit hatte ihre Vorgängerin ſie zur Beſſerung ermahnt. Dieſe war nämlich — merkwürdig genug — eben ſo ſchlimm geweſen wie ſie, und auf einem ſchweren Krankenlager ihre Schuld bereuend, bat ſie den Prediger, daß er ſich doch zu Katharinen verfügen, und ihren

martervollen Zuſtand ihr zur Warnung vor Augen ſtellen möchte. Das geſchah, blieb aber ohne Wirkung. Jetzt hatte ſie ſich gegen ihren Herrn ſelbſt reſpektwidrig betragen und mußte es wohl ſehr arg gemacht haben, da er ſich durch keinen Fußfall mehr erweichen ließ, ſondern gleich in den Hof ging, dem Kutſcher zu befehlen, daß er den Leiterwagen anſpannen, und die Sachen von Katharinen hinten zum Thore hinausfahren möchte, was auch der erſtaunte Kutſcher in möglichſter Eile vollführte. Für mich kam dieſe Erlöſung zu ſpät, aber ich irrte doch vielleicht, wenn ich glaubte, daß ſie mich gar nichts mehr angehe. Mein Vater konnte jetzt noch größern Einfluß auf den Onkel ausüben, und dieſem wurde vorgeſtellt, daß alles darauf ankomme, den Ruhm ſeines Namens durch die Handlung fortzupflanzen. Dazu werde erfordert, daß er ſeinen älteſten Neffen, Chriſtian, zum Univerſalerben einſetze und die übrigen Verwandten mit Legaten abfertige. Der Onkel, obgleich weniger als der Vater für den Ruhm irdiſcher Größe empfänglich, ging, ſchon aus Liebe zur Handlung, die er gern zu erhalten wünſchte, in dieſe Vorſtellung ein und machte ſofort meinen ältern Bruder zu

seinem Compagnon; die Familie aber gewöhnte sich bald daran, ihn als ihren Majoratsherrn zu betrachten und auch als solchen zu verehren.

Ich fragte damals wenig darnach, schon glücklich, meine Studien fortsetzen zu können, wozu auch ein geringeres Vermögen hinreichte. In drei Jahren hatte ich mich glücklich im Lateinischen bis nach Prima durchgearbeitet. Im Uebersetzen übertraf ich durch die Wahl eines genauen und bestimmten Ausdrucks alle meine Mitschüler, ja zuweilen, wie ich wohl merken konnte, den Lehrer selbst. Dies war besonders bei Dichtern der Fall, wo das Passende des Ausdrucks öfters zugleich in Vieldeutigkeit und in einem Farbenspiel von Beziehungen besteht, wie es sich nur aus dem Leben schöpfen läßt. Gewiß! ich hätte die Violine lernen sollen, die sowohl in der Bestimmung des Tons als in den Uebergängen eine so freie Gewalt giebt. Wenn es aber zum Lateinschreiben kam (zu einem Aufsatze in lateinischer Sprache) wurde ich fast von jedem und — wie ich schon in Secunda erfuhr — am Ersten von dem, der im Deutschen der Schlechteste war, entschieden

beſiegt. Mein Denken half mir dabei nichts, im Gegentheil, es machte mich zur geſchickten Verbindung von überlieferten Redensarten nur unfügſam und ungeſchmeidig. Meine vorige Beſorgniß, daß es mit Erlernung der alten Sprache zu ſpät ſein möchte, ging alſo hier einigermaßen in Erfüllung. Einen Theil der Schuld haben indeß die Lehrer zu tragen, die im Lateinſchreiben mich zu wenig übten. Man ſchätzte ſich glücklich, wenn man erſt in Prima ſaß, um Gurlitts Unterricht zu genießen, dieſes feinen Mannes, der, immer des Nachts bis 1 Uhr Gelehrſamkeit einſammelnd, in den Klaſſen an lehrreichen und nützlichen Kenntniſſen überfloß und ſie ſo paſſend verknüpfte, daß ſein Vertrag ſowohl den Geiſt zu bereichern als den Geſchmack der Schüler zu bilden geſchickt war; aber — die eigentliche Erlernung der Sprache wurde doch darüber verabſäumt. Den geheimen Wunſch, Profeſſor einer Univerſität zu werden, den er ſchon lange gehegt hatte, befriedigte er hier vom Katheder aus, weshalb er denn auch, wenn er eine Stunde ausfallen ließ, nur zu ſagen pflegte: ich leſe heute nicht! Er gefiel ſich immer darin, den Text zur Unterlage von gelehrten Bemerkungen zu machen,

die alle mit dem größten Eifer nachgeschrieben wurden. So rückten wir im Autor nie von der Stelle, und ich mußte nachher diejenigen von andern Schulen nur beneiden, welche sagen konnten: ich habe den und den Autor zwei oder dreimal gelesen. Die lateinischen Exercitien erhielten gleich in der Klasse ihre Abfertigung, und lateinische Ausarbeitungen kamen ganz in Vergessenheit.

Noch schlimmer ging mir's in der griechischen Sprache. Bei Rönick hatte ich einen guten Grund gelegt, aber in Secunda erfolgte ein förmlicher Stillstand, indem der Lehrer, welcher hier den schweren Lucian lesen sollte, diesem eben so wenig wie der Sprache überhaupt gewachsen war. Alle seine Weisheit lief darauf hinaus, daß er nach einer stümperhaften Uebersetzung mit einer witzig-lustigen Umschreibung sich hören ließ, auf die er großen Werth zu legen schien. Es begab sich aber, daß wir dem Ursprunge seines Witzes auf die Spur kamen, indem wir, Hülfe suchend, ihn in der Wielandischen Uebersetzung, die uns der Bote aus der Stadt mitbringen mußte, wieder fanden. Der Zufall wollte überdieß, daß damit ein seltsamer

Auftritt sich ereignen sollte. Einer von seinen Schülern hatte nämlich einmal die Unvorsichtigkeit begangen, die Abschrift von der Uebersetzung, so weit sie eben nöthig war, im Autor mit sich zu führen, und da er ein Paar mal stockte, riß ihm der Lehrer das Papier weg und sagte: haben Sie sich denn nicht präparirt? Jetzt stand er selbst als der Beschämte da, denn er hielt das, was er bisher für sein Eigenthum ausgegeben hatte, plötzlich als ein corpus delicti in seinen Händen, welches ihn des Raubes zugleich anklagte und überführte. Er wußte sich auch auf keine Weise zu fassen, sondern schnaubend vor Schreck und Unwillen warf er das Papier wieder hin, ohne ein Wort zu sagen. In seinen Umschreibungen sah er sich nun gestört und mußte künftig auf Veränderungen denken. —

In Prima beschäftigten mich Herodot und Homer. Der gute Homer! wie gern hätte ich ihn ganz kennen gelernt, aber Gurlitt kam wieder nicht von der Stelle. Als etwas Besonderes muß ich noch bemerken, daß die hier auftretenden Helden mich immer an die Matador in Olvenstädt erinnerten, was unglaublich

ſcheint, aber doch wohl in der völligen Natur und Einfachheit des Weſens ſeinen Grund haben mag. — Des Hebräiſchen nicht zu erwähnen, worin wenig geſchah, habe ich über das Franzöſiſche noch das Bekenntniß abzulegen, daß es darin durchaus nicht fort wollte. Die ganze Sprache mit ihren unbeſtimmten, halb zerdrückten, halb verſchluckten Tönen und Sylben widerſtand mir. Auch herrſchte im Unterricht keine Methode.

Die Regeln, heute eine, und über acht Tagen wieder eine, fanden keinen Halt und keine Verbindung, und wurden von dem allgemeinen Strom des überſetzten Wortſchwalls täglich wieder hinweggeflutet, ſo daß mir zum eigenen Gebrauch Steuer und Kompaß fehlte. Nur Ehren oder Schimpfes halber geſchah es, daß man mich zuletzt nach Secunda verſetzte.

In der Geographie ging man zu wenig von der Landkarte aus. Die Geſchichte trug man zu gleichmäßig vor ſtatt man das Einzelne hätte zu Hauptpunkten verſammeln ſollen, die ein Bild, eine Vorſtellung oder eine Idee geben können. Für mich wenigſtens wäre ſie ſo am faßlichſten geweſen.

In der Mathematik folgte ich Anfangs mit großer Leichtigkeit, ja zuweilen fand ich sogar andere Beweise als die, welche im Buche standen, aber so wie ich nach Prima kam, war es aus damit, denn hier wurden hinter dem Rücken des ehrwürdigen Lorenz so viele Possen getrieben, daß Aufmerksamkeit fast ans Unmögliche grenzte, und bleibt man in der Mathematik nur um einen Schritt zurück, dann holt man den Lehrer nie wieder ein. Lorenz lebte so ganz und gar für seine Wissenschaft, daß, wenn er nur einen zur Seite hatte, der ihn mit Lust folgte, er alle übrigen darüber vergaß. Diese führten dann, da er mitten in der Klasse seine Tafel aufgestellt hatte, hinter ihm Menuetts auf, ohne daß er es bemerkte. Nur einmal drehete er sich um und — zankte nicht, sondern lachte. Es war aber auch zum Lachen, denn auf dem Katheder saß der größeste seiner Schüler, und spielte, indem er zwei Stücke Holz an einander rieb, zum Tanz der Uebrigen die Geige. Da er nach Art der Geigenspieler den Kopf auf die Seite hielt, merkte er lange nicht, daß der Tanz aufgehört hatte, bis der alte Lorenz mit lachendem Gesicht zu ihm hinauf sprach: Ho! ho! der große Mensch da!

worauf denn Alles wie in einem Luſtſpiele, in das vollſte Gelächter ausbrach.

Auch in andern Klaſſen fehlte es an luſtigen Auftritten nicht, ſo daß ich meinen Wunſch und Vorſatz, die Schulzeit mit Bewußtſein recht vergnügt zu genießen, wirklich erfüllt ſah. Aber es fielen endlich doch Schulſtreiche vor, an denen ich ſelbſt einigen Antheil hatte. Ein neuer Lehrer war angekommen, der ſich anfangs bei den Schülern durch leutſeligen Umgang mit ihnen in große Gunſt ſetzte, indem er z. B. bei dem Grafen Caſtell mit ihnen Blindekuh ſpielte, aber — Mancher mochte vielleicht zu derb zugegriffen haben — er warf ſich in kurzer Zeit ganz herum und ergab ſich dem kleinlichſten Argwohn, beſtrafte jedes geringe Vergehn, ertheilte Stubenarreſt rechts und links und wollte um ſo mehr durch Furcht herrſchen, je weniger er durch ſein Aeußeres ſich in ſeinem Anſehn geſichert wußte. Es war ſchon luſtig mit anzuſehn, wenn er in der Klaſſe auf- und niederging, immer über das Buch weglauſchte und plötzlich ſich herum drehte, um irgend einen Verrath hinter ſeinem

Rücken zu entdecken. Seine große Reizbarkeit galt den Schülern bald für eine Aufforderung, ihn wirklich zu reizen, und den beſtändigen Verdacht, den er auf ſie warf, zu verdienen. Es fehlte alſo niemals an Neckereien und Unterſuchungen, und keiner hielt es mehr für Unrecht, ihm einen Schabernack zu ſpielen. Nun traf es ſich eines Tages, daß ich, in Deutſch-Prima eintretend, mit dem Stubenſchlüſſel, den ich noch in der Hand hatte, an dem Ofen, der auch zu ſeiner Klaſſe hinüber ging, flüchtig hinfuhr, ohne daß ich mir etwas Beſtimmtes dabei dachte. Es war aber von den andern bemerkt worden, und einer von ihnen ſagte darauf mit Ermunterung: wir wollen H. (eben dieſen argwöhniſchen Lehrer) einmal citiren. Geſagt, gethan! er ging zum Ofen und ſtrich ihn weit merklicher. Da indeß des Lehrers Erſcheinung nicht gleich erfolgen wollte, ſo kam ein Dritter und endlich W. aus Bukau, der einen großen Schlüſſel nahm und damit recht gründlich auf der Ofenplatte hin- und herfuhr. Jetzt ſaßen wir in ſtiller Erwartung — und er erſchien. Er fragte, was die Schlingelei zu bedeuten habe und ſchimpfte wie ein Rohrſperling. Wir hörten ihn ſo ruhig an, wie

wenn er uns eine Deklamation zu halten hätte, aber damit war es nicht abgethan, die Sache nahm eine garſtige Wendung. H. ging zu Gurlitt, und dieſer fühlte ſich an ſeiner Ehre gekränkt, ſeine Primaner ſo angeklagt zu ſehen. Er wollte den Thäter platterdings heraus haben; allein es herrſchte das unverbrüchliche Geſetz auf der Schule, daß Niemand den andern verrieth. Er nannte es jetzt ein Spitzbubenprincip. Wir beharrten hartnäckig im Schweigen, keiner wollte den Thäter bemerkt haben. Allein eines Abends, da wir aufs Neue verſammelt waren, uns noch feſter zu verbinden, kam W., faßte mich beim Schlafrock und zog mich auf den Spielhof, wo aus der Dämmerung der Paſtor aus Bukau hervortrat, ein gutmüthiger Mann und Gurlitts Freund. Unſere Angelegenheit hatte ſich ſo verſchlimmert, daß Gurlitt ſeine Stelle niederlegen wollte, wenn wir nicht geſtänden. Er wollte uns alle Strafe ſchenken, wir ſollten nur geſtehen. Jetzt war denn doch nichts Anderes zu thun, als den Grundſatz einmal aufzuheben. Die vier Thäter gingen alſo den andern Morgen mit ihrem Eingeſtändniß zu Gurlitt, der vor Kummer ganz krank ausſah und ſeiner Verzeihung

mit ſchwacher Stimme kaum noch die Bedingung hinzufügen konnte, daß wir nun auch Herrn H. um Verzeihung bitten möchten. Dieſe Bedingung wollte uns ganz und gar nicht gefallen. Indeß H. war nicht zu umgehen, und ich fand einen Ausweg.

Von H. mit großer Zufriedenheit aufgenommen kleidete ich nämlich die Sache hiſtoriſch ein, ſo daß wir die Worte, womit wir um Verzeihung bitten ſollten, nicht ſelbſt ſprachen, ſondern ſie Herrn Gurlitt in den Mund legten. Darauf ſah mich H. mit halbfreundlichem Lächeln an und ſagte: o Sie ſind ganz gewiß nicht mit dabei geweſen! Ich betheuerte, daß ich den Anfang gemacht hätte, aber vergebens. Er bildete, ſeiner argwöhniſchen Natur gemäß, ſich ein, daß es von mir ein Großmuth oder eine Schlauheit ſei, mich für ſchuldig auszugeben, um den Schuldigen deſto ſicherer mit durchzubringen. Eine Schlauheit war allerdings dabei, und kaum hatten wir ihn allein gelaſſen, ſo brachte er ſie mit ruhigerem Nachdenken wirklich heraus, nämlich, daß wir ihn eigentlich doch nicht um Verzeihung gebeten hatten. Er ſah ſich um den ſchönſten Theil

ſeines Triumphs berückt und rannte aufs neue zu Gurlitt. Allein die Sache verlief ſich jetzt in feine Unterſcheidungen — wir ſtellten uns verwundert — und er mußte ſich mit der halben Genugthuung zufrieden geben.

Es iſt aber noch zu bemerken, daß damals die franzöſiſche Revolution auf uns wirkte. Wir Primaner hielten die Hamburger Zeitung, und gingen, wenn der Bote ſie brachte, damit in den Kreuzgang, um ſie laut vorzuleſen. Jetzt war es bis zur Hinrichtung Ludwigs gekommen, und unter den Tagelöhnern bei der Ernte befand ſich ein Volksredner, der ſich des Abends vor das Kloſter ſtellte, und die Reden der Volksverſammlung, die er des Nachts auf ſeinem Strohlager auswendig gelernt hatte, mit lauter Stimme wiederholte. Er begann ſeinen Vortrag nun mit den Worten: Ludwig, die Nation klagt euch an! Auch hörten wir in der Klaſſe ſelbſt von Gurlitt ein großes Gewicht darauf legen, daß eine Nation ihren König vor Gericht fordere.

Bald fanden wir uns dem zu Folge ebenfalls zu einer kleinen Revolution verſucht. Eine

Speiſe mit Majoran, die der ganzen Schule nicht munden wollte, kehrte alle Woche wieder. Wir wandten uns an den Küchenherrn, denn von dem aufgehobenen Benedictinerkloſter war auf Bergen noch die Einrichtung geblieben, daß der Konvent auch über die Oekonomie befehligte; Gurlitt war Kornſchreiber, Lorenz Obergärtner, ein dritter Küchenmeiſter. Da der Letztere nun unſern billigen Wünſchen kein Gehör ſchenkte, ſo rieth ich meinem Stubenburſchen, welcher primus der ganzen Schule, ſo wie ich secundus, war, mit einem Sturme durch den Kreuzgang der Küche ein Pereat zu bringen; wenn wir nur erſt den Anfang gemacht haben, fügte ich hinzu, dann wird der große Haufe das Uebrige ſchon von ſelbſt thun. Es kam ganz, wie ich ſagte. Kaum waren wir vor der Küche vorbei gerannt, ſo gerieth das ganze Kloſter in rebelliſche Thätigkeit. Man ſah bald keine Thür mehr, woran nicht der Majoran mit Verwünſchungen geſchrieben ſtand. Die Folge war, daß man die Speiſe abänderte, was man eben ſo gut früher hätte thun können. Es verewigte ſich dieſe Revolution aber in den Stammbüchern, wo ſich die Denk-

ſprüche aus jener Zeit alle von Kloſter Majoran herſchreiben.

Dieſe Streiche möchten ſich allenfalls noch mit jugendlichem Leichtſinn entſchuldigen laſſen, als indeß der Zeitpunkt herannahete, wo ich mit drei andern die Schule mit der Univerſität vertauſchen ſollte, begingen wir etwas, das ich nicht in Schutz nehmen kann. Uns ſtand nämlich ein ſchweres Examen bevor, das wir uns auf alle Weiſe zu erleichtern wünſchten. Ehe noch der königliche Kommiſſarius erſchien, hatten wir, dreimal eingeſperrt, nicht nur Ueberſetzungen zu liefern, ſondern auch verſchiedene Fragen, eine lateiniſch, die andere deutſch zu beantworten. Nun ſagte mein Stubenburſche eines Tages zu mir: ich glaube, die Fragen ſind bei Gurlitt ſchon angekommen, wenn wir doch ihrer habhaft werden könnten! Da derſelbe Wunſch ſich auch bei den andern regte, ſann ich auf ein Mittel. Um die Mittagsſtunde, wenn Gurlitt in den Konventſaal gegangen war, kam die Stubenfrau, ſein Zimmer zu reinigen, und öffnete mit ihrem Schlüſſel. Wir müſſen ſie, ſagte ich, auf einen Augenblick zu entfernen ſuchen, damit unterdeß einer nachſehen

kann, wo die Fragen liegen. Bei Gurlitt trieben sich nämlich die Papiere frei im Zimmer umher. Ich will sie mit der Bitte wegrufen, fuhr ich fort, mir beim Verbinden eines wunden Fingers behülflich zu sein. Den wunden Finger hatte ich zwar nicht gleich, aber einer der Abgehenden war so vollblütiger Natur, daß er, schon mit der geringsten Berührung seiner Nase, auf der Stelle die Blutstropfen dazu liefern konnte. Und so geschah es; alle Umstände paßten zusammen, wie ich es gesagt hatte. Die freundliche Alte ließ sich zu mir herüberrufen und gab sich alle Mühe, mir den blutigen Finger zu verbinden, indeß, weil ich schon alles dazu bereit hielt, wurde sie doch zu früh damit fertig, mein Stubenbursche hatte in so kurzer Zeit unter den Wust von Papieren die Fragen nicht heraus finden können. Aber — wie es zu gehen pflegt, wenn man einmal einen bösen Weg betreten hat — der erste Schritt führt bald den zweiten herbei; der Suchende erinnerte sich jetzt, im Besitz eines Schlüssels zu sein, der Gurlitts Zimmer schloß, und er war nun so dreist, des Abends während der Eßzeit mit seiner Studierlampe hinein zu gehen, wo er denn das Gesuchte wirklich fand.

Wir liefen damit den andern Tag über das Feld und setzten uns in einen Graben, wo uns Niemand bemerken konnte. Hier wurden sämmtliche Fragen laut vorgelesen. Wir berietben uns darüber, der Wissende half dem Unwissenden, wir sahen uns nach Hülfsmitteln um, und jeder fertigte nun seine Ausarbeitungen, so gut er konnte. Ich muß aber gleich bekennen, daß das begangene Unrecht mir den wenigsten Vortheil brachte. Im Deutschen bedurfte ich keiner großen Zurüstung, und im Lateinischen half mir die größere Muße doch nichts. Mich geradezu der Feder eines Andern zu bedienen, dazu war ich doch zu gewissenhaft und zu ehrliebend; und so thürmte ich mit allem Fleiß Substantiva über einander, die ein schlechtes Latein gaben. — Noch wurde das mündliche Examen in der Geschichte gefürchtet, und die andern saßen ganze Nächte auf, um sich Namen und Zahlen einzuprägen. Dazu konnte ich mich durchaus nicht entschließen, mochte es kommen wie es wollte. Ohnehin zog mir eine abendliche Lebhaftigkeit des Geistes sehr leicht eine völlig schlaflose Nacht zu, ich hielt deshalb die letzte Studierstunde schon lange nicht mehr, sondern lief nach der Betstunde gewöhnlich auf

den Zimmern umher, um irgend einen Scherz zu treiben, worin die Lehrer mir große Nachsicht widerfahren ließen. Schon von jener Schulzeit her blieb es denn auch bis in die spätern Jahre Gesetz für mich, Abends nach Tische mir jede Lectüre zu versagen, weil sie sonst unruhig in die Träume mit hinüber wandert.

Die Tage der Einsperrung hatten nach jenen Vorbereitungen für uns alle Schrecken verloren, und auch das große Examen ging mit glücklichem Erfolg vorüber, wobei ich noch die Freude erlebte, daß die Geschichte, wozu die Andern selbst die Nägel mit Zahlen beschrieben vor sich hielten, fast gar nicht berührt wurde. Mein Zeugniß, obwohl mit mäßigem Lobe des lateinischen Styls, fiel sehr vortheilhaft aus, und meiner Geschicklichkeit im Uebersetzen wurde noch besonders gedacht. Was half sie mir aber, da man, nach meiner Ansicht, mir bei weitem zu wenig Sprachkenntniß beigebracht hatte! — Zum Abgange durften wir einen Abschiedsschmauß geben, wobei ich mich so sehr der lauten Freude überließ, daß Gurlitt sich nachher gedrungen fühlte, mich vor

meiner Lebhaftigkeit zu warnen. Wenn andere durch Eſſen und Trinken erſt lebhaft wurden, war ich es ſchon aus Liebe zum Scherz, ſo daß ich darüber oft Eſſen und Trinken vergaß; aber auch die reinſte Fröhlichkeit muß ohne Mäßigung zuletzt zerſtörend wirken, und Gurlitt hatte vollkommen Recht, mich davor zu warnen. Ueberdieß litt ich ſeit einiger Zeit an einem hartnäckigen Huſten.

Meine Verwandte ließen mich ein Paar mal in der Stadt isländiſches Moos trinken, und da es nicht helfen wollte, — meinten ſie, daß, wenn es einmal die Auszehrung ſei, es dagegen kein Mittel gäbe. Für den Erwerb war ich freilich ein unnützes Mitglied der Familie; nur zu bedauern blieb es, wenn ich ſo viel Geld umſonſt ſollte gekoſtet haben. Und Manche, die mich von der Schule abgehen ſahen, glaubten wirklich, daß ich nicht die Univerſität, ſondern einen höhern Ort beziehen würde. —

Mit Jariges war verabredet, daß wir uns zuſammen nach Erlangen begeben wollten,

und mit einem Dritten, Namens Vetter, machten wir eine vergnügliche Reise dahin.

Mein Aufenthalt auf Kloster Berge hatte vier und ein halbes Jahr gewährt. Den 3. Mai 1794 kam ich in Erlangen an.

Bei C. A. Cyraud ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Belani, H. C. A., Bilder aus meinem Kriegs- und Wanderleben, von Friedrich Heinemann. Nach dessen mündlichen Mittheilungen bearbeitet 3 Bände 4 Thlr.

Dessen, der arme Joseph. Novelle nach den Mittheilungen eines Criminalbeamten. 21 Sgr.

Dessen, Blutrache aus dem Hause Anjou. Aus Neapels und Ungarns Vorzeit. 2. Theile. Eine Trilogie von Novellen.
1ster Theil enthält, Johanna I. Königin von Neapel. 1 Thlr. 12 Sgr.
2ter Theil enthält, Otto der Tarentiner, Herzog von Braunschweig und König von Neapel, und Elisabeth und Marie, Königinnen von Ungarn. 1 Thlr. 12 Sgr.

Dessen, Räuberleben in Italien. Erster Theil: Angelo dell' Duca. Romantische Novelle und Sittengemälde aus dem Räuberleben Italiens, nach italienischen Volksgesängen bearbeitet. Mit einer Abbildung. 1 Thlr. 12 Sgr.

Dessen, Räuberleben, zweiter Theil: Pietro Mancino. Novelle und Sittengemälde aus dem römischen Volksleben. 1 Thlr. 12 Sgr.

Dessen, Galanterieen und Liebesgeschichten August des Starken, Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen. Nach la Saxe galante du Baron de Pöllnitz. Frei und in Novellenform bearbeitet. 2 Theile. 3 Thlr.

Graffelt, F. L., die Bekanntschaften im Lingkischen Bade und die Ahnung. Zwei Erzählungen nach dem Leben gezeichnet. Mit einer Abbildung. 1 Thlr.

Dessen, die Kur, nebst andern interessanten Erzählungen. Mit einer Abbildung. 1 Thlr.

Gliner, L. K., Der Student von Prag. Romantische Erzählung aus den Zeiten des dreißig-

jährigen Krieges. Nebst einigen andern historischen Erzählungen. Mit einer Steinzeichnung. 15 Sgr.

Gerstdorf, Wilhelmine von, Dresdens Vorzeit in den Jahren 1760 und 63, ein Spiegelbild für die Gegenwart, und der Sold der Sünde. Erzählung aus den neuesten Zeit-Ereignissen. 1 Thlr.

Heine, Eduard, Rückblicke auf ein buntes Leben oder Scenen aus den Kriegen der Engländer in Nordamerika und Ostindien. Romantisches Gemälde. 2 Theile. 2 Thlr. 6 Sgr.

Hellmuth, Paul, Fresko-Gemälde. 1 Thlr. 12 Sgr.

Kann, Friedrich, die Trugbilder der Leidenschaft, Episode aus der Verschwörungsgeschichte im Februar 1832. 21 Sgr.

Dessen, Der Selbstmord auf der Brühl'schen Terrasse. Novelle. 21 Sgr.

Maria de Zayas, Novellen. Uebersetzt vom Verfasser des Don Enrique ꝛc. 1 Thlr.

Polenmädchens, des schönen, Kampf und Liebe. Ein Gemälde aus der Geschichte der letzten polnischen Revolution bis zur Erstürmung von Warschau. Vom Verfasser der Paulowna, Alberts von Reinstein, des Fierenzo, blinden Gottlobs ꝛc. 2 Theile. Jeder Theil mit einer Abbildung. 3 Thlr.

Schütze, Ed., Dr. Lebensgeschichte. 2 Theile. Erster Theil mit dem Bilde des Verfassers.

Berg, A., Leopold von Oesterreich und die Solothurner. Eine historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert, nebst andern interessanten Erzählungen. 1 Thlr.

Dessen, der Liebe Rache und Lohn oder die Normanen-Brüder. Eine romantische Erzählung aus den Zeiten des Mittelalters. Mit einer Abbildung. 1 Thlr.

Dessen, Placidia, Königin der Westgothen ꝛc. 1 Thlr. 8 Sgr.

Zeichnungen aus dem Leben berühmter Abenteurer ꝛc. 1 Thlr.

Lebensgeschichte

von

St. Schütze.

Zweiter Theil.

Neuhaldensleben,
Verlag von G. A. Gyraud.
1834.

Universitäts-
München
Bibliothek

Erſtes Kapitel.

Der Student.

Die heitere Stadt mit einem Schloß, einem Schloßgarten und einem Theater verſprach mir angenehme Tage. Daß ich mich der Theologie widmete, war eine ausgemachte Sache. Bei Ammon hörte ich die Apoſtelgeſchichte, bei Pfeyffer ein hebräiſches Kollegium, bei Pabſt Kirchengeſchichte. Hauptſächlich aber ging ich, bei Breyer und Memel, der kantiſchen Philoſophie nach, die damals ſehr eifrig getrieben wurde. Den gelehrten Scharfſinn bewundernd fragte ich mich immer: wie kommt der menſchliche Geiſt zu allen dieſen Sätzen, zu allen dieſen Problemen? Offenbar mußte dieſen ſchon vieles vorher gegangen ſein, was zu ſolchen Unterſuchungen und Syſtemen

führte. Diese Brücke vermißte ich, so wie jeder, der in die Schulphilosophie eintritt. Alles, was die Wahrheit der Erscheinungswelt unsicher macht, und was allmählich auf das Wesen der Dinge hinleiten kann, müßte vorher erst betrachtet und erwogen werden, ehe man einen bestimmten Weg zu Endresultaten einschlägt. So, mit einem System, wird man auf einmal in einen Kreis von Fragen und Sätzen eingeschlossen, an die man vorher gar nicht gedacht oder deren Möglichkeit man nicht geahndet hat. Selten wird daher ein lebendiger Funke des Nachdenkens oder Selbstdenkens damit in die Seele gestreut, es bleibt gewöhnlich bei dem logischen Zusammenfassen und bei dem bloßem Lernen. Indeß gab meine Verwunderung mir ebenfalls eine Beschäftigung, indem ich eine Wissenschaft vor mir sah, an der nicht ein oder zwei Menschenalter, sondern Jahrhunderte gebauet hatten: ich staunte, was alles aus dem menschlichen Geist hatte hervorgehn und wie er sich selbst so umsichtig hatte belauschen können. In einem Wirthshause saßen die Studenten bei bitterm Bier und warfen sich mit philosophischen Aufgaben herum, um zu versuchen, wer das Gelernte am besten begriffen hätte.

Was aber die Köpfe noch mehr erhitzte, war die politische Freiheit, die jetzt in Frankreich zur verzehrendsten Flamme aufloderte, in die man alles Uebrige hineinwarf. So wie man einen Menschen sah, fragte man: ist es ein Aristokrat oder ein Demokrat? Wer zu den Aufgeklärten gehören wollte, mußte sich natürlich zur Parthei des letztern bekennen. Selbst Robespierre in seiner höchsten Raserei fand seine Vertheidiger; nur Meusel in seinem Zeitungskollegium hielt sich über die vielen Hinrichtungen auf, und zog sich darüber den Spott der Studenten zu. Mit mir in einem Hause wohnte ein Elsasser, Namens Zeis, ein Mitarbeiter an der Erlanger Zeitung, der mit voller Ruhe behauptete, Robespierre habe mit Hinwegräumung der Schlechten die besten Maaßregeln ergriffen, und wie die Nachricht von seinem Sturz kam, ging er im Schloßgarten ganz schwermüthig umher, und doch gehörte er seinem Charakter nach zu den Gemäßigten. Auch von mir muß ich bekennen, daß ich von der Verblendung nicht ganz frei blieb, obwohl ich das Meiste nur als Räthsel betrachtete, denen noch die Auflösung fehle. Nicht lange, so fiel auch in Erlangen ein Auftritt vor, der gleich ohne Noth nach der herrschenden Neigung sich

das Ansehn einer Revolution gab. Es kam zu einem Aufstande, der einen ganz kleinen Anfang genommen hatte. Ein Herr von Langen, ein Schwede, hatte nach vorhergegangen Scherzen bei der Niederkunft seiner Diana einen Konstantisten (so hieß ein Studentenorden) zu Gevatter gebeten, wobei entweder der rechte Ausdruck verfehlt oder ein Wort gemißdeutet wurde, genug, es entstanden Händel mit dem übeln Ausgange, daß ein Haufe Studenten den Herrn von Langen mit seinen Anhängern im Gasthofe zum Wallfisch Mittags bei Tische überfiel und diese sich zur Gegenwehr setzten. Dies ward gleich allgemeiner aufgefaßt, in dem man sagte: eine Empörung ist gegen die Adlichen ausgebrochen. Alle übrigen Studenten erklärten sich zu ihren Gegnern und zogen des Abends feierlich mit Musik durch die Straßen nach dem Wirthshause der Philosophen; ein Theil der Bürger, die auch irgend eine Beschwerde haben mochten, schlug sich zu ihnen und es gab bei gutem Bier Reden, Umarmungen und Verbrüderungen. Die Emigranten aus Frankreich, deren sich viele in der Stadt aufhielten, zitterten hinter verschlossenen Fensterladen, denn es verlautete, daß sie vertrieben werden sollten und so stand es auch

in den öffentlichen Blättern. Wie man ein wenig ausgeschwörmt hatte, merkte man erst, daß es zu irgend einem Angriffe an einem erklecklichen Gegenstande fehle: die Angelegenheiten waren alle zu klein, um zu den Ideen hinauf zu reichen, womit man in den Reden einander etwas zu Gute gethan hatte. Somit verliefen sich die Gewässer bald wieder und nach einigen Duellen kam Alles wieder in das vorige Gleis.

Jariges war eben so wie ich weit davon entfernt, an solchen Unruhen Theil zu nehmen. Wir dachten vielmehr daran, die umliegende Gegend kennen zu lernen. In den Dörfern umher fanden wir gewöhnlich eine armselige Bewirthung, weil hier zu Lande die Gewohnheit herrschte, keine Butter einzusalzen, weshalb denn meist nur Bier und trockenes Brod zu haben war. Erlangen, auf sandigem Boden, liegt eben da, wo die wirklich schöne Gegend aufhört, nämlich am Neustädter Berg, hinter welchem ein herrliches Thal hinauf zu den Bergzacken bei Streitberg, zu malerischen Felsengruppen und zu den Muggendorfer Höhlen führt. Diesen Weg machten wir in den Pfingstferien und fuhren bis Baireuth, von wo wir, innerlich durch

mancherlei Anſchauungen geſtärkt, ſehr zufrieden zurückkehrten.

Nach der Kanzel empfand ich als ein angehender Theologe eine wahre Sehnſucht und dieſe wurde mir eher befriedigt, als ich es dachte. Ich lernte nämlich einen Studenten kennen, Namens Hagen, der öfter für andere predigte. Er hatte kürzlich das Glück gehabt, Schiller bei ſeiner Durchreiſe in Beyersdorf, einem nahe gelegenen Flecken, zu ſprechen, und wurde deshalb nun von mancher vornehmen Familie geſucht, die ſich gern davon erzählen ließ. Er meinte, daß es für mich keine Schwierigkeit haben würde, ſchon jetzt die Kanzel zu beſteigen, und verſchaffte mir die Erlaubniß dazu, bei dem Prediger in Beyersdorf. Ich fuhr mit ihm dahin, es war den 27. Juli 1794 — und nach einem im Wirthshauſe eingenommenen Mittagsmahle ſammelte ich mich in einem einſamen Stübchen und ſchritt dann zur Kirche. Ich unterhielt die nur ſpärlich verſammelte Gemeinde mit einem ſeltſamen Thema, indem ich über das Glück der Armuth ſprach. Die Predigt hatte ich gut memorirt, es ging ohne Stocken, und ich kehrte ſchon mit einem Triumphgefühl nach der Sakriſtei zurück, als mir einfiel, daß ich nach dem Vater-

unser den Segen vergessen hatte. Der Prediger empfing mich indeß mit freundlichem Dank und versicherte, daß das nichts zu bedeuten habe. Er hatte mich zum Kaffee eingeladen, und eine große Mamsell kam mir geputzt entgegen und langte schnell nach dem Schnupftuche, das ich, mir den Schweiß abtrockend, fallen ließ. In der Zerstreuung konnte ich ihr die Aufmerksamkeit nicht schenken, die sie gewiß verdiente. Ich eilte zur Heimfahrt, um mich der Betrachtung zu überlassen, wie ich nun von da, wo ich als Knabe in Olvenstädt Sonnabends meine Predigten schrieb, bis zu dem Ziele selbst den Weg glücklich zurück gelegt hatte. — Den Abend ging ich in die Zauberflöte.

Mein Onkel war erstaunt zu hören, daß ich mich schon so früh heraus gemacht habe, indeß von der Wahrheit meines Themas konnte er sich nicht recht überzeugen, um so weniger, da der neue Kanzelanzug, der feine Rock mit den schwarzseidenen Unterkleidern so viel Geld gekostet hatte, daß er mir bald etwas nachschicken mußte.

Dafür unterließ ich denn aber auch nicht, zur Feier seines Geburtstages, womit mein älterer Bruder, immer selbstständiger werdend, seine

neue Wohnung einweihen wollte, das Meinige nach beſten Kräften beizutragen. Ich hatte mit Einmiſchung von Liedern nach bekannten Melodien ein häusliches Spiel gedichtet, worin, nach einer poetiſchen Annahme, mein Bruder als ein glücklich Verheiratheter vorkam und ſo die Güte des Onkels, der man alles verdankte, um ſo deutlicher zurückſpiegelte. Eine Harfe ließ ſich draußen hören, die meine Stimme vorſtellte. Das kommt vom Bruder, hieß es und wurde nicht ohne Rührung vernommen. Mein Onkel war durch das Feſt in eine ſo vergnügte Stimmung verſetzt worden, daß er zum Schluß ſogar eine Menuet getanzt hatte.

Mein täglicher Umgang blieb Jariges und da bald in ſeinem Hauſe Platz wurde, kam ich ihm noch näher, indem ich ein Zimmer, dicht neben ihm an, nur durch eine Thür getrennt, bezog, ſo daß ich nun unmittelbar jede müßige Stunde mit ihm theilen konnte. Zu den Michaelisferien aber entwarfen wir den Plan zu einer Fußreiſe, welche uns mit noch drei andern Studenten zuſammenbrachte: Glöcklen aus Ulm, Tröltſch aus Augsburg und Schüz aus Berlin, (ſpäter Verfaſſer des Lacrimas.) Unſere Rich-

tung ging durch Schwaben nach dem Rhein, und um uns gleich enger zu verbinden, hielten wir es im ersten Nachtquartier für Pflicht oder Schicklichkeit, mit einander Brüderschaft zu trinken. Hierbei ereignete sich nun etwas ganz Seltsames. Nämlich, als schon die andern sich das Du zugetrunken hatten, zögerten wir beide noch, Jariges und ich, und sahen verschämt auf die Seite, wie zwei heimlich Liebende, denen ein fremder Mund zuerst das Wort Liebe ausspricht. Es kam uns schwer an, das, was sich still von selbst verstand nun laut zu bekennen und mit einem Ausdruck zu bezeichnen; indeß da Weigerung noch weniger thunlich war, mußten wir zu Werke schreiten. Wie es nun nachher aber mit dem Du nicht recht fort wollte und es entweder ganz vermieden oder wieder mit dem gewohnten Sie vertauscht wurde, setzten die Freunde zur Strafe fest, daß der, welcher zunächst wieder gegen das Gelübde sündige, sogleich den Mänzel, worin sich für alle das Unentbehrlichste zur Reise befand, einen halben Tag den andern nachtragen sollte. Den folgenden Morgen wurde er Jariges umgehängt.

Die Reise war sonderbar genug. Anfangs liefen wir toll und blind in die Welt hinein,

und ich erfuhr an mir das Unbedachte zuerſt. Ich trug nämlich ein Paar Zugſtiefeln, wie ſie eine Zeit lang Mode waren und bewegte mich darin mit großer Leichtigkeit, aber es trat ein Landregen ein, der mehrere Tage dauerte und mir das Zugleder ſo zuſammen ſchnürte, daß ich die Stiefeln gar nicht wieder von den Füßen los werden konnte. Meine Hoffnung, davon befreit zu werden, war auf Schwäbiſch-Hall geſtellt, aber als wir dort im Gaſthofe ankamen, wurde eben ein großer Ball gehalten, ſo daß uns gleich ein großes Getümmel umgab und der Schuſter, nach dem ich geſchickt hatte, mich nicht heraus finden konnte. Mein ganzer Genuß für dieſen Abend beſtand in dem Anſchauen eines Mädchens, das meiner hübſchen Gärtnerin ſehr ähnlich ſah. Erſt im folgenden Nachtquartier wurde ich durch außerordentliche Anſtrengung von meinen Feſſeln befreit, und in Kamaſchen und leichten Schuhen, die dem erweichten Boden oft mehr Anhänglichkeit als mir bewieſen, folgte ich den leichtſinnigen Brüdern. Dem Regen trotzten wir durch fleißige Einkehr, wo Wein, Moſt oder Weintrauben immerfort den lachenden Muth wieder herſtellten. Faſt überall fing die Weinleſe an, die am meiſten in

Heilbronn uns ergötzte, wo alle Tage dazu auf dem Wartberge getanzt wird. Von hier steuerten wir südlich bis Karlsruhe, und wandten uns dann nördlich über Philippsburg und Schwetzingen. Sehenswerthes fanden wir nach allen Richtungen. Am Rhein aber verspürten wir auf mancherlei Weise den Krieg, welchen jenseits die Verbündeten mit den Franzosen führten. In Wannheim war die berühmte Gemäldegallerie mit 644 Gemälden und die Bibliothek mit 70,000 Bänden schon geflüchtet. Im Theater brach ein ungeheures Klatschen los, als es in den Strelitzen hieß: Revolution verheert das Land! In Frankfurt konnten wir lange kein Unterkommen finden, weil die Gasthöfe mit Flüchtlingen, besonders von Cöln und Bonn herauf, überfüllt waren. In der Krone, die uns endlich aufnahm, trafen wir mit Leuten des Churfürsten von Trier zusammen. In Mainz, dem Endpunkt unserer Reise, hörten wir an dem Raisonniren eines sächsischen Artillerieofficiers, wie schlecht es mit der Eintracht der deutschen Krieger stand. „Nirgends finden wir Quartier," sagte der Sachse; „wo wir hinkommen, sind Preußen. Und wenn sie noch zusammenrückten! da sehen sie uns über die Schultern an! Jeder

Packknecht ſagt: ich diene meinem König! ei du infamer Kerl! ich diene meinem Churfürſten; müſſen wir uns nicht auch vor die Kanonen ſtellen?"

Als wir auf dem Wege von Frankfurt nach Hanau uns von Tröltſch und Schütz, die nach Göttingen gingen, getrennt hatten, entſtand für uns übrige drei eine Berathung über die Rückreiſe. Wir ſetzten uns auf einen Stein und zählten unſer Geld, und wurden da zu unſerm Schrecken gewahr, daß wir bis Erlangen des Tags zuſammen nur noch vier leichte Gulden zu verzehren hatten. Wir änderten alſo gleich unſern Plan dahin ab, daß wir des Mittags gar nicht einkehren, des Morgens immer nüchtern ausgehen und dann mit einem nahrhaften Frühſtück das Mittagseſſen erſparen, des Abends aber uns gehörig pflegen wollten. In dem ſchönen Wilhelmsbad konnten wir daher nicht lange mit anſehen, wie die Bedienten mit Schüſſeln und Tellern hin und wieder rannten, wir entflohen den Wohlgerüchen und in Hanau kaufte ſich jeder für zwei Kreuzer Brot und für einen Kreuzer Obſt, womit der Mittag gedeckt, und ein gutes Abendeſſen, auf das wir uns in Oettlingen vertröſteten, ſchon im voraus

erſpart war. Allein — der Zufall wollte uns ſelbſt noch in dem Syſtem der Sparſamkeit zu Hülfe kommen, indem wir den Abend mit einem ſchlechten Eierkuchen und darauf ſtatt des Bettes, wonach wir uns ſehnten, mit bloßem Strohlager uns begnügen mußten. Die Flüchtlinge hatten ſich hier ſo gehäuft, daß ſie nur mit einer gemeinſchaftlichen Streu zur Ruhe gebracht werden konnten. Dabei wurde unſer Ohr von einer wilden öſterreichiſchen Kommiſſair mehr betäubt als unterhalten. Gerade Weges von Cöln kommend beſchrieb er den Rückzug der Oeſtereicher über den Rhein, ſtritt ſich mit andern über die Stunde, da die Kanonade der Franzoſen ihren Anfang genommen und züchtigte mit ungariſchen Flüchen die Fehler der deutſchen Generale, wobei er am Wirth, der im ſiebenjährigen Kriege gedient hatte, einen mit raiſonnirenden Gehülfen fand. Der Schlaf unter den ſchnarchenden Fremden gerieth uns indeß noch ſo ziemlich. Den andern Morgen waren wir gleich angezogen und ſetzten unſern Weg nüchtern bis Aſchaffenburg fort, wo uns in einem warmen Stübchen neben dem Frühſtück auch die Zeitungen erquickten. Von hier wurde die Gegend immer romantiſcher und bei Beſenbach, dem letzten Dorfe vor dem Spes-

ſart, ließen wir auf einer Anhöhe mit zwei Kreuzern Brot und einem Kreuzer Obſt zu einem Mittagsmahle uns nieder, das uns ganz idylliſch däuchte. Wir thronten auf dem Reſt einer gefällten Eiche, Stille herrſchte ringsumher, nur von fern hörten wir das Rauſchen der Waldſtröme, blickten vor uns auf das Dorf und in das Thal hinab, wo ſich der Bach durch den Wieſengrund ſo maleriſch ſchlängelte, wie wir es noch nie geſehen. Am Abhange ſaß ein Landmann mit ſeiner Frau, die ein Feuer angezündet hatten, an welchem ſie die eben aus aus der Erde gelangten Kartoffeln ſich zur Speiſe bereiteten, während zwei Stiere, durch das Joch verbunden, in ihrer Nähe frei umher gingen. Wie in der Vorhalle eines Tempels erbaut betraten wir darauf den Speſſart. Wir trafen viele Stunden weit weder ein Dorf noch eine Hütte, aber der einſamſte Weg war von den Prieſtern belebt, die vor dem neuen Eide, den ſie in Frankreich leiſten ſollten, nach Deutſchland die Flucht nahmen.

Mitten im Speſſart war ein Poſthaus und ein Jägerhaus gelegen, welches beides Rohrbrunn genannt wurde. Nachdem wir, von einem Gewitter getrieben, es im Poſthauſe zu

ſchlecht gefunden hatten, mußten wir im Jägerhauſe noch froh ſein, in ein kleines Zimmer mit eingelaſſen zu werden, wo die franzöſiſchen Prieſter an den Wänden umher ſaßen und Gebete murmelten. Wir ſpeiſten wie die Landleute dieſen Mittag und auf dem Strohlager knapp mit eingeſchichtet, berührten wir als Antipoden die Füße der Geiſtlichkeit. — Den andern Morgen brachen wir daher recht gern wieder zeitig auf und liefen nüchtern bis Eſſelbach, wo es eben zur Kirche läutete. Im Wirthshauſe waren Andächtige verſammelt, die auf die Meßglocke warteten, nebſt vielen franzöſiſchen Prieſtern. Wie der Wirth bedauerte, ſie nicht zu verſtehen, rieth ihm eine Frau in wohlhabender Stadtkleidung, ſeine Tochter franzöſiſch lernen zu laſſen, aber er meinte, daß ſie dann Vater und Mutter verkaufen würde und gab der Frau dagegen den Rath, weil ſie doch immer zur Meſſe herüber fahren müſſe, einen von den Geiſtlichen in ihr Haus zu nehmen und ſich von ihm die Meſſe leſen zu laſſen, welcher Vorſchlag ihr auch annehmbar ſchien. Ueberall herrſchte die Frage über das Unterbringen der Flüchtlinge. In Mainz befand ſich ſogar ein vornehmer ſchon betagter Franzoſe, der ein Handwerk zu lernen ſich erbot, aber der

Wirth zweifelte, daß zu einem so alten Lehrburschen sich ein Meister finden würde.

Gegen Mittag kauften wir bei Gelegenheit wieder Brot vor einem Bäckerladen, wo man uns erst am Fenster wie Handwerksburschen abtröſten wollte und wegen des Obſtes wurden wir in das Hinterhaus zu einem Schneider gewieſen, der ſich eben zur Ader ließ und uns aus dem Lichte zu treten gebot. Er hatte uns aber ungenießbare Kochbirnen verkauft und wir mußten nachher zu den Schlehen an den Hecken unſere Zuflucht nehmen. Als etwas beſonderes muß ich noch erwähnen, daß Glöcklen, der ein Mineraloge war, oft mit den Steinen zu kämpfen hatte. Schon auf der Bergſtraße füllten ſich ſeine Taſchen damit und er mußte ſich das Gelübde thun, nicht mehr auf die Erde, ſondern gen Himmel zu ſchauen; aber die Luſt beſchlich ihn immer wieder, und er bat uns zuletzt um hülfreiche Bergung ſeiner Schätze, ſo daß wir nun alle drei mit Brot, Birnen und Steinen ziemlich ſchwer beladene Taſchen trugen. In Würzburg angelangt hörten wir indeß, daß wir den Tag einen Marſch von 12 Stunden gemacht hätten. Unſere Kaſſe gab uns jetzt ein ſo gutes Reſultat, daß ſie uns nicht nur erlaubte,

wieder ordentlich zu essen, sondern auch, unsere Kleider und Stiefeln nothdürftig ausbessern zu lassen. Aber kaum im Kleebaum angekommen rief uns ein großer Lärm hinaus: wir vernahmen ungarische Flüche und siehe! der Kriegscommissair von Oettingen war wieder da. Ein Bürger war seinem Pferde, das sich überschlagen wollte, in die Zügel gefallen, und er hatte zum Dank dafür mit dem bloßen Säbel auf ihn losgehauen. Jetzt sah er sich von Bürgern und Studenten umringt, die ihm Rache drohten. „Ihr wißt nicht," sprach er, „was ein Soldat im Felde auszustehen hat," und fing an, die Strapazen des Krieges mit allem Feuer der Beredsamkeit zu schildern, aber tausend Stimmen unterbrachen ihn. Wie alles rief: „laßt ihn nicht fort!" sprengte er an und schrie: „ich bin ein Courier!" indem aber kam die Wache und führte ihn zum Kommandanten ab.

Wir befanden uns hier in einem Studentenwirthshause, das uns mannichfaltige Gelegenheit gab, unsere Menschenkenntniß nach der Schattenseite zu vermehren. Wirth, Wirthin, Kellner und Magd herrschten durch einander, ohne Schranken und Ordnung: jeder wollte befehlen, keiner gehorchen: der Kellner tadelte die

Maaßregeln ſeines Herrn, die Magd vertheidigte den Wirth, der ſich betrank oder ſchlief. Die Wirthin, die wieder auf die Magd ſchimpfte, ſaß als ein durch Liederlichkeit lahm gewordenes altes Weib da, das unaufhörlich ſo ſchmutzige Reden führte, wie ſie mir nie zu Ohren gekommen. Stand ſie auf, ſo ſchlich ſie ihrem Manne nach, um ihn vom Weinfaſſe zurückzuholen. Er zeigte ſich dabei als ein luſtiger Kerl, der noch gern den Studenten ſpielte. Kurz — eine bunte, greuliche Wirthſchaft! — Nachdem wir die Merkwürdigkeiten der Stadt geſehen hatten, eilten wir zum Schluß unſerer wunderlichen Reiſe.

Den letzten Abend aber wohnten wir noch in Langenfeld beim Poſtmeiſter einer eigenen, uns befremdlichen Scene bei. Die Leute ſtellten ſich nämlich um den gedeckten Tiſch, indem ſie, auf eine ſeltſame Weiſe abwechſelnd, ſonderbare Tiſchgebete herſagten. Erſt ſprachen alle laut, dann machte der Großknecht im Baß einige Sätze hindurch ein Solo, plötzlich fiel die Magd mit ihrem Diskante ein, bald löſte dieſe wieder ein anderer mit einer Tenorſtimme ab, dann beteten wieder zwei zuſammen und endlich erfolgte ein Tutti. Das Ablöſen und Einfallen im Beten ging mit großer Fertigkeit von ſtatten.

Weil uns aber alles so unerwartet kam, kostete es uns Mühe, die Miene in Andacht zu erhalten.

Ziemlich beschmutzt und abgerissen trafen wir sodann nach vierwöchentlicher Abwesenheit, den 22. October, in der Dämmerung, glücklich wieder in Erlangen und in der willkommenen Behausung ein, wo wir uns in den ersten vierzehn Tagen gar nicht satt essen konnten.

Der Winter rückte nun heran, der wieder andere Annehmlichkeiten brachte. Eine Merkwürdigkeit war es für mich, daß ich im nächsten Monat die erste Autorfreude erlebte. Ich fand eines Abends im Lesemuseum einen Aufsatz im Reichsanzeiger abgedruckt, den ich kürzlich an denselben überschickt hatte. Er handelte von der Entstehung des fliegenden Sommers, der gewöhnlich, mit einem Fehlschluß, von den Feldspinnen hergeleitet, aber, wie ich mich längst überzeugte, an plötzlich warmen und heitern Tagen nach kühlen Nächten von Sonne und Luft aus Dunstfeuchtigkeiten hervorgebracht wird. Die Beweiskraft meines Aufsatzes bewährte sich sogleich an einem Studenten, der, sobald er ihn gelesen, nach Papier und Feder griff und ihn

abſchrieb. Der Zufall führte mich denſelben Abend mit ihm in einem Wirthshauſe zuſammen, zu welchem mich Glöcklen geleitete und wie dieſer ihn um das, was ich ihm eben mitgetheilt hatte, befragte, ſagte er ganz offen: „ja, der Aufſatz hat mir gefallen.“ „Hier ſteht der Autor!“ verſetzte Glöcklen darauf, indem er ſich gegen mich wandte. Der Student, ein ernſthafter Mediciner, ſah mich doch ein wenig argwöhniſch an und ich weiß nicht, ob er mir oder meinem Aufſatze nun mißtraute. — Nachher ließ ich mich öfters im Reichsanzeiger aus, beſonders mit Bemerkungen über die deutſche Sprache. — Mein Leben wurde jetzt zunächſt durch Glöcklen, etwas geſelliger und Jariges, der größere Einſiedler, gab eine noch ſtärkere Veranlaſſung dazu, indem er ſich dem Wunſche einiger Bekannten bequemte, an einer franzöſiſchen Sprechſtunde, die ſie mit einem ſehr gebildeten Franzoſen wöchentlich veranſtalteten, Theil zu nehmen. Der Stunde folgte jedesmal ein feines Abendeſſen und da man mich für unzertrennlich von Jariges hielt, wurde ich immer mit dazu gezogen. Die Geſellſchaft war dieſelbe, welche die Aufrührer im Sommer als die Adlichen bezeichneten. Ich hatte den Grafen

Caſtell und ſeinen Führer Stephani nebſt dem Baron Zwanziger als Bekannte von Kloſter Berge, in Erlangen wieder gefunden; jetzt wurde ich befreundeter mit ihnen. Die Herren von Lange mit ihrem Führer Borſche, der, bisher ein Theologe, hier nun Kammeralia ſtudirte und es nachher bis zum preußiſchen geheimen Staatsrath brachte, der Baron von Nicolai aus Petersburg (in ſpäterer Zeit ruſſiſcher Geſandter in Copenhagen) mit einem franzöſiſchen Hofmeiſter, Herr von Wegmar aus Stuttgart, als ein Stiftsherr mit einem großen Sterne auf der Bruſt, Pommereſche aus Pommern, Holſtein aus Meklenburg, beſonders Vetter, Stephanis Hausfreund und noch einige andere ſchloſſen ſich ihnen an. Der feinere Ton, der unter ihnen herrſchte, konnte mir ſchon von Nutzen ſein, nur blieb das Kartenſpiel, womit ſie manche Stunde ausfüllten, für den Geiſt ein unfruchtbares Vergnügen. Die Regeln einer vornehmern Lebensweiſe, welche ſie zum Theil aus dem Hauſe ihrer Eltern mitgebracht, milderten ſich durch die jugendliche Munterkeit, aus der ſich eine Reihe fröhlicher Scherze und Beziehungen entſpann, welche viele Tage verſchönerten und dann von mir Verſe in ihre Stammbücher abſetzten.

Ich gab wohl Acht, wie ſich in ihren Augen die Welt abſpiegelte und ſtaunte einigermaaßen, wie ich ſah, daß ſie groſſe Demuth und Unterwerfung von geringern Perſonen unter ſich mit Spott vergalten, was ich mir gleich hinters Ohr ſchrieb. Dergleichen gab es vorzüglich zu bemerken, als ich von Caſtell ſpäter mit einigen Freunden nach Remlingen eingeladen wurde, das mit zu dem Gebiete gehörte, über welches er damals als Reichsgraf befehligte. Kein Remlinger ging vor dem Schloſſe vorbei, der nicht, ſo weit die Mauer reichte, den Hut in der Hand behielt. Dem gemäß betrug ſich auch die erſte Juſtizperſon, deſſen Mund immer von Dero Hochreichsgräflichen Gnaden überfloß und von ihm wurde erzählt, daß er auf des Grafen Aeußerung, wie ſein Hannibal ſich zuweilen Knochen aus ſeiner Küche hole, mit der größten Betroffenheit geſagt habe: „wie? mein Hannibal — Ihro Hochreichsgräflichen Gnaden Knochen?“ Auf ähnliche Weiſe lieferten täglich Proben von unvernünftiger Demuth uns Stoff zu Scherz und Kurzweil.

Von den freien Stunden in Erlangen hatte ich bisher wöchentlich auch einige zur Er-

lernung der engliſchen Sprache angewandt, da aber der Lehrer, der ſehr mit Stunden überladen war, viel von den feinen Girl's und von Stadtneuigkeiten ſprach, ſo rieth mir Jariges, ſeinen flüchtigen Unterricht ganz aufzugeben und den Vicar von Wackefield mit ihm zu leſen. Dies geſchah denn auch, aber weil wir uns oft zwiſchendurch eignen Einfällen überließen, ſo ging der Ernſt und die Stetigkeit, welche die Erlernung einer jeden Sprache und Wiſſenſchaft erfordert, bald verloren, die Stunde wurde immer weniger ſtreng und endlich gar nicht mehr gehalten — und ſo kam ich um das Engliſche.

In der Familie war unterdeß wieder etwas Merkwürdiges vorgefallen, ein Feſt und ein Unglück zugleich. Das letztere bedeutete wohl an ſich nicht viel, würde aber doch den Onkel in große Unruhe geſetzt haben, wenn er es gleich erfahren hätte. Man verſchwieg es ihm alſo und ich erbot mich darauf, es ihm zum neuen Jahre durch ein Gedicht beizubringen, in welchem ich eine irgendwo vorgefallene tragiſch-komiſche Geſchichte zu erzählen vorgab, unter dem Titel: Die Hochzeit und der Fuchs.

Ein Wunſch, in Reimen abgefaßt,
Wird ſchon zur alten Leier,
Verleiht auch ſelten ſüß're Raſt,
Erleichtert nicht des Lebens Laſt,
Macht's neue Jahr nur theuer.

Drum fiel mir ſtatt des Wunſches ein,
Aus den verfloſſenen Tagen
Ein Anekdötchen hübſch und fein,
Und hier erdichtet nur zum Schein,
In Verſen vorzutragen.

Dies machte den Eingang. Meine älteſte Couſine in Schönebeck hatte geheirathet und der Onkel die Hochzeit ausgerichtet; er wollte ſelbſt nicht zum Feſte kommen, überraſchte ſie aber doch bei Tiſche! Die Freude darüber war eben aufs höchſte geſtiegen, als mit heimlichem Gemurmel unter den Gäſten ſich die böſe Kunde verbreitete, daß einer von den ſchönen Füchſen des Onkels im Stall das Bein gebrochen habe. Dies trug ich als ein fremdes Ereigniß vor.

Das wäre wohl nur bloßer Scherz,
Sollt mancher Leſer wähnen;
Dem Neffen aber klopft das Herz,
Er kommt und ſieht des Pferdes Schmerz,
Dabei des Kutſchers Thränen.

Des Oheims liebſter Fuchs iſt todt!
Ergehen nun die Klagen;
Er lebt — doch hüflos, welche Noth!
Der Neffen älteſter verbot,
Dem Oheim es zu ſagen.

Und wer den Oheim kennt, der muß
Dem Neffen zugeſtehen,
Daß Pflicht es war, ihm ſtets Verdruß
Zu ſparen und ihm den Genuß
Des Lebens zu erhöhen.

Jetzt, da er ſich mit heiterm Blick
Ergötzt an And'rer Freude,
Wer raubt ihm ſeines Herzens Glück,
Rief aus dem Himmel ihn zurück,
Wer thät ihm dies zu Leide.

Des Neffen Vater kam herbei,
Und man beſchloß, auf morgen
Ein Pferd, das völlig einerlei
Und gleich dem Fuchs an Farbe ſei,
Wo möglich, zu beſorgen.

Ein ſolcher Fuchs war nun wohl ſchwer
Im Städtchen anzutreffen.
Es fragten emſig hin und her
Und ſagten allen ihr Begehr
Der Bruder und die Neffen.

Der General iſt ganz der Mann,
Erſcholl auf ihre Fragen,
Der ſicher helfen wird und kann.
Des Oheims Bruder ſprach: wohlan,
Ich will mich zu ihm wagen.

Seine Bitte wird freundlich aufgenommen.

Der General von Kospoth ſpricht:
Ihr dürfet dreiſt begehren;
Zu helfen iſt ja Menſchenpflicht,
Es ſoll und darf der Unfall nicht
Der Hochzeit Freude ſtören.

Er läßt ihm unter ſieben Füchſen die Wahl.

Und unter dieſen Füchſen war
Ein Wunder anzuſtaunen!
Der ſel'ge Fuchs mit Haut und Haar,
Er hebt ſich, wiehert, zeigt ſogar
Gleich all' des Dulders Launen.

Mit 25 Ld'or wird der Handel geſchloſſen, eine Probefahrt angeſtellt und der Onkel am andern Morgen etwas hingehalten.

Doch endlich nach vollbrachtem Kauf,
Nach ſchrecklich langer Pauſe
Kommt donnernd und mit ſchnellem Lauf
Der Wagen, nimmt den Oheim auf,
Und bringt ihn froh nach Hauſe.

Die Füchse ziehen in schönster Harmonie.
Es ward, ob schon aufs alte Paar
Der Oheim viel gehalten,
Der Tausch ihm doch nicht offenbar,
So unbeschreiblich ähnlich war
Der neue Fuchs dem alten.

Die Neffen, die mit gutem Glück
Dem Oheim es verhehlen
Noch bis auf diesen Augenblick,
Getrau'n sich nicht, das Mißgeschick
Dem Oheim zu erzählen.

Als Stephanus, der Knecht des Herrn,
Gesalbt von heil'gen Händen,
Von Heimathsschmausereien fern,
Die That vernimmt, da wollt' er gern
Das Bruderwerk vollenden.

Er zeigt nun durch ein Reimgedicht,
An Wahrheit unverdorben,
Dem Oheim alles an und spricht:
Es war des Fuchses Unvorsicht,
Daß er so früh gestorben.

Dies Gedicht übergab nun der Vater, das Nöthige noch hinzufügend, so daß dem Onkel auf diese Weise der Unfall sich wirklich in ein angenehmes Ereigniß verwandelte, indem er

ſah, mit welcher Sorgfalt man ihn über Schreck und Unruhe hinweg gehoben und jetzt eine Ueberraſchung ihm bereitet hatte.

Auch konnte ich ihm bald wieder von zwei Predigten ſchreiben, denn am zweiten Weihnachtstage unternahm ich es, in der großen Stadtkirche aufzutreten und zwar zu meiner beſondern Luſt mit einem Vortrage über den heiligen Stephanus, wie es die Epiſtel dieſes Tages mit ſich brachte. Ich verſchwieg es meinen Freunden, aber wie ich mitten in der Predigt war, traten ſie plötzlich in den Mittelgang der Kirche, verwundert, mich über meinen eigenen Namensheiligen ſprechen zu hören. — Zu den heiligen drei Königen hat ich mir wieder die Predigt aus, doch diesmal wäre es mir beinahe ſchlimm ergangen: ich glaubte, das Feſt dieſer Heiligen ſei hier, wie in Magdeburg, auf den nächſten Sonntag verlegt, aber ſie hatten hier noch ihren eigenen Tag und ich war noch kaum mit der Ausarbeitung fertig, als ſchon zu meinem Schreck der Küſter kam, die Lieder zu holen. Ich konnte alſo wenig memoriren. Dießmal fiel kein Fehler vor, nur hörte ich die Beſorgniß äußern, daß ich mich in einer ſo gro-

ßen Kirche vielleicht zu sehr anstrengen möchte. Diese Predigten verschafften mir zugleich die Bekanntschaft mit dem berühmten Professor Seiler, Prediger an jener Kirche, der sich Mühe gab, mich in seinem Hause deklamiren zu lassen. Er machte die besondere Bemerkung, daß ich im rhetorischen oder pathetischen Tone spräche, und rieth mir dafür, den Betton anzunehmen. Jener geht von unten hinauf, dieser von oben hinunter. Die Sache reiflich erwogen möchte es wohl am besten sein, nach Umständen beide Tonarten mit einander zu verbinden, was dem Vortrag gewiß eine große Mannichfaltigkeit, Lebendigkeit und Wohlklang geben muß.

Ostern 1795 verließ ich Erlangen. Obwohl ich nirgends zärtlichen Abschied zu nehmen hatte, so war ich doch nicht ohne alle zärtliche Neigung und diese nicht ohne alle Erwiederung geblieben. Die Schwester meiner Wirthin, ein blühendes Gesicht, eilte, wenn ich klingelte, der Aufwärterin gern zuvor und das Kind, das sie zu warten hatte, klagte zuletzt mit einem verbundenen Kopfe sie einer großen Eilfertigkeit an; ob sie aber, da sie mir im Uebrigen ganz geschont und sogar überlegt vorkam, sich bei

der Freundschaft in Zucht und Ehren sonst etwas als Absicht gedacht habe, weiß ich nicht.

Die Rückreise von Erlangen machte ich mit Jariges und Holstein fast ganz zu Fuß und meine Verwandte in Magdeburg behaupteten beim Empfange, ich sei größer geworden. Ich glaubte es fast, da zurückgehaltene Entwickelung der Kräfte überhaupt mein Schicksal war.

Jariges brachte, nachdem ein hitziges Fieber ihn seines Großvaters und dadurch meinen Onkel seines einzigen Freundes beraubt hatte, jetzt seine freie Zeit bei seiner guten Großmutter zu und ging dann nach Berlin, um sich nach dem Willen seines Vormundes bei der Kammer anstellen zu lassen. Ich wohnte bei meinem ältern Bruder und verlebte, da der Onkel mit dem jüngern, nun Diener auf seinem Komptoir, zur Leipziger Messe gereist war und wir uns seines Wagens bedienen durften, die Ferien unter mancherlei Zerstreuungen recht angenehm. Zur Fortsetzung meiner Studien waren zwei Jahre in Halle bestimmt, die Reise dahin aber ließ sich ganz seltsam an; denn, um Unkosten zu sparen, hatte ich mit Werner, dem Pastorssohn in Bukau verabredet, zu Fuße mit

ihm nach Kalbe zu gehen, von wo uns Kletz, ein guter Freund, mit eigenem Gespann nach Halle mitnehmen wollte und kaum war ich mit meinem Stockdegen, den ich von Erlangen mitgebracht hatte, aus Magdeburg gewandert, als mir ein Umstand begegnete, der für die Zukunft die wichtigsten Folgen versprach. Ich wurde nämlich, wie ich bei dem Pastor in Bukau eintrat, eine freundliche Blondine gewahr, die mir schon früher bei einem Besuche die Hausthüre geöffnet hatte und jetzt meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Sobald ich mit Werner, im Geleit der Familie, zum Garten hinaus und mit ihm allein im Freien war, fragte ich: „wer ist die fremde Mamsell bei euch?" „Es ist eine Cousine aus Halberstadt," gab er zur Antwort, „ein sehr reiches Mädchen." „Reich?" „Ja, ich glaube gewiß," fuhr er fort, „daß sie ein Vermögen von 70,000 Thalern besitzt und alles gleich blank und baar, denn es ist das Vermächtniß ihrer verstorbenen Mutter, der ersten Frau meines Onkels." „70,000 Thaler!" rief ich staunend aus, „das wäre etwas für meinen ältern Bruder, der die Handlung des Onkels fortsezzen soll und viel Geld haben muß." Er sezte mir nun ihre Verhältnisse noch weiter auseins

der und sagte dann: „gewiß, gegen eine solche Verbindung werden meine Verwandte nichts einzuwenden haben;“ freudig begrüßten wir uns sofort als Vettern und ich zog den blanken Degen und schwang ihn durch die Luft, um feierlich die neue Verbrüderung einzuweihen und zu beschwören. Wir waren von dem Gedanken so freudetrunken, daß wir, nur von Verlobung und Hochzeit sprechend, den Abend in Calbe ordentlich hinein taumelten und in der Straße eine Stimme uns den Namen des Thieres nachrief, in das einst der böse Geist gefahren war. Mehrere Calbenser begleiteten uns den andern Tag und stiegen unterwegs, da wir auf eine Bauernhochzeit trafen, vom Wagen, um ein Tänzchen mit zu machen, so daß die Hochzeitsgedanken immer herrschend blieben, bis wir in Halle ankamen. (Den 8. Mai 1795.)

Sobald ich eine Wohnung gesucht und mich einigermaßen eingerichtet hatte, schrieb ich von der Entdeckung meinem Bruder, der mir erst nicht glauben wollte, aber denn doch nicht ermangelte, nähere Erkundigung einzuziehen. Ich weiß nicht, wie viel von den 70,000 Thalern Mitgift abging, aber es blieb immer noch eine große Summe. Mein Bruder wünschte

vorläufig nur das Mädchen zu sehen. Ein guter Freund, der sich als einen fernen Verwandten von jener Familie betrachtete, verschaffte ihm dazu die Gelegenheit, indem er mit ihm nach Halberstadt reiste und bei einem freundschaftlichen Besuche ihn zum Vetter mit nahm. Das Mädchen ging während der Unterredung der Vettern aus und ein, mein Bruder sah sie also, aber er sprach kein Wort, so daß er im Hause nur als der stumme Herr bezeichnet wurde. Indeß — sie gefiel ihm und man dachte darauf, wie man künftig eine nähere Bekanntschaft einleiten könnte.

Mittlerweile hatte ich mich in Halle sehr eifrig meiner Theologie gewidmet und hauptsächlich Nösselt als einen aufgeklärten Theologen sehr lieb gewonnen, der in der Kirchengeschichte besonders auf das Feststehn papistischer Grundsätze warnend hinwies und bei Auslegung der Evangelisten nicht anders verfuhr, als man sonst bei alten Autoren zu thun pflegt, aber auch gleich vorher sagte, daß, wenn ein Wunder sich nicht natürlich erklären lasse, er keinen Versuch dazu machen wolle.

Uebrigens schien mir in Halle eben kein wissenschaftlicher Geist zu herrschen, und es fiel mir schwer, nur immer still für mich bei den Heften zu sitzen, ohne mit andern darüber sprechen oder in irgend einen Wetteifer treten zu können. Wissenschaftliche Gespräche waren einmal nicht Sitte und — nimmt man noch dazu, daß die Studenten vom Umgang mit den Gebildeten der Stadt fast ganz ausgeschlossen blieben, so darf man sich nicht wundern, wenn ihr Leben sehr eintönig und — wie mir es schien — sehr langweilig ausfiel. Jemehr dies zu Rohheiten verführte; um so sorgfältiger hielt ich mich von Auszügen und Kommerschen zurück; desto willkommener mußten mir dagegen im Einzelnen feine, listige Streiche sein, die mir doch eine Unterhaltung versprachen. Eine Probe davon sah ich gleich in den nächsten Pfingstferien. Es war auf eine seltsame Täuschung abgesehen und zwar von so dreister Art, daß die Geschichte mir künftig zum Maaßstabe dienen konnte, in wie fern Verkleidungs- und Verkennungsscenen auf dem Theater für wahrscheinlich zu halten oder nicht. Es ging damit folgendermaaßen zu. Ein Augsburger, Namens Wasser, beklagte sich, daß sein Landsmann

Hörner, den ich von Erlangen her kannte, noch keine Fuchscondition gegeben habe und Werner ſollte deshalb die Rolle eines durchreiſenden Philiſters ſpielen, einen ehemalizen Schulkameraden von Hörner vorſtellen und nach langer Abweſenheit über das Meer von Hamburg kommen, bei welcher Gelegenheit er denn wohl auftiſchen würde. Der Augsburger ſagte zu Werner: „wir wollen dazu Daniel Bens nehmen, deſſen Vater Bürgermeiſter und Kaufmann in Augsburg war, banquerott machte und nach Karlsruhe zog. Daniel iſt vor ſechs Jahren fort gegangen, man weiß nicht wohin. Hörner ſoll aber ſelbſt rathen, wer Du biſt. Aus Schonung wird er wohl nicht viel von Deinem Vater ſprechen und was Deine Schweſtern machen, darnach kannſt Du ſelbſt fragen. Du mußt ihn nur in Lebhaftigkeit ſetzen, daß er ſtatt Deiner erzählt und Du zu allem ja ſagſt.“ — Werner hatte natürlich gegen dieſen kitzlichen Auftrag mancherlei einzuwenden, da er bei völliger Unbekanntſchaft mit Augsburg ſich leicht verſprechen konnte und, wenn er ſich verrieth, nur böſe Folgen, ein Duell oder ſo etwas befürchten mußte. Waſſer aber verſicherte, er wolle ſchon immer zur rechten Zeit

einhelfen und könne bei Hörners Gutmüthigkeit für den Ausgang stehen. Sogleich wurde ein Billet abgeschickt, worin der Fremde sich bei ihm auf den Abend anmeldete. Ich mußte vorher zu ihm gehen und ihn bis zur Dämmerung hinhalten, denn eher wagte Werner nicht aufzutreten.

Wie ich zu ihm kam, fand ich den Tisch schon rein und blank in die Mitte des Zimmers gestellt, Hörner ließ sich aber lange nichts merken und erst auf meine öftere Verwunderung über die große Ordnung bei ihm äußerte er, daß er einen Landsmann erwarte und daß er begierig sei, wer es wohl sein möchte. Er bedauere nur, daß er so spät komme. Jetzt geht der Vorhang auf. Werner, von Wasser begleitet, stürzt in einem grünen Flausrock und mit einem Hut von Wachsleinwand herein, eilt auf Hörner zu und umarmt und küßt ihn dreist weg. „Gott grüße Sie, mein lieber Hörner."

Hörner — stutzt. „Mein Herr ich kenne Sie ja gar nicht."

Werner. „Was? Sie kennen mich nicht mehr?"

Hörner. „Nein, wirklich nicht."

Werner. „Nun — rathen Sie einmal.“

Waſſer. „Ja, ja, Du mußt rathen.“

Werner. „Daniel — Daniel.“

Hörner. „Ach! Daniel Bens! ums Himmelswillen!“ (er umarmt und küßt ihn nun bereitwillig; wir können uns kaum des Lachens enthalten.) „Wie kommen Sie in aller Welt hierher.“

Werner ſprach nun von ſeiner Reiſe, wie er ſich ſo lange umhergetrieben u. ſ. w.

Hörner. „Sie haben ſich aber ſehr verändert.“

Werner. „Ja, — die Seeluft, das fremde Clima.“

Er wollte in fünf Tagen von Hamburg hierher gereiſt ſein und verſicherte, ſein Kopf ſei ſo confus, daß er kaum wiſſe, was er ſpreche, worauf ſich Hörner auf einen Augenblick entfernte und — zwei große Kannen Thee auftragen ließ, die auf uns einen ſehr ungünſtigen Eindruck machten. — Es entſtand eine Pauſe, Hörner ſah uns groß an und ſagte: „hört einmal! Ich trau' Euch doch nicht — das iſt nicht Daniel. — Wir verſtummen, Werner fängt an zu lachen, ſchon bereit, ſich zu endecken, da fährt Hörner auf einmal fort: „das iſt Daniel nicht,

es ist Paul — Paul aus Venedig. Es ist ganz die Physiognomie," (zu Werner.) „Gestieh es nur: Du bist Paul."

Werner. (sammelt sich wieder.) „Nun ja — ich bin Paul." Darauf umarmt er ihn noch weit feuriger, denn mit Paul Bens, an den Wasser nicht gleich gedacht hatte, war er viel vertrauter gewesen. Er heißt ihn tausendmal willkommen, rückt ihm den großen Stuhl hin und betheuert, er habe ihm gleich angesehen, daß er Paul sei und es vorhin schon sagen wollen. Sein Vater werde ihn um den Besuch beneiden. — Da Werner von Hamburg erzählte, daß das Theewasser dort den ganzen Tag auf Kohlen stünde, mußte er — wider Willen — gewaltig viel Thee trinken. Es entstand aber jetzt eine Unordnung im Gespräch, indem Hörner seinen Freund mit der Vorstellung in Italien suchte und Werner seine Rolle auf Hamburg einstudirt hatte. Da indeß Venedig auch eine Seestadt ist und man zu Schiffe leicht den Ort verändern kann, so wunderte sich der Augsburger über die Versetzung nicht weiter.

Hörner. „Man hat Dich schon einmal todt gesagt."

Werner. „Ja, einmal war es auch nahe daran. Wir hatten einen rasenden Sturm, alles krachte, die Segel wurden schnell eingezogen; einer von unsern Leuten, der an dem Thau hing, plumpte ins Wasser.

Wasser. „Und mußte ertrinken?“

Werner. „Ja, er streckte die Hände noch aus dem Wasser, aber wir konnten ihm nicht helfen, das Meer verschlang ihn.“

Hörner. „In Italien herrschen wohl ganz andere Gebräuche?“

Werner. „Ja, da reiten die Leute auf Mauleseln zur Kirche, binden sie vor der Kirche an und reiten nachher weiter.“

Hörner. „Weißt Du wohl noch, wie wir in der Schule dem Rector mitspielten?“

Nun kamen Schulstreiche mit Namen und Anspielungen, wovon wir alle kein Wort verstanden, aber Werner brauchte nur lachend einzustimmen und da beide lustig wurden, fühlten auch wir uns bald des Zwanges entbunden und jeder lachte in seinem Sinne, wie es die Gelegenheit gab. Man fing an, dem Philister das Studentenleben zu schildern und Hörner lehrte darauf seinen Freund, wie man Schmollis trinke und erneuerte so mit ihm die alte

Brüderschaft, wobei dieser sich möglichst verkehrt anstellte. Um 10 Uhr schieden wir mit der Verabredung, daß wir den andern Morgen zum Kuchenprofessor gehen wollten. Dann sollte die Enttäuschung erfolgen. Wasser, der mich den Morgen nicht zu Hause findet, spricht zu seinem Landsmann: „er wird wohl bei dem Studenten Werner sein, wir wollen ihn dort abholen," worauf Hörner ihn noch bittet, seinen Freund nicht wieder Philister zu nennen, er möchte es sonst übel nehmen.

Werner hatte sich jetzt in einem umgürteten schlechten Schlafrock mit offener Brust und einem quer herabhangenden Stürmer das Ansehn eines rohen, alten Burschen gegeben, er stand bei dem halb geöffneten Fensterladen eben vor dem Spiegel, um den reichlichen Puder aus dem Gesicht zu wischen, als Wasser seinen Landsmann hereinführte und einen dem andern vorstellend sagte: „das ist Herr Werner aus Magdeburg, das Herr Hörner aus Augsburg." — Jetzt, dachten wir, wird die Entdeckung geschehen, wir warteten auf ein Wort der Verwunderung, um lachend loszuplatzen, aber es erfolgte nichts. Wir setzten uns auf das Sopha, begierig, wann sie sich erkennen

würden. Werner fragte darauf mit einer rauhen Stimme: „wo wollt ihr denn schon so früh hin?“ — „Es ist ein Landsmann im Löwen angekommen,“ erwiederte Wasser, „den wollen wir besuchen.“ Werner stellte sich nun ans Clavier spielte und sang, aber alles vergebens. Darauf ging er in die Kammer, die Fensterladen wurden nun vollends geöffnet und nun sollte der entscheidende Augenblick kommen; und dieser fiel ganz anders und viel theatralischer aus, als wir es erwartet hatten. Werner zog nämlich in der Kammer seinen grünen Klausrock wieder an und setzte den Reisehut von gestern wieder auf und wie er jetzt mit glattem Gesichte in das Zimmer trat, sprang Hörner wie von einem electrischen Funken berührt, plötzlich vom Sopha und flog ihm entgegen, mit den Worten: „Ah! guten Morgen, lieber Benz — wie kommst Du denn hieher?“ Indem sah er sich um und wurde irre über den Ort und über sich selbst. Lachende Gesichter standen um ihn her; er erröthete. „Es ist ja Werner!“ rufen wir ihm zu, „der Student Werner!“ Er besinnt sich und kann nicht begreifen, was mit ihm vorgegangen, bis sein Landsmann ihm den ganzen Schwank erzählt

und den Studenten Werner in seine Arme zurückführt, der ihn nun um Verzeihung und um Fortsetzung der Freundschaft bittet, wozu sie ja gestern Brüderschaft getrunken. So endigt sich der Spaß in Heiterkeit, der Getäuschte verzeiht und läßt die Worte gelten: „bleib mein Freund!“

Selten daß ein Studentenstreich sich so vollkommen ausspinnt; indeß schon an der Art und Weise, wie junge Leute etwas unternehmen, liegt es, daß auch das Geringste, was sie beginnen, leicht etwas Abentheuerliches bekommt. So war es mit einer ganz einfachen Fahrt nach Lauchstädt, zu der ich mich (den 8. August) mit einem Studenten, Namens Schartow, verbunden hatte. Wir fahren mit einem Einspänner, den wir selbst regieren, aber wir bemerken bald, mit welcher Schlauheit sich der Pferdephilister gegen uns verwahrte. Es ist ein alter Schimmel, der nicht von der Stelle will und daß wir ihn ja nicht übertreiben, ist uns eine Peitsche in die Hand gegeben, die ihn gar nicht abreicht. Wir zerarbeiten uns also gewaltig und endlich, wie schon Lauchstädt vor uns liegt, fällt der zweirädrige Wagen vorne mit der Gabelstange auf die Erde. Je emsiger wir, des

Fuhrwerks unkundig, dem Schaden nachspüren, desto mehr verwickeln sich die Riemen und die Stricke, so daß wir es bald mit einem Gordischen Knoten zu thun haben, wozu uns Alexanders Schwert mangelt. Da liegen wir, ich spähe nach Hülfe umher und wie nur ein menschliches Antlitz von ferne sich zeigt, rufe ich ihm zu: „wenn sie ein Messer haben, können wir nach Lauchstädt kommen.“ Man hilft uns jetzt wieder auf und wir treffen in Lauchstädt noch eben zeitig genug ein, um die Weimarsche Gesellschaft Alte und neue Zeit von Iffland und darin den hausväterlich-naiven Malkolmi spielen zu sehen. Nach dem Abendessen wird der Schimmel wieder vorgespannt, er soll uns noch denselben Tag nach Halle zurückbringen, aber wir sind beide in großem Irrthum, einer weiß nicht vom andern, daß er kurzsichtig ist und wie wir in der Dämmerung vor das Thor hinaus kommen, können wir den Weg nicht finden. Einer steigt ab, ihn zu suchen. Doch — halb zu Pferde, halb zu Fuß — das fördert nicht. Wir sitzen beide wieder ein und wollen dem Schimmel das Fahrgleis überlassen, aber o Himmel! es geht über Stock und Stein. Es bleibt also kein anderer Rath, als wieder umzukehren,

ſo ungern man auch denſelben Weg zurückfährt, fürchtend, ausgelacht zu werden. Der Jugend artet indeß alles zu Scherz und Luſt. Wir ſitzen bald wieder ganz gemächlich hinter einem hohen Glaſe Merſeburger und Chartow ſpricht darauf: wir wollen doch einmal ſehen, was unſer Schimmel macht. Mit einer Laterne gehen wir nun in den Stall, aber wir können den Schimmel nicht finden. Es ſteht da wohl eine Art von Pferd, doch es kann unmöglich das unſere ſein. Wir ſuchen weiter; da kömmt der Hausknecht, wundert ſich und ſpricht: „da iſt ja Ihr Schimmel.“ Jetzt beleuchten wir ihn mit der Laterne und brechen in ein lautes Lachen aus. Ja, er iſt es — leibhaftig, wenn man anders dies Wort von ihm brauchen kann; aber ſo mager und elend hatten wir uns das Thier doch nicht vorgeſtellt, als es jetzt ohne Geſchirr vor uns ſtand. Den andern Tag brachte es uns indeß noch glücklich und vergnüglich nach Halle zurück.

Den meiſten Umgang unter den Studenten hatte ich mit den Kloſterbergern, die alle treulich zuſammenhielten, weil ſie, der beſſern Freiheit ſchon gewohnt, in der Ungebundenheit

des Studentenlebens keine besondere Aufreizung fanden. Es bildete sich ein Kränzchen, das bei mir den Anfang nahm, wo jede Nachricht aus dem Vaterlande, das hieß, von Kloster Berge, immer mit dem größten Jubel empfangen und dasselbe scherzhafte Leben, das wir bisher mit einander geführt, in der schönsten Eintracht fortgesetzt wurde. Zufolge einer neuern Revolution auf Kloster Berge kam auch bald der jüngere Jariges zu uns, der seinem Bruder so ähnlich sah, daß man beide oft verwechselte.

Tägliche Zusammenkünfte waren bei Werner und Ewald, wo vermittelst einer alten geschickten Köchin das Zimmer, unserer Einbildung nach, sich in den Lauchstädter Salon verwandelte und der Lärm in aller Unschuld solche Höhe erreichte, daß der Weltumsegler Forster gegenüber, der manchen Sturm zur See überstanden, es nicht länger aushalten konnte. Unser Verhältniß zu ihm wurde sehr schwierig, da er einen Bewohner des Salons zu sich gerufen und ihn ein Bürschchen genannt hatte, worüber ihn kaum der Prorector Eberhard wieder beruhigen konnte. Wir fußten aber nun erst recht auf unsere Studentenfreiheit und die

Dämpfer, die der große Weltumſegler uns aufſetzen wollte, ſprangen immer wieder ab. Hätte nur die ganze Univerſität in ſolchem Frieden gelebt wie wir! Außer unſerm Kreiſe ſtand es aber damit ſehr ſchlimm. Eine Rauferei folgte der andern. Man trug die Hieber ganz offen über die Straße und meiner Wohnung gegenüber fiel ein Duell vor, das mit einer zerſpaltenen Backe lange nicht zu Ende war. Ein Haß gegen die Schleſier hatte ſich daraus entſponnen und einer derſelben, Kiſtemacher, empfing bald darauf eine ſolche Hiebwunde, daß er wenige Tage darauf ſeinen Geiſt aufgab. Da der Leichnam über Röſſelts Auditorium lag, hielt dieſer über die Gottloſigkeit eines ſolchen Betragens eine lange, rührende Rede, die alle ſichtlich bis in das innerſte Mark erſchütterte, aber doch ſo wenig fruchtete, daß nicht gar lange darauf einer der ſtärkſten Studenten, ein Rieſe von Geſtalt und Kraft, (ein Märker, Namens Krüger) in einem abermaligen Duell bis in die Lunge verwundet wurde, und langſam ſich abzehrend eines elenden Todes ſterben mußte. — Das Zunehmen der Duelle hatte in nichts anderem ſeinen Grund, als in dem Mangel an ernſtlichen Maaßregeln, womit man ſo verwegene

Ausbrüche gereizter Empfindlichkeit hätte verhindern oder wenigstens erschweren können. Jeder Student, einzeln betrachtet, war gewöhnlich ein friedliebender Mensch, aber um des herrschenden Tons willen, der immer von wenigen Tollen herrührte, mußte er sich ein rauhes, drohendes Ansehn geben und durfte auch das Geringste, das nur eine Beleidigung *scheinen* konnte, nicht ruhig hinnehmen. Wer sich duellirte, that es in der Regel nur um der andern willen, die ihn sonst hätten für feig halten können. Dazu kommt noch, daß Hunderte von jungen Leuten voll Feuer und Kraft, die gern thätig ins Leben eingreifen möchten und sich dazu aller Gelegenheit beraubt sehen, unmöglich im Stande sind, lange ruhig neben einander herzugehen, ohne sich zu Partheien gegen einander zu sondern und sich, auch ohne ausdrückliche Verabredung zu verbinden; in allem aber, was *Parthei* heißt, liegt schon der Keim zum Krieg, den Gelehrte mit der Feder, junge Leute gern mit der Kraft ihres Arms ausfechten. Viele behaupten, daß es zur Abschaffung der Duelle kein besseres Mittel gebe, als sie unbedingt zu erlauben. Aber man versuche es nur und man wird bald erleben, daß alle Studen-

ten bewaffnet gehen und mit angeschürtem Feuer, wozu es nicht an Gelegenheit fehlt, sich partheienweis vielleicht gar einander förmliche Scharmützel liefern, wobei keiner in Beweisen des Muthes gegen den andern wird zurückbleiben wollen. Die Vorstellung, daß sie gebildete Leute sind, würde dagegen nicht lange schützen. Ohne Gesetz und Schirm ist keiner seines Lebens gesichert. — So sieht Werner eines Tages einen großen Pommer bei sich hereintreten: „er hätte," spricht er, „bei Nösselt mit mir gelacht und ihn dabei angesehen, was das zu bedeuten habe." Eine solche Frage ist gewöhnlich auch mit einer so drohenden Miene verbunden, daß der andere, wenn er will, sie schon für eine Herausforderung nehmen kann. Dazu hatte aber Werner keine Lust, er versicherte auf Ehre, daß er ihn gar nicht kenne; wir lachten öfters aus keinem andern Grunde, als weil wir unsern Scherz mit einander hätten. Und so verhielt es sich auch. Ob nun der Pommer selbst zu den Tollen gehörte oder nur toll gemacht war, blieb unentschieden; das Aeußere täuscht und es gewährte mir, wenn ich einmal auf Entdeckungen ausging, ein besonderes Vergnügen, hinter den langen Mähnen eines Lö-

wen nicht selten ein Lamm zu finden. — Vorläufig bleibt gegen Duelle auf Universitäten kein anderes Mittel, als strenge Aufsicht — nicht blos Bestrafung, die erst hinterdrein kommt, sondern wirkliche Verhinderung, plötzliches Dazwischentreten und zeitige Entfernung der Raufbolde. —

Für meine Gesundheit hatte ich diesen Sommer etwas Wesentliches gethan. Aus Ungeduld gegen den Husten, der mich von Kloster Berge her begleitete, ließ ich einen Arzt rufen, der meinen Zustand gründlich untersuchte. Er fand die Ursache nicht in der Lunge, sondern in den Verdauungswerkzeugen und verordnete mir gegen Verschleimung, woran ich litt, eine ausführliche Kur, die nach ängstlichem Ausharren mich so völlig von meinem Uebel befreite, daß ich zu den Michaelisferien wie ein Neugeborner in Magdeburg ankam.

Ich kehrte wieder bei meinem ältern Bruder ein, mußte aber schon den andern Tag mit ihm wieder zum Thore hinausreisen, weil sich kürzlich eine Geschichte zugetragen hatte, die ihn dazu nöthigte. Seit der französischen Revolution sprach mein Bruder, wenn er Abends am

Thore mit Wer da angerufen wurde, das Wort: Bürger! immer mit einer Art von Ingrimm oder Drohung aus. Dieſer Geſinnung gemäß hatte er denn eines Nachmittags, da er ausritt, mit der Polizei oder eigentlich mit dem Militär Händel bekommen. Wie er nämlich bemerkte, daß auf dem neuen Markte, wo zu reiten verboten war, ein Officier ohne Umſtände ſein Pferd herumtummelte, machte er gleichfalls keine Umſtände und gab ſeinem Pferde dieſelbe Richtung. Gleich ſetzt ihm eine Schildwacht zur Rede und ſpricht: „hier darf kein Menſch reiten!“ „Was?“ entgegnet mein Bruder, auf den Officier hinweiſend: „iſt das kein Menſch?“ „Nicht raiſonnirt!“ heißt es jetzt. Er ſoll ſofort arretirt werden und entkommt nur durch die Flucht. Aber an den Magiſtrat wird eine Klage eingereicht, mein Bruder in Unterſuchung gezogen und wegen ſeines Ungehorſams zu der Strafe verurtheilt, beim Stadtgericht drei Tage zu ſizzen. Wenn nun der Officier ſich Vorzüge durch Rang und Ehre verſchafft, ſo verläßt ſich der Kaufmann dafür auf ſein Geld. Das wendet denn auch mein Bruder an und der gewonnene Stadtvoigt läßt ihn zu ſich bitten und ſpricht: „Laſſen Sie ſich doch nieder!“ Darauf fügt er

hinzu: „nun können wir doch ſagen, daß Sie bei mir geſeſſen haben. Reiſen Sie glücklich!“ Es war nämlich verabredet, daß er ſich drei Tage unſichtbar machen ſollte. Deshalb fuhr er nun in aller Frühe mit der Couſine und mir zum Thore hinaus und zwar zu ihren Eltern nach Schönebeck, wo wir, ſo viel wie möglich, die Zeit ſeines Exils uns angenehm vertrieben. Man wird ſich aber erinnern, daß in der Familie der Gedanke aufgekommen war, mein Bruder werde die Couſine heirathen. Wie nun mein Bruder in Schönebeck ſo ungewöhnlich lange blieb und die eigentliche Urſach doch nicht ſagen durfte, glaubten Onkel und Tante ganz zuverläſſig, er wolle jetzt die Verbindung in Richtigkeit bringen und um Riekchen anhalten. Er ging auch recht freundlich mit ihr um, aber man ſah einen Tag nach dem andern verſtreichen, ohne daß die erwartete Erklärung über ſeine Lippen kam. Ganz natürlich! er trug ſchon die Halberſtädterin mit ſich im Kopfe herum und die Couſine zu heirathen war eigentlich noch nie ſeine ernſtliche Abſicht geweſen. So mußte der Vorfall auf dem neuen Markt noch zur Folge haben, hier die Täuſchung zu vermehren und mächtig, ja ſchmerzlich in befreundete Gemüther einzugreifen.

Der Winter wurde in Halle wieder, was die Abende betrifft, mit Klosterbergern, zu denen noch Bävenroth, Schäler und einige andere gekommen waren, vergnügt, mit Gesang und mancherlei Scherz hingebracht; doch blieb es nicht immer bei müßigen Einfällen, wie z. B. das brennende Mainz vorzustellen, es mischte sich zuweilen auch etwas Wissenschaftliches mit ein. So verdiente ich mir z. B. bei Bävenroth einen kleinen Preis durch ein Sonett, wozu er mir schwere Endreime aufgegeben hatte und mit Kinderling disputirte ich über die Reimfähigkeit einer Sprache: ich schrieb von jetzt an augenblicklich in den Kollegien auf die Mappe die deutschen Wörter hin, die mir eben als nicht reimfähig einfielen, so daß sich dieser Gegenstand immer mehr in meinem Kopfe ausbildete.

Im December aber erhielt ich von Jariges, mit dem ich fortwährend in fleißigem Briefwechsel stand, einen Auftrag eigenthümlicher Art. Er hatte nämlich bisher schon öfters einen armen Mann in Halle, Namens Nitschky, mit Geld unterstützt, der ganz und gar zum Unglück geboren zu sein schien. Zuerst war er zu Jariges, wie er noch hier studirte, mit der Klage gekommen,

daß seine Frau gestorben, er aber nicht im Stande sei, sie begraben zu lassen. Dann litt wieder eines von seinen Kindern an einer langwierigen Krankheit. Nach Erlangen schrieb er von der Anlage einer Stärkemacherei, die ihm aber durch Neid und Verfolgung wieder vereitelt worden und wie er von einer Reise zurückkehrte, fand er das Haus des Wirthes, dem er sein Geld anvertraut hatte, durch eine nächtliche Feuersbrunst zerstört und so ging die Reihe von Unglücksfällen noch lange fort. Jetzt hatte der Hufschlag eines Pferdes ihn aufs Krankenlager geworfen, ich sollte sehen, was er mache und ihm auch Geld bringen. Es regnete eben den ganzen Tag, aber ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, ich eilte, den Unglücklichen aufzusuchen und mich von seinem Zustande mit eigenen Augen zu überzeugen. Lange irrte ich in den ärmsten Quartieren der Stadt umher, bis ein Viertelsmeister mich auf die rechte Spur brachte.

Jetzt, wie ich in einem schwarzen Hause eine ausgetretene Wendeltreppe hinanstieg, kam ich in ein finsteres Gemach, einem Gefängnisse ähnlich, das mir ein Bild der bittersten Armuth zeigte. Ein kleiner Tisch, ein halbzerbrochener

Stuhl und ſtatt des Bettes ein unbedecktes Strohlager. In Lumpen gehüllt ſaßen drei kleine Mädchen beiſammen, wovon das kleinſte, die Noth noch nicht kennend, ſchalkhaft lachend vor mir ſich verſteckte. Die älteſte ſagte, der Vater ſei nicht zu Hauſe. Indem trat die Mutter herein. Sie lebte alſo noch und ich ſah ſie mit großen Augen an. Ich fragte, ob ihr Mann in einer Mühle geholfen und ob ihn ein Pferd geſchlagen hätte. Sie ſtand verwundert und verſtummt, ſtammelte Entſchuldigungen, brach dann in Thränen aus und ſagte: „ich bin eine ehrliche Katholikin!“ bei welchen Worten ſie auf ein Heiligenbild, den einzigen Schmuck ihrer Wände zeigte. Darauf rief ſie eines ihrer Kinder herbei, um mich zu überzeugen, daß unter den Lumpen ſogar das Hemde fehle. Sie jammerte, daß der vorige Wirth für die ſchuldige Miethe das Bette behalten und ihnen nichts für den Winter gelaſſen habe, ſich und die Kinder zu erwärmen. Als ich nach den frühern Unglücksfällen fragte, wußte ſie nichts darauf zu antworten. Ich gab ihr gleich etwas Geld und ſagte mit Nachdruck: „man muß hübſch bei der Wahrheit bleiben!“ „Ach ja! lieber Herr,“ ſeufzte ſie, indem ſie mir ganz ſtarr die

Treppe hinunter nachsah. — Ich ging nun zu ihrem vorigen Wirth, einem Stärkemacher in der Vorstadt und kam in ein nettes Haus. Ich schalt ihn einen Unbarmherzigen, daß er den armen Leuten das Bette vorenthalten. Er verantwortete sich aber, indem er das Geld einstrich, trotzig und ohne Mitleid und — wie ich darauf einigen Studenten vom armen Nitschky erzählte, sagten sie gleich: „ach! der versoffene Posenhändler!" Damit war auf einmal das Räthsel von dem vielen Unglück gelößt. Seine erfindungsreichen Briefe zeugten aber in der That von Talent und früherer Bildung, nur eigenes Verschulden hatte ihn allmählig in so tiefes Elend hinabgestürzt. Der Anblick seiner Person zeigte mir bald in deutlichen Spuren seine Verdorbenheit. — Jariges wunderte sich nicht wenig, als ich ihm das alles schrieb und wie Nitschky die Unglücksfälle nur ersonnen habe, um von ihm mit immer neuem Vorwand Geld zu bekommen. Beschämt zog der Entlarvte sich nun in die Dunkelheit zurück, zufrieden mit dem Almosen, das ihm und den Seinen das Leben kümmerlich fristete.

Ich brauchte einige Zeit, um die düſteren Bilder von Noth und Elend wieder los zu werden. Die Ankunft meiner Brüder trug am meiſten dazu bei. Sie trafen beide unverhofft in Halle ein, um zur Neujahrmeſſe ſich nach Leipzig zu begeben, ich begleitete ſie und wir lebten alle drei einmal wieder in Eintracht beiſammen. Der ältere bediente ſich ſeines Herrenrechts auch auf eine ſchonende Weiſe, indem er nicht geradezu befahl, ſondern z. B. nur zu ſagen pflegte: „wir wollen einmal nach dem Ofen ſehen!“

Bei meiner Rückkehr nach Halle wurde ich auf einen Augenblick wieder Kaufmann: ich trat beim Seiler Salzmann ein und verhandelte an ihn im Namen meines Onkels ein paar Centner Hanf, ohne ihm zu ſagen, daß ich ein Halliſcher Student ſei und nur wenige Häuſer von ihm entfernt wohne; denn mit einem Studenten hätte er ſchwerlich das Geſchäft gemacht.

Bald aber kam ich wieder in geiſtliche Thätigkeit, denn kaum war ich zu den Oſterferien (1796) in Magdeburg angelangt, als die Predigerwittwe in Klein Ottersleben mich den Charfreitag dort zu predigen erſuchte. Nachdem ich mit Beſiegung einiger Umſtände die Erlaub-

niß dazu eingeholt hatte, ging ich beherzt ans Werk. Jetzt galt es, sich vor meinem Onkel hören zu lassen. Er sorgte selbst für eine Vorbereitung und ließ aus den Kisten und Kasten, womit er aus Bordeaux Aepfel und Katharinenpflaumen überkommen hatte, in seinem großen Saal eine Kanzel aufbauen, auf welcher ich sofort die Probepredigt halten mußte. Die Verwandtschaft und das Comptoir bildete die Gemeinde, mein Bruder spielte die kleine Orgel im Vorsaal und nachdem die Andächtigen ein paar Verse gesungen hatten, schritt ich aus einer Kammer in meiner feinen Kanzeltracht hervor, predigte und beobachtete alles so förmlich, wie wenn es in einer öffentlichen Kirche gewesen wäre. Der Onkel bezeigte mir nachher sein Wohlgefallen, man bemerkte aber, daß ich im Vaterunser eine Bitte, ich glaube, die vom täglichen Brod, ausgelassen habe, was mich auf eine schlimme Vermuthung hätte bringen können. Indeß — um so mehr nahm ich mich am Charfreitag (den 25. März) zusammen und im Angesicht der vollen Kirche, meines Onkels mit den Brüdern links in einem Herrenstuhl und meine Mutter nahe vor der Kanzel, sprach ich dreist und feurig und kaum einen halben

Blick auf das Papier wendend, über die Bitterkeit des Todes, die wir nur durch den Glauben an eine höhere Gnade überwinden könnten. Die stille, aufmerksame Gemeinde schien sich sowohl an des Todes Schrecknissen als an dem letzten Trost sehr zu erbauen und nachdem ich alles, Predigt und Gebete, glücklich vollendet hatte und unter Orgelklang in die Sakristei zurückgekehrt war, verfehlte ich auch nicht, vor dem Altare zuletzt noch die Liturgie und den Segen mit heller, lauter Stimme abzusingen.

Der Onkel bezeigte über den Erfolg seine vollkommene Zufriedenheit und äußerte, als ich mit ihm nach Hause zurück fuhr, namentlich noch über das dreiste Absingen seine Verwunderung, bereuete nun nicht mehr, daß er mich hatte studiren lassen und sagte: „da sieht man doch recht, was Bestimmung des Menschen ist!“ Am ersten Ostertage aber sandte er mir ein außerordentliches Geschenk von 5 Ld'or. —

Darauf wurde die Heirathsangelegenheit meines Bruders betrieben. Die Halberstädter Freunde kamen nach Bukau, es gab Feste auf Feste und während der Onkel nach Leipzig zur Messe war, wurde ein kleines Theater errichtet und ich mußte wieder eine Art von Liederspiel

erfinden. Erſt Theater, dann Ball, es ging fürſtlich zu. — Nebenbei habe ich zu bemerken, daß ich auf Veranlaſſung meiner Rolle im Stück den Zopf verlor und nun ungepudert zur Mode der Natürlichkeit überging, wozu damals wegen der auffallenden Verwandlung eine wirkliche Entſchließung gehörte.

Was die Braut betrifft, ſo gefiel ſie mit ihrer kleinen, hübſchen Geſtalt, ihrem mehr zarten als ſchlanken Wuchs, ihrem geſunden, friſchen Ausſehen und beſonders mit ihrer ſcherzliebenden Heiterkeit allgemein. Sie faßte wirkliche Zuneigung zu meinem Bruder und im Mai war die Verlobung.

Ich befand mich um dieſe Zeit ſchon wieder in Halle, ließ mir aber alles genau beſchreiben und ahmte mit Werner das Feſt nach, indem ich einen wohlverſorgten Tiſch für eben ſo viel Perſonen einrichten ließ, als bei der Verlobung Gäſte geweſen waren. Beſonders gern ſah ich durch zwei hübſche Schweſtern Werners den Kreis der Familie erweitert und wir unterhielten uns bei acht brennenden Lichtern mit den abweſenden Perſonen über Tiſch auf die luſtigſte Weiſe.

Da wir den andern Abend beim Reſt des Mahles die Lichter vollends abbrennen ließen, brummten die Studenten gegenüber: „was haben denn die Kerls da vor?“ Daß die Kloſter Berger für ſich ihr Weſen trieben, fing an die Eiferſucht der Andern zu erregen; man ſah uns nun ſchon für eine Parthei an. Ueberdies ſtand ich zu dem Hauſe gegenüber noch in einer beſondern Beziehung. Gleich nach meiner Ankunft in Halle wurde ich nämlich, als ich meine Wohnung betrat, zwei Wirthstöchter gewahr, die mit dem lang herabhangenden ſchwarzen Haar, wie man es damals trug, keinen übeln Eindruck auf mich machten und von welchem beſonders die jüngere mit ihrer Naivetät mich bald das häusliche Leben lieb gewinnen ließ. Das heißt: ich ging die Winterabende öfters zu meinen Wirthsleuten hinunter und angezogen von dem Reiz einer ſtill beginnenden heimlichen Zuneigung ſuchte ich nach manchem Wechſel von Begegnung und Flucht Auguſten in immer vertrautere Nähe zu kommen. Wenn wir nun, um dieſer Nähe einen Vorwand zu leihen, mit einander Bürgers Gedichte laſen und uns unter dem Tiſch die Hände reichten, glaube ich, bildeten wir uns ein, es bemerke niemand. Wie

ſehr mußten wir daher eines Abends aufgeſchreckt werden, als meine Freunde, denen die Urſach meines öftern Verſchwindens nicht verborgen blieb, vor dem Fenſter mit dem Geſang vorüberzogen: „Auch Bruder Schütz, auch Du ſollſt leben, unſere Geſänge ſchallen Dir, laß Dir Dein Mädchen Küſſe geben" u. ſ. w. Wir erröthetеn bis an die Stirn, voll Beſchämung, laut ausgeſprochen zu hören, was wir uns ſelbſt ſchüchtern verſchwiegen, ja, was wir ſogar zwiſchendurch noch bezweifelten. Mir wenigſtens gab zum Letztern ihre öftere — eigentlich lobenswerthe — Sprödigkeit, die ich bald ihren Launen, bald ihrer Hartherzigkeit zuſchrieb, nicht geringe Gelegenheit und es fehlte nicht an ſtörenden Auftritten. So ſchlug ſie mir in einer ſchönen Abenddämmerung, als ich auf dem Wege zu dem beſchwerlichen Hebraicum beim Profeſſor Güte, der von allen falſchen Auslegungen einer Stelle uns keine einzige ſchenkte, auf der Treppe durch einen Kuß im Fluge mir den bittern Gang verſüßen wollte, mit Entſchiedenheit den Anfall zurück und mit dem grimmigen Ausruf: „nun ſo leben Sie wohl!" ſtürzte ich zum Hauſe hinaus. Der Abendbeſuch fiel darauf ins Bedenkliche. Ich mied die Augen, die

mich zu ſuchen ſchienen, bis ihre Freundlichkeit ſich in Betrübniß verwandelte und ihr Vater, der eben zu Hauſe kam, an ihr vorübergehend zornig fragte: „was muffſt Du?“ Da fürchtete ich, unſere Angelegenheit möchte zur Sprache kommen und ich reichte zur Verſöhnung ihr heimlich die Hand wieder. Recht poſſirlich mochte es ſich ausnehmen, wenn wir die Vorwürfe, die wir uns öfters zu machen hatten, an den zwiſchen uns wandelnden Haushund richteten und Frage und Antwort dem freundlichen Spitz beilegten, wodurch wir unſere Geheimniſſe uns zu enthüllen und andern zu verſchleiern ſuchten. Wenn ich ſie auf dieſe Weiſe lange Zeit nutzlos und ohne Erfolg beunruhigte, ſo kann ich dies mit dem ungeſtümen Drange meines Herzens kaum entſchuldigen; mir wurde aber auch dafür vergolten, denn nach Verlauf einiger Monate bemerkte ich eine Veränderung in ihrem Betragen, ſie ſchien kälter gegen mich und fehlte öfters im Familienkreiſe. Bald darauf ſah ich ſie eines Abends gar zu meinem Entſetzen mit einem langen Menſchen die Straße heraufkommen; dieſer Lange wohnte gegenüber und wollte von nun an unſer Haus verſchlingen. Ich dachte in der Nacht, ich würde verrückt werden,

ſchlaflos wälzte ich mich in unſäglichen Schmerzen, der lange Menſch ſtand immer vor mir und aller Liebreiz, alle Freundlichkeit von Auguſten wurde mir zu Gift, zu Schlangenbiſſen. Den Morgen früh rettete ich mich vor mir ſelbſt in die freie Natur, ich ging auf das Erndtefeld und ſetzte mich auf eine Mandel, um durch Betrachtung der großen weiten Schöpfung die Unruhe zu dämpfen, die mich Erde und Himmel vergeſſen ließ. Ich gewann auch einen Theil der Herrſchaft über mich ſelbſt glücklich wieder, ja, ich konnte es an den nächſten Abenden ſogar ertragen, daß der Lange vor unſere Hausthür kam und ſie ſein blondes Haar ſchöner fand als mein ſchwarzes. Es blieb mir nun einmal weiter nichts als großmüthige Verzichtleiſtung übrig, beſonders da ihr Vertraun auf meine Geſinnung mir dabei deutlich zeigte, wie ich ſo ganz aus ihrem Herzen ausgelöſcht war, denn ſie bat mich, ihrer Mutter, wenn ſie ſich über den neuen Beſuch wundere, gütigſt zu ſagen, daß Baumann — ſo hieß der Lange — nicht zu ihr, ſondern zu mir und Kloß, meinem Hausgenoſſen, gekommen ſei. Ich ſollte alſo ihr ſelbſt noch zur Untreue gegen mich behüflich ſein, ſo ausſchließlich ſah ſie nur auf das neue

Ziel, so wenig dachte sie an die Ueberwindung, die es mich kosten mußte. Indeß — wir hatten uns einander nie etwas gelobt und nichts konnte dem Langen das Recht der Bewerbung streitig machen. — Nun gezwungen, sie aufzugeben, suchte ich Trost bei der Freundschaft ihrer Schwester, der ich eine mildere Gesinnung zutraute. Aber es blitzte dazu abermals aus der Nachbarschaft, denn eines Sonntags, da ich im erheiternden Gespräch mit ihr am Fenster saß und meine Blicke dabei unwillkührlich auf das Haus gegenüber fielen, kam der Lange plötzlich zu uns herüber geschritten, rief mich heraus und fragte: „was das zu bedeuten habe; ich hätte gelacht und immer zum Fenster hinauf gesehen." Ich konnte ihn kaum durch die Versicherung beruhigen, daß dies keineswegs in Beziehung auf ihn geschehen sei. — Zum Glück verließ er einen Monat darauf die Universität und das Haus gegenüber verlor nun das Furchtbare, das es bisher für mich gehabt hatte. Das Verhältniß zu Auguſten stellte sich indeß niemals wieder völlig her, so wie denn überhaupt alle Rückwege in der Liebe schlecht gepflastert sind. Eine Verschwörung sogar war gegen sie im Werke, man wollte in Baumanns Namen Briefe

an sie zu schreiben und einen Roman anspinnen aber ich bedachte, wie gefährlich es sei, mit der Liebe sein Spiel zu treiben und der Redlichste von uns, Stephan Jericho aus Dievenstädt, den mir Klotz eines Tages zugeführt hatte, sagte überdies zu mir: „Du hast zuletzt so edel an ihr gehandelt und wolltest nun das thun?“ Ich fühlte das Gewicht seiner Worte und entzog mich um so leichter dem verführischen Reiz, den sonst wohl das Romanhafte einer solchen Täuschung für mich hätte haben können.

In diesem Sommer machte ich die Bekanntschaft von Körte, der mir etwas von Falk vorlas, welcher eben als Satyriker aufgetreten war. Von Falk sah ich auch für 8 Sgr. ein satyrisches Puppenspiel, worin Jericho hinter dem Verhang die Rolle der Eule spielte und zuletzt die Nutzanwendung sang.

Eine muntere Reise nach Dessau führte mich auf ein Paar Tage wieder mit dem ältern Jarigés, meinem Freunde zusammen, der von Berlin zu einer mündlichen Unterredung dahin gekommen war.

Mehr noch fand ich in den Michaelisferien die nöthige Zerstreuung und zugleich Beschäfti-

gung. Meine Heimreise berührte diesmal Schöneb eck, wo mich sonst lachende Freundlichkeit empfing, jetzt aber die von Magdeburg gekommene Cousine mit in Thränen entgegen trat. Sie wußte nun, daß sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht hatte und beklagte sich bitter über meinen Bruder. Ich fühlte ihren Zustand, konnte ihr indeß nur wenig zum Troste sagen. In Magdeburg dagegen herrschte fröhliche Regsamkeit, die öden Zimmer meines Onkels belebten sich durch Vorkehrungen zur Hochzeit, indem sich darin mancherlei Waaren ausbreiteten zur Auswahl für festliche Kleider und Geschenke, womit viele Personen bei der nahen Verbindung bedacht werden sollten und wobei man in Hinsicht auf die reiche Mitgift der Braut keinen Aufwand zu scheuen brauchte. Den Abend lud mein Onkel die ganze, nun ansehnliche Familie in die große Mittelloge des Theaters ein, wobei auch der jovial-fromme Pastor Werner nicht fehlte.

Mitten unter diesen Vergnügungen wurde ich indeß von einem ernsten Gegenstande ganz anderer Art ergriffen. Snarsleben, der Geburtsort meines Onkels, war den 18. September bis auf den Grund abgebrannt und ich

wurde von dem Anblick der rauchenden Trümmer so erschüttert, daß ich den Entschluß faßte, das Schicksal des Dorfes in einem Gedichte unter dem Titel: die Dorfruinen darzustellen und die Hülfe der Magdeburger damit anzusprechen. Ich ließ es drucken und schickte es sofort mit einem Lohnbedienten durch die Stadt, wo es vieler Herzen rührte. Da mir die Anordnung darin nicht übel scheint, will ich es hieher setzen.

Die Dorfruinen.

Du gehst hinaus und siehst die Saat des Landmanns grünen,
Und schaust im Aehrenfeld den Reichthum der Natur,
So komm und sieh nun auch in Schutt und in Ruinen
Die Sorge eines Jahrs, den Segen einer Flur.

Daß reichlich ihm die Saat zur Erndte Früchte trüge,
Dies war sein Wunsch; ihm ward, was hoffend er begehrt,
Daß ihm die Halmen nicht ein Hagelschlag zerschlüge,
Das war sein Flehn; es ward sein Bitten ihm gewährt.

Mit lautem Jubel kehrt wie im Triumphgepränge
Die frohe Schnitterſchaar in's ſtille Dorf zurück,
In ſeiner Burg vernimmt der Jauchzenden Geſänge
Der Städter, kommt und ſieht und preiſt des Dorfes Glück.

Die Freud' iſt auch gerecht; es ſind nun alle Scheuern
Bis auf ein ganzes Jahr für Stadt und Land gefüllt;
Kommt, Freunde, kommt und laßt das Erndtefeſt uns feiern,
Und ſeht, wie gut uns Gott, wie väterlich und mild.

Die Nacht bricht an, es ruht in ſeiner Kinder Mitte
Der Vater ſorgenlos, er ſchlummert ſanft und weich,
Der Mond geht auf und ſcheint herab auf ſeine Hütte, —
Schnell ruft ein Angſtgeſchrei: erwachet — rettet euch!

Erwacht, die Flamme ſchlägt ſchon über euch zuſammen,
Zu ſpät iſt Rettung hier, entfliebt, laßt Hab' und Gut,

Geſchwind — reißt nur die Kinder aus den Flammen,
Entflieht, denn um euch her iſt alles Flamm' und Glut!

Der Weſtwind weht; es kracht, die hellen Funken fliegen,
Aus vollen Scheuern ſteigt, in ſchwarzen Dampf gehüllt,
Die lichte Flamm' empor; mit blutgefärbten Zügen
Malt hoch am Himmel ſich des Brandes Schreckensbild.

Es heult bei nächtlich grauenvoller Stille
Der Jammer fürchterlich und ſchallet weit und breit,
In's Klaggeſchrei miſcht ſich der Stiere Angſtgebrülle,
Und rund umher ertönt der Glocken Sturmgeläut'.

Die Hülfe naht zu ſpät, es ſinkt in Schutt und Trümmer
Das ganze Dorf, o Gott! und elend, nackt und blos.
Krümmt hier und windet ſich mit kläglichem Gewimmer
Das vaterloſe Kind im mütterlichen Schooß.

Rührt dich, o Städter, schon so manche Trauerscene
Durch Künstler dargestellt, zum sanften Mitgefühl,
So komm denn auch und sieh! und weine eine Thräne,
Durch wahre Noth gerührt, dem großen Trauerspiel.

So trafen dich noch nie des Schicksals harte Schläge;
Es führt des Feindes Macht dir keine Geißel fort;
Du singst: „und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!“ — Nun komm und halte Wort!

So helle haben dir fürwahr noch nicht geschienen
Die Feierkerzen wie des Dorfes Flammenlicht;
Man baut mit Müh' und Kunst und zeigt für Geld Ruinen,
Wie? rühren denn dein Herz des Dorfes Trümmer nicht?

So hilf und laß nicht erst den Armen trostlos bitten,
Im nahen Dorfe währt sein Obdach kurze Zeit,
Der Winter bricht herein, es geben Bretterhütten,
Auf Trümmer schnell erbaut, nur bange Sicherheit.

Umsonst hat dich noch nie ein Leidender gebeten,
Beim Becherklange dringt sein leiser Seufzer durch;
Berühmt im Wohlthun ist ja unter vielen Städten
Schon längst, o Menschenfreund, durch dich dein Magdeburg.

Dies Gedicht trug ziemlich viel Geld ein und ich wurde auch dafür in der Nationalzeitung gelobt. Aber eine noch viel größere Summe kam durch den Aufruf meines Onkels zusammen, wozu ich den Umlauf verfertigte. Das Meiste legte er selbst hinzu und die Unglücklichen staunten, wie er, eines Tages im Dorfe angelangt, einen schweren Beutel nach dem andern aus seinem Wagen hervorheben ließ. Ich konnte nicht umhin, davon dem größern Publikum in der Nationalzeitung zu erzählen, aber nicht mit meinen eigenen Worten, sondern im Namen und in der Sprache eines Dorfrichters, dessen einfachen Stiel und naiven Ton ich bis zur Täuschung nachahmte. Meine Freude über dieses Schreiben war so groß, daß sie mich nachher in Halle zu einer Ungebühr verleitete, indem ich aus dem Heft der Zeitungsträgerin in Hoffnung auf künftigen Ersatz, das Blatt, wor-

auf es gedruckt ſtand, herausriß, um es ſogleich dem Onkel zu überſchicken. Meine Eile hatte mir jedoch nichts geholfen, ein anderer war mir ſchon zuvor gekommen und zwar — ein Student in Leipzig, der ſich damit einen Dank verdienen wollte, was ihm denn auch wirklich gelang, denn mein Onkel antwortete mit einem Geſchenk in baarem Gelde. Allein er vergaß in der Folge meine Mitwirkung für Snarsleben doch keineswegs, ſondern er tilgte nach einiger Zeit, in den Handlungsbüchern meine Schuld, die ſich von der Schule her bis jetzt wohl auf 2000 Thaler belaufen mochte.

Die Hochzeit meines Bruders war auf den 27. November feſtgeſetzt. Als ein günſtiges Zuſammentreffen von Umſtänden muß ich noch erwähnen, daß ich, da gegen Ende des Octobers eine kleine Verſtimmung eingetreten war, wie es in einem längerem Brautſtande wohl manchmal zu gehen pflegt, zu derſelben Zeit den Einfall bekam, Halliſche Lerchen nach Halberſtadt zu ſchicken, welche die gute Laune wieder herſtellten, indem man glaubte, daß dies im Auftrage meines Bruders geſchehen ſei. Ich konnte mich alſo in mehr als einer Hinſicht als

den Stifter des neuen Bundes betrachten, vergaß auch nicht, mit einem gedruckten Hochzeitgedichte mich einzustellen, ja ich fügte später noch ein kleines Lied hinzu, wozu ich die Melodie selbst erfand. Wie diese in Noten gebracht werden sollte, stieß man auf ein Hinderniß, indem ich an einer Stelle einen Uebergangston gebraucht hatte, der sich nicht auf dem Clavier, wohl aber auf der Violine geben ließ, was mich wieder an meine frühere Neigung zu diesem Instrumente erinnerte.

Zur Hochzeit machte ich die Reise nach Magdeburg größtentheils zu Fuß und fuhr dann mit den Bukauern nach Halberstadt. Auf der letzten Station setzten sich die jungen Leute, mit Sträußen geschmückt, in einen Wagen und auf besondern Antrieb des Studenten Werner fuhren wir in der Abenddämmerung singend in die Stadt ein, mit beständiger Wiederholung des Verses: „und etwas Laufegold'" was wie Satyre klang, aber als ein Ausdruck von Uebermuth nicht übel aufgenommen wurde. Lustige und ernste Scenen reihten sich nun an einander. Etwas Rührendes hatte es, mitten unter den geputzten Gästen meine gute Mutter in ihrem ländlichen Schmuck mit der Großmutter

Spilken zu ſehen, die, wie ein ernſter Gruß ſchlichter Zeit, in einfach-altbürgerlicher Tracht ſchweſterlich neben ihr ſaß und mit ihr den Mittelpunkt der Geſellſchaft bildete. Spiele, Scherze, Lieder, Tänze folgten in hergebrachter Ordnung, aber lange fortgeſetzte Aufregungen zur Freude ermüden zuletzt und ich beſonders konnte nicht immer mit einſtimmen, da ich keine Seele (das heißt im Grunde: keine Couſine) fand, die ganz nach meinem Sinn oder mir ausſchließlich zugethan geweſen wäre.

Wieder in Magdeburg angelangt ſagte mein Bruder, nachdem er alle mit Geſchenken reichlich bedacht hatte, zu mir: „nun — Dir werde ich wohl etwas Anſehnliches ſchenken müſſen?“ „Freilich!“ entgegnete ich; aber — um kurz zu ſein — die Sache kam nachher in Vergeſſenheit und ich bin ganz leer ausgegangen.

In Halle warf ich mich mit Klotz und Jericho in die Kantiſche Philoſophie: wir laſen einen Satz laut vor und überlegten dann, was er enthalte. Da Jericho, der ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete, nebenbei eben ſo geſchickt in der Malerei wie in der Muſik war, ſo wandelte in ſeinem Umgang mich die Luſt an, mich im Zeichnen zu verſuchen und gleich auf der

Stelle bildete ich mit schwarzer Kreide einige Köpfe nach, die er mir gebracht hatte. Ich freute mich der Aehnlichkeit, besonders bei Gustav Adolph und hing die Bilder an die Wand. Acht Tage gab ich mich dem größten Eifer hin, aber dann bedachte ich, welche Zeit es erfordern würde, wenn ich in dieser Kunst es bis zu einiger Fertigkeit bringen wollte. Ich ließ sie also wieder ruhen und klagte abermals über den Verlust der schönen Jahre, die ich in meiner Jugend so gern für Kunst und Wissenschaft benutzt hätte. —

Diesen Winter fiel auch draußen eine Unterhaltung vor, ein Schauspiel, das sogar in Aufruhr überging. Veranlassung dazu gab der Prinz von Braunschweig (der in der Folge so unternehmende Anführer der Schwarzen) welcher — im Stabe des hallischen Regiments wohl nicht an seiner rechten Stelle — durch eine zärtliche Neigung zur schönen Demoiselle Sachse, Nichte des Professor Eberhard, bei den Studenten die unruhigste Eifersucht erweckt hatte. Sie ließen sich jetzt öffentlich in einer maskirten Schlittenfahrt gegen ihn aus, indem einer mit einem Stern vor der Brust, aber statt des Degens einen Besen an der Seite, seine prinz-

liche Person und ein anderer die zärtlich behandelte Schöne vorstellte. Er, in Harnisch gesetzt, begegnet zu Pferde dem Schlittenzuge auf dem Markte und, von Studenten umringt und angeschrieen, drückt er eine Pistole auf sie ab, die zum Glück versagt. Soldaten befreien ihn endlich, stechen mit dem Bajonett auf die Studenten ein und sprengen die Maskerade auseinander. Nun geht es zum General, Soldaten bekommen Arrest, der Prinz beschämenden Verweis. Die beste Beruhigung aber gab bald darauf seine persönliche Entfernung von Halle. Dieser Muth war zu bessern Thaten berufen. —

Nachdem ich, dem neuen Religionsedicte gemäß, in der Vorstadt noch ein paarmal zum heiligen Abendmahle gegangen war, verließ ich Halle und das Universitätsleben überhaupt (den 1. April 1797.). Durch die unverhoffte Ankunft Werners, der mich abzuholen kam, erfolgte meine Abreise schneller als ich dachte, so daß ich den Abschiedsschmaus, den mein Wirth für mich noch im Sinne hatte, nicht abwarten konnte, was mich aber vielleicht, bei meinen gestörten Verhältnissen im Hause, mancher Verlegenheit entzog.

Zweites Kapitel.

Der Kandidat und Hofmeister.

Nun lebte ich wieder in Magdeburg. Bei meinem Vater, der jetzt am Fürstenwall wohnte, wurde mir ein leer stehendes Erkerstübchen überlassen, wo ich, mit der Aussicht auf die Bäume des Walles, eine so glückliche Stimmung genoß, wie sie uns nur selten im Leben zu Theil wird: wenn ich nämlich aufwachte, freute ich mich und wußte nicht, worüber — das Himmelreich der Kinder, das gewöhnlich auch mit den Kinderjahren verloren geht. Bei mir gründete es sich nächst der innern Zufriedenheit wohl auf ein besseres Befinden, womit ich das Lebensgefühl wieder rein zurück erhielt, nachdem ich

mich von der vermeintlichen Auszehrung ganz hergestellt hatte. Meinen Verwandten wurde auch sofort bange, daß ich es mir hier möchte zu wohl sein lassen, weshalb ich mich gleich zum Examen meldete, durch Jericho mir eine Pfarrliste verschaffte und mit dem Vater und Bruder Christian zwei Reisen unternahm, die keine andere Absicht hatten, als auf Pfarren Jagd zu machen. Wo irgend der Pastor ein wenig hustete oder über Gicht klagte, da drangen wir über den Hof bei dem bellenden Hunde vorbei und faßten die Gesundheit des geistlichen Herren in's Auge. Kam auf Adjunctur die Rede, so ließ man von einem Revers etwas verlauten, womit man auf einen Theil der Besoldung Verzicht leisten wollte. Vornehmlich meldeten wir uns bei den Stiftern und Klöstern und mein Vater bot Geld über Geld — aber es war nun eben dermalen keine Pfarre zu haben. Nebenbei wurde mir der Genuß schöner Gegenden noch durch Bemerkungen, wie diese, verleidet: „wir wollen ihn einmal hierher setzen und ihm nichts zu essen geben, da wird ihm das Poesiren wohl vergehen.“ In Morsleben, einem Bade, setzten sich Vater und Bruder beim schönsten Wetter — mitten im Mai — zum

Kartenſpiel hin und ich irrte nach einer lebendigen Seele umher, die meine Gefühle theilen könnte, aber ich traf es ſchlecht: ein Fremder, dem ich begegnete, gab mir auf die Frage: „ob hier keine Nachtigallen ſchlügen?“ zur Antwort, „er kenne keine Nachtigallen und er glaube auch, ſie ſchlügen jetzt noch nicht.“ — Die Speculation dauerte auch zu Hauſe fort. Starb irgendwo ein Prediger, ſo ging meine Pfarr-Sehnſucht gleich an den Kirchenpatron ab, aber die Kanzel war gewöhnlich ſchon vergeben. „Wenn Du Dich nur erſt auf ein Zeugniß berufen kannſt!“ ſagte mein Vater und tagtäglich lag ich nun über die bibliſchen Beweisſtellen her, wie ſie der Katechismus für den rechten Glauben angab, denn nach dieſem ſollte von der damals errichteten Examinations-Kommiſſion vornehmlich gefragt werden. Um im Hebräiſchen mich noch mehr zu befeſtigen, beſuchte ich wöchentlich ein paarmal die hebräiſchen Stunden bei Profeſſor Gurlitt auf Kloſter Berge; aber ſtatt für meinen Eifer gelobt zu werden, mußte ich hören, daß mein Onkel ſehr ärgerlich geäußert hatte: „was iſt das? Ich denke er iſt fertig mit ſtudiren und fängt nun wieder von vorne an? Er ſoll machen, daß er eine Stelle bekommt.“ Ich

war daher froh, als den 15. Auguſt die Citation zum Examen pro candidatura bei mir anlangte, worauf ich ſogleich die aufgegebene Predigt ausarbeitete und den 30. bei Paſtor Keßler über zwei vorgeſchriebene Bibelſtellen die Erklärung und Anwendung verfaßte, welchen ſchriftlichen Arbeiten ſofort den 31. die Probepredigt und das mündliche Examen folgte. Dabei walteten noch beſondere Umſtände. Der Geburtstag meines ältern Bruders fiel auf den 30. Auguſt und ich mochte bei der Feier desſelben, Abends in dem Garten ſeines Wirths, mir eine Erkältung zugezogen haben, was ſich am Morgen durch ein Erbrechen kund gab. Ich ging alſo um ſieben Uhr mit ganz leerem und nüchternem Magen zur Kirche und zwar zu der am andern Ende der Stadt gelegenen Jacobi-Kirche, in welcher Paſtor Treuding meine Predigt abhören ſollte, aber es klang mir ermunternd, wie mich eine arme Frau in öder Straße in einem recht frommen Tone „guten Morgen, Herr Paſtor!“ grüßte und bald ſchritt ich beherzt auf die Kanzel zu, wo ich ohne Anſtoß und mit Nachdruck faſt eine Stunde ſprach. Von meinen Stadtverwandten hörte mich niemand, aber ich traf nach der Predigt hinten in der

Kirche meine gute Mutter, die dazu von Olvenstädt herein gekommen war. Jetzt begab ich mich — mit derselben Nüchternheit — zum mündlichen Examen bei Pastor Keßler, das von ¾ auf 10 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr dauerte. Es wurde mir hier sehr leicht mich auszuzeichnen, weil, wie sich bald auswies, zwei arme Schächer neben mir saßen, die oft die Antwort schuldig blieben. Ich bediente mich dabei aber noch mancher Vortheile. Die Fragen nämlich, die man that, ergriff ich zugleich als Gelegenheit, meine Gelehrsamkeit überhaupt auszukramen, so daß ich abschweifend mehr zu wissen schien, als vielleicht wirklich der Fall war. Sodann fiel ich, wenn die andern stockten, oft unberufen mit der Antwort ein, bis der Examinator — und mehr kann man doch nicht verlangen — mir ausdrücklich den Mund verbot. Zu erinnern war nur, daß ich so oft den Kappzaum der lateinischen Sprache abwarf und in das Deutsche übersprang, worin ich mich freier bewegte. Wie es nun zur Prüfung der gehaltenen Predigt kam, nahm Treuding einen großen Anlauf und sagte: „meine Predigt, die er heute mit Vergnügen angehört habe, sei so gut, wie man sie kaum von einem Kandidaten erwarten

könne; auch habe ich ſie mit einer angenehmen Stimme, mit vielem Anſtand und mit richtiger Declamation vorgetragen; er ſchmeichle ſich, daß ich einſt ein recht brauchbarer Mann werden würde.“ In den Unterabtheilungen, meinte er, hätte ich zu feine Unterſchiede gemacht. Meine Kenntniß im Hebräiſchen wurde über das Lateiniſche geſetzt. — Wie ich nach Hauſe ging, wunderte ich mich, wie ich den Tag über ſo viel hatte aushalten können, indeß fühlte ich nun auch alle meine Sinne ſtumpf geworden.

Gleich nach dem Mittagseſſen unternahm ich mit Jariges einen Spaziergang ins Freie, deſſen ich zur Erfriſchung der Lebensgeiſter um ſo mehr bedurfte, da über meine Fortſchritte und Leiſtungen faſt Niemand von meinen Stadtverwandten eine Freude bezeigte, indem ich bei ihnen immer dem kaufmänniſchen Maaßſtab unterworfen blieb, wornach das nur Werth hat, was Geld einbringt und davon ſah man noch keine Proben. Man fürchtete auch, daß mein Umgang mit Jariges, der, mit der Ausſicht auf ſeine baldige Mündigkeit, die Kammer in Berlin, ohne eben groß Abſchied zu nehmen, ganz verlaſſen hatte, mich von ernſten Beſchäftigungen abhalten möchte. Der Vater fragte deshalb den

Consistorialrath Funk, ob er zur Anwendung meiner Kenntnisse keine Gelegenheit wisse und der Rath verschaffte mir zunächst Privatstunden bei jungen Edelleuten. Recht freundlich empfing mich besonders Frau von K., eine sehr geistreiche Dame, die mit großer Begeisterung vom Horaz sprach und vorzüglich den Vers erhob: „Posthumus, Posthumus, die Bäume, die du pflanzst, unter deren Schatten wirst du nicht ruhn, außer unter der Cypresse.“ Zufrieden über meine Aeußerungen sagte sie zu ihrem Sohne, der von der Ritterakademie in Brandenburg gekommen war und bald zur Universität abgehen sollte, mit großer Freude: „der Herr paßt ganz für uns, er liebt das Latein nur der Dichter wegen.“ Ihr war nämlich vorher bange gewesen, ich möchte mit ihrem Sohn Latein sprechen. Mit Vergnügen las ich mit ihm die Geschichte der Dido im Virgil.

Außerdem hatte ich mit Schön, einem Domschüler aus Olvenstädt, verabredet: wenn er des Nachmittags nach den Klassen mein Fenster offen sehe, möchte er zu mir zur Nachübung in den lateinischen Regeln kommen. — Zwischendurch predigte ich in Bukau und Fermersleben. Aber im Herbst fing ich an, mein Buch

über den Reim zu ſchreiben, deſſen Inhalt mir ſchon lange am Herzen lag, was indeß kein Gegenſtand war, der ſich zur Mittheilung an meine Verwandte eignete. Beſchäftigt alſo war ich genug und verdiente jetzt auch etwas, aber wie wenig noch im Verhältniß zu dem, was ich von meinem Onkel brauchte und er gab jetzt weniger gern.

Nur zu deutlich wurde ich gewahr, wie mein älterer Bruder, der nun auf eigenes Vermögen trotzen konnte, immer mehr nach der Alleinherrſchaft ſtrebte und ſeinen Einfluß beim Onkel, der ſich bald vor ihm zu fürchten anfing, zum Nachtheil der übrigen Verwandten ausübte, wobei nur der Vater ausgenommen war, welcher ihn bei ſeinen ſtolzen Abſichten unterſtützte. Gleich nach meiner Ankunft verrieth ſich ſeine Denkungsart ſchon durch einen einzigen Ausdruck, indem er auf meine Aeußerung, der General (der Onkel) ſei heute da geweſen, erwiederte: „was bin ich denn?“ Er wollte alſo jetzt dem Onkel gleich geſtellt ſein und ſuchte fortan ſich einen noch freiern Spielraum zu verſchaffen. So ſchien es ihm nicht ganz gelegen, im jüngern Bruder, der in der Kindheit vorgezogen, gegen

ihn nicht unterwürfig genug ſich ſchmiegte, ſeinen künftigen Compagnon zu ſehen und er verſuchte bei der nächſten Gelegenheit, da dieſer des Onkels Mißfallen ſich zuzog, ihn zu entfernen. Dieſe Gelegenheit gab eine Reiſe nach Dresden, wozu ein guter Freund den jüngern Bruder eingeladen hatte, der gerade Weges den Onkel um einen Urlaub von vierzehn Tagen anſprach. Der Onkel bewilligte ihm ſolchen auch, wiewohl etwas ungern; aber Bruder Chriſtian nahm es gewaltig übel, daß der jüngere Bruder eher, als er ſelbſt, eine ſolche Vergnügungsreiſe machen ſollte. Er ſtellte dem Onkel vor, daß dies ſehr anmaaßend ſei und daß von einer ſolchen Geſinnung künftig ſich wohl noch Aergeres befürchten laſſe. Der Onkel fand das nun auch und indem er ſich darüber erhitzte, kam er zu der Folgerung, daß beide Brüder nicht zum beſten mit einander harmonirten. Darin widerſprach ihm Chriſtian keinesweges, ſondern er berief ſich darauf, wie gut wir uns immer mit einander vertragen hätten und ſo wurde denn der Onkel leicht zu dem Entſchluß gebracht, den jüngern Bruder in die Fremde zu ſchicken. Gleich nach ſeiner Rückkehr mußte er an befreundete Handelshäuſer in Hamburg Briefe ſchreiben,

um ſich zu einem Comptoirdiener zu empfehlen. Man ſtutzte, wie man ihn dies mit völligem Gleichmuth thun ſah und mein Onkel ſchickte die Briefe nicht gleich ab, ſondern verſchloß ſie in ſein Pult. Sei es nun, daß die Ruhe deſſen, den er im Unrecht glaubte, ſeinen Zorn entwaffnete, oder daß er in Rückſicht des ältern Neffen auf andere Betrachtungen verfiel — genug, die Briefe kamen nie wieder zum Vorſchein und Bruder Gottlieb blieb an ſeiner Stelle.

Jetzt aber trat Chriſtian ſeine ſtill beſchloſſene Reiſe an, er ging in Begleitung des Vaters durch ganz Sachſen und Thüringen und ſeine Frau, die ſchon den Mutterfreuden entgegenſah, wurde unterdeß gewiſſermaaßen meiner Obhut anvertraut. Ein eigenes — ich möchte ſagen — idylliſches Verhältniß hatte ſich gleich von Anfang an zwiſchen uns gebildet und es freut mich, bei der ſonſt ſo großen Reizbarkeit meines angebornen verliebten Sinnes mich hier ſo gewiſſenhaft zu finden. Es fiel mir nie ein, ſie als den Gegenſtand einer möglichen Zuneigung zu betrachten, ſo oft und ſo gern wir auch bei einander waren. Mir machte es nicht minder Vergnügen, zu ſcherzen, als ihr, zu lachen. Sie kam zuweilen, mich abzuholen, wir gingen

beide allein nach Bukau und wenn wir über die Wiese hin in einen Graben fielen, lachten wir dazu und ſtanden eben ſo unbefangen wieder auf. In der Abweſenheit ihres Mannes gab ich eine Geſellſchaft und ſie wurde ſo luſtig, daß ſie auf einen Stuhl trat, um eine Rede zu halten, was in ihrem Zuſtande eben ſo poſſierlich als gefährlich ausſah. Auch vor dem geringſten Ausdruck oder nur Anſchein von Zärtlichkeit hütete ich mich mit der ungezwungenſten Sorgfalt, ja ich blieb, wenn ſie mir kleine Thorheiten oder begangene Fehler anvertraute, ihr im ſcherzenden Ton die Verweiſe niemals ſchuldig. Ob ſie nun gleich ihrer Seits denſelben Gleichmuth beobachtete, und zuweilen auch wohl die Anwandlung einer böſen Laune gegen mich ausließ, ſo ſchien es mir doch eben kein böſes Zeichen, wenn ſie bei der gewöhnlichen im Kreis herumgehenden geſegneten Mahlzeit zu mir ſagte: „Sie bekommen keinen Kuß.“ In der Luſtigkeit fiel ihr eigentlich auch wohl ein, mich zum Tanze zu nöthigen. Doch muß ich gleich bekennen, daß mit der Zeit ihre böſe Laune gegen mich immer öfter vorkam, und daß ich nicht ſelten harte Worte hören mußte; aber ihr Zorn war nicht von Dauer. Hatte ſie z. B. mich

den Morgen ausgezankt, so sprach sie den Abend im Theater wieder freundlich zu mir, indem sie gleich hinzusetzte: ach, ich wollte ja böse sein; und in der That schien sie es vergessen zu haben. Mitunter wurde mir es denn aber doch zu toll, denn ich konnte oft gar nichts auffinden, was sie zu so harten Worten veranlaßte, besonders wenn diese bei Erwähnung von Dingen oder Personen hervorbrachen, die mit ihrem Interesse, so viel ich wußte, in gar keiner Berührung standen. Wie indeß ihr Mann nach 5 Wochen von der Reise zurückkehrte, fand er uns noch in einem freundschaftlichen Vernehmen. Ueber unsere Scherze lachte er zuweilen mit, sah es aber doch lieber, wenn sie böse auf mich war, und bestärkte sie darin.

Den 2. September kam ihre Stunde: den Vormittag besuchte sie mich noch, und den Abend gegen 10 Uhr wurde sie von einer Tochter entbunden, die mir ein halb Dutzend Hemden mitbrachte. Die Taufe, drei Wochen darauf, fiel aber sehr traurig aus, weil mein Bruder lebensgefährlich erkrankt, und erst denselben Vormittag in Ohnmacht gefallen war. Mancher dachte schon daran, daß, wenn er stürbe, die Schwägerin wohl mich heirathen könnte,

aber ich weiß nicht, ob es zu meinem Glücke gewesen wäre. Der Kranke indeß besserte sich wieder und nahm bald eine härtere Gesinnung für seine Brüder an. Dies erfuhr ich vornehmlich nach jener Zeit, als ich (den 6. November) zum Rath Funk in das große Haus am Breitenweg gezogen war. Ich sollte hier über seine Pensionär eine Art von Aufsicht führen, bekam aber kein Gehalt und mußte mich selbst beköstigen. Ich mußte bei dieser Gelegenheit mir manches anschaffen, mußte Tischzeug und Handtücher mitbringen, deren grobe Beschaffenheit, von meinem Vater ausgesucht, mir deutlich sagte, mit welchen Augen man mich betrachtete. Meine Oekonomie war gewiß auf das wohlfeilste eingerichtet, denn ich aß aus dem Speisequartier monatlich für drei Thlr. und zwar Mittag und Abend, indem ich das zweite Gericht immer für den Abend aufhob. Mein Onkel hatte bisher geschwankt, ob er bei den 300 Thlr. die er mir jährlich gab, bleiben, oder mir nur 200 Thlr. geben sollte. Jetzt offenbarte mein älterer Bruder seine ganze Gesinnung. Der Onkel hat im Comptoire schon das Geld aus der Kasse hervorgelangt und spricht: ob ich ihm noch 300 Thlr. gebe? freilich, fügt er hinzu, übrig haben

wird er nichts. Da erhebt mein Bruder ſeine Stimme und ſpricht: das iſt offenbar zu viel! Er hat ja nun freie Miethe, und wenn er ſich nicht Mühe giebt, kann er noch lange da ſitzen. Sogleich legte der Onkel wieder einen Theil des Geldes zurück. — Für den Augenblick, da mir der jüngere Bruder dies erzählte, ſuchte ich zwar den Schmerz darüber zu unterdrücken, aber die Kränkung war wider meinen Willen tief eingedrungen und zog mir ein fieberhaftes Befinden zu. Wie wenig hatte er Urſach, gegen mich ſo zu handeln! Um meine Unruhe etwas zu dämpfen ſchrieb ich bis in die Nacht hinein einen Brief an den Onkel zu meiner Vertheidigung. Es erfolgt aber keine Antwort und wie mein jüngerer Bruder den ältern fragt, was ich geſchrieben hätte, ſpricht dieſer: „er will mehr Geld haben, das iſt aber ganz unrecht," wogegen der jüngere erwiedert: „das finde ich nicht, wenn er es bekommen kann!" Daß ich mich nun künftig mehr zum jüngern Bruder hielt, der mir überdies mit ſeiner Jovialität mehr zuſagte, war wohl natürlich.

Zum Glück verbeſſerte ſich meine Einnahme bald um 50 Thaler durch den Umſtand, daß der Oberamtmann Lamprecht von Sommer-

ſchenburg bei Helmſtädt ſeinen Sohn meiner beſondern Aufſicht und Unterweiſung anvertraute. Dabei iſt zu bemerken, daß überhaupt Andere mir bei Gelegenheit eher weniger als mehr bewilligten, weil ſie meinten, daß ich ja einen reichen Onkel hätte und deshalb reichlicher Beſoldung nicht ſehr bedürftig wäre.

Mit Jariges, mit meinem jüngern Bruder und ſeinen Freunden lebte ich oft in luſtiger Gemeinſchaft und es kann wohl ſein, daß ich mit meiner goldbetreſſten polniſchen Mütze einem Kandidaten der Theologie nicht ſehr ähnlich ſah. Dabei begegnete mir aber eines Tages ein ſehr romantiſcher Auftritt, der mein Herz in die höchſte Bewegung ſetzte, mehr als jemals ein ähnlicher. Auf einem Spaziergange zum Brückthore hinaus kam ich nämlich mit Jariges an einer Reihe junger Mädchen vorbei, von welchem die, welche am äußerſten Ende ging, mit einer ſo wunderſamen Schönheit, wie ſie mir noch nie im Leben erſchienen war, gleich einem Blitzſtrahl auf mich einwirkte und alle meine Vorſtellungen ſo hoch überflügelte, daß in Entzücken und Sehnſucht ſich ſogleich Schmerz und Zweifel miſchte. Zu dem lieblich-

Holden und Süßen, das auf ihrem Geſichte lag, hatte die Natur über der Stirn, um die Augenbraunen einen Zug von ſanfter Melancholie gefügt, der ihren Mienen erſt recht den Zauber einer dunkel anziehenden Kraft und tieferes Leben gab. Dabei hatte die ganze Geſtalt ſo etwas Zartes, daß man ſie gleich mit einem Kuſſe hätte aufhauchen mögen. Wie viel kann doch der Menſch in einem Augenblicke empfinden! Es war nur ein Moment des Vorüberſchwebens und doch wollte der Reichthum nicht enden, der ſich aus dem Anblick, aus dem Gefühl, aus den Ahnungen entwickelte. Aber wer war ſie? wohin ging ſie? wo wohnt ſie? Niemand konnte mir darauf antworten. Doch ich kann kaum ſagen, daß ich ihre Bekanntſchaft wünſchte, denn ich meinte, ſie ſei zu ſchön für mich, weshalb auch mein Beſtreben weniger dahin ging, ſie zu erforſchen, als ſie zu vergeſſen. Ich trug ſie nur wie eine Traumerſcheinung mit mir herum, und ſuchte durch ernſte Beſchäftigung, durch Zerſtreuung das ſüße Bild wenigſtens zu verwiſchen, zu verwirren, das ich doch in mir nicht ganz zu tödten wagte. Ich arbeitete die folgenden Tage an der Würdigung des Reims und ging den Sonntag darauf mit

meiner Schwägerin zu einem Familienmahle bei Paſtor Werner nach Bukau hinaus. Nachmittags kamen noch andere Bekannte und Freunde aus der Stadt, und auf einmal denke ich, mich müſſe ein Schlag aus blauem Himmel zu Boden werfen — ſie ſelbſt tritt herein, von Freundinnen begleitet. Ich kroch in einen Winkel zuſammen, durch den Anblick mehr erſchreckt und betäubt, als freudig erregt. Die Sprache verſagte mir, es blieb mir kaum noch der Muth ſie anzuſehen; doch war auch dieſes nur ein Moment, denn da die Fremden ſich jetzt ſehr häuften, daß ſie das eine Zimmer nicht faſſen konnte, ſo wurden die jungen Leute auf das Erkerſtübchen beſchieden, das auf die Stadt zurückſieht. Ich aber behauptete meinen vorigen Platz unter den Gäſten, bis endlich die Couſinen mich mit Gewalt hinaustrieben. Da es nun einmal ſo ſein ſollte, ſah ich das Erkerſtübchen für einen Kampfplatz an, wo entweder alles zu gewinnen, oder alles zu verlieren war. Ich ging alſo raſch in das Feuer hinein, und ſchritt durch die verſchiedenen Gruppen gradeswegs auf die Leben oder Tod bringende Gefahr los, der ich nun doch nicht mehr entrinnen konnte. Und ich ſtand am Ziele. Ohne noch

weiter daran zu denken, ob ich glauben, ob ich zweifeln ſollte, ſtreckte ich — Auge in Auge — die Hand nach der Palme aus. Ihr heiterer Blick zürnte mir nicht, mein freundliches Wort wurde freundlich erwiedert, und ihre Stellung am Fenſter und das Gedränge der zahlreichen Geſellſchaft umher entſchuldigte mich, wenn ich — leiſe meinen Arm um ſie ſchlang. Eben ging die Sonne unter und verſchönerte die Stadt; ich ſcherzte über das Dichtergold, das an den Giebeln und Thürmen glänzte, und — es galt in dieſem Augenblick mehr, als alle irdiſchen Schätze. Aber ſie trägt ein Medaillon auf der Bruſt. Was mag es einſchließen? Für dieſen Abend indeß kümmerte mich's nicht, hielt ich ſie doch in meinen Armen. Und hätte ich noch an ihrer Gunſt zweifeln können, ſo würde es mir der Abſchied verrathen haben, denn wie ich ſie zur Stadt bis zu ihrer Hausthür begleitete, bewilligte ſie mir, was ſie meinem jüngern Bruder verſagte, der doch bei Mädchen immer vor mir den Vorzug hatte. Ganz betroffen fragte er mich nachher: haſt du von der Kleinen einen Kuß bekommen? — Auf's äußerſte begierig war ich nun, die ältere Couſine von Bukau wieder zu ſprechen, um Erkundigung

über ſie einzuziehen, denn ſie mußte das Mädchen ja kennen. Die Antwort lautete alſo: es iſt eine Predigerstochter aus Wernigerode, welche die Wittwe Kr: zu ſich genommen und erzogen hat. „Aber das Medaillon?“ In dem Medaillon trägt ſie das Bild und eine Locke von ihrem Bräutigam, einem nahen Verwandten der Wittwe, für den ſie beſtimmt, mit dem ſie erzogen iſt, und mit dem ſie verheirathet das Vermögen der Wittwe erben ſoll. — In dieſer Nachricht lag wenig Ermunterndes für mich, denn es erſchreckte mich, zu denken, daß ich mit dreiſter Hand in das Schickſal der Menſchen eingreifen, und eingeleitete Verhältniſſe ſtören ſollte. Doch ſie aufgeben — dazu gehörte mehr, als mir der Zuſtand meines Herzens für jetzt erlaubte. — Wir ſahen uns in Bukau wieder, und waren noch glücklicher, aber die Gefahr drohete entſcheidender, als mir nachher die Couſine erzählte, ſie habe die Locke ihres Bräutigams aus dem Medaillon hinausgeworfen, und es ſei darüber ein großer Zank entſtanden. Ich weiß nicht, ob mir die Couſine die Wahrheit geſagt hatte, aber da ſie hinzufügte, daß der Bräutigam ſich ebenfalls nicht viel aus ihr mache, indem ſie beide von Kindheit an zuſam-

men erzogen, durch die Gewohnheit des täglichen Umgangs gegen einander erkältet wären, so sagte ich: nun gut! so will ich neben dem Lamme der Hund sein, um zu sehen, ob er dann mit größerer Liebe sich ihrer annimmt, und sie zu ihm sich zurückfindet. Ist dieses, so trenne ich sie nicht, ich verbinde sie nur um so fester.—

Noch machte ich diesen Sommer durch Jaziges eine sonderbare Bekanntschaft an einem Hamburgischen Kaufmannsdiener von 18 Jahren, der, aus Westindien gebürtig, in früher Jugend schon so viele Länder gesehen hatte, daß er Gewöhnliches und Ungewöhnliches nicht von einander unterscheiden konnte, und alles für möglich hielt. Wenn wir vor preußischen Kanonen den Hut abnahmen, zweifelte er nicht, daß dies Sitte des Landes sei. Wenn wir die einzelnen Häuser bei Bukau für eine indische Kolonie ausgaben, glaubte er daran. Nicht minder übersah er persönliche Verhältnisse. Wie wir eines Sonntags mit ihm die Bukauer Kirche besuchten, sagte er zum jungen Werner, der neben ihm saß: der Pastor predigt auch herzlich schlecht, wozu der Sohn ein ernstes Ja in den Bart brummte. Recht hatte er freilich, denn der gutmüthige Pastor Werner gehörte zu den

bequemen Orthodoxen, die alles wörtlich nehmen, um die Mühe der Auslegung zu ersparen. Wie die Kirche vorüber war, lud derselbe Pastor ihn mit in sein Haus, aber er kam darüber so wenig in Verlegenheit, daß er gleich mit meinem ältern Bruder, den er dort fand, einen Handel versuchte: da hatten die Neger sich empört, die Ernte fiel schlecht aus, und der Kaffee sollte steigen. Ist das noch immer so? fragte ich; aber mein Bruder verwies mir meinen Scherz mit ernstem Gesicht. Mich hielt der Westindier für den Bräutigam der ältern Cousine. Wir ließen ihn gern bei allem, was er glaubte, und stellten den Nachmittag mit ihm eine Wasserfahrt an, welche die Merkwürdigkeit hatte, daß sich auf dem kleinen Schiffe ein Ost- und ein Westindier befand. Das Schiff gehörte nämlich dem jungen Herrn der nahen Ziegelei, der einst als Schüler, um die Welt zu sehen, verwegen mit einem kleinen Kahn durch die Strombrücke bei Magdeburg gefahren, und — kürzlich von Batavia zurück gekommen war. Er richtete die Segel, während der Westindier am Ruder saß. Die Fahrt ging nach einem Förster am andern Elbufer, und dieser Tag gehörte wieder zu den vielen köstlichen, die ich

mit guten Freunden in Bukau ländlich und im Genuß der Natur verlebte, wobei auch der Kunstgenuß nicht ausgeschlossen blieb, indem die ältere Cousine Clavier und Harfe spielte, und angenehm dazu sang. Es ist der Gipfel des Glücks, wenn die Aeltern alle ihre Kinder blühend mit der besten Hoffnung auf die Zukunft, um sich versammelt sehen, und auf diesem Gipfel stand damals die Familie Werner. Jeder fühlte sich wohl, der ihren Kreis betrat.

Mein Umgang mit des Raths Zöglingen kostete mir gar keinen Zwang, denn ich war immer gern unter jüngern Leuten, und hatte unter ihnen gewöhnlich auch einen Liebling, der mir aber fremd wurde, sobald er als ein vornehmer Jüngling seine Rolle in der Welt begann. Bewies ich mich zu gelinde, zu nachsichtig gegen sie, so schenkten sie mir dafür ein desto größeres Vertrauen, so daß ich ihnen als Rathgeber und Freund durch die Aufrichtigkeit meiner Gesinnung doch von Nutzen sein konnte. Ich begleitete sie nicht allein oftmals auf Spaziergängen, sondern theilte auch Sing- und Tanzstunden mit ihnen, letztere mit besonderem

Vergnügen, weil ſie mir ſelbſt ſehr Noth thaten, und leider mir — wie ſo vieles andere — erſt ſo ſpät zu Theil wurden. Wie wir es bis zur Angloiſe gebracht hatten, die ich vorzüglich lieb gewann, erwieſen uns auch einige Töchter aus der Nachbarſchaft die Ehre mitzutanzen, unter denen ſich beſonders ein ſchönes Julchen auszeichnete. Damals war König Friedrich Wilhelm der Dritte eben zur Regierung gekommen und im Theater wurden patriotiſche Lieder geſungen, die bis zu Thränen rührten. Aber ich dichtete das: Heil unſerm König, Heil! das Magdeburgs einziger Dichter, der Hofrath von Köpken, auf Friedrich Wilhelm angewandt hatte, für die ſchöne Tänzerin um und es hieß nun: Heil unſerm Julchen, Heil!

Zu den lateiniſchen Stunden, die ich dem jungen Lamprecht gab, ließ ich bald nicht ungern noch zwei andere zu, weil es ihn zu größerm Eifer beleben konnte. Aber auch an ſeinem Bedienten fand ich Gelegenheit mich nützlich zu beweiſen. Es war ein geſchickter ſehr geſcheuter Menſch von vieler Bildung, der es um ſo mehr bejammerte, im erſten Schulunterricht vernachläſſigt zu ſein. Ich unterrichtete ihn im Rechnen und Schreiben, und ſorgte auch

für einen anständigen Brief, als er um seine Cousine anhalten wollte.

Mit meinem Buche über den Reim wurde ich nach einigen Monaten fertig, und übergab sie erst an Jariges, dann an den Rath Funk, bei dem sie aber lange lagerte, weil es ihm immer an Zeit gebrach. Seinen oft stundenlangen Gesprächen mit mir verdankte ich manches reiche und ich hörte ihn gern, weil er die Schule nicht vom Leben trennte, und nebenbei auch als ein geistlicher Liederdichter der Poesie nicht abhold war. In der Unterhaltung vergaß er indeß sehr leicht die Berechnung der Stunden, und wenn ihn der Glockenschlag im Dom zur Klasse rief, hörte ich ihn über mir immer in sehr unruhiger Bewegung. Seine gemeinnützige Thätigkeit und sein Nichtbeachten *eigener* Vortheile verdiente Bewunderung, doch für arme, talentvolle, junge Leute hätte er gewiß *noch* mehr wirken können, wenn er gegen vornehme und hohe Personen, die oft seine Gesellschaft genossen, nicht zu demüthig gewesen wäre. Aber diese schüchterne Bescheidenheit lag einmal in seinem Charakter, so wie die Aengstlichkeit, womit er im Winter keinen Abend zu Bette ging, ohne durch das ganze Haus in jeden Ofen zu sehen. —

zu seinem Geburtstage, der am Dom (den 29. November) immer sehr festlich begangen wurde, hatte ich mich mit Jericho verbunden, indem er den Ganymed malte, und ich demselben ein Gedicht, nebst Herrmann und Dorothea hinzufügte. Sehr erbaulich war mir dabei der Schulactus in derselben Kapelle am Kreuzgange, aus welcher ich einst das sturmverwehte Laub gefegt hatte.

Meine ernsten Beschäftigungen konnten indeß meine Huldin nicht aus dem Herzen verdrängen. Mag man auch noch so gewissenhaft sein, die Liebe schmeichelt zu süß, als daß man sich ihrem Einfluß so bald entziehen könnte. Meine Bekanntschaft mit ihr wurde von andern Personen bald unterhalten, bald erschwert, je nachdem sie die Sache ansahen. Mein jüngerer Bruder meinte, sie sei ja noch jung, sie möchte kaum 16 Jahre zählen, und ich habe noch keine Pfarre, ich möchte es also einstweilen so hingehen lassen. Die Schwägerin machte ihr sogar mit dem Pastor Werner einen Besuch, wartete aber auf den Gegenbesuch vergebens, die Pflegemutter traute dem Frieden nicht. Eine Mamsell Engel, die in ihrem Hause war, beförderte zuweilen unsere Zusammenkünfte, weil sie selbst vom Bräutigam nicht ungern gesehen wurde.

Auch meine ältere Couſine in Bukau ſchien anfangs auf den Fall einer Veränderung ihn ebenfalls in Betrachtung zu ziehen. Dagegen bewachte die Schweſter des Bräutigams alle Schritte der Verlobten. Eben ſo abſichtlich ſagte eine andere Schöne, die mir ſpäter ſelbſt nicht übel wollte, eines Tages, wie wir in einem öffentlichen Garten zuſammen ſaßen, zur ſchönen Marie: „Du kehrſt Dein Medaillon auch gar nicht um, unſer Nachbar hat gewiß das Bild noch nicht geſehen.“ — So gruppirten ſich die Verhältniſſe eines kleinen Romans um mich her, welchem noch lange die Entwickelung fehlte. Einige Zeit hindurch ſah ich ſie faſt täglich an öffentlichen Orten und auf Spaziergängen. Auch führte der Weg zu ihrem Garten ſie oft an meinem Hauſe vorbei, ich fuhr dann ſchnell zum Fenſter hinaus, um einen freundlichen Gruß zu erhaſchen und wie reizend war ſie, wenn ſie aus dem Garten mit Roſen zurückkehrte oder vor der Thür des nachbarlichen Hauſes, wo eine Freundin von ihr wohnte, in ſonntäglicher Pracht ſich zeigte, geſchmückt mit allen Reizen der Jugend und Schönheit, aber freilich auch — mit dem Bildniſſe des Bräutigams auf der Bruſt! Wunderſam iſt es mit

ſolchen Verhältniſſen, wie nach dem erſten Anſchein der Unzugänglichkeit die Berührungen, die Gelegenheiten zur Annäherung unvermerkt ſich vermehren und immer ſo natürlich wie von ſelbſt kommen. Oder war es wohl unnatürlich, wenn ich in den Winterabenden den Nachbar, einen Lehrer der Domſchule, den nur eine Wand von mir trennte, zuweilen beſuchte und Mariechen dort fand? Nach und nach war denn meine Unruhe wieder zu einem hohen Gipfel geſtiegen, ich rief den Paſtor Werner herein, um ihm meinen Zuſtand zu ſchildern. Vielleicht hatte er früher gedacht, daß durch Umgang und nähere Bekanntſchaft die Flamme ſchon von ſelbſt ſich legen würde; jetzt zog er die Sache in ernſtere Erwägung und ſuchte mir das Glück in Zweifel zu ſtellen, das die Liebe mir vorſpiegelte, er meinte, daß ſie meiner Neigung keine Dauer geben würde und ſagte über ſie vielleicht mehr, als er verantworten konnte, aber ſeine Gründe, ſeine Vorſtellungen wirkten — ich ward beruhigt, getröſtet, im Entſchluß der Entſagung befeſtigt. Die Couſinen warfen nun ihrerſeits auch der Braut Hinderniſſe entgegen. „Er kann Dich doch nicht heirathen," ſagten ſie. Und wenn ſie erwiederte: „ich darf doch wohl mit

ihm sprechen?“ so bekam sie zur Antwort: „was willst Du? Du bist Braut, Du hast Dein Theil.“ — Bald darauf hörte ich auch von ihnen, daß der Bräutigam über den Vorzug, den er oft der Hausfreundin gegeben, sich habe vertheidigen müssen, daß diese jetzt fortgereist sei, daß er bei der drohenden Gefahr, seine Braut ganz zu verlieren, seine Aufmerksamkeit gegen sie vermehrt habe und beide nun einiger wären, als jemals — und wirklich sah ich sie darauf öfter in Spaziergängen Hand in Hand an mir vorüber gehen. „Das habe ich ja gewollt!“ sagte ich, indem ich den letzten Seufzer unterdrückte. Es schlang sich das Band der Verlobten allmählig immer dichter und fester, er heirathete sie endlich und sie wurde Mutter von sechs Kindern. Mit einem Knaben an der Hand begegnete sie mir einst im Busch. Heiter standen wir uns nun einander gegenüber, wohlwollend und ruhig.

Mein Onkel hatte mit der Zeit wieder eine mildere Gesinnung gegen mich angenommen. Er sagte eines Sonntags beim Ausgange aus der Kirche zu mir: „Du bist doch den Mittag zu Hause? Ich habe noch in mei-

nem Buche eine Schuld an Dich gefunden.“ Und er schickte mir neben dem Quartal von 30 Thaler noch 10 Thaler, mit den beigeschriebenen Worten: „Extrazulage für diesmal aus meiner eigenen Chatulle.“ Auch Gottlieb bekam in Leipzig 30 Thaler Meßpräsent aus des Onkels Beutel. Es erhellte daraus, daß er sich jetzt vor meinem ältern Bruder fürchtete und gleichsam heimlich gab. — Dieser war unterdeß als Schriftsteller aufgetreten, mit einer Broschüre an die Reichen, doch ohne sich zu nennen. Er zeigte, wie viel ein Reicher mit einer Summe wirken könne, wenn er sie lange mit Zinsen auf Zinsen stehen lasse. Diese Berechnung setzt aber voraus, daß die Anwendung des Geldes nicht durch Krieg oder sonst ein Unglück gestört werde. Die eigentlichen Zinsen entspringen doch nur aus unserm Fleiß und aus der Fruchtbarkeit der Erde.

Auf den Wunsch meines Onkels ließ ich mich eines Sonntags auch in unserer d. h. in der Heiligengeistkirche hören, aber, des Raumes für die Stimme unkundig, sprach ich nicht laut genug, was indeß die Kaufleute nicht hätten bedauern sollen, da ich in meiner Predigt nach den Worten: „Christus weinte über die Stadt!“

gegen den Klugdünkel der Reichen gewaltig zu Felde zog. Bei mir hieß es: „den Armen wird das Evangelium gepredigt. Ich verkündete das Wort des Herrn meist auf dem Lande und mehrmals auf Ersuchen des kranken Prädikanten in der Thurmschanze, einer Vorstadt jenseits der Elbe. Der Auslegung der heiligen Schrift widmete ich aufs neue meine Aufmerksamkeit, indem ich die Stunden besuchte, die der Rath Funk in Prima über das Griechische des neuen Testaments hielt. Kants Philosophie setzte ich bei dem Prediger Mellin fort, der über die Kritik der reinen Vernunft las. Den Musen aber konnte ich doch nicht ganz ungetreu werden, indem ich nicht allein festliche Tage mit Versen begrüßte, sondern auch auf Antrieb des Organisten Gallenbach, den ich zuweilen besuchte, eine Operette schrieb — eine undankbare Arbeit, die nie zur Anwendung kam. — Jariges hatte unterdeß einen englischen Roman: der Mann nach der Welt übersetzt, er freuete sich, wie ich den Erstling seiner Feder bei einem jungen Buchhändler in Magdeburg anbrachte und theilte das kleine Honorar mit mir. Um noch einen Spaß damit zu haben, beschlossen wir, das Buch unserm Freunde Göring (Lehrer

und dann Rektor an der Schule unserer lieben Frauen) zu widmen, ich schrieb eine Vorrede und eine Dedikation dazu, aber ich glaube, das Werk ist, da der Buchhändler bald zu Grunde ging, nie zum Vorschein gekommen. — Fruchtbarer waren die vielen und mancherlei Gespräche, die ich mit Jariges auf Spaziergängen führte, wie z. B. über die Entstehung des Komischen und was dazu erfordert werde, welcher Gegenstand mich viele Jahre beschäftigte, bis aus den Beobachtungen und Bemerkungen ein Buch — meine Theorie — hervorging. Auch fingen die Schlegels damals an, über die Aesthetik Lärm zu schlagen, was uns oft Stoff zu Betrachtungen gab. Durch eine Reise nach der Schweiz wurde mir indeß Jariges Umgang auf mehrere Monate entzogen, was ich um so merklicher fühlte, da ich der Geliebten entsagt hatte und auch mit meiner Schwägerin nicht sonderlich stand. Unser Verhältniß wechselte nach dem Spiel ihrer Launen oder auch nach den Stimmungen, die Andere in ihr hervorbrachten. Weil sie und noch mehr mein Bruder, leicht etwas übel nahm, vereinsamte sie immer mehr und hoffte, sich unbehaglich fühlend, alle Glückseligkeit nun von dem Besitz eines eigenen Hauses,

das ihr Mann am Fürſtenwalle gekauft hatte. Sie ſprach ſo viel davon, daß ich es ſcherzweiſe das Himmelreich nannte. Ich warnte ſie aber öfters, nicht von außen das Glück zu erwarten und ſo geſchah es, daß wir eines Sonntags auf dem Fürſtenwalle ſpazieren gingen und ſie aufs neue den künftigen Beſitz mit großen Hoffnungen ins Auge faßte. Aber auf einmal, wie wir uns zurück wandten, ſagte ſie: „iſt denn Licht im neuen Hauſe?“ Es kam ihr ſo vor. Scherzend erwiederte ich: „Sie ſpuken ſchon!“ Sie war erſchrocken. — „Warum nicht gar!“ entgegnete ſie. „Ja,“ fuhr ich fort, „Sie müſſen es doch einmal verlaſſen müſſen.“ — Nichts anders wollte ich damit ſagen, als daß ſie lieber mit ihrem oft ſo heitern Sinn das Glück in jedem günſtigen Augenblick erhaſchen möchte. Wie ſie in das neue Haus eingezogen war, lernte ſie die Harfe und wenn ich kam, eilte ſie, mir kindlich froh zu zeigen, was ſie ſchon gelernt habe, womit ſie mir denn allerdings auf näherem Wege zur Glückſeeligkeit ſchien, aber ſobald ſie die Schritte ihres Mannes hörte, ſetzte ſie die Harfe ſchnell wieder in den Winkel. Er brummte, wie ſie mit mir einmal das Theater zu beſuchen wünſchte. Statt ſich ihrer

Munterkeit zu freuen, da sie sich wieder in guter Hoffnung fühlte, vermehrte er nur den öftern Unmuth, den sie dann am Ersten gegen mich ausließ. Eines Tages bekam ich davon eine volle Ladung. Von hübschen Nachbarinnen wurde ein Gegenbesuch erwartet und mein Bruder sagte, vielleicht nicht ohne Absicht: „wie wäre es, wenn der Kandidat wie von Ohngefähr dazu käme?" „Nein!" entgegnete sie, mit Zorn gegen mich gewandt: „wir wollen Sie gar nicht! Ueberhaupt — Ihre Gesellschaft ist uns selten angenehm." — So etwas mochte er eben nur hören wollen. Mich aber trieb es aus dem Hause und wir verharrten lange in unfreundlichem Schweigen. Nach einiger Zeit begab sich indeß, daß die Straßenjungen in Bukau ein Wasserhuhn durch das Dorf schleppten und der Onkel Werner, der auch nicht mehr gut auf sie zu sprechen war, zu mir lachend sagte: „ich möchte es doch als eine Schnepfe an die Schwägerin schicken." Das geschah — und der Vogel hatte sich gebraten in einen delikaten Bissen verwandelt. Somit war sie nun wieder versöhnt, aber ich blieb auf meiner Huth. Ihre böse Laune gegen mich ging oft bis in's Räthselhafte. So bei einer Lustreise. Ich hatte nach einem Be-

ſuch bei dem Oberamtmann Lamprecht in Sommerſchenburg von dort einen Abſtecher nach Halberſtadt gemacht, wo ſie ſich eben mit meinem Bruder und dem Paſtor Werner befand. Ich wanderte die drei letzten Meilen zu Fuß und wie ich in der Stadt das Haus ſuchte, kam ſie mir, vor Freude erröthend, mit herzlicher Umarmung entgegen, führte mich ein und ſorgte gleich für eine Erfriſchung. „Es iſt gut, daß ſie kommen," ſagte ſie, „hier iſt alles über mich her." Ich glaubte Wunder, wie hoch ich wieder in ihrer Gunſt ſtände, aber den andern Tag drehte ſich der Wind. Wir fuhren zuſammen nach Wienrode, eine Freundin von ihr zu beſuchen und auf die Frage, ob dieſe ihren Mann wohl errathen würde, that ich den Vorſchlag, mich für den Mann der Couſine auszugeben, welche bei uns war. Das nahm ſie gewaltig übel, ſie zankte nun immerfort auf mich und verdarb mir und ſich den ganzen Tag.

Dafür ging mir mit dem Frohleichnamsfeſte auf der Huyſeburg ein herrlicher Tag auf. Die ganze umliegende Gegend hatte ſich hier verſammelt, war, am Feuer Speiſe, Thee, Kaffee bereitend, oder eſſend und trinkend familienweis im Walde umher gelagert und führte für

heute ein wahres Nomadenleben. Auch mir wurde von der ländlichen Freude mein Theil. Neun Mamsell Thilo's, ich glaube, lauter Pastortöchter, befanden sich hier und eine davon war mir bald so freundlich ergeben, daß wir Hand in Hand alle besuchten Plätze durchstrichen, mit einander das Kloster durchwanderten, mit einander am grünen Abhang hingestreckt die Aussicht bewunderten und die Dörfer zählten, die zu unsern Füßen lagen, wie wenn wir durch unser eigenes Vertraun schon einander angetraut und nun unzertrennlich gewesen wären. Zum Glück war sie mehr ruhigen als feurigen Temperaments und wir fühlten nur das Vorrecht heiterer Jugend, der ohne Argwohn Himmel und Erde gehört. Wie die Sonne sich neigte, stieg sie wieder in die Thäler hinab und ich suchte die vorigen Gefährten wieder. Ein solches Kommen und Scheiden ist wie ein Bild des Lebens, das endlich auch nur ein Augenblick scheint und wie ein Traum von uns hinwegschwebt. —

Zurückgekehrt nach Magdeburg sah ich bald die Zeit in ein ernsteres Gewand sich hüllen. Der Tod kam in unsere Familie. Meine gute

Mutter ſtarb, die in ihren nächſten Verhältniſſen manchen Kummer erlebt hatte. Schauerlich war es mir, wie ich in den Hof hineinfuhr und ſie nun nicht wie ſonſt um die Ecke trat, uns zu empfangen. Das Begräbniß trug ſeine eigenen, ländlichen Züge. Zehn Träger, einer nach dem andern hereintretend, gaben einem jeden Verwandten die Hand und ſagten: „Tröſte Sie Gott!“ Um den Tiſch ſich ſetzend, tranken ſie vier Flaſchen Wein und ſprachen von Saat und Wetter. Darauf erhob ſich der ſtattliche Mann, dem einſt meine Mutter die reiche Pathe zur Frau zugeführt hatte und gab zum traurigen Geſchäft das Zeichen mit den Worten: „in Gottes Namen!“ Alles einfach und wahr, nahm von ſelbſt eine ehrwürdige Geſtalt an und prägte um ſo tiefer ſich ein. —

Zu meiner Bildung konnte es beitragen, daß die Gelehrten in Magdeburg einen Klubb gebildet hatten, den ich des Abends zuweilen beſuchte, aber mein Onkel zürnte darauf und meinte, ich könnte davon bleiben, denn alles hielt er für überflüſſig, was nicht unmittelbar zu einem nützlichen Geſchäfte führte. Bei meiner Schwägerin hatte ein Zufall, ein wenig wenig beſſer als jener mit dem Waſſerhuhn,

mich bald wieder in Gunſt gebracht. In Sommerſchenburg verſuchte ich nämlich der Jagd Geſchmack abzugewinnen und ob ich es gleich nur bis zu einem Vogel brachte, zu einem Haſen aber mir ruhiges Blut fehlte, ſo nahm Lambrechts Bedienter, mein Schüler, dennoch davon Gelegenheit, ohne mein Wiſſen, meiner Schwägerin einen Haſen zu überbringen, mit den Worten von mir: „es möge ihr ſo viel Vergnügen machen, ihn zu ſpeiſen, als mir, ihn zu ſchießen.“ Ich ſpürte darauf ihre Verſöhnung, als ich eines Sonntags unter ihr bei meinem Vater aus dem Fenſter ſah. Es fiel ſchwer auf meinen Kopf und wie ich empor ſchaue, ſchwebt über mir ihr freundliches Bild und ich höre in ihrer Entſchuldigung die Beſorgniß ausſprechen, daß ſie es vielleicht zu arg gemacht habe. Ach! es war zum letztenmal, daß ſie ſo mit mir ſcherzte. Den 14. Januar 1799 wurde ſie von einer zweiten Tochter entbunden und den 18., wie ich die Straße wieder daher komme, begegnet mir die Köchin meines Vaters und ſpricht: „wenn Sie Ihre Schwägerin noch einmal ſehen wollen, eilen Sie! ſie will ſterben.“ — Eine Entzündung machte ihren Zuſtand unheilbar. Mit Verlangen hob ſie ſich empor, als

ich hereintrat. Sie wollte weinen und konnte nicht; auf mein Fragen deutete ſie an, wie ſchlecht es mit ihr ſtehe und reichte mir die Hand. „Ach!“ ſagte ſie mit kurzem Athem: „ich habe ausgeſtanden, habe ein Kind geboren — und nun!“ — Ich wollte ſie mit der Geſchicklichkeit eines zweiten Arztes tröſten, den man kommen ließ, aber die Rührung übermannte mich, ich wandte mich in einen Winkel, ihr meine Thränen zu verbergen. Nach dieſer Erſchütterung aber vermochte ich, da ich nur ſelten bis zu Thränen gerührt werde, bei ihr bis zu ihrem letzten Athemzuge auszuhalten. Sie läßt ſich noch einmal ihre Kinder bringen und ſtreichelt ihre Wangen. In heißer Angſt verlangt ſie Kalteſchale, Weintrauben, alles, was kühlt. Es iſt gegen Abend, der Athem verſagt ihr die Worte, der Paſtor Werner tröſtet ſie mit bibliſchen Sprüchen, ſie hört ihn endlich nicht mehr. Immer ach! ſtöhnend liegt ſie bewußtlos da und alles entfernt ſich; ich bleibe allein vor ihrem Bette. Sie athmet noch oft und ¼ auf 8 Uhr haucht ſie ihr junges Leben aus. Welch ein Loos! In der Blüthe der Jahre, aus der Fülle des Reichthums, mitten aus den Hoffnungen des Glücks, das, wie ſie

glaubte, erſt beginnen ſollte, nach einer kurzen Verbindung von zwei Jahren, nach dem Genuſſe ſo weniger ganz ungetrübten Tage, mit dem Schmerzensblick auf zwei ſprachloſe Kinder durch einen ſo bittern Tod plötzlich dahin gerafft! Ihr Schickſal bewegte nicht nur das Herz ihrer Verwandten und Freunde, ſondern alle theilnehmenden Gemüther, die in der Stadt die Trauerbotſchaft hörten. Tief empfand ihren Verluſt auch mein Bruder, nicht minder ihr Vater. Betäubt von Kummer und einer ſchlafloſen Nacht begleitete ich den 21. Januar in aller Frühe ſie zur ſtillen Gruft. So bald mußte ſie das neue Haus verlaſſen! — Wenige Tage darauf folgte die neugeborne Tochter, die an der Bruſt der Mutter den Krankheitsſtoff mit eingeſogen hatte, ihr nach, um neben ihr zu ruhen.

Das Publikum mochte über die Ehe meines Bruders eine ſchlimme Vorſtellung gehegt haben, denn ich hörte ſagen: „nun ſind ſie ja geſchieden. Mein Bruder pries dagegen ihre Liebe und Anhänglichkeit in einem Denkmahle, das er der Gattintreue widmete und das er ſpäter ſogar — vielleicht den Leuten zum Trotz — auf einer Kunſtausſtellung ſehen ließ.

Ich mußte, bis er seine Angelegenheiten in Halberstadt geordnet hatte, einige Zeit in seinem Hause wohnen, worüber ich indeß meine Stunden nicht versäumte. Es war gewiß keine leichte Aufgabe, Abends, wenn alles still wurde, neben den Zimmern, in der Kammer, wo alles an die Schwägerin erinnerte, einzuschlafen und ich durfte froh sein, wenn sich nichts regte, weil ich sicher sonst ihre Schritte vernommen hätte. Ach! es gab noch so Manches zwischen uns zu besprechen! — Von meinem Onkel hörte ich, daß er — vielleicht in gerührter Betrachtung über die Vergänglichkeit des irdischen Glücks — mein Conto wieder getilgt habe. — Meine ganze Heiterkeit gewann ich aber erst zurück, als ich mich wieder in meiner vorigen Wohnung befand.

Nach einiger Zeit kam ein fröhlicher Brief von Jericho, der mich sogar veranlaßte, mit einer muntern Stunde, die ich mir und andern zugedacht, zugleich einen Schwank zu verbinden, den ich überschreiben könnte: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Jericho schrieb mir nämlich, daß er in Halle eine Geliebte gefunden habe, ein Mädchen mit — wie er damals glaubte — einem Vermögen von 5000 Thaler. Ich

wünſchte zu ſeiner Verlobung etwas Beſonderes anzugeben und da ich immer Freitags nach Bukau wanderte, ſteckte ich diesmal zwei Flaſchen Wein zu mir, die ſich unter dem Mantel ſchon verbergen ließen. Ich wußte, daß mein jüngerer Bruder nachkommen wollte und ſagte er ſchicke mich mit dem Wein voraus. Nun hätte man ſehen ſollen, mit welchem Aufwand von Freundlichkeit mein Bruder empfangen wurde. Bei Tiſche ſtreckten gleich alle Hände die Gläſer nach ihm hin und alle Stimmen riefen: „der Geber ſoll leben!“ Nichts aber ging über den ſchönen Wein. „Es iſt heute ein glücklicher Tag für mich,“ ſagte der Paſtor, „von Hamburg habe ich ein Stück Rindfleiſch und vom jüngern Herrn Schütze zwei Flaſchen Wein bekommen. Mein Bruder ſtutzt, ſieht mich an und ſpricht: „nun ja, der Geber ſoll leben!“ indem er immer glaubt, daß ich gemeint ſei. Die Tante, erfreut, einen ſolchen Wohlthäter zu bewirthen, hat in der Höflichkeit noch mancherlei Einfälle und ſo entſchuldigt ſie ſich denn auch, daß ſie bei dem letzten Schweineſchlachten ihm keine friſche Wurſt geſchickt habe; aber er wohne ſo weit in die Stadt hinein. „I, Tantchen,“ warf ich dazwiſchen, „warum mir nicht,

ich wohne ja gleich am Wege!“ Nicht, daß ich ihre unendliche Güte gegen mich überhaupt verkannt hätte; es kam hier nur auf die richtige Folge an. Gut war es, daß in der Munterkeit viel durch einander gesprochen und auch viel gelacht wurde, denn da konnte ich als der einzige Zuschauer des Schauspiels, das ich geben ließ, mein Lachen, das auf ganz andern Gründen beruhte, glücklich mit hindurch bringen, ohne daß man seine Herkunft merkte. Mein Bruder, der nicht wußte, was er mit so vieler Verbindlichkeit anfangen sollte und dem es fast aussah, als wenn man ihn beschämen wolle, mochte wohl eine Erleichterung verspüren, als ich ihm auf dem Rückwege zur Stadt das Räthsel löste. Ich aber habe oft die Erfahrung gemacht, daß das Geschenk eines Reichen weit höher aufgenommen wird, als das eines Armen, aus dem natürlichen Grunde, weil auch das geringste Geschenk von jenem größere hoffen läßt, bei diesem sich aber eine solche Aussicht nicht eröffnet. Mein jüngerer Bruder war nicht Majoratsherr, aber in der Handlung doch der nächste nach dem Onkel und wenn meine umsichtige Cousine in Schönebeck die jüngste ihrer gestickten Westen an ihn addressirte, wußte sie wohl, was sie that.

Stand ich in der Familie Gevatter, so vertauschte die Gevatterin, wenn es anging, mich gern mit meinem Bruder und die Pathchen wurden gewöhnlich nicht nach mir, sondern nach meinen Brüdern getauft. Bei solcher Bewandniß der Dinge konnte es mir denn wohl einmal erlaubt sein, etwas, das ohnehin geschah, durch ein Zauberstäbchen absichtlich hervorzurufen und zu meiner eigenen Lust in einen Scherz zu verwandeln.

Ich hatte eben angefangen, eine Erzählung zu versuchen, als ich vom Oberamtmann Lambrecht eingeladen wurde, mit seinem Sohn einige Monate bei ihm in Sommerschenburg zuzubringen, wodurch ich in ein Leben von großer Mannichfaltigkeit kam, das künftig zu Erzählungen mir wohl noch mehr Stoff, als das bisherige, geben konnte, denn in Magdeburg, wo der kaufmännische Geist vorherrscht, sah sich doch Alles zu ähnlich. Eine Krankheit meines Zöglings war die Ursach zu dieser Versetzung. Er litt nämlich schon lange an einem Knochenfraß am linken Arm und ein Regimentschirurgus von großem Ansehn erschien alle Tage, seine Essenzen in die Wunde zu spritzen, ohne daß die Heilung im mindesten vorwärts rückte. Der

Oberamtmann beſchloß daher, ſeinen Sohn einmal der Behandlung eines ganz einfach-beſcheidenen Wundarztes von Helmſtedt anzuvertrauen, der dazu öfters, auf Stunden, auf Tage zu ihm herüber geritten kam. — Von der außerordentlichen Liebe des Vaters zu ſeinem Sohne erlebte ich mitunter merkwürdige Proben. So trat er in Magdeburg einſt bei noch finſterer Nacht in unſere Schlafkammer, um den Athem ſeines Sohnes zu belauſchen. In einem Briefe hatte geſtanden, daß er nicht nach Hauſe verlange; dieſes nicht war aber bei Eröffnung des Schreibens weggeriſſen, der Vater glaubte alſo, weil ſein Sohn nach Hauſe verlange, müſſe er kränker geworden ſein und durch Nacht und Nebel ſprengte er nach Magdeburg fort. Jeder Beſuch in Sommerſchenburg mußte vor allen ſeinen hübſch herangewachſenen Karl begrüßen und ich hörte ihn einmal beim Abſchiede zu einem Fremden ſagen: „ich danke Ihnen, Sie haben meinen Sohn gut unterhalten.“ Daraus folgte denn auch, daß er fleißig für ſein Vergnügen ſorgte, wobei ich ebenfalls nicht leer ausging. Als ein ſehr gaſtfreier Mann, der mit ſtattlichem Anſehn beſonders vornehme Leute gern bei ſich ſah, empfing er faſt täglich Gäſte:

Univ. Bibl. München

Edelleute, Geheime Räthe, Oberforſtmeiſter, Direktoren, Profeſſoren, Oberförſter und Amtleute, ſelten Landprediger. Schon in ſeiner Nähe hatte er einen Juſtizrath und Oberförſter, mit denen er freundſchaftlichen Umgang pflegen konnte. Ich lernte hier alſo ſehr verſchiedene Menſchen kennen und machte zugleich in der geſellſchaftlichen Bildung erwünſchte Fortſchritte, wobei ich nur bedauere, daß mir eine ſolche Gelegenheit nicht früher zu Theil geworden, indem eine Nachübung mich von meiner Schüchternheit nun doch nicht mehr ganz zu heilen vermochte. Bei dem Anſtande und der Beobachtung des guten Scheins, worauf der Oberamtmann etwas hielt, ließ man indeß auch der ländlichen Freiheit ihr Recht widerfahren. So wurden öfters Luſtreiſen nicht nur nach Harbke und dem Bade Morsleben, ſondern auch zu benachbarten Amtleuten angeſtellt, beſonders wenn dieſe hübſche Töchter hatten. Unter den berühmten Schönheiten der Umgegend zog damals vor allen ein naives Kind Vater und Sohn an und eine Sonntagsfahrt war hauptſächlich ihr gewidmet; aber wir kamen alle zu ſpät, denn während jene, tanzend und ſchmeichelnd, ſich um ihre Gunſt bemühten, flüſterte ein junger Menſch, der kaum von der

Universität zurück gekehrt war, mir als einen ehemaligen Bekannten von Kloster Berge in das Ohr, welche Beweise der zärtlichsten Liebe ihm das Mädchen schon gegeben, welche trauliche Plätze sie mit ihm besucht und wie viele Abendstunden sie mit ihm beim Untergang der Sonne unter säuselnden Birken schon verplaudert habe. Für mich konnte auf diese Weise die vergebliche Lustfahrt noch ergötzlich werden, nur meine Schüchternheit ärgerte mich wieder, da das Mädchen zu mir kam und sagte: „ich habe mit Vater und Sohn getanzt, nun will ich auch mit — Ihnen tanzen," ich aber mit dem, was ich kürzlich gelernt hatte, nicht öffentlich hervorzutreten wagte. Erst tief in der Nacht kehrten wir wieder nach Sommerschenburg zurück und über das Mädchen fiel jetzt das Urtheil dahin aus, daß sie die Personen nicht zu unterscheiden wisse.

Eine weitere Reise zu einer andern Zeit wurde mir durch eine auffallende Scene merkwürdig. Es ging nach einer kleinen Stadt, in dessen Nähe eine Hirschjagd gehalten werden sollte. Nachmittags auf einen offenen Wagen von einem ergiebigen Regen reichlich durchnäßt sprach ich meine fortdauernde muntere Laune

durch Deklamation Höltyſcher Gedichte aus, wie ich aber von einem Stroh-Nachtlager auf dem Dorfe hörte, verſpürte ich zur großen Hirſchjagd in mir keine Luſt und ich ließ mich von einem Freunde des Oberamtmanns bei einem ſeiner Verwandten in der Stadt einquartieren. Es traf ſich aber, daß die Eltern eben verreiſt waren und eine Tochter von 18 Jahren allein die Wirthſchaft führte. Ich ſah ein Mädchen von wohlanſtändigem, gefälligem Aeußern vor mir. Nachdem ich die gehörigen Entſchuldigungen vorgebracht und demnächſt meine naſſen Kleider mit einem warmen Schlafrock vertauſcht hatte, eröffnete ich ein Geſpräch mit ihr. „Fürchten Sie ſich nicht, einen Fremden aufzunehmen?“ fragte ich. „Nein, ganz und gar nicht,“ antwortete ſie, indem ſie die Hand auf meine Schulter legte. Dies Zeichen von Zutraun überraſchte mich ſehr. Ich fand darin ſogleich eine größere Ermuthigung, als ich ſonſt bei den erſten Annäherungen einer Gunſtbewerbung für meine Schüchternheit brauchte. Jede Berührung aber kann leicht der Anfang einer Vertraulichkeit werden, ſelbſt der Handkuß nicht ausgenommen. Es war alſo natürlich, daß ohne viele Worte ihre Freundſchaft nicht ohne Erwiederung blieb.

Welch ein angenehmer Kontraſt zwiſchen Regen und Sturm draußen und dieſem liebreichen Empfang! Nun der Gedanke dazu: wir ſind allein, es iſt Niemand, der uns ſtört! Denn die kleinen Geſchwiſter waren zeitig zu Bette gebracht — was Wunder, wenn da vieles von der Einleitung, zu einem zärtlichen Roman überſprungen wurde! Indeß, ſo angenehm mir auch ein ſolches Unterkommen bei ſchlechtem Wetter ſein mußte, ſo erhielt das Befremden, das der Auftritt einflößte, mir doch denn einigermaßen den Kopf über dem Waſſer, das heißt: ich hatte noch eben Beſinnung genug, um zu merken, daß dies über alle romantiſche Liebe hinausging, die doch bisher mein Ziel geweſen war. Ein Glück für mich, denn die Gefahr ſteigerte ſich noch, indem ſie mich gegen Mitternacht in ein oberes Zimmer zu Bette leuchtete, dann nach zögerndem Abſchiede leiſe im Dunkeln zurückging. Rühmen will ich mich indeß nicht, ſondern nur ſagen, daß nichts die Unſchuld mehr beſchützt, als die Unſchuld ſelbſt und — Unerfahrenheit.

Den andern Tag war es mir ſehr lieb, daß die Stunde der Verſuchung ſo glücklich vorüber gegangen war, denn die Schöne zeigte

ſich mir bald von einer ganz mißfälligen Seite. Für eine Gunſt, die uns ſelbſt zugewendet wird, findet unſere Eitelkeit gar leicht eine Entſchuldigung, widerfährt ſie aber einem andern, ſo erſcheint ſie uns erſt recht in ihrer verwerflichen Geſtalt. Bei Tage umſpielten mich zwei Kinder im Garten, welche wünſchten, daß ich hundert Jahre, dann wieder, ſo lange ich lebte, bei ihnen bleiben möchte. Aber am Abend folgte dem Beſuche des jungen Rectors der Stadtſchule ein Student, der ſich nicht den mindeſten Zwang anthat, und ſich nicht ſcheuete, die Mamſell ſo zu nehmen, wie ſie ſich gab und zwar vor unſern Augen. Endlich, wie dem Scherze ſo ganz und gar geiſtige Beſtandtheile fehlten, wurde es dem Rector doch zu arg, und er erhob ſich gegen das Mädchen und ſagte: „Nun muß ich Ihres Vaters Stimme annehmen!“ Er ſchien ſeine Nähe geahnt zu haben, denn indem jene noch darüber lachten, kam der Vater wirklich mit ſeiner andern Tochter vor dem Hauſe angefahren. Alle geriethen in Angſt und Verwirrung. Die Eintretenden ſahen die verſtörte Geſellſchaft mit Verwunderung an. Der Rector verbeugte ſich und ſagte: „ich bin gekommen, dem fremden Herrn Geſellſchaft zu

leiſten;" der Student: „ich bin mit dem Herrn Rector gekommen." „Was ſoll ich nun ſagen," fuhr ich fort, „der ich ganz fremd bin?" Ich brachte in der Eile die Grüße des Verwandten, der mich hier abgeſetzt hatte, benannte aber die Perſonen falſch, weil ich in die Verwandtſchaft nicht genug eingeweiht war. Mit einem Gemiſch von Freundlichkeit und Verdacht nahm man die Grüße hin. „Karoline," ſagte der Vater zur beſſern Tochter, indem er einen Blick auf das Zimmer warf, „das ſieht hier ſehr wüſte aus." „Ja," entgegnete dieſe, „wenn es nur erſt Tag wäre, daß man ſehen könnte!" Ohne weiter ein Wort zu ſprechen, ſtellte ſich der Vater nun an das Fortepiano und phantaſirte — Rector und Student ſchlichen davon.

Den nächſten Tag gewann es im Hauſe ein ganz anderes Anſehn. Die geſtern mitgekommene Tochter, von Geſundheit ſtrahlend wie die Morgenröthe und mit jedem Zuge jungfräulicher Sittſamkeit geſchmückt, hatte das Zimmer zur reizendſten Ordnung umgeſchaffen, und bewies ſich in der Bewirthung eben ſo anſtändig-gefällig, in der Unterhaltung eben ſo geiſtreich-vernünftig, als geſchickt vor dem Inſtrumente, das ſie mit vielem Ausdruck ſpielte. Die

unedlen Gefühle schämten sich bei ihrem Anblick, und die bessern traten wieder hervor. Ihre Schwester war durch sie nicht nur geistig ausgelöscht, sondern kam auch nun gar nicht mehr zum Vorschein. — Wie ist es möglich, fragte ich mich in der Stille, daß zwei liebliche Töchter, von denselben Eltern erzogen, so verschieden arten, so von einander abweichen konnten! Aber daran erkennt man eben die Gewalt der Natur, die schon selbst in dem Menschen Licht und Schatten hervorbringt, und den Maaßregeln auch der besten Erziehung oft gar keine oder nur sehr wenig Einwirkung gestattet.

Ein reichlich versorgtes Mittagsmahl empfing darauf den Verwandten des Hauses von der Hirschjagd, und mit dem erneuerten Frieden in der Brust reiste ich in Gesellschaft des Oberamtmanns den Nachmittag wieder nach Sommerschenburg zurück.

Die drei oder vier Stunden täglich, welche der Unterricht meines Zöglings in der lateinischen und deutschen Sprache erforderte, ließen mir noch viele Zeit zum Genuß der schönen Gegend übrig, die in reizender Anmuth vor mir lag. Ueber Garten und Wald, über das Dorf im Thal,

ſchweifte der Blick gegen Abend zu dem heitern Städtchen Schöningen hinüber, das von dem bequemen Abhange eines Berges, beſonders im Sonnenſchein, deutlich herſah, dann weiter links zu dem ernſterem Gruße des Brockens, welchem über die geringeren Anhöhen hinaus die Aufſicht über die ganze Gegend anvertraut ſchien. Das Haus des Oberförſters auf einem Waldhügel jenſeits des kleinen und engen Thals, das an unſerer Burgmauer ſich hinabzog und dieſſeits das über alle Bäume hinausragende Haus des Juſtizraths blieben die anziehendſten Punkte in der Nähe. Viele Dörfer zählte ich in der Runde und da ich einmal für das Leben der Landprediger eine große Vorliebe gefaßt hatte, waren meine kleinen Wanderungen, die ich dem häufigen Kartenſpiel auf dem Amte vorzog, vornehmlich zu ihnen gerichtet. Wo ich nur einen Kirchthurm gewahr wurde, da ging ich drauf zu, ſo daß ich in kurzer Zeit Landpaſtoren von allen Farben kennen lernte, ſalbadernde, bequeme, ökonomiſche und weltliche, ſelten wiſſenſchaftliche. Badeleben, ein Dorf, wo der Oberamtmann Lambrecht ein Vorwerk in Pacht beſaß, vertrat mir bald die Stelle von Bukau. Bei dem gutherzigen Prediger fand

ich auch eine hübſche Tochter, von vieler Bildung und Sanftmuth, die das Klavier ganz artig ſpielte und mich noch dazu mit dem Liede von mir: Mit Brauſen ſtürzt der Rhein hernieder — ſchmeichelhaft überraſchte. Ihrer milden Geſinnung konnte ich nicht gram ſein, ich blieb indeß an der Grenze der Freundſchaft ſtehen, da ich in ihr die Geliebte eines abweſenden Freundes ſah, der mir überdies den Auftrag ertheilt hatte, zu erforſchen, ob er wieder geliebt werde. Er fürchtete beſonders den Oberamtmann und dieſer, der ſchon immer von dem hübſchen Mädchen gehört hatte, that auch wirklich jetzt einige Schritte zu ihrer nähern Bekanntſchaft, er beſuchte mit mir das Paſtorhaus, ſorgte, daß die Nachtviolen, die ſie ihm ſchenkte, mit meinen Blumen nicht verwechſelt würden und lud auf den andern Tag die ganze Familie zum Kaffee ein, allein er erlebte den Schreck und die Unart, daß Niemand kam, was ihn denn in ſeinem Grundſatze, mit Landpaſtoren ſich nicht zu befaſſen, aufs neue beſtärkte.

Am liebſten verſammelten ſich die vornehmern Nachbarn von Amt und Dorf beim biedern Oberförſter, wo es mir recht idylliſch behagte, wenn alle in der Abenddämmerung, ver-

traulich plaudernd, im Zimmer umher ſaßen. Zum Juſtizrath zogen mich indeß geheimere Reize, nämlich zwei Töchter, die eine von 17, die andere von 19 Jahren, welche alle Aufmerkſamkeit verdienten. Die ältere bezeichnete den Ruf als ein ſtreng ſittlich und wirthſchaftliches Mädchen von vielem Verſtande und ſo fand ich ſie auch, aber dennoch entſchied ſich meine Neigung für die jüngere, über deren gedrängten vollen Wuchs und bräunlich friſche Wangen, von ſchwarzen Locken umſpielt, eine gewiſſe jungfräuliche Befangenheit ſich ergoß, die wohl geeignet war, dunkle Gefühle zu erwecken, worin Seele und Sinnlichkeit ſich ſchwer unterſcheiden ließ. Fröhliche Stunden gab es, als eines Tages dieſe gutherzigen Mädchen in Abweſenheit der ſtrengen Eltern, die Badeleberin mit ihrem Freunde, der von Magdeburg gekommen war, nebſt andern Nachbarinnen und Geſpielen gaſtlich empfingen und bald auch wandernde Muſikanten ſich einfanden, die zur nähern Vereinigung der jugendlichen Geſellſchaft muntere Tänze aufſpielten und mich gleichfalls ermuthigten, mitzuſchwärmen und faſt mein ganzes Tanzregiſter durchzutanzen. Pfänderſpiele und praſſelnde Feuerräder unterhielten uns draußen, bis die Mu-

ſik den bunten Zug aus dem Garten zu Tiſche rief. Schöner noch ging mir die Freude auf, als ich an einem Sonntagsnachmittage mit der Braunwangigen aus dem hochgelegenen Garten in den Wald trat, der Brocken mit heiterer Bläue auf uns herüber ſchauete und eine entfernte Muſik uns immer weiter ins Gehölz und endlich zu einem ländlichen Feſte zog, wo über den Tanz und das Jauchzen der Fröhlichen eine ſchirmende Eiche ihren Schatten gebreitet hatte. Die Kleine behandelte mich aber lange mit großer Sprödigkeit und ich ließ mich faſt ein wenig tyranniſiren, ſo z. B. wenn ſie mich in den Wald führte, um mir einen Baum mit ihrem Namenzuge zu zeigen und ich überall willig folgte, ging und niederſaß, alles, wie ſie es verlangte, ohne daß ſie ſonſt ein Zeichen der Gunſt geſtattete. Als ich indeß bald darauf nach einer Predigt in Sommersdorf mit ihr traulich durch das Wäldchen zurück ging, da geſchah es, daß die Bibel, die ich trug, Urſach hatte, meinen Arm zu entgleiten und ſie meinen Wunſch, auf den Abend uns in Badeleben zu treffen, Gehör gab. — Unter den mancherlei Fremden, die in Badeleben zuſammen kamen, behielt ich mein Ziel feſt im Auge, was ich um

ſo eher konnte, da ich zugleich von meinem Freunde, dem Doctor in Magdeburg, einen Brief an ſeine Geliebte überbrachte. Bei Muſik und Geſang ging es munter zu. Dann folgte die Abendſtunde, wo ich meine Freundin nach Hauſe begleiten durfte. Wie die Fremden uns verlaſſen hatten und nur der Mond noch über uns zum ſtillen Zeugen blieb, ſah ich allmählig die Hälfte ihrer Sprödigkeit hinweg ſchmelzen, indem ſie meiner Predigt gedachte, an welcher ſie verſicherte lange Zeit genug zu haben. Kaum neigten ſich indeß die ſchwarzen Locken zu mir, als wir plötzlich ihrer Schweſter begegneten, welche kam, uns einzuholen. Sie war indeß heute viel nachſichtiger und zutraulicher gegen mich, als ſonſt und in dem Lindengange vor ihrem Hauſe ſetzten wir auf einen gefällten Baum uns nieder und die guten Mädchen fingen an, beide ihr Herz gegen mich auszuſchütten. Sie klagten über ihren Zuſtand, über die Verhältniſſe, die das Schickſal ihnen anwies, doch ohne den Namen ihrer Stiefmutter zu nennen, deren Strenge nicht nur ſie, ſondern auch ihren Vater in großer Abhängigkeit erhielt, wobei ihr künftiges Glück — eine Verheirathung mit erforderlicher Ausſtattung — wenig in Be-

trachtung kam. „Sie können doch noch einigermaßen Ihr Glück ſich ſelber ſchaffen," ſagte die ältere, „aber wir ſitzen da einſam und verlaſſen; die frohen Tage bleiben aus." Und nun deklamirte ſie ein Gedicht von Kotzebue, das nur von Unglück und Elend auf der Welt handelte. Es klang bei der Stille der Nacht, da in den Linden über uns kein Blatt ſich regte, unheimlich und ſchauerlich und mir war's, als fühlte ich das grauſame Schickſal nahe über unſern Häuptern dahin ziehen. Ich ermunterte ſie indeß mit mancherlei Troſt, ſprach von dem Glück, das im Herzen wohnt und das uns Niemand rauben kann, vom Werth der Geſinnung, von Großmuth und Entſagung, von den Thorheiten der Menſchen, die nur eiteln Wünſchen nachjagen und von der Verwerflichkeit des Stolzes jeder Art, wozu Niemand berechtigt ſei. Ich ging immer mehr in allgemeine Betrachtungen über, um ſie vom Schmerzgefühl ihres Zuſtandes abzuziehen, redete vom Menſchen überhaupt als der intereſſanteſten Erſcheinung in der Natur, von der Verſchiedenheit der Gemüthsverfaſſungen und wie ſchwer es ſei, einen Charakter ganz zu ergründen, wobei die ältere meinen Gedanken am liebſten folgte. Bis gegen Mitter-

nacht saßen wir so in vertraulichem Gespräch, der Mond war schon hinabgesunken und endlich — den Abend wie ein süßes Geheimniß in der Brust bewahrend, schieden wir still von einander. Solche Augenblicke sind mehr Gaben des Zufalls als unserer Vorsorge, es sind Blumen, die sich im Kranze nicht zum zweitenmal begegnen. So kamen wir nie wieder zusammen.

—

Ein großes Familienfest erforderte mitten im Sommer meine Gegenwart in Magdeburg. Es betraf ein Jubiläum meines Onkels, der nun 30 Jahre im Comptoir verlebt hatte. Er pflegte immer, wenn er nach Leipzig reiste und die Thore der Stadt erblickte, den Tag zu nennen, wo er zum alten Kußkopf gekommen war. Diesen Tag hatte mein jüngerer Bruder bei der vorletzten Reise sich genau gemerkt und wir gingen schon über 9 Monate damit um, ihm eine würdige Feier vorzubereiten. Mitten unter den fröhlichen Anstalten starb die Schwägerin, die so manches, was sie in der Zukunft schimmern sah und so denn auch diesen Zeitpunkt nicht erleben sollte. Doch konnte die Trauer um sie die Vorbereitung nur unterbrechen, nicht ganz aufheben. Ich hatte eine kleine Operette

gedichtet, wozu man die Musik von Callenbach erwartete, aber mein älterer Bruder meinte, daß sie zur Ausführung für uns zu schwer sei, und dichtete selbst etwas. Damit waren nun zwar die Mitglieder der kleinen Hausbühne nicht zufrieden und ich selbst protestirte dagegen, mein Vater indeß redete mir zu: „es koste ihm ja sein Geld, ich möchte es doch nur gut sein lassen.“ Merkur, der eigentlich dem Apoll die Lyra besaiten sollte, behielt also für diesmal das Spiel selbst in seiner Hand. Ich gab nach und that es um so leichter, da nach den ersten beiden Akten, worin es sehr zärtlich zuging, erst die eigentliche Feier eintrat, die der Autor aus meinem Stücke genommen hatte, so daß mir doch der Hauptantheil am Feste blieb. Das Theater stand schon im Saal aufgeschlagen, mit den nöthigen Coulissen versehen, und in Gemeinschaft mit Cousinen, wobei auch die wieder versöhnte aus Schönebeck nicht fehlte, übten wir unter mancherlei Scherz, wie er bei Proben sich von selbst einstellt, uns an dem Stück so lange bis es zusammen ging. Zum Schlusse war für zwei erleuchtete Pyramiden gesorgt, welche verschiedenes Geräth als Symbole abschatteten, die das ganze Leben des Onkels, vom Ern-

terechen an, in einem deutlichen Ueberblick darstellten. Wir bedauerten nur, daß wir nicht auch das Wucherexempel, das des Onkels Schicksal entschied und das er sonst oft im Munde führte, ihm noch zuletzt hatten entlocken und als geheimnißvolle Ziffer anbringen können.

Der Tag erschien. Wir freuten uns den Mittag, wie wir den Onkel nur erst im Hause hatten und nach Tische ließ er sich auch zu einer Spazierfahrt bewegen. Während der Zeit, war alles in gehörigen Stand gesetzt und bei seiner Rückkehr führte ich ihn unter dem Schall von Trompeten und Pauken herein — zur Darstellung des 18. Julius. Wir wunderten uns über seine Fassung, aber wir erfuhren nachher, daß ein Nachbar auf einem Spaziergange ihm schon die Neuigkeit von dem bevorstehenden Feste verrathen hatte; indeß der Onkel war so gut, zu thun, als wisse er von nichts, um uns die Freude nicht zu verderben. Das kleine Publikum nahm alles, Spiel und Gesang, wohlgelaunt hin, bis der dritte Akt kam, der die Bedeutung des Festes aussprach, und die feierliche Rede, welche mein älterer Bruder sprach, eine große Rührung hervorbrachte. Zum Schluß erklang auf einer Harmonika: „Nun danket alle Gott!“

In feierlicher Stille umringten wir ihn jetzt mit kleinen festlichen Gaben, unter welchen sich auch meine Operette befand, die ich in Druck gegeben und ihm gewidmet hatte. Bei Ueberreichung eines Gedichtes durch einen Armenknaben wurde dem Wohlthäter der Armen unter lautem Jubel zugetrunken. Dies machte den Uebergang zum Ball in dem mit Reifen und Gewinden von Eichenlaub geschmückten Saal. Bei dem Tanz, der Verwandte und Freunde durch einander flecht, spürte ich die Nacht über in mir eine seltsame Stimmung, nämlich ein Gefühl der Ausgleichung aller Mißklänge, wie es nur ein solcher Tag geben kann, einen heitern Seelenzustand, der sich dem stillen Leben des reinen Sternenhimmels vergleichen läßt.

Da mein älterer Bruder an diesem Tage das Waisen- und das Armenhaus speiste und jenes mit 100 Thaler dieses mit 200 Thaler beschenkte, so wurde des herrlichen Jubiläums auch in den Zeitungen gedacht, und Kibbeck predigte am nächsten Sonntage vom ewigen Gewinn des Reichen. Für meine Operette, die ich das gute Beispiel betitelt hatte, weil ich meinte, daß Andere an meinem Onkel ein Beispiel nehmen sollten, erhielt ich von diesem

10 Friedrichsd'or zum Geschenk, die ich zum Andenken für mein ganzes Leben in eine dauerhafte goldene Uhr verwandelte. Mein jüngerer Bruder stellte mir überdies mein Quartal zu, das der Onkel ihm bei Zeiten übergeben hatte, ohne auf die Bemerkung des ältern, daß ich jetzt gar nichts brauche, zu achten. Somit geschah es, daß sich nun wirklich ein kleiner Vorrath in meiner Kasse sammelte, der mich veranlaßte, an Jericho in Halle zu schreiben und ihm, den seine Eltern nur wenig unterstützen konnten, zur Verfolgung seiner juristischen Laufbahn eine jährliche Hülfe von hundert Thalern zuzusichern. — Mein Zögling in Sommerschenburg war unterdeß glücklich geheilt und ich reiste wieder zu ihm, um den Unterricht dort noch bis Michaelis fortzusetzen, worauf wir in die vorigen Verhältnisse nach Magdeburg zurückkehrten. Bei dem Abschiede von meinen Freundinnen, mit denen ich zuletzt noch manche Stunde ländlich-angenehm verlebte, blieb zum Trost die Hoffnung des Wiedersehns, worauf wir mit jedem Eintritt der Schulferien rechnen konnten.

In Magdeburg verdoppelte sich jetzt mein Eifer für die Theologie, ich saß fast täglich beim griechischen Testament und wollte mich mit allem

Fleiß der Poesie entziehen, so daß ich nur noch die Verfertigung einer Passion mir erlaubte, welche ich die Freundschaft im Tode benannte, wozu die Leidensgeschichte Christi Stoff genug giebt. Auf Predigerstellen spekulirten meine Verwandte und Bekannte mit mir um die Wette, aber es wollte sich durchaus kein Fall ereignen, der mir zu Gute kommen konnte. Endlich wollte mein älterer Bruder mir eine Stelle in seinem Dienste anweisen. Er war bisher auf die Alleinherrschaft mächtig losgeschritten, hatte schon früher die Cousine nach Schönebeck entfernt und that jetzt dem jüngern Bruder den Vorschlag, eine Brauerei zu kaufen, wozu sich eben eine gute Gelegenheit darbot. Mein Vater suchte diesem die Sache recht annehmlich darzustellen, aber er war kein Narr und lachte dazu. Nun hatte der ältere gar ein Rittergut — Köhnert — gekauft, auf welchem der Vater die Wirthschaft führen und ich ihm etwas predigen sollte. Man nahm mich mit hinaus und ich mußte in Grabau, wohin Köhnert eingepfarrt war, den Prediger besuchen. Aber weder sein Haus, noch seine Tochter, die man mir zugedacht, wollte mir gefallen. Sie zeigte mir mit Freundlichkeit die merkwürdigen Grab-

mähler in der Kirche, woven der Ort den Namen führt, ich konnte ihr indeß keinen Geſchmack abgewinnen. Man drohete mir mit einer ſchlimmen Zukunft, da ich doch einmal — ſagte man — nicht viel zu hoffen habe, wenn ich nicht bei Zeiten in eine ſolche Adjunktur einginge; allein zu bedenken war vornehmlich die Bothmäßigkeit meines Bruders, des Grundherrn von Kähnert, unter welche ich hier kommen ſollte und ich widerſetzte mich deshalb ſtandhaft dem Plan, den man mit mir vorhatte.

Ob ich es nun gleich mit der Theologie ernſtlich meinte, ſo wurde mir doch ohne äußern Erfolg oft einſamlich dabei zu Sinne; mein Gefühl wollte mehr beſchäftigt ſein und das ließ mir keine Ruhe. So kam mir einmal in einem Konzerte, daß großen Eindruck auf mich machte, alles entſetzlich todt vor, ich ſah umher, ob ich denn keine mit empfindende Seele entdecken könnte und ſiehe! in der Mitte des Saals ſaß ein junges Frauenzimmer, deren Buſen bei den herzergreifenden Tönen, gleich einem Silberſee in Abendwinde auf und nieder wallte und deren Augen im Thau des Gefühls ſchwammen. Wer in aller Welt, ſagte ich zu mir, iſt dies gefühlvolle Weſen? Ich hütete ſie ſorgfältig bis zum

Schluſſe des Concerts und drängte mich beim Ausgange nahe zu ihr heran und als ſie mit andern Damen in einen Wagen ſtieg, lief ich dem Wagen nach und — er fuhr durch die ganze Stadt, erſt am Domplatz, vor der Kammer der Wohnung des Kammerpräſidenten, hielt er ſtille. Wie ich nachher in Erfahrung brachte, war es ein Geſellſchaftsfräulein aus Wolfenbüttel, alſo ein Stern außer meiner Sphäre.

Dieſe Unruhe eines unbefriedigten Herzens hätte mir in dieſem Winter beinahe das Leben gekoſtet. Ich war zu Weihnachten mit meinem Zögling wieder nach Sommerſchenburg gereiſt, und da meine Freundinnen theils durch die Jahreszeit, theils durch ſtrengere Aufſicht von mir getrennt blieben, jagte mich die Langeweile hinaus in die halberweichten Schneegefilde, wo die taumelnden Flocken eben die Luft ſo verdüſterten, daß ich Schöningen kaum auffinden konnte, über welches ich meine Wanderung richtete. Zwei Stunden darüber hinaus ging ich nach einem Braunſchweigiſchen Dorfe zu einem Prediger, deſſen Frau ich ſchon früher als ein ſanftes, mir angenehmes Weſen kennen gelernt hatte, die mich jetzt auch freundlich aufnahm und deren Unterhaltung ich drei Tage genoß. Am

dritten Tage nun war eine Kälte von 16 bis 18 Grad, da ich indeß hörte, daß meine Wirthsleute auf den andern Morgen ein häusliches Geschäft vorhatten, so fürchtete ich, ihnen lästig zu fallen und machte mich, trotz ihrer Gegenvorstellung auf den Rückweg. Anfangs wirkte die Mittagssonne wohlthätig, aber ein heftiger Ostwind blies mir entgegen, der Weg und Steg verwehte und das Weiterkommen sehr erschwerte. In Schöningen rechnete ich darauf, bei einem Bekannten mich zu erwärmen, aber ich traf ihn nicht zu Hause und arbeitete nun, um keine Zeit mehr zu verlieren, mich muthig weiter fort. Die Sonne sank und eine feindselige Oede lag vor mir, in der keine lebendige Seele sich blikken ließ, wo jedes menschliche Gesicht, das etwa noch hervortauchte, gleich wieder in die Hütte zurück kroch. Ein Bekannter zu Pferde begegnete mir, der aus seinem Maulkorbe von Tüchern heraus mich warnte. Indeß — ich war nun einmal auf dem Wege und mußte durch. Mit der Dämmerung hatte ich auch Sommersdorf glücklich erreicht, allein auf dem Fußsteige zur Burg hinan vergingen mir die Sinne: es wurde mir auf einmal so lau und dumpf um die Stirn, ich zog die Pelzmütze in die Höhe, um

mein Gefühl durch die Luft wieder aufzufrischen, das Herz pochte, wie wenn ich mich außer Athem gelaufen hätte, ich stand und athmete und es wollte doch nichts helfen. Jeder Baumstamm, der am Wege lag, winkte mich zu sich, um nur eine Minute, um nur einen kleinen Augenblick auszuruhen; aber dieser Augenblick wäre mein Tod gewesen; ich war betäubt und ermattet zum Erfrieren fertig. Das Bewußtsein dieser Gefahr hielt mich fest und da ich Niemand sah, den ich um Unterstützung anrufen konnte, arbeitete ich mich langsam, mit hohen Schritten, bis zur Burg fort, wobei mir immer war, als wenn ich große Berge zu erklimmen hätte. Endlich war das Thor errungen, das Haus nahm mich lebend wieder auf. Für diesmal kam ich mit einem tüchtigen Schnupfen davon, für die Zukunft aber gelobte ich mir geduldiger auszuhalten.

In Magdeburg stand mir bald darauf eine Veränderung meiner ganzen Lage bevor. Einen Brief erhielt ich, an mich mit dem Zusatze gerichtet: Hofmeister beim Herrn Baron von Putlitz auf Kloster Berge. In diesen Worten las ich gleich meine Bestimmung, ehe ich den Brief geöffnet hatte. Er kam vom jungen Werner,

der in Panko in der Priegnitz bei einem Baron von Putlitz Hauslehrer war und der mir jetzt schrieb, daß ich Hofmeister von dem einzigen Sohne des Bruders seines Principals werden sollte, des reichen Barons, der im Schlosse zu Wolfshagen wohnend 12,000 Thaler jährliche Einkünfte und über die halbe Priegnitz zu gebieten habe. Mit der nächsten-Post nahm ich den ehrenvollen Antrag an und überließ mich nun schwärmerischen Gefühlen, was ich alles in der jungen Seele meines Zöglings und durch ihn auf die Welt wirken wollte. Ich war hierin ein wenig zu rasch vorausgeeilt, denn wie den 12. März der junge Herr Baron wirklich zu mir hereintrat, sah ich einen völlig erwachsenen Jüngling von starkem Wuchs vor mir, der über die ersten wohlthätigen Eindrücke der Erziehung schon hinaus schien. Man war mit den Leistungen seiner frühern Lehrer nicht zufrieden; jetzt kam er von dem Pädagogium zu Halle und sollte unter meiner Aufsicht und Leitung seine Studien auf Kloster Berge fortsetzen. Sein ernstes, verschlossenes und dabei für seine Jahre schüchternes Wesen befremdete mich anfangs. Einer von seinen vormaligen Hofmeistern urtheilte über ihn, daß er von gutmüthiger Gesinnung

ſei, aber ſchon viel Böſes geſehen habe. Und ſo fand ich es auch, wie ich ihn auf der Reiſe zu ſeinen Eltern näher kennen lernte. In Wolfshagen machte das Schloß mit zwei Flügeln, mit dem Thürmchen darüber und einem ſchönen Glockenſchlag bei unſerm Empfange einen ſehr angenehmen Eindruck auf mich. Der Herr des Schloſſes, klein von Perſon, aber von ſehr heftigem Temperament, ließ ſeinen Sohn gleich ſo barſch an, daß dieſer nach ſeinem Eintritt ſtumm und ſchüchtern an der Thür ſtehen blieb. In der Gemahlin des ſtrengen Gebieters erblickte ich aber als Gegenbild eine freundlich-ſanfte Dame, von welcher die Bauern ſagten: „der Himmel hat ſie uns geſchenkt.“ Ein junges, hübſches Fräulein von 6 oder 7 Jahren ſchmiegte ſich an ſie an. Werner, der von Panke, das am Wege lag, uns hierher begleitet hatte, ſagte zu mir: „dieſem darfſt Du nicht widerſprechen und bei uns darfſt Du kein Kantianer und kein Demokrat ſein.“ Es ſtürmte indeß bei meinem Herrn Baron nicht immer und es gehörten nur wenige Tage dazu, um in ihm einen Mann von der größten Rechtſchaffenheit, obgleich von eiſerner Strenge, zu erkennen. Er räumte mir mit Bewilligung von 30 Louisd'or

jährlichen Honorars und freier Station über seinen Sohn völlig freie Gewalt ein. Von mir sollte die Schärfung oder Linderung seiner Strafen abhangen, die Leitung seines Unterrichts aber mich keineswegs hindern, den Umgang mit meinen Freunden fortzusetzen.

Merkwürdiger noch war mir die Bekanntschaft mit seinem Bruder in Panko, der in der ganzen Gegend der gelehrte Baron genannt wurde. Mit den Edelleuten umher pflog er fast gar keinen Umgang, Gelehrte dagegen ließ er nie vorbei reisen, ohne sie zu sich einzuladen. So war ich denn auch, jetzt und in nachfolgenden Schulferien, sehr häufig bei ihm. Ja von ihm rührte diese meine Anstellung her; er hatte seinem Bruder zuerst den Vorschlag gethan, seinen Sohn meiner Obhut anzuvertrauen, nach dem günstigen Vorurtheil, das er bei Werners Erzählungen von mir gefaßt hatte. Gleich bei meinem ersten Eintritt bezeigte er mir sein Wohlgefallen an meiner ihm durch Werner mitgetheilten Operette. „Ich bin auch ein Kritiker," fügte er hinzu und überreichte mir ein Paar Verse, worin er besonders dem Ausdruck meines Herzens ein großes Lob zollte. Mit beredter Zunge wußte er immer

von der geringfügigsten Sache das Gespräch auf wissenschaftliche Gegenstände, poetischen, philosophischen oder politischen Inhalts, zu leiten. Noch von der Universität her der alten Leibnitzischen Philosophie anhangend stritt er gern gegen Kant und Kantianer, entweder mündlich, wenn die Gelegenheit kam, oder wenigstens in Gedanken für sich, vielleicht auch mit der Feder, wenn er die deutsche Bibliothek las. Mir genügte es schon, ihn zur Widerlegung neuer Sätze anzureizen, denn es war ein Vergnügen, ihn sprechen zu hören, wobei denn auch wohl muntere, witzige Einfälle mit lustigen Geschichten oder satyrischen Ergießungen sich verbanden. Auffallend war mir indeß, wie seine Gemahlin immer so still dabei saß und er gar nicht auf sie achtete. Darin ließ sich hiesigen Orts noch etwas von den altadelich strengen Sitten verspüren, wornach die Gattin in ihrem Gatten den Herrn und Gebieter verehrt; die philosophische Herrscherneigung trug aber gewiß auch das Ihrige dazu bei. Erlag er nun vollends in seiner Abgeschiedenheit der übeln Laune, dann durfte seine Gemahlin nicht von ihm aus dem Zimmer weichen, ob er gleich in solcher Stimmung oft viele Stunden kein Wort sprach. In

Eintheilung der Zeit war er besonders strenge: mit dem Schlage zwölf Uhr ging er Mittags zu Tische, es mochten, wenn er Gäste geladen hatte, diese schon gekommen sein oder nicht. Werner konnte mir daher seine Verwunderung nicht genug ausdrücken, als er mit mir einmal eine Ausnahme machte, eine Viertelstunde und noch eine Viertelstunde zugab, ich aber, aus einem Mißverständnisse in der Bestellung, ganz ausblieb. Er besaß eine ziemlich ansehnliche Bibliothek; auch die schönen Künste lud er zuweilen zu sich ein. Hörte er von einem musikalischen Fräulein oder von einer Gesangeskundigen Gouvernannte in seiner Nähe, so bat er sie ungesäumt nebst andern Gästen zu einem heitern Mahle und an einem solchen Musentage, wie er einmal in meiner Gegenwart dem glücklichen Horaz lächelte, vergaß ich ganz, daß ich in der Priegnitz war; denn nach außen fühlte ich mich sehr gedrückt durch den Anblick der erbunterthänigen Dörfer, wo ich die Häuser, von den eigenen Bewohnern erbaut, hin und her hangen, den Rauch durch die Hausthür ziehen, die Kirchthürme oft sehr demüthig sich neigen sah und wo der Edelmann — wie man mich damals versicherte — jeden Bauer, der ihm

mißfällig wird, vom Hofe jagen kann. Ich bemerkte nie, wenn ich mit Werner über Land fuhr, daß der Bauer vor uns ſich umgeſehen hätte und wir mochten das tollſte Zeug ſprechen, er blieb wie in Stein gehauen, ſo ſichtlich lag die Spur des gehemmten, mechaniſchen Lebens über ihm. Was würden die freien Männer von Olvenſtädt ſagen, dachte ich, wenn ſie dieſe Dörfer ſähen!

Ich verließ daher, wie jetzt das Nöthige verabredet war, nach dem Verlauf einer Woche die Priegnitz ſehr gern und mein Gemüth richtete ſich erſt wieder ganz auf, wie ich bei Genthin durch einen großen Kiefernwald fuhr, wo eben ein mächtiger Sturm über mir wie durch hundert Orgeln brauſte.

Ich reiſte aber neuen Erfahrungen entgegen, denn mein Weg führte mich über Kähnert, wo die Kunde von dem, was alles mein Bruder dort veranſtalten und unternehmen wollte, mich in nicht geringes Erſtaunen ſetzte. Ich fand nicht allein am Wege ſchon viele Löcher gegraben zur Pflanzung langer Baumgänge, ſondern mein Vater ſprach auch von vielen künftigen Anlagen, Lauben und Einſiedeleien in den

Birken- und Tannen-Gebüſchen umher. Der Saal im Hauſe ſollte bald zu einem Betſaale dienen, worin mein Bruder Kirche halten wollte. Er ließ dazu eine Orgel bauen, weil er die vom Onkel nicht bekommen konnte. Auch hatte er ſchon Predigten geſchrieben, womit er die Leute von ſeinem Hofe zu erbauen dachte, weshalb er mit dem Prediger in Grabau ſchon fertig zu werden hoffte. Ich ſtutzte, wie den Abend ein neuer Knecht zum Thore herein fuhr und auf dem Wagen die Violine ſpielte. „Was bedeutet das?“ fragte ich und erhielt zur Antwort, daß künftig immer Leute in Dienſt genommen werden ſollten, die muſikaliſch wären, um mit der Zeit daraus eine kleine Hauskapelle zu bilden. Zu Pfingſten ſollte es zunächſt ein groſſes Feſt geben, wozu wir alle hinaus kommen würden, auch der Onkel. „Eine Einweihung?“ fragte ich. „Nein, etwas mehr,“ lautete die Antwort. Von Zelten, vom Tanzen im Freien war die Rede. Schon zwei Kuckkaſten für 18 Thaler und eine Drehorgel für 20 Thaler hatte mein Bruder gekauft. Das zielte auf ein Volksfeſt. Weiter hinaus dachte man an Verbeſſerungen und Vergrößerungen des Guts, an Urbarmachungen, an Gründung einer Kolonie,

Anlegung (wo möglich) einer Fabrik, die alsdann einem Dorfe den Urſprung geben könnte und noch an Mancherlei, das von ſelbſt daraus folgen und die Macht des Grundherrn vermehren würde, wovon das Ende lange nicht abzuſehen war. Bei Anſchaffung des Zugviehes hatte man auch ſchon auf vier gleiche Pferde Bedacht genommen, die zugleich ein hübſches Kutſchgeſpann bildeten, womit mein Bruder vor kurzem bereits eine Probefahrt nach Magdeburg gehalten. Beſonders freuete er ſich mit dieſem auf die Freite zu fahren, denn es ging ſeine Abſicht dahin, wieder eine reiche Frau zu heirathen.

Mir wirbelte der Kopf, wie ich auf dem Wege zur Stadt, den ich zu Fuß zurücklegte, an alle dieſe Herrlichkeiten dachte; aber als ich in Magdeburg ankam, lag ein Nebel vor der Zukunft, ich fand meinen Bruder krank auf dem Sopha liegen. Er klagte über Hitze und meinte, daß eine ſchwüle Luft im Zimmer ſein müſſe; ich möchte doch oben ein Fenſter öffnen. Des großen Feſtes auf Pfingſten gedachte er ungefragt, ohne indeß etwas Näheres darüber zu verrathen. Man nahm ſein Uebel für eine leichte Unpäßlichkeit, aber ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich bald und wurde nach einigen Tagen ſogar

gefahrdrohend, indem die Krankheit in ein hizziges Fieber überging. Wie ſich der Arzt darüber bedenklich äußerte, ſagte mein Onkel, „das ſei die Hand des Schickſals, ſein Stolz ſollte gedemüthiget werden.“ Ueber den Urſprung ſeiner Krankheit hörte ich: als er mit dem prächtigen Viergeſpann in die Stadt einfuhr, ſtellten ſich ein Paar Fenſterladen entgegen, er gerieth in heftigen Zorn und zankte mit den Leuten darüber: von dieſem Aerger rührte die Krankheit her. Er überſtand indeß das Fieber glücklich und erhob ſich wieder von ſeinem Lager. Aufrichtig freuete ſich mein Vater darüber, der von Kähnert herein gekommen war; die Andern ſchienen mehr verwundert und ein Freund von mir nahm ſich ſogar die Freiheit, mir ſein Beileid darüber zu bezeigen. Es ging jedoch mit der Geneſung ſehr langſam und des Arztes Rath, daß er nur tüchtig eſſen möchte, wollte nicht fruchten. Ich hörte meinen Bruder ſogar eines Tages beim Anblick ſeiner Tochter ſagen: „wenn nur der Tod nicht wäre!“ So kam Oſtern heran und wie ich ihn jetzt als einen Geneſenden beſuchte, fand ich ihn wieder bettlägerig. — Den Nachmittag aber, als ich bei meinem jüngern Bruder, der jetzt mit Jariges zuſammen

wohnte, nachdenkend im Fenster lag, fragte ein Vorbeigehender nach des Kranken Befinden leise hinauf und auf die Antwort: „er bessert sich," rief er durch die hohle Hand zurück: „er ist todt!" Ich erschrack und stürzte hin zu ihm. Die Unruhe und Verwirrung im Hause bestätigte die Botschaft. Mein Vater hatte — so erzählte man mir — den Kranken kaum verlassen, als man ihn heftig klingeln hörte — man eilte zurück und fand ihn im Sterben. Alle Hülfe, alle Bemühung, ihn zu retten, kam zu spät. Ein erschütternder Anblick! Der 13. April 1808 war sein Todestag; mitten in seinen hochfliegenden Entwürfen, im 31. Jahre seines Alters hatte ihn der Tod abgerufen. Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Nachricht in der Stadt und besonders in der Familie hervorbrachte. Mein Onkel aber sagte alsobald: „Nun soll auch alles in gleiche Theile gehen!" in welchen Worten denn auch mir die goldene Zukunft aufging. Er schrieb sogleich ein anderes Testament und nahm meinen jüngern Bruder zum stillen Compagnon an. Der Abgeschiedene wurde Morgens neben seiner Frau begraben. Von der ganzen Begräbnißfeierlichkeit war nur eins, das dem Verstorbenen hätte

gefallen können, nämlich wie das Mädchen, das seiner Wirthschaft gedient hatte, rasch hervortrat, Blumen in das offene Grab warf und mit heller Stimme rief: „dieſe Blumen ſtreue ich meinem Herren zu Ehren — zum künftigen Wiederſehen!“

Leider war er ohne Teſtament geſtorben. Er ging eben damit um und wollte vor allem Kähnert für ſeine Tochter zu retten und zu erhalten ſuchen, als der Tod ihn übereilte. Das Gut mußte nun verkauft, alles im Hauſe verſiegelt und auch das geringſte Kleidungsſtück beliebigen Käufern öffentlich hingehalten und verſteigert werden. So zerſtoben plötzlich wie Seifenblaſen die Hoffnungen ſeines Glücks, unvollendet blieben die Anlagen, die er ſo planvoll erſonnen, die Unternehmungen, die er ſo klug berechnet, zu Grunde gingen alle Herrlichkeiten ſeiner Macht, von denen er ſo ſtolz geträumt hatte. Damit legten ſich denn aber auch die unruhigen Wogen, welche das Glück Anderer ſo oft erſchütterten, der Hochmuth zog die Segel ein — es wurde endlich Friede in der Familie.

Den 25. April 1800 zog ich mit dem Baron von Putlitz nach Kloſter Berge. Es

konnte mir nicht anders als höchſt angenehm ſein, wieder an den Ort zu kommen, wo ich ſchon ſo glückliche Jahre verlebt hatte. Wir bewohnten im neuen Gebäude zwei Zimmer nach der Abendſeite mit der Ausſicht auf Feld und Dörfer und links auf den nahe gelegenen Teich von hohen Ulmen umſchattet. Der Umgang mit meinen Freunden dauerte fort, ſo wie denn überhaupt Kloſter Berge mit ſeinen Umgebungen häufig von Magdeburgern beſucht wurde; nur mein Verhältniß zur Schule und das zu meinem Zögling hatte einige Schwierigkeiten. In jenem wollte ich meine Freiheit zu keinem ſtörenden Einfluß mißbrauchen, aber auch meine Unabhängigkeit nicht darüber verlieren, die ſowohl durch den Muthwillen der Scholaren als durch die Herrſchergewalt der Lehrer in Beziehung auf meinen Zögling leicht gefährdet werden konnte. Ich wählte einen freundſchaftlichen Mittelweg, der aber doch in der Folge nicht immer zum Ziele führte. Bei meinem Zögling hatte ich manches Uebel, das noch aus der frühern Zeit verharrte, zu bekämpfen, mancher Ausweichung zu begegnen, manchen Verſuchen angeborner oder angewöhnter Widerſetzlichkeit Zorn und Strafe entgegen zu ſetzen, dabei aber immer Sorge zu

tragen, mir sein Zutraun zu erhalten, wodurch ich mir den Zugang zu seiner Gutmüthigkeit als der besten Quelle, woraus sich Gedeihen schöpfen ließ, sicherte. Auf diese Weise brachte ich es allmählig dahin, daß er gleich andern Scholaren auf dem angewiesenen Wege des Fleißes ruhig fortging und, durch meinen Unterricht noch mehr gefördert, in Sprachen und Wissenschaften nützliche Fortschritte machte. Ob man viel oder wenig wirkt, das läßt sich bei der Erziehung nicht von außen, sondern nur innerlich, psychologisch beurtheilen. Eine festgewurzelte Neigung z. B. kann oft nur beschränkt, nicht völlig ausgerottet werden.

Die viele Zeit, die mir außer den Beschäftigungen mit meinem Zögling übrig blieb, benutzte ich vor der Hand zu meinen theologischen Studien. Ich kehrte zum neuen Testament zurück und besuchte auch die hebräischen Stunden bei Gurlitt wieder, predigte in Bukau und spekulirte, wo nur eine Predigerstelle sich aufthat, ja ich schloß sogar mit einem Lehrer auf Kloster Berge, der durch seine Verhältnisse sich in dem Stand glaubte, mir eine ähnliche zu verschaffen, als er selbst erhielt, einen förmlich schriftlichen Vertrag, den auch mein Onkel mit

unterſchreiben mußte; dennoch bekam ich von meinen Verwandten oft den Vorwurf zu hören, daß ich mich um eine Pfarre wenig kümmere, daß ich mir keine Mühe gebe, daß ich nur Geld verzehre. Mein Vater äußerte ſogar einmal, ob ich nicht lieber zur Handlung zurückkehren wolle. O! wie hätte mir das je in den Sinn kommen können! Wie wenig noch mußte man meinen innern Zuſtand begreifen! Ich that gewiß ſchon viel, wenn ich meine Neigung zur Poeſie, eben weil man ſie für nichts achtete, mit aller Kraft eines feſten Vorſatzes unterdrückte. Ich machte jetzt den Verſuch, ihr moraliſche Abhandlungen entgegen zu ſetzen, indem ich eine Mittellehre wider Fehler und Laſter zu ſchreiben anfing und vorläufig das Kapitel vom Stehlen ausführte. Sodann verfertigte ich einen Aufſatz, der vom häuslichen Gottesdienſte in Rückſicht ſeines Werthes und ſeiner Einrichtung handelte und den ich an den Herren von Aſſendelft in Leiden ſchickte, zur Beantwortung einer Preisaufgabe, von der ich aber nachher nichts weiter hörte. Darauf zog ich die Geſchichte der Philoſophie in Betrachtung. Mein Manuſcript über den Reim, wovon der Rath Funk nur einen Bogen durchgeſehen hatte, lagerte einſt-

weilen wieder bei Professor Gurlitt. Die Passionscantate ließ ich jedoch auf dessen Rath drucken, schickte sie an gute Freunde und feierte vor allem damit des Onkels nächsten Geburtstag. Meine Gewohnheit, auch dem Bedienten Unterricht zu ertheilen, behielt ich bei.

Es währte aber nicht lange, so wurde ich wieder durch eine Herzensangelegenheit beunruhigt, wozu der Grund schon in Magdeburg gelegt war. Von Sommerschenburg aus hatte ich nämlich in dem Bade Moorsleben einige verwaiste Predigertöchter aus Magdeburg kennen gelernt, die ich in der Folge zuweilen besuchte und zwar in Gemeinschaft mit meinem Freunde, dem Doctor, der mit seiner jungfräulichen Neigung für das schöne Geschlecht überhaupt solche Bekanntschaften gar gern unterhielt. Vier Schwestern, junge, hübsche, muntere Mädchen, ohne grämliche Aufsicht, flochten in manche trübe Winterabende uns die heitersten Stunden. Scherz und jugendlicher Frohsinn, von Unschuld und Anmuth begleitet, eröffneten uns ein Eden, wie nur ein türkischer Christ in der Verzückung sich zu träumen vermag. Wenn wir uns indeß ihre Vormünder nannten, so geschah

es nicht, um darin einen Doppelsinn zu verbergen, sondern wir wünschten wirklich ihrem Glück beförderlich zu sein; ich warb um die Stelle einer Gesellschafterin für die eine und mein Freund schrieb Warnungsbriefe, wenn er glaubte, daß dieser oder jener ihrem Umgange gefährlich werden könnte. Selbst unsere besten Freunde, wenn wir ihnen nichts Gutes zutrauten, suchten wir von ihnen entfernt zu halten. Wir hatten aber dabei zu wenig an uns selbst gedacht und nicht erwogen, daß wir bei aller Unschuld denn doch mit einem gefährlichen Feuer spielten. Ich kam zuerst an die Reihe. So lange ich keine ausschließliche Neigung für diese oder jene fühlte, lebte ich nur dem Scherz als dem schönsten Genusse der Freiheit und nichts hinderte mich, von dem kommenden Abend eben so viel Lust zu erwarten, als mir der vorige gewährt hatte. Es begab sich aber nach einigen Wochen, daß noch eine fünfte Schwester vom Lande herein kam, die, wenn auch nicht schöner, doch frischer blühete und mit größeren Augen in das Leben mehr Bedeutung zu legen schien, wobei ein aufmerksamer Verstand als Einfassung der Heiterkeit sie recht gut kleidete. Ich wandte mich jetzt vorzugsweise an sie und dieser Vorzug war für

meine Freiheit gleich ein ſchlimmes Zeichen. Indem ich mit ihr, wie mit den übrigen, nur zu ſcherzen meinte, miſchten ſich ernſte Gefühle mit ein und nach und nach hatte ſie mir Herz und Phantaſie eingenommen. Da es aber einmal ſo mit mir ſtand, wollte ich auch wiſſen, welche Theilnahme ich wohl ihr eingeflößt haben möchte. Ich ſchien in ihrer Gunſt zu ſteigen, die Annäherung vermehrte ſich, aber mein Glaube an ihre Zuneigung konnte zu keiner Gewißheit gelangen. Ihrem freundlichen, gefälligen Betragen war durchaus nichts vorzuwerfen, ich durfte ſogar mancher Zeichen von wohlwollender Zärtlichkeit mich erfreuen, aber ich vermißte dabei doch immer noch etwas, das mit zum Ganzen gehört, etwas, das nicht auf der Oberfläche, ſondern im tiefſten Grunde zu ſuchen iſt und das ſich am erſten durch unſcheinbare Kennzeichen verräth. Es giebt nämlich in der Liebe eine Menge kleiner Merkmale, die ſich durch keine Höflichkeit oder Gefälligkeit erſetzen laſſen. So ſpricht z. B. bei Liebenden das Auge immer früher und — ſpäter als das Wort, während die Höflichkeit nur bei der Rede ſelbſt aufſchaut. Der Fuß geht, der Blick weilt. Die Liebe hört, wenn Mehrere ſprechen, ſich das

kleinſte Wort des Liebenden heraus; die Höflichkeit glaubt ſich im Ueberhören ſchon mit der Stimme eines Vorlauten entſchuldigt. Gefälligkeit ſpricht mit Bedacht und um ſo ſchöner; die Liebe übereilt ſich und erröthet, ſpricht, wo ſie ſchweigen und giebt durch Schweigen Antwort, wo ſie reden ſollte — ſie ſpricht wider Willen. Höflichkeit verfehlt die Wahrſcheinlichkeit nicht, Liebe verfällt in Widerſprüche. In der Geſellſchaft giebt die Liebe der Nähe des Geliebten gern etwas zu, einen halben, einen viertel Zoll, und der Stuhl wendet ſich unvermerkt; die bloſſe Höflichkeit aber vergißt ſich im Eifer des Geſprächs und nimmt etwas von dem, was ſie ſchon gegeben hatte zurück; ein Strich, eine Linie kann hier für Ab- oder Zuneigung ſchon ein entſcheidendes Merkmal werden. Dieſe und ähnliche Kennzeichen weiß jeder Liebende gar wohl, aber er fühlt ſie mehr, als daß er ſich ihrer bewußt würde. Ich ſah darin ſchon ziemlich klar und war um ſo ſchlimmer daran, weil ich das, was mich angenehm überraſchen ſollte, nun als ein Erfahrner ſchon ſuchte und wo nicht forderte, doch bald vermißte. Da ich indeß oft in ihrer Geſellſchaft ſein konnte, ließ ich mich zwiſchen Zweifel und Vertraun einſt-

weilen so hinschweben, bis eine Veränderung im Gemüthszustande des Mädchens bemerklich wurde, die besonders meinen Freund, den Doctor, in die höchste Spannung versetzte. Man sah sie nämlich mitten in der Fröhlichkeit oft still und nachdenkend und bald überhaupt traurig werden, der Trübsinn nahm immermehr zu, die Blüthe wich von ihren Wangen, man fürchtete für ihre Gesundheit. Der Doctor fing zunächst als erster Vormund an zu vermuthen, daß doch wohl einer von uns mehr Hoffnung in ihr erregt haben könnte, als mit der Wahrheit bestehe, dann aber gab er mir gerade zu die Schuld. Ohne meine Zuneigung zu leugnen, rückte ich jetzt mit meinen Zweifeln hervor und meinte, der Gegenstand ihres Kummers könne auch wohl ein anderer sein, wobei ich einer dunkeln Vermuthung folgte. Nun paßte der Doctor auf alle Mienen und Blicke in ihrem Betragen, um daraus eine entscheidende Neigung für mich und das, was ich zu thun hätte, herzuleiten. Er veranstaltete unter andern eine Landparthie, wo ich, von ihrer Liebenswürdigkeit bezaubert, wirklich mit ihr stundenlang mich glücklich fühlte und zuweilen in die Täuschung, die der Doctor beförderte, mit einging. Wie

wir aus einem Walde zurück auf einem Kahn über die Elbe dahin gleiteten, ſchien aller Trübſinn ihrer Seele ein Raub der ſanften Wellen, die im leichten Wechſelſpiel uns wiegten, ja, ihr munteres Weſen erhob ſich ſogar bis zur Schalkhaftigkeit, mit welchem neuen Reiz ſie mir ganz vorzüglich gefiel. Als wir indeß gelandet waren und die Abendglocke vom nahen Kirchthurme ertönte, verſank ſie auf einmal wieder in trauerndes Sinnen. Der Doctor ſtutzte, doch wie die Glocke anſchlug, wurde ſie plötzlich wie vom Sonnenſchein verklärt, indem ſie mit dem Ausdruck triumphirender Freude auf einen Stein trat und mit einer Herrſchermiene gleich einer Königin auf mich herab ſah. „Ah!“ rief der Doctor, „jetzt haben Sie ſich verrathen, keine Verſtellung weiter!“ Die folgenden Tage drang er nun mit dem größten Ernſt auf mich ein und plagte mich bis aufs Blut: das Mädchen vergehe vor ſeinen ſichtlichen Augen, ich ſollte mich erklären. Ich blieb bei meinen Zweifeln, aber mir wurde doch unheimlich dabei zu Muthe. Ihr Zuſtand oder vielmehr ſeine Beſchreibung erſchütterte, rührte mich zum innigſten Mitleid und in einer ſolchen Stimmung führte er mich in einen öffentlichen Garten, wo Muſik war.

Nun kann ich nicht ſagen, wie die zärtlichen Töne, die mich hier auf ihre Weiſe vor Gericht zogen, mein Herz zerriſſen, mein Gefühl folterten und mich als einen grauſamen, erbarmungsloſen Menſchen zerſchmetterten. Zwiſchen der freudigen Regſamkeit im Garten und dem Zuſtande meiner Seele herrſchte ein Kontraſt, wie er mir nie vorgekommen war. Das bunte Gewühl löſte ſich für mich in bittern Spott auf über der Menſchen hohles, gleißendes Glück. Liebt ſie dich doch vielleicht? fragte ich mich. Biſt du nicht immer gut gegen ſie geweſen? Vielleicht iſt ſie tiefer, als andere in dein Herz eingedrungen, an der Geſinnung wohl hat ſich ihre Neigung entzündet. Bei ſolchen Fragen und Vorſtellungen von Möglichkeiten wurden meine Zweifel aufs neue geprüft und abgewogen, aber mein natürlicher Sinn, mein unwillkührliches Gefühl hielt ſich ſtandhaft und ſtellte endlich feſt, daß die Erklärung ihres Zuſtandes doch durchaus anders woher abzuwarten ſei. Ich that wohl, dieſem innern Kompaß zu folgen, denn nach langer Zeit nannte eine ihrer Schweſtern einen ganz andern Gegenſtand als die Urſach ihres vormaligen Trübſinns. Die kleinen Merkmale bewährten ſich alſo. Meine Vermu-

thung traf. Sie liebte — ihrer Vorstellung nach — ohne Hoffnung und wollte die Sehnsucht in ihr Herz verschließen — daher der verzehrende Kummer. Mit der Zeit heilte die Wunde.

Der Doctor war zu meinem Trost auch nicht ganz frei geblieben, er freundschaftelte mit einer von den schönen Schwestern so lange, bis er nicht mehr wußte, was dieses oder jenes Wort eigentlich zu bedeuten habe und er machte sich wirklich schwere Gedanken darüber. Wir aber, die wir ihn mit seinem freundschaftlichen Mittlersysteme gern neckten, zogen seine Angelegenheit ins Scherzhafte, indem wir mit ernster Miene behaupteten, daß er wirklich zu weit gegangen sei und daß seine Freundschaft der Liebe so ähnlich sehe, wie der Maulesel dem Pferde. — Das Schicksal löste bald alle Verschlingungen. —

Gegen die Poesie hatte ich mich nun schon lange Zeit wacker gewehrt und mit aller Vorsicht keine Dichter gelesen, um nicht begeistert zu werden; aber es sollte wider Erwarten bald bei mir damit zu einem völligen Durchbruche kommen. Als ich nämlich eines Nachmittags durch den Klostergarten und zwar durch den

hohen Pfortengang luſtwandelte, flog mich, wie von den rauſchenden Ulmen herab, plötzlich die Luſt zu dichten wieder an. Die herrliche Waſſerfahrt, welche die Schule alle Jahr unternahm, trat mit allen ihren Reizen vor meine Seele, ſie ging wie von ſelbſt vor dem innern Ohr in Verſe über und ich mußte ihr immer weiter und weiter folgen, bis ſie, tagelang gehegt, zu einem langen epiſch-lyriſchen Gedichte wurde, worin bei abwechſelndem Rhythmus unter anderm ſich der Mittag im Walde in folgendes Lied fügte:

Der Herold ruft zum Mahle;
Mit friſchem Eichengrün
Deckt blinkende Pokale
Des Waldes Baldachin.

Uns dient in trauter Mitte,
Die gern des Zwangs entbehrt,
Zum Keller die Kajüte,
Die Flur zum Feuerheerd.

Vom Thron umlaubter Aeſte,
Umwebt von Fried' und Ruh,
Sieht ſchweigend unſerm Feſte
Des Waldes Sänger zu.

So ſchaut mit ſtiller Wonne
Dereinſt auch unſer Blick
Bei ſpäter Abendſonne
Auf dieſen Tag zurück.

Wie werth muß dann, wie theuer
Ein alter Freund uns ſein!
Dann hallt die Jugendfeier
Zurück vom Eichenhain.

Ja, — hier im Schattengange,
Im Tempel der Natur,
Schwört laut beim Becherklange
Der Freundſchaft hohen Schwur!

Mit dieſem Gedichte, dachte ich, willſt du einmal wie Andere in ſolchen Fällen, den förmlichen Weg einſchlagen, d. h. du willſt es dem einzigen Dichter in Magdeburg, dem Hofrath von Köpken, mittheilen. Dieſer nun, wie ich es ihm in Manuſcript überſchickt hatte, war ſehr davon erbaut; er machte einige Bemerkungen darüber, ich änderte manches nach ſeinem Urtheil, übergab das Ganze dem Druck und erwarb mir viele Freunde damit. Von dieſer Zeit an ermunterte mich Köpken auf alle Weiſe, las mir, wie ich ihn beſuchte, etwas von Schiller vor und gab mir die Schillerſchen Gedichte

mit nach Hauſe; ich las ſie früh Morgens auf der Terraſſe des Kloſtergartens, die proſaiſchen Vorſätze wankten — ich war nun vollends verloren.

Aber wie ich meinem Onkel das Gedicht überſandte, ſagte er kurzweg: „wenn er dafür nur predigte!“ — Ich mußte alſo gleich eine Predigt darauf ſetzen, die ich den nächſten Sonntag in Bukau und Fermersleben hielt. Dieſe geiſtliche Rede ſchrieb ich ab und ſchickte ſie meinem Onkel zu ſeinem 68. Geburtstage, (1801) nebſt einem Schreiben zu meiner Vertheidigung. Weil er an Verſen keinen Gefallen habe, ſchrieb ich, käme ich jetzt mit Proſa. Ich erklärte ihm, warum ich am liebſten auf dem Lande predige und dann fuhr ich folgendermaßen fort: „Was nun das Dichten betrifft — ich meine nicht das Dichten und Trachten nach einer Pfarre — ſondern das Poeſiren, wodurch Hiob, David, die vier großen und die zwölf kleinen Propheten, der alte Homer, Virgil, Ovid, Oſſian, die deutſchen Barden und Luther, Hans Sachſe, Gellert, Klopſtock und tauſend andere von allen Nationen ſich der Welt bekannt gemacht haben, ſo will ich doch bitten, in Rückſicht meiner Wenigkeit, der ich freilich weder Hans Sachſe noch Klopſtock bin, den Muſen wenigſtens Barmher-

zigkeit, wenn auch nicht Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und wo möglich, Gedichte doch auch als eine Gabe Gottes zu betrachten, womit er die Seelen der Menſchen ſpeiſt. Er hat ja nicht blos Roggen, Weizen und Gerſte, ſondern auch Blumen wachſen laſſen, die kein Menſch und oft nicht einmal ein Thier eſſen kann. Aber ſie blühen und duften und prangen mit tauſend Farben und man ſieht recht ſeine Luſt an ihnen. So iſt es auch mit den Dichtern. Sie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln auch nicht in die Scheune, ſpinnen, weben, ſchneidern auch nicht und doch hat ſie der liebe Gott geſchaffen, daß ſie in ihren Werken prangen, duften und ergötzen, daß ſie, wie die Lerchen die Luft, das Herz und den Geiſt des Menſchen mit Liedern erfüllen, daß ſie — nicht das Feld, aber Gefühle und Empfindungen in dem Menſchen bauen und pflegen, daß ſie das Herz des Menſchen nicht verſtocken und verrotten laſſen, daß ſie das Göttliche im Menſchen vom Thieriſchen reinigen, daß ſie von dem Schönen und Wahren und Guten einen Extrakt machen, der wie Nektar uns zum Himmel erhebt, daß ſie die Welt immer zur Wiedergeburt zwingen und ſie immer noch einmal ſchaffen, daß ſie dem

Menſchen nichts Altes werde, daß ſie von uns ſinnlichen Geſchöpfen die Bärenhaut abziehen und uns das Brüllen abgewöhnen, damit wir, wenn wir hitzig und wild werden, doch wenigſtens mit Anſtand raſen und hübſch fein klagen und ſeufzen und für jede Empfindung einen eigenen Ausdruck haben, nicht immer wie Raben zu Gott ſchreien, ſondern hübſch melodiſch ſingen und uns fein artig gebehrden, ferner, daß wir ohne Schiff in den Lüften daher fahren, damit wir ſehen, wie Kieſelſteine und Sterne von einander unterſchieden ſind, daß wir jeden Winkel des menſchlichen Herzens bereiſen und von uns ſelbſt eine Beſchreibung machen können und ſo weiter.

Glauben Sie nur nicht, daß, wenn die Pfarre für mich noch lange ausbleibt, ich nur wie ein Eſel in der Löwenhaut mich hinter dem Namen des Studirens verſtecken und übrigens hübſch faullenzen werde. Keinesweges! Ein Feuer, wie es Sie ſelbſt belebt, treibt mich unaufhörlich an, thätig zu ſein, den menſchlichen Geiſt zu durchzuſchiffen und hinwiederum auf dieſen Geiſt zu wirken, wobei ich mich denn nicht mit meinem Eleven begnüge, wiewohl dieſer Geiſt auch ſeine Arbeit haben will. Freilich

laſſen ſich die Früchte einer ſolchen Thätigkeit weder wiegen noch zählen, ſondern, weil ſie wie eine feine electriſche Materie auf die Nerven, d. h. auf Herz und Verſtand wirken, ſo werden ſie nicht bemerkt und verlieren ſich bei dem Eſſen und Trinken in mancherlei Gefühle, die allmählig beſſer und glücklicher machen, ohne daß man ſich derſelben bewußt iſt. Dieſes Unſichtbare iſt denn auch der Grund, weshalb die gelehrte Welt in ihrem Studirſtübchen bleiben, ſich oft mit dem Broſamen der Reichen begnügen muß und größtentheils weder fahren und reiten, noch ſich Häuſer bauen kann. Da ſollte man freilich glauben, die Gelehrten wären Narren, daß ſie ſich zu ſolchen Dingen hergäben; indeß — der liebe Gott hat es mit der waldigten und gebirgigten Erde ſo gut gemeint und hat es mit dem Getriebe der menſchlichen Talente und Neigungen ſo klug angefangen, daß immer einige Menſchen ſolche Narren ſein müſſen, ſie mögen es merken oder nicht.

Das ſind ſo Gedankenſpäne, welche zufällig die Poſaune, womit ich heute zu Ihrem Geburtstage blaſe, Ihnen zutreibt. Es iſt damit gut gemeint, ſo wie Sie es auch gut meinen. Fahren Sie fort, es immer ſo gut zu

meinen und Sie ſollen ſehen, daß ich noch wacker mit der Poſaune in die Welt hinein blaſe und — will es Gott — Ihren Namen nach allen Seiten unter die Menſchen verbreite. Sonach empfehle ich mich denn in Proſa Ihrer Gewogenheit und nenne mich, ſo wie ich es wirklich bin meines gütigen Onkels

dankbarer Neffe.

Kloſter Berge, am feſtlichen Tage des 9. Auguſts 1801."

Darauf erhielt ich keine Antwort, allein ich hörte nun lange Zeit kein Brummen und kein Klagen mehr und durfte mich ungeſtraft der Poeſie und philoſophiſchen Unterſuchungen überlaſſen. Da mich Köpken ſofort zu Beiträgen für einen Muſenalmanach aufforderte, ging ich an Gedichte von freier Erfindung und mein erſtes Gedicht dieſer Art war die Getäuſchte, worin ſich ein Mädchen über die Untreue ihres Geliebten beklagt. Es führt eine ſehr leidenſchaftliche bilderreiche Sprache, wie ſchon der Anfang verräth:

So bin ich denn getäuſcht, betrogen,
Zerronnen iſt der Morgentraum,
Ich ſchwebte hoch auf ſtolzen Wogen
Und haſchte nach dem Purpurſaum

Der himmelslichten Prunkgestalt!
Ein Nebel war's, ein Spiel der Winde,
Ein Nachtgewölk verrauchter Schlünde,
Ein Eisgebilde, rauh und kalt.

Wie ich damit zu Köpken kam, traf ich Tiedgen an, dessen Urania eben erschienen war und jetzt auf Kloster Berge zu Betstunden diente. Beide lobten das Gedicht, ermunterten mich und fügten hinzu: ich möchte Musarion und andere poetische Werke lesen, es würde nun doch vergebens sein, mich den Musen zu widersetzen. Die Getäuschte erschien darauf in Büchlers Egeria auf 1802.

Nach meiner Ansicht streift es bei allem Gefühl mit seiner pomphaften Sprache doch etwas ins Rhetorische hinüber. Noch mehr war dies mit meinen folgenden Gedichten: die Abschiedsstunde, die betrogene Wittwe und andern der Fall. Der Greis am Erntefeste hielt sich freier und wurde unter Büchlers Aurora 1803 aufgenommen. Sein oder nicht sein that sich durch philosophische Gedanken hervor. Meinen beständigen Kritiker Jariges konnte ich leider dabei nicht zu Rathe ziehen, weil er kürzlich eine Reise nach Frankreich angetreten und sich von hier zu einer Reise nach

Spanien und Portugal dem Freiherrn von Vincke angeſchloſſen hatte, der zum Aufkauf ſpaniſcher Schafe von der preußiſchen Regierung dahin geſchickt war; unſer Briefwechſel dauerte indeß auch in den weiteſten Entfernungen fort. Meinen Gedichten mochte wohl die Nähe der Theologie ſchaden, die noch eine ganze Weile nebenher ging, indem ich z. B. noch immer die hebräiſchen Stunden bei Gurlitt beſuchte und auch die Gedanken an eine Pfarre noch nicht ganz aufgegeben hatte. Ich that nun aber meinem Geiſt keinen Zwang mehr an, las Göthe und andere Dichter und fühlte mich innerlich freier und heiterer. Dies hatte auch guten Einfluß auf mein ſehnſüchtiges Verlangen nach weiblicher Sympathie; ich pflegte jetzt mehr Umgang mit den Lehrern des Kloſters, welche zwar die Literaturzeitungen beſtäubt im Winkel liegen ließen und mit ihrer Gleichgültigkeit gegen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften meinem Geiſt wenig genügen konnten, die aber außer den Schulſtunden jugendlich vergnügt lebten, oft Wein tranken, Kegel oder Karte ſpielten, mit mir die Tanzſtunden beſuchten oder eine Luftfahrt anſtellten und mir ſo zu mancher Zerſtreuung verhalfen. Meine Theorie

des Reims war unterdeß bei Gurlitt wieder anderthalb Jahre älter geworden und ich hatte ihn als einen feinen und ehrgeizigen Mann in Verdacht, daß er mich dadurch gewissermaßen von sich abhängig erhalten und eine Herrschaft über mich ausüben wolle, als wozu er auch in manchen Erinnerungen zuweilen Miene machte. Endlich gab er sie mir wieder, ich verkürzte sie nach seinem Wunsch und im April 1802 trat sie bei Keil in Magdeburg an das Licht, nachdem sie schon vor ihrer Geburt, wie wir gesehen, ihre Schicksale gehabt hatte. Funk rühmte jetzt den Fleiß und den Scharfsinn, den ich, wie er sagte, auf einen „so epinösen Gegenstand" verwandt habe. Diese Versicherung hätte er mir früher geben können, dachte ich still bei mir. —

Auf der Schule erlebte ich darauf die Freude, daß Putlitz sich eine Prämie erwarb. Die Anzahl der Schüler hatte unter dem Abt Schewe und Professor Gurlitt, den jetzigen Directoren, sehr zugenommen und zu bedauern war nur, daß unter beiden so wenig Einigkeit herrschte. Gurlitt sah sich Schewen ungern

untergeordnet und da er meinte, daß dieser nicht durch seine Kenntnisse, sondern durch seine Verhältnisse zu der Stelle eines Abts gelangt sei, so sprach er in seinen Schulreden immer vom verdrängten Verdienst, vom Günstlings- und Maitressenwesen, so daß es einem im Angesichte Schewens angst und bange dabei werden konnte. Die Folge war, daß man ihn, als er einen Ruf nach Hamburg an das Johanneum erhielt, ruhig ziehen ließ. Den 18. September 1802 gaben wir ihm bei seinem Abgange bis Neuhaldensleben das Geleit und in einem Gedichte: Lied der Wehmuth drückte ich im Namen der Schüler die Gefühle über seinen Verlust aus. Professor Straß von Berlin kam an seine Stelle.

Diese Veränderung ging mich persönlich sehr nahe an, weil meine Zimmer zur zukünftigen Wohnung des Directors bestimmt wurden und mir bei dieser Gelegenheit von den Lehrern eine große Kränkung widerfuhr. Ob ich gleich alle Tage auf das freundschaftlichste mit ihnen zusammen lebte, hatten sie doch die Vertheilung der erledigten Zimmer unter sich heimlich verabredet und verlangten nun, daß ich im alten Gebäude eine Treppe hoch eine Wohnung beziehen sollte, die

dem Holzstall gegenüber lag, wobei sie nur die Entschuldigung brauchten, daß da schon einmal ein Hofmeister gewohnt habe. Man stelle sich vor: ich, der immer mit der heißesten Liebe an den Reizen der Natur hing, sollte jetzt dem Holzstalle gegenüber wohnen, sollte nicht mehr in das freie Feld, sondern in der Werkstätte eines Holzhackers schauen. Ich glaube wohl, daß sie weniger hieran, als an die Ehre des Vorzuges, bessere Zimmer einzunehmen, gedacht hatten. Wie gern hätte ich ihnen die Ehre gegönnt, hätten sie mir nur das freie Feld gelassen. Was war nun zu thun? Sollte ich rasen und toben, mit ihnen zanken und in die Feindschaft eingehen, die sie darboten? dann mußte ich auch allen Umgang mit ihnen aufgeben und welch ein trauriges Leben würde ich mit einer solchen Absonderung, zumal im Winter, von der Stadt getrennt, auf dem einsamen Kloster geführt haben! Sollte ich ein Komplott gegen sie schmieden, mir eine Parthei erwerben, wie andere vor mir gethan hatten? dessen war ich nicht fähig. — Ich lag lange im Streit mit mir und hielt endlich für das beste, alle Gefühle zu unterdrücken, hier ganz allein den Verstand handeln zu lassen

und vor allen Dingen, komme es nun, wie es wolle, den Frieden mit ihnen wieder herzustellen. Du mußt mit ihnen in Frieden leben, sagte ich zu mir und sofort ließ ich ein Schreiben an sie ergehen, worin ich ihnen erst ihr unfreundschaftliches Betragen vorhielt und sie dann auf den Abend zu vollen Bechern einlud, indem es auf Erden unsere Bestimmung sei, fügte ich hinzu, über den Gräbern hier des Lebens froh zu werden. Dieser Brief traf sie wie eine Gewitterstimme, dem ein Regenbogen sich gegenüberstellt. Der älteste Lehrer, der ihn bei Tische las, konnte darauf kaum das Tischgebet sprechen; das fromme Wort erstarrte ihm auf der Zunge. Verlegen-freundlich kamen sie dann alle zu mir und jeder benahm sich auf seine Weise. Die meisten stimmten den alten lustigen Ton an, um den Mißklang zu vertilgen, der zwischen uns getreten war; der Schlimmste, der Gurlitts Zimmer erobert hatte, wollte die Sache erörtern und noch eine Billigung darüber von mir einernten, andere ließen ihn aber nicht ausreden, was mir sehr christlich schien, da ich doch noch nicht im Stande war, darüber zu sprechen. So wurde die Gesellschaft ziemlich lustig und konnte nicht aufhören, mit

mir anzustoßen, wobei sie sich besonders an der Vorstellung ergötzten, daß nach ihrem Ausdruck die ganze Schule drüben über diesen Vorfall die Maulsperre bekommen hätte. Die Lustigkeit ging endlich so weit, daß einige mit dem Munde musicirten und andere dazu tanzten. Erst um ein Uhr begaben sie sich zur Ruhe. Es war den 3. December 1802. Nie in meinem Leben hatte ich solchen Sieg über mich errungen. Den folgenden Abend wurde eines Lehrers Geburtstag gefeiert und ich war wieder mit ihnen vergnügt, wie sonst, so daß also von dieser Seite mein Wunsch in Erfüllung ging. Allein in die künftige Aussicht auf den Holzstall konnte ich mich durchaus nicht finden, so viel Mühe ich mir auch gab. Schlaflos in der Nacht mich hin und her werfend überlegte ich, ob nicht noch ein Ausweg auszumitteln sei. Ich streifte in Gedanken an allen Fenstern hin und war endlich so glücklich, zwei Scholaren-Zimmer zu entdecken, die ich, ohne einen Lehrer zu verdrängen, für mich und Putlitz in Vorschlag bringen konnte. Mit diesem Vorschlag wandte ich mich an den Abt Schewe. Er äußerte großes Erstaunen, wie er hörte, daß schon alle Veränderungen getroffen

wären, da er eigentlich ſeine Einwilligung dazu noch nicht gegeben und ausdrücklich bedingt habe, daß auch ich damit zufrieden ſein müßte. Nach einigen Stunden Bedenkzeit überließ er mir wirklich die erbetenen Zimmer und ſchon den zweiten Tag darauf nahm ich mit Putlib davon Beſitz. Meine Ausſicht blieb dieſelbe, ich war dem Teiche mit ſeinen Ulmen nur um einige Schritte näher gerückt. — Die Lehrer ſtutzten über den getroffenen Ausweg, der doch keine Veränderung weiter hervorbrachte, als daß einer von ihnen ein Paar Scholaren mehr bekam und der älteſte, nun mein Nachbar, mit Freuden ganz ohne Inſpection blieb. Die meiſten gönnten mir mein Loos, nur der ſchlimmſte nannte es (jedoch nicht laut gegen mich) einen Treubruch, weil er innerlich unzufrieden darüber war, daß ich ihnen den Trimumph wieder entriſſen, den ich nach ſeiner Vorſtellung ihnen ſchon über mich eingeräumt hatte. Verdammt ſei die Rückſicht der Ehre, wenn ſie den Werth der andern Güter (wie z. B. meine Ausſicht) ſo zurückſetzt! Mein Principal war mit der getroffenen Maaßregel ſehr zufrieden; widrigenfalls hätten wir, wie er ſchrieb, Bergen ver-

laſſen und es mit Kloſter lieben Frauen in Magdeburg vertauſchen müſſen.

Das geſellige Verhältniß zu den Lehrern erlitt nun keine Störung weiter und ich war oft Zeuge von den luſtigſten Auftritten, womit ſie, in Gemeinſchaft mit dem neuen Organiſten, von dem Druck ihres meiſt mechaniſchen Lehramtes ſich erholten. Wahr iſt es, daß junge Lehrer friſches Leben aufs Katheder bringen, aber daran können ſich auch wieder Nachtheile knüpfen, wie ich hier gewahr wurde. Die Streiche waren doch oft gar zu arg, welche die jüngſten ausgehen ließen. Nur einen will ich anführen, der darin beſtand, daß zweie mitten in der Nacht ſich zu einem Gaſthofe in der Stadt begaben und alles herauspochten, um hier als Fremde einzukehren, wie wenn ſie von einer weiten Reiſe kämen. —

Zuverläſſiger war mein Umgang mit den Magdeburgiſchen Freunden, der ſchon lange Stetigkeit gewonnen und zu einem wöchentlichen Kränzchen ſich gebildet hatte. Dieſes beſuchte ich ſogar in der ſchlechtern Jahreszeit

und nahm, wenn die luſtige Geſellſchaft vorüber war, mein Laternchen in die Hand, den Rückweg durch den Stern ſuchend, um den andern Morgen wieder an meinem Platz zu ſein. Die Verbindung hatte ſich von ſelbſt gemacht, indem jeder von den bewährten Freunden, wieder einen Freund mitbrachte und daher kam es auch, daß wir ſo gut mit einander harmonirten. Sie erhielt ſich in völliger Gleichheit, indem niemand weder ein Vorrecht genoß, noch darnach ſtrebte: jeder gab, was der Einfall des Augenblicks ihm verlieh, ſo daß Scherz, Geſang und Fröhlichkeit in beſtändigem Wetteifer blieben. Wohlmeinung und Wahrheitsliebe lagen allem zum Grunde, weshalb denn auch wiſſenſchaftliche Geſpräche ſich von ſelbſt dazu geſellten. So entſtand eine Geſellſchaft, wie ich ſie nachher im werkthätigern Leben, wo der Ehrgeiz ſich unter die Fröhlichen drängt, nie wieder gefunden habe. Mit beſonderm Wohlgefallen ruhten in dieſem Kreiſe die Blicke auf Jericho, Juriſt, Maler und Vorſänger unſers Kreiſes, deſſen blühendes Geſicht, von bräunlichen Locken umwallt, mit der denkenden Stirn, ſo wie in den weit geöffneten mehr abwärts gerichteten Augen ganz

das ſinnige Weſen ausdrückte, das ihm in hohem Grade eigen war. Es ſprach noch etwas anders, als juriſtiſcher Scharfſinn, es ſprach Kunſt und Erfindung überhaupt ſich darin aus. Dies bewieſen auch die Beſchäftigungen ſeiner Nebenſtunden; er grübelte, mit Abweichung von Newton, über die Entſtehung des Lichts und der Farben, ſodann über den Bau von Schiffen, die durch Schaufeln bewegt werden könnten, über Erſetzung der Kupferplatte durch eine andere feſte Maſſe, worin er auch wirkliche Verſuche anſtellte und über neue chemiſche Verbindungen, mit welchen ſeine Beſtrebungen ſelbſt nicht ganz fruchtlos ausfielen, denn er löſte die Aufgabe eines reichen Töpfers in Magdeburg, einen neuen Firniß zu erfinden, der gegen Hitze und Näſſe aushielte, worauf als Preis 30 Thaler geſetzt waren. Es giebt Menſchen in der Welt, die man in kein beſtimmtes Fach zwingen, ſondern die man nur mit Geld und Freiheit ausſtatten ſollte, um ſo das Herrlichſte an ihnen zu erleben. Jericho war ein ſolcher, aber Armuth feſſelte ihn an den niedern Boden, meine hundert Thaler reichten nicht weit und er, der ungern Unterſtüzzung annahm, geſtand mir manchmal, daß

er in acht Tagen nichts Warmes gegeſſen habe. —

Dies erinnert mich an eine andere, ſeltſame Erſcheinung in unſerm Kreiſe, nämlich an den Beſuch eines Drechslergeſellen, den uns Jariges aus der Schweiz zugeſchickt hatte. Er lernte ihn in einer Deligence kennen und führte ſehr intereſſante Geſpräche mit ihm, die er uns wörtlich mittheilte. Sie ſchloſſen ſich mit Erwähnung des Don Quixote, worin Jariges eben geleſen. Ich kenne ihn aus der deutſchen Ueberſetzung ſagte der Drechslergeſelle; wie kommen Sie aber zu dieſer ſeltenen Lectüre von ſpaniſchen Werken? — Ich reiſe nach Spanien, gab Jariges zur Antwort. Alſo in das Land, fuhr jener fort, wo man den Namen der Aufklärung kaum kennt; die Spanier haben ihre große Epoche gehabt. — Trotz dieſes Berichts verurſachte mir der Anblick des Drechslergeſellen, wie er wirklich zu mir hereintrat, einiges Befremden, denn ich ſah einen Menſchen vor mir, der ſich in Kleidung und Haltung durch nichts von einem gewöhnlichen Handwerksburſchen unterſchied und überdies noch mit einem Auge ſchielte und an einem

Fuße lahm war; aber durch eine Unterredung mit ihm überzeugte ich mich bald, daß eine zart empfindende Seele und ein durchaus gebildeter Geist in ihm wohnten. Sofort wurden die Freunde auf den andern Tag zu mir berufen und er nahm beim frohen Mahle den ersten Platz unter uns ein — zum höchsten Erstaunen des aufwartenden Bedienten, der ihm die Teller nicht ohne einige Mienenerschütterung reichte. Unsere Gespräche und Scherze hatten den gewohnten Fortgang und der Drechsler blieb in keiner Sache zurück, so daß wir über seine Aeußerungen sehr bald sein Aeußeres vergaßen und uns gemuthete, daß er in unserm heitern Bunde kein unwürdiges Mitglied sei. Wie er den andern Tag Abschied von mir nahm, sagte er unter andern: „Mein Schicksal hält mich unter dem ungebildeten Theil der Menschen, es ist mir ein Fest, wenn ich einmal Jemanden spreche, mit dem ich mich über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten kann."

Somit setzte er seine Wanderung fort, aber er schrieb nach einiger Zeit, daß er wegen seines lahmen Beins sein Handwerk aufgeben

und zu einer Anſtellung in ſeiner Vaterſtadt Zürich die Rechte ſtudieren wolle. Sein Name war Köchli. —

Den 14. Februar 1803 kehrte Jariges von ſeinen Reiſen zurück. Er ſorgte dafür, daß ſich das geiſtige Prinzip in unſerer Geſellſchaft über das ſinnliche noch mehr erhob. Vor Tiſche wurde immer das Werk eines berühmten Dichters vorgeleſen und ſo kamen Taſſo von Göthe, die Andacht zum Kreuze von Calderon und Tragödien von Sophokles und Shakespeare zum Vortrage. Meine geringen dichteriſchen Verſuche fanden bei warmer Theilnahme immer eine ſorgfältige Prüfung, wobei ich auf Jariges Urtheil, deſſen feiner Sinn ganz für die Kritik geſchaffen war, am meiſten vertrauen konnte. Vielleicht geſchah es auch durch ſeine Einwirkung, daß in mir bald eine große Veränderung vorging, nämlich eine Befreiung des Poetiſchen vom Rhetoriſchen, die ich zuerſt in einer kleinen Romanze: der Organiſt deutlich wahrnahm, indem es mir ſogar innerlich fühlbar wurde, wie der Gegenſtand ſich von der unmittelbaren Theilnahme frei machte und zu einem Bilde der

Vorstellung sich gestaltete, zu einer Anschauung des Geistes, worauf alle Poesie und Kunst hinausgeht. Es folgte die Schwalbe, der Müllerknappe, später Riesenhain, der Hirt im Walde, Ritter Wido, die Taube und andere Romanzen und Balladen nach eigener Erfindung, von denen manche nur den Fehler haben, daß sie über die romantische Kürze hinaus der poetischen Erzählung sich nähern. Der Organist kam zwar im Beckerschen Taschenbuch auf 1804 zum Vorschein und blieb nicht unbemerkt. Mein bescheidener Wunsch war, es nur dahin zu bringen, daß ich mit unter den vorzüglichsten Dichtern des Beckerschen Taschenbuchs genannt würde und dieses Glück erreichte ich wirklich in kurzer Zeit. Ich lebte jetzt in poetischen Ideen und Betrachtungen ein immer mehr gedeihendes Leben, das mir durch den heitern Umgang von aussen her stets genährt und erfrischt wurde. —

Als ich im Sommer vor meinem Fenster das Erntefeld sich ausbreiten sah, fiel mir ein, daß wir wohl hier einmal unsere Versammlung halten und mitten in der Natur uns einen herrlichen Abend schaffen könnten. Ich berief des-

bald die frohen Genoſſen zu einem ländlich-ländlichen Mahl im Freien, zu einem Mandelfeſt, wie wir es nannten. Wir trugen den Tiſch auf das Feld hinaus und Wein und leibliche Nahrung dazu. Die Garben einer Mandel legten wir rund um den Tiſch her, um uns ſo zu einem Kreiſe zu vereinigen. Wie wir eben damit beſchäftigt waren, ſah ich den alten Abt Reſewitz, der immer noch über die Verwaltung des Kloſterguts Abt war, durch das Feld daher ſpazieren. Ich muß ihm doch das Wort gönnen, ſagte ich und ging zu ihm, ſeine Einwilligung zu unſerer kleinen Einrichtung zu erbitten. Er ſchaute mich bedenklich an und indem er die Erlaubniß gab, fügte er noch in Abſicht der vollen Garben mit einem Ausdruck von Schlauheit hinaus: „Sie wollen ſie wohl ausdröſchen?“ — Dies wurde uns nachher zum ſchönſten Trinkſpruch, denn wie unter Scherz und Lachen die Freude endlich bis zur Ausgelaſſenheit ſtieg, — ſahen wir ſein Wort an den wenig geſchonten Garben wirklich in Erfüllung gehn und es hieß nun: „der Abt iſt ein kluger Mann!“ — Die Sonne ging hinab unter dem Einklang ſchallender Geſänge, — ein Ausdruck der Freude, an dem

ich nie etwas Anſtößiges habe finden können. Unter den ſanfteren Strahlen des Mondes, belebten ſich jetzt die aufgethürmten Garben um uns her zu einem Feldlager nomadiſcher Völker, bis auch dieſe Sonne hinabſank und uns der Nacht überließ, die mit ihren Sternen über unſerer Welt den Tempel der Unſterblichkeit baut.

Erſt die Mitternacht trennte den Kreis, doch ein freundliches Bild blieb, als das Feſt ſchon der Erinnerung angehörte, noch lange dem Felde eingeprägt. Die Schnitter weigerten ſich nämlich den andern Tag gegen den Verwalter, von unſerer Mandel, der fehlenden Körner wegen, ihren Antheil zu nehmen, und die ausgeſtreute Saat keimte und ſproß zu einem kleinen runden Teppich, der den Winter hindurch bis in den Frühling hinein, herrlich grünend uns immerfort die geweihte Stelle zeigte, wo wir Fröhlichen geſeſſen hatten.

Während ſolchen Umgangs war ich dem ſchönen Geſchlecht faſt ganz abtrünnig geworden, und der Doctor mein Freund, der für die

Geſelligkeit immer das Bindemittel abgab, hatte ſeine wahre Noth mit mir. Ich verdankte ihm in der That manche ſchöne Bekanntſchaft unter andern die mit der Predigerwittwe Beuſt in Krakau, Matthiſſon's Schweſter, einer feinen, geiſtreichen Dame, die uns mit ihren hübſchen Töchtern den Genuß mancher angenehmen Stunde ſchenkte. Nur wußten wir ihre Gefühle nicht immer zu ſchätzen, und waren zuweilen gottlos genug, zu zählen, wie oft ſie an einem Abend geweint habe.

Auf dem Klubb lernte ich Friederike Lohmann mit ihrer Tochter kennen. Letztere, eine ſchlanke, zarte Geſtalt erblickte ich neben einem jungen, wohlhabenden Künſtler, der für ihren Liebhaber galt, aber es herrſchte eine ſolche Schweigſamkeit zwiſchen Beiden, daß einem darüber ein Grauen anwandeln konnte. In dieſer Stille lag denn auch wohl ihr künftiges Schickſal; die Verbindung kam nicht zu Stande. — Mit der hübſchen Gärtnerin war ich in freundlichem Vernehmen geblieben. Sie ſorgte immer für friſche Blumen auf meinem Zimmer, wofür ich ihr zur Hochzeit ein kleines Halsgeſchmeide ſchenkte, auf welchem das ein-

zige Wort eingegraben ſtand: blühe! Ein Semi-nariſt des Kloſters machte ſie zur Frau Kantorin.

Manch ſtill Verſtändniß des Gernſehens knüpfte ſich zwar noch durch die Sprache der Augen, aber ich verfolgte es nicht weiter und wenn ich mit einer ſolchen Huldin auf einem Kloſterball zuſammentraf, hatte ich nicht Herz genug, zu einem Tanz meine Hand in die ihrige zu legen. Ich ſchalt mich nachher tüchtig darüber aus, beſſerte mich aber nicht. Ja ich beſtand endlich darauf, mit dem Doctor nicht mehr in vornehme Geſellſchaft zu gehen, weil es mir an Lebensart fehle. Ich war hier um ſo ſchlimmer daran, da ich die Fehler fühlte, die ich beging; er aber nannte es eine fixe Idee.

Etwas Eigenes muß ich doch, weil ich einmal von mir zu ſprechen unternommen habe, noch von mir erwähnen, das ſich freilich in den Mund eines Andern beſſer ausnehmen würde. Es beſteht darin, daß beim erſten Anblick einer Perſon ſich meinem Gefühl öfters etwas aufdringt, wovon ich den Grund nicht anzugeben weiß und zwar auf eine ſehr auffallende Weiſe. So tritt z. B. ein ſtattlicher Mann

in die Gesellschaft, bei dessen Anblick ich mir des Gefühls nicht erwehren kann, daß er Schulden habe, obgleich nicht die mindesten Merkmahle davon wahrzunehmen sind und — ein Paar Tage darauf erkundigt sich ein Israelit bei mir nach seinen Vermögensumständen. — Ich gebe zu Tische mit einem vornehmen Herrn und kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß er ein Roßtäuscher sei und wie ich nachher einen Freund darum frage, lacht er mir entgegen und sagt: „ein Roßtäuscher ist er nicht, sondern ein Landedelmann, aber er giebt sich viel mit dem Pferdehandel ab.“ —

Besonders war mir folgendes Beispiel merkwürdig, das ich auf Kloster Berge erlebte. Ich fand auf der Klosterwiese eine Bekannte neben einer schweigsamen Unbekannten auf der Bank sitzen, ich gesellte mich auf ein Paar Worte zu ihnen und äußerte nachher zu dem Bruder der ersten: „eine fremde Dame war bei Deiner Schwester, die kam mir vor, als ob sie den Tag vorher auf einem Ball gewesen, als ob sie krank und als ob sie in eine unglückliche Liebe gerathen sei.“ Darauf starrte er mich groß an und sagte: „das ist alles wört-

lich wahr: sie befand sich auf einem Ball, sah sich von ihrem Geliebten, einem Officier, auffallend vernachlässigt, ergriff ein Glas kaltes Wasser und wandte sich mit den Worten zu ihm: das trinke ich Ihnen!" — Sie starb auch nach einiger Zeit und ihre Geschichte machte großes Aufsehn. — Gehen dergleichen Ahnungen auf etwas Künftiges, so werden sie Prophezeihungen, wie in folgendem Fall.

Nach der ersten Bekanntschaft mit einem jungen Manne sagte ich: „er sieht aus, als wenn er sich wohl einmal erschießen könnte" und bald nachher erfuhr ich, daß er bei einer geringen Verlegenheit wirklich dazu Anstalt getroffen hatte und nur durch eines Freundes Beistand noch war gerettet worden. Der Grund von solchen Offenbarungen mag darin liegen, daß ich immer ein Gemüthsleben geführt und mich gern dunkeln Gefühlen hingegeben habe. Ich glaube auch, daß jeder natürliche Mensch solche Gefühlseingebungen hat und daß sie nur erst durch Bildung, thätigern Verstand und künstliches Leben verloren gehen.

In meinen Beſchäftigungen neben den Lehrſtunden herrſchte große Abwechſelung, je nachdem mich die Luſt trieb. So hatte mich kürzlich die Neigung zum Dramatiſchen wieder ergriffen und mir zwei Schauſpiele in den Sinn gegeben: die Zwillingstöchter, ein Drama in Verſen und der Zauberbrunnen, ein kleines idylliſches Luſtſpiel, die ich beide, in der Ungewißheit, ob ſie wohl für das Theater paßten, ſo dreiſt war an Iffland zu ſchicken. Meine Erwartung wurde übertroffen, als ich darauf folgende Antwort erhielt:

Wohlgeborner Herr!

Mit wahrer herzlicher Achtung habe ich die beiden Stücke, die Zwillingstöchter und den Zauberbrunnen geleſen. Das erſte — ſo hohe Dichterſchönheiten es enthält — iſt nicht für die Darſtellung geeignet. Den Zauberbrunnen nimmt die Direktion für 10 Dukaten an, wobei ſie es Niemanden mittheilt und der Druck nach ſechs Monaten von Ihrer Diſpoſition abhängt. Das Honorar erfolgt binnen acht Tagen. Ihnen fehlt nur Localkenntniß der Bühne, um auf derſelben ganz Ihrem Genie gemäß

zu wirken. — Werden Sie nicht Berlin besuchen? —

Mit diesem Wunsche und wahrer Verehrung

der Ihre

Iffland.

Berlin, den 26 October 1803.

Man kann sich denken, welche Freude ich über diesen Brief hatte; aber der hinkende Bote kam nach. Ein guter Erfolg auf der Bühne wurde vereitelt durch eine Menge ungünstiger feindseliger und (bei Verschweigung meines Namens) irrthümlicher Umstände, die alle aufzuzählen hier viel zu weitläuftig sein würden, die aber fast ganz Berlin in Bewegung setzten, gleich als hätte ich mit der kleinen Unschuld den Apfel der Zwietracht hineingeworfen.

Ich mußte mich darüber in Geduld fassen und mich mit Ifflands guter Meinung von meinem Talent trösten. Als das Stück gedruckt war, das man eine Bergmannsidylle nannte, wurde es vom Recensenten nicht ungünstig beurtheilt.

Eine Beschäftigung entgegengesetzter Art war auf Köpkens Antrieb das Dichten einiger

geiſtlichen Lieder, auf die ich einigen Werth legen möchte, die aber zum neuen Magdeburgiſchen Geſangbuche, womit man eben umging, zu ſpät kamen.

Meine Neigung zum Theoretiſchen, d. h. zur Philoſophie über die Kunſt, ſtellte ſich auch von Zeit zu Zeit wieder ein. Ich ſuchte mir den Begriff des Schönen und die Anwendung deſſelben bei den ſchönen Künſten durch Abhandlungen klar zu machen und umgekehrt machte ich von den praktiſchen Erſcheinungen den Weg zu den allgemeinen Erforderniſſen wieder zurück. Das letztere führte mich zu einer ſonderbaren Arbeit. Ich that nämlich die Frage an mich, was in den poetiſchen Ausdrücken, Stellungen und Wendungen denn eigentlich das Poetiſche ſei oder in wiefern ſie dieſes erreichten und nun hielt ich eine Muſterung durch viele poetiſche Werke, worin ich alles Poetiſche der Sprache ſorgfältig auffaßte, ſammelte und in eine Rubrik mit vielen Abtheilungen brachte, denen ich nach ihrer Beſchaffenheit verſchiedene Namen oder Ueberſchriften gab. Wie das Gerüſte einmal aufgerichtet war, durfte ich nur die Zeichen davon (Zahlen und Buchſtaben) in dem

Dichter, den ich eben las, so wie ein Beiſpiel vorkam, mit Bleiſtift daneben bemerken, um hier ſpäter die Belåge zu meinem Syſtem bequem aufzufinden. Weil aber viel Mechaniſches dabei war und das Ganze auch wieder auf etwas Mechaniſches, nämlich zu beſtimmten Formen der Poeſie, hinleitete, ſo hielt mich Jahriges von der Arbeit zurück, die ſonſt vollendet eine vollſtändige poetiſche Grammatik hätte geben müſſen. — Nicht minder ſeltſam war eine Unterſuchung, die ich in der Sprache des Oſſian anſtellte.

Ich hatte immer geleſen, daß Oſſian ſeine Verſe nicht gereimt habe und nun zeigte mir Köpken im Macpherſon das Fragment eines Gedichts in der Urſprache, worin allerdings der Reim und zwar vorherrſchend gebraucht war. Dies machte mich begierig, die Urſprache des alten Barden überhaupt kennen zu lernen. Ich ſuchte deshalb, mit der engliſchen Ueberſetzung daneben, im Urtext die Wiederkehr derſelben Worte und dieſe in ihren verſchiedenen Verbindungen auf, ſo daß aus der Vergleichung des verſchiedenen Gebrauchs die üblichen Beugungen, Stellungen und nachbarlichen Beſtimmun-

gen, alſo die Formen der Sprache überhaupt, kenntlich hervorgehen mußten. Dadurch kam ich zu ſehr intereſſanten Bemerkungen, als z. B., daß das Gaeliſche in der Beugung und Verknüpfung der Worte Aehnlichkeit mit dem Hebräiſchen hat, daß ſie noch, wie dieſes, bei Präpoſitionen und Subſtantiven ſich bemüht und ſpricht: in der Waffen Mitte ſtatt in den Waffen, Angeſichts der Wolken ſtatt auf den Wolken u. dgl., daß ſie viele Naturlaute hat, wie Srerdan, das Geſchrei oder Gekrächze eines Vogels, daß ſie zu Bezeichnungen oft andere Eigenſchaften, als unſere Sprache, wählt und ſo das Thal nicht von ſeiner Niedrigkeit, ſondern von ſeiner Stille benennt und daß endlich die Sprache (in deren Form ſich immer die ganze Denkweiſe einer Nation abdrückt) denſelben Geiſt athmet, der im Oſſian herrſcht, deſſen Aechtheit damals noch ſehr bezweifelt wurde, aber hier ſchon aus der Sprache ſich ergab. So iſt denn auch die Poeſie des Oſſian in der großartigen Einfachheit (der Mond wie ein Schild) der hebräiſchen ähnlich und darf demnach am wenigſten in griechiſcher oder römiſcher Tonweiſe, wovon ſie weit entfernt bleibt, überſetzt werden.

Bei Gelegenheit dieſer Unterſuchung trug ich auch manche Stelle in deutſche Reimgedichte über, aber es war mehr eine moderne Verarbeitung als treue Ueberſetzung und ich ſpürte, nachdem ich meine Neugierde über den Geiſt des Oſſian befriedigt hatte, keine Luſt weiter, mich mit dieſem Dichter zu beſchäftigen, weshalb ich denn auch Jariges Rath, den ganzen Oſſian in deutſche Reimverſe zu überſetzen, unbefolgt ließ.

Meine Theorie des Reims hatte ſich unterdeß in der gelehrten Welt nicht geringen Beifall erworben, zuerſt in den Göttingiſchen Anzeigen, dann in der damaligen (Schlegelſchen) Erlangiſchen Literaturzeitung, beſonders aber in der deutſchen Bibliothek, wo ſogar der Recenſent verſicherte, noch keinen gefunden zu haben, der ſo tief in die Materie eingedrungen ſei und ſie ſo ſehr erſchöpft habe, als der gelehrte Verfaſſer, an dem das ſachkundige Publikum nicht nur Fleiß und Nachdenken, ſondern auch einen ſeltenen philoſophiſchen Scharfſinn, tiefe Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtande und eine weitläufige Beleſenheit ſchätzen ſollte. — Da dies Lob übertrieben war, rieth mir Jariges,

dagegen öffentlich zu proteſtiren. Ich meinte aber, das hieße beſcheiden ſein auf eine unbeſcheidene Weiſe. Was manche zu viel thaten, das thaten Andere wieder zu wenig. So war, wie mir Tiedge ſpäter erzählte, eine vortheilhafte Anzeige meines Buchs an die Halliſche Literaturzeitung gelangt, aber ſie ließ ſolche nicht drucken. Ob ſie über mein Buch, oder über die Anzeige in Zweifel war, weiß ich nicht. Sie ſchwieg lieber ganz dazu und ſo machten es auch die übrigen kritiſchen Blätter. Auf dieſe Weiſe wurde denn doch meine Theorie zu wenig bekannt, ſo daß einige Zeit nachher Jemand in der Zeitung für die elegante Welt es wagen konnte, wörtlich daraus abzuſchreiben und hinzu zu fügen, daß er ſeine Anſicht aufſtelle Immerhin! —

Mittlerweile war die Zeit herangerückt, daß der Baron von Putlitz die Univerſität beſuchen und meine Hofmeiſterſtelle ihre Endſchaft erreichen ſollte. Jetzt entſtand die Frage, welcher Weg nun für mich einzuſchlagen, welche Beſchäftigung, welche entſchiedene Beſtimmung zu wählen ſei. Ich ſchwebte in einiger Unruhe,

aber ich hatte die Poeſie nun ſchon zu lieb gewonnen, als daß ich mich wieder davon hätte losreißen können. Soll ich denn nie meiner Neigung folgen? ſagte ich zu mir ſelbſt; ſoll ich denn niemals der Stimme der Natur Gehör geben, immer nur den Wünſchen Anderer mich fügen, immer nur *ihrem* Verlangen mich unterwerfen? Hätte ſich irgendwo eine Predigerſtelle für mich aufgethan, ſo ſäße ich jetzt auf einem Dorfe, aber das Schickſal hat es nicht gewollt. Auf welche Möglichkeiten kann ich nun rechnen? Je mehr ich überlegte, je mehr *befeſtigte* ſich mein Sinn, ganz ſo, wie es mir erging, als ich die Handlung verließ. Endlich wurde es unerſchütterlicher Entſchluß, der Poeſie und den ſchönen Wiſſenſchaften zu leben. Ich verfaßte deshalb ein großes Schreiben an meinen Onkel, ſchilderte meinen ganzen Zuſtand und ſtellte mit einem Rückblick auf das Vergangene die Kennzeichen heraus, die es wahrſcheinlich machten, daß meine natürliche Beſtimmung ſei, durch eine freie literariſche Thätigkeit zu wirken. Um ihm dieſes — ſo viel als möglich — ſchwarz auf weiß zu beweiſen, ſchickte ich ihm alles, was bis jetzt von mir gedruckt war, das Einzelne ſowohl als was in andern Büchern zerſtreut ſtand und

legte zugleich sämmtliche Briefe bei, die ich mit einem guten Zeugnisse über mich nun schon von vielen Gelehrten aufweisen konnte. Die Sendung glich einem Pack Akten, die man einem Richter zum Urtheilspruch vorlegt. —

Dies geschah den 4. März 1804. Den 7. schickte mir mein Bruder die Nachricht, daß der Onkel alles gut aufgenommen habe und daß er mich nach Tische zu sprechen wünsche; noch schrieb Jariges, daß der Onkel geäußert habe, ich sollte nur sagen, wie viel ich jährlich brauchte, er wolle es mir anschreiben, es sei dann meine Sache; Jariges fügte noch hinzu, daß ich diesmal nur nicht so bescheiden sein möchte.

Somit trat ich nach Tische beim Onkel ein. „Nun," rief er mir entgegen, „und Du willst mich zum König machen?" Ich antwortete: „nach meiner Idee können Sie es auch sein." Ich hatte ihm nämlich unter andern geschrieben: der König habe ja (nach den Zeitungen) dem Naturdichter Hiller ein Gut geschenkt, damit er seiner Muse leben könne; was ihn denn hinderte, mein König zu sein? — Anfangs saß ich etwas gepreßt und und die Erinnerung an alles

das, was ich an den Onkel geschrieben hatte, setzte mich in Rührung; erst der Wein gab mir Muth zu sprechen. Der Onkel sagte: ich hätte ganz recht, er sähe nun wohl ein, daß dies meine Bestimmung sei. Er verdenke mir es auch nicht, daß ich kein Prediger werden wolle, bei der jetzigen Gleichgültigkeit gegen Religion; er selbst möchte es jetzt nicht sein; indeß, wenn er doch nun nicht wäre, wie ich da meinen Plan durchsetzen wollte? ich sagte zwar vom Leben in einer Hütte, aber das ließe sich eher sagen als thun. Ich solle nur künftig gegen Schein aufnehmen, was ich nöthig hätte, er wollte es mir anschreiben; wie viel ich jährlich wohl brauchte? Ich antwortete: 600 Thaler. Er äußerte nichts dagegen und setzte noch hinzu, daß er dies als ein Etablissement betrachte, ermahnte mich aber zur Sparsamkeit. Ich sagte, dann möchte er mir aber nicht böse sein. „Ich bin ja nicht böse gewesen," antwortete er, „bin auch jetzt nicht böse." Er meinte, daß ich in der Folge wohl noch so viel behalten würde, daß ich von meinen Interessen leben könnte. — Noch fragte er, ob dieser Iffland derselbe sei, von dem er schon lange gehört habe. Ich bejahete es und war ehrlich genug, ihm auch das Schicksal mei-

nes Stücks nicht zu verſchweigen. Auch von meinem Buche über den Reim ſprach er und von der Handlung, die er nicht aus Geiz, ſondern nur aus Ambition fortſetzte. — Unſere Unterredung dauerte eine volle Stunde. Mein Brief gefiel ihm ſo ſehr, daß er ihn darauf dem Präſidenten von Vangerow mittheilte, der ſich kürzlich nach mir erkundigt hatte. —

Bei meinem Vater ſah es dagegen ganz anders aus. Er war von des Onkels Güte gegen mich ſo wenig erbaut, daß er behauptete, wenn der Onkel kein ſchwacher Mann wäre, würde er mir nicht willfahren; wenn er Kenntniſſe hätte, würde er anders handeln. Ich ſagte, gerade dann würde er mir am Erſten willfahren. Ich glaubte nicht die Schwäche des Onkels benutzt, ſondern meine Beſtimmung gründlich dargethan zu haben, nach wahrhaften Zeugniſſen, woraus man erſehen könne, daß keine Betrügerei dabei ſtatt finde. Da oft Fremde ſich angehender Dichter annähmen, ſo ſähe ich nicht ein, warum es nicht auch Verwandte an mir thun ſollten. Es ſei gewiſſermaßen ein Unglück für mich, daß ich einer Kaufmannsfamilie angehöre, der zu gefallen ich meine Neigung ſo

lange hätte unterdrücken müssen; ich müßte sonst in meiner Bildung weiter sein. — Er äußerte noch Besorgniß für meine Gesundheit und dann schieden wir von einander. —

So hatte ich denn die Freiheit errungen und konnte, zuvor vom Winde bald an dieses, bald an jenes Ufer getrieben, nun endlich, wenn auch mit halb zerrissenen Segeln und obgleich den großen Umweg beklagend, doch mit frischem Muthe auf das Ziel des unauslöschlichen Triebes lossteuern!

Mein Plan war, mit Jariges zunächst nach Dresden, dann nach Weimar und Berlin zu reisen und wo es mir am besten gefiele, da wollte ich bleiben. — Putlitz war schon vor mir nach Wolfshagen abgereist. Nachdem ich meine Angelegenheiten geordnet und zur Abfahrt von Magdeburg alle Vorkehrungen getroffen hatte, bereitete ich zum Abschiede den Lehrern auf Kloster Berge noch bei mir einen lustigen Abend. Wir scherzten, lachten und jubelten und schieden dann ohne Traurigkeit von einander. — Es war den 8. April 1804 früh halb sechs Uhr, als ich den geliebten Aufenthalt verließ.

Ich ſah mich rings noch einmal um und — wie ich in aller Stille nun langſam vom Kloſter herunter ging, hörte ich vom Giebel des Daches, wo der Organiſt wohnte, auf dem Waldhorne inbrünſtig hinter mich her die Töne des Liedes erſchallen: Was Gott thut, das iſt wohlgethan!

Ende.